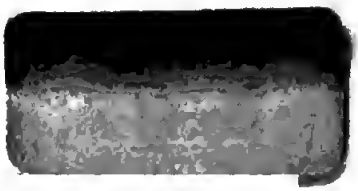
BIBLIOTHÈQUE NATIONALE R.F.
252
3 I
9



Digitized by Google

Lehrbuch der Erdbeschreibung

von

A. Bachariä.

II. Theil.

Bilder aus der Länder- und Völkerkunde

von

Louis Thomas.

Lehrbuch der Erdbeschreibung

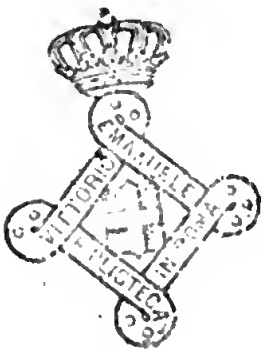
in natürlicher Verbindung

mit

Weltgeschichte, Naturgeschichte und Technologie

für den

Schul- und Privatunterricht.



Von

A. Zachariä.

II. Theil.

Bilder aus der Länder- und Völkerkunde.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Louis Thomas,
Lehrer an der 5. Bürgerschule zu Leipzig.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Fleischer.
1870.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Bereits der siebenten Auflage der Erdbeschreibung von Zachariä, diesem praktischen und vielbenutzten Schulbuche, fügte der Herausgeber zur Vervollständigung diesen zweiten Band bei, welcher, Bilder aus der Länder- und Völkerkunde nach guten, neuen Reisebeschreibungen enthaltend, den geographischen Unterricht besonders beleben und seinen Erfolg wesentlich fördern sollte. Sein Bestreben war hauptsächlich darauf gerichtet, meist anschaulich bearbeitete Bilder, nicht trockene Beschreibungen oder Abhandlungen zu liefern. Inhalt und Darstellung sollten das Interesse des Schülers erwecken und ihn gleichsam zum Beobachter und Augenzeugen des Völker- und Naturlebens in den verschiedenen Ländern der Erde machen. So sollte auf die Phantasie desselben befruchtend eingewirkt und sein Interesse am geographischen Unterrichte mehr gefördert werden, als es durch Einprägung von Namen und Zahlen, sowie durch übersichtliche Darstellungen von Fluß- und Gebirgssystemen oder durch Besprechung der Configuration des Bodens geschehen kann. Der Verfasser unterschätzt die Bedeutung derartigen geographischen Stoffes keineswegs, erachtet vielmehr seine Darreichung und Einprägung für unerläßlich, meint aber, daß die Förderung des Einen nicht auf Kosten des Andern geschehen dürfe.

Die beträchtliche erste Auflage dieses zweiten Theiles ist seit längerer Zeit vergriffen, weshalb der im vorigen Jahre erschienenen achten Auflage des Lehrbuches dieser zweite Theil nunmehr in neuer, vielfach verbesserter und beträchtlich erweiterter Auflage folgt. Außer zahlreichen Veränderungen in einzelnen beibehaltenen Bildern, sind viele andere durch neue ersetzt und ihre Gesammtzahl noch außerdem um 24 vermehrt worden. Dem schon beim Erscheinen der ersten Auflage ausgesprochenen Grundsatze gemäß, den Raum des einzelnen Bildes nicht auf mehr als drei bis vier Seiten auszudehnen, ist der Verfasser in den meisten Fällen treu geblieben, da eine größere Umfänglichkeit dem Wesen des zwölf- bis vierzehnjährigen Schülers nicht entsprechen und den Zweck des Buches eher beeinträchtigen, als fördern möchte. Weniger bedenklich erschien eine größere Erweiterung des Buches durch Aufnahme von noch mehr Bildern, gleichwohl mußte

mancher interessante Artikel zurückgelegt werden, damit das Buch selbst dem minder bemittelten Schulmanne, sowie einzelnen Schülern zugänglich verbliebe. Ist doch der Herausgeber ohnehin überzeugt, daß nur unter günstigen Verhältnissen die reiche Fülle des Inhalts in der Volksschule zu bewältigen sein wird.

Die Quellen, nach denen die meisten Bilder bearbeitet wurden, finden sich unter denselben verzeichnet; doch mußte in einzelnen Fällen von dieser Regel abgegangen werden, sobald das mehreren Verfassern entlehnte Material zu einem Gesammtartikel vereinigt wurde.

Der Herausgeber wird sich herzlich freuen, wenn seine Arbeit auch zu ihrem Theile dazu beiträgt, das Interesse am geographischen Unterrichte, sowie an derartiger Lectüre, namentlich an Reisen und unsern trefflichen geographischen Zeitschriften, wie „Globus", „aus allen Welttheilen", „Ausland" und den „Mittheilungen von Petermann" zu fördern.

Leipzig im Juni 1870.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Bilder aus Aſien.

No.		Seite
1.	Beirut und der Libanon	1
2.	Das heilige Land	3
3.	Jeruſalem und ſeine heiligen Orte	10
4.	Damaskus	14
5.	Ein Mittagsmahl in einem arabiſchen Hauſe zu Damaskus	18
6.	Die Beduinen	20
7.	Reiſe nach dem Sinai	24
8.	Die Pilgerſtadt Mekka	28
9.	Ein Beſuch beim Schah von Perſien. Perſiſcher Despotismus	32
10.	Die Perſer	35
11.	Ein Zuſammentreffen mit Kurden	37
12.	Benares	39
13.	Die Religion der Hindus	42
14.	Die Thugs	46
15.	Madras	48
16.	Ein Beſuch auf Ceylon	50
17.	Die Perlenfiſcherei im Golfe von Manaar	53
18.	Bangkok, die ſchwimmende Stadt	56
19.	Ein Tag in Batavia	59
20.	Schanghai	62
21.	Der Anbau und die Bereitung des Thee's	65
22.	Der Acker-, beſonders der Reisbau der Chineſen	67
23.	Die Nomaden der Mongolei	69
24.	Der Dalai und die Buddhareligion	72
25.	Die Hauptſtadt Jeddo	74
26.	Der Kirgiſe und ſeine Steppe	80
27.	Wanderung im mittleren Kaukaſus	82
28.	Beſteigung des Elbrus	88
29.	Das heilige Feuer von Baku	90
30.	Der Markt von Oſtrownoje und die Tſchultſchen	91

II. Bilder aus Afrika.

31.	Alexandrien	95
32.	Kairo	98
33.	Die Feierlichkeiten zu Kairo bei Anſchwellung des Nils	101
34.	Beſuch einer Moſchee in Kairo	103
35.	Beſuch der Pyramiden von Dſchiſeh	105
36.	Ein Ausflug in Algerien	108
37.	Bilder aus Marokko	111
38.	Aus der Sahara.	
	1) Die Wüſte zwiſchen Feſan und Kanar	116
	2) Der Weſten der Sahara und deſſen Bewohner	122
39.	Aufenthalt am Hofe des Königs von Dahomey zu Abomey	124
40.	Der Fetiſchdienſt an der Goldküſte	128
41.	Die Stadt Kuka und ihr Markt	131
42.	Wanderung durch die nubiſche Wüſte	135
43.	Abeſſinien	139
44.	Das Chriſtenthum in Abeſſinien	142
45.	Eine Entdeckungsreiſe im äquatorialen Afrika	146
46.	Die Entdeckung des Mwutan Nzige	154
47.	Die Victoria-Fälle, das Wunder Südafrikas	157
48.	Eine Wildniß im Caplande	160
49.	Die eingeborne Bevölkerung des ſüdlichen Afrika	161
50.	Eine Anſiedelung im Caplande	168

III. Bilder aus Europa.

51.	Athen	173
52.	Die Neugriechen	176
53.	Eine Apenninenreiſe zwiſchen Parma und Genua	179
54.	Die Maremmen	182
55.	Wahl und Huldigung eines Papſtes (Pius IX.)	185
56.	Die heilige Woche in Rom	188
57.	Die Einkleidung einer Nonne	192
58.	Der Carneval zu Rom	194
59.	Eine Reiſe auf den Veſuv während eines Ausbruchs	198
60.	Wanderung durch Pompeji	201
61.	Beſteigung des Aetna	204
62.	Palermo	206
63.	Ein Beſuch der Katakomben von Palermo	211
64.	Die Spanier	213
65.	Ein Stiergefecht zu Sevilla	217
66.	Die Wanderungen der Merinoherden in Spanien	221
67.	Gibraltar	224
68.	Die Küſten der Bretagne und ihre Bewohner	227

Digitized by Google

No.		Seite
69.	Die Landes oder Haiden von Medoc	230
70.	Bilder aus Paris.	
	1) Die Stadt vom Pantheon aus gesehen	234
	2) Das Treiben auf den elysäischen Feldern und Pariser Tagediebe	237
	3) In dem Justizpalaste	240
71.	Reise von Lyon nach Nizza	243
72.	Toulon	247
73.	Bilder aus London.	
	1) London als Weltstadt	249
	2) Die London Docks	253
	3) Der Sonntag in London	257
74.	Besuch einiger Fabriken in Manchester und Stockport	260
75.	In einer Kohlenmine von Newcastle	265
76.	Besuch einer englischen Kohlen- und Eisenstadt	267
77.	In Hochschottland	270
78.	Aus dem nördlichen Irland	273
79.	Die Königsstadt an der Spree	278
80.	Die Wenden in der Niederlausitz	281
81.	Eine Reise durch die Insel Rügen	284
82.	Das Riesengebirge	289
83.	Die Halligen	293
84.	Der Harz	296
85.	Eine Grubenfahrt zu Clausthal	299
86.	Die Lüneburger Haide und ihre Bewohner	301
87.	Ostfriesland	305
88.	Bauernleben in Westfalen	308
89.	Der Weinbau an der Mosel	311
90.	Land und Leute in Masuren	314
91.	Die Leipziger Messe	317
92.	Das sächsische Erzgebirge und seine Bewohner	319
93.	Thüringen und seine Bewohner	320
94.	Hamburg	324
95.	Ein Bauerndorf in Mecklenburg	327
96.	Die Lechebene und ihre Bewohner	330
97.	Nürnberg, eine alte deutsche Stadt	334
98.	Umschau vom hohen Staufen	337
99.	Wanderungen um Baden-Baden	339
100.	Der schwarzwälder Klösser	341
101.	Die Donau zwischen Linz und Wien	344
102.	Wien und seine Bewohner	348
103.	Aussicht vom Groß-Glockner über die Ostalpen	352
104.	Die Brennerbahn	353
105.	Besteigung des Ortler	358
106.	Der Steyermärker	361
107.	Maria-Zell und die Wallfahrten	364
108.	Wanderungen in dem Karst	366
109.	Karlsbad	369
110.	Eine Frühlingsreise durch Galizien	372
111.	Die große ungarische Tiefebene und ihre Hirtenbevölkerung	377
112.	Die Zigeuner und ihre Lebensweise	380
113.	Konstantinopel	382
114.	Aussicht vom Faulhorn ins Berner Oberland	386
115.	Die Gletscher	388
116.	Die Lawinen	391
117.	Der Kanton Appenzell und eine Landsgemeinde zu Trogen	395
118.	Broek in Holland	398
119.	Der Holländer	400
120.	Bergen und die Nordlandsflotte	402
121.	Eine Scene aus Lappland	404
122.	Moskau	407
123.	Kijew	412
124.	Dnjepr-Reise und Steppenfahrt	414

IV. Bilder aus Amerika.

125.	Eine Reise über den atlantischen Ocean nach Amerika	418
126.	Aus Capitän John Roß' zweiter Entdeckungsreise in den Ländern des Nordpols	422
127.	Der Niagarafall	428
128.	Eine Dampfschifffahrt auf dem St. Lorenzstrom	431
129.	Neu-York	434
130.	Der Indianer am oberen Mississippi	437
131.	Der deutsche Auswanderer im fernen Westen	440
132.	Besuch einer Zuckerplantage der Louisiana	444
133.	Von der mexikanischen Gebirgsküste	446
134.	Unter den Macusis am Rapnnuni in Guyana	448
135.	Der Urwald in Brasilien.	
	1) Die Pflanzenwelt	450
	2) Die Thierwelt	452
136.	Buenos-Ayres und seine Bewohner	453
137.	Die deutsche Colonie in Valparaiso	456
138.	Ein Tag auf der Hochebene von Peru	458

V. Bilder aus Australien.

139.	In Sidney und unter den Eingebornen bei Wollongong	462
140.	Das Gold in Australien	465
141.	Neuseeland und seine Bewohner	468
142.	Ein Besuch auf Tahiti	470

I. Bilder aus Aſien.

1. Beirut und der Libanon.

Unſer Schiff warf im Hafen von Beirut Anker. Es iſt das alte Berytos, eine früher verfallene, jetzt in raſchem Aufblühen begriffene Stadt, die ſich mit ihren Mauern und Thürmen recht ſtattlich ausnimmt und bereits über 12,000 Bewohner zählen mag. Reges Leben herrſcht im Hafen, denn der Handel nach den Hafenſtädten des Mittelmeeres iſt beträchtlich, und allerorts begegnen wir Türken, Arabern, Druſen, Maroniten, morgen- und abendländiſchen Chriſten, Anhängern der römiſchen, wie der griechiſchen Kirche. Maroniten und Griechen haben hier einen Erzbiſchof, und die ziemlich zahlreichen Engländer und Amerikaner eine proteſtantiſche Kirche. Alle europäiſchen Völker begegnen ſich hier im Handelsverkehr, und ſowohl am Hafen wie auf allen öffentlichen Plätzen vernimmt das Ohr die Laute der verſchiedenſten Sprachen. Ein ortskundiger deutſcher Landsmann iſt unſer Führer, durch ihn lernen wir einige der anziehendſten Punkte kennen.

Vom alten Berytos ſind nur wenige Ueberreſte vorhanden. In der Gegend des Hafens und an der nördlich von der Stadt gelegenen Küſte finden ſich noch Theile von Moſaik-Steinpflaſter, vereinzelte Säulen und Säulentrümmer. Die Stürme der Jahrhunderte haben wenig übrig gelaſſen; was aus alter Zeit ſich rettete, verfiel in den Zeiten der Kreuzzüge der Zerſtörungswuth bald der Kreuzfahrer, bald der Sarazenen. Wir ſtehen auf der Höhe des Kap Beirut, das von einem freigebigen Verſchönerer der Stadt vor Jahren in einen reizenden Spaziergang umgeſchaffen wurde. Türken, Araber und Europäer tummeln vor unſeren Augen ihre Pferde, erſtere zugleich im Dſcherid- oder Spießwerfen, einem ritterlichen Spiele, ſich übend. Die ſyriſchen Frauen ſchreiten in ihrer ſonderbaren Nationaltracht, den hohen, ſilbernen Hörnern als Kopfputz und in lange Schleier gehüllt, einher. So eigenthümlich fremdartig und anziehend dieſe Gruppen auch ſein mögen, die Landesſitte gebietet dem Manne, ſie nicht ſonderlich zu beachten. Während zur Linken der Blick ſich in die blauen Fernen des ſyriſchen Meeres verlieren mag, findet er jenſeits der geräumigen Bai an einer kühn emporſtrebenden Gebirgskette einen feſſelnden Gegenſtand, den Libanon. Zwar ſind aus ſolcher Ferne die Einzelnheiten, die tiefen Schluchten, die zahlreichen Dörfer und Klöſter nicht erkennbar, aber um ſo großartiger tritt dafür die geſammte Maſſe der Gipfel hervor, die unter der Einwirkung der reinen Luft und der hellen Beleuchtung nicht das blaue Colorit der Bergketten Europa's annehmen, ſondern violett gefärbt daſtehen und in ihren höchſten, die Schneelinie überragenden Spitzen oft in roſigem Lichte glänzen. Die ganze Landſchaft gleicht einem großen Fruchtkorbe, in welchen der majeſtätiſche Bergrieſe die Fülle ſeiner Naturgaben ausgeſchüttet hat. Mit der ſchneeweißen Locke des Alters

geſchmückt, ſteht er gleich einem gütigen Hausvater da, deſſen höchſte Luſt es iſt, den Kindern und Enkeln, die ſich um ihn herumtummeln, Nahrung und Erquickung zu reichen. Sein Hochrücken trägt die nützliche Bürde des Holzes; unter ſeinen Armen hält er die fruchtreichen Getreidegarben, in den Händen die mit feurigem, ſüßem Weine und Oele gefüllten Becher; zu ſeinen Füßen breiten ſich die mit goldenen Südfrüchten reich beladenen Obſtpflanzungen aus. Seine Gehänge in Garten, Feld und Wald gewähren an ihren aufeinander folgenden Terraſſen einen Ueberblick der vorzüglichſten Erzeugniſſe des Morgenlandes, während unten an der heißen Küſte die Palme ſich ſtolz erhebt und in den Lüften ſchaukelt, Orangen, Maulbeeren, Johannisbrot und Feigenbäume auf das Herrlichſte gedeihen. Weiter hinauf treten Obſt und Wein in reichſter Fülle auf, ſo daß ſelbſt der ärmſte Hüttenbewohner ſich an dieſen herrlichen Naturgaben zu laben vermag. Nun folgen die Oelbäume, die Piſtazien, die Wallnüſſe; dann die Getreidearten und zuletzt das Geſchlecht der Fichten in ſeiner edelſten Form: der Ceder.

Solch reizendes Bild lag vor unſeren Blicken. Das Auge vermochte ſich nicht von dem Anblicke des lieben Landes zu trennen, bis endlich die Sonne ſank und ihre Strahlen über das wellenbewegte Mittelmeer morgenwärts ſandte. Die Libanonkette glühte in violett-röthlicher Gluth, worauf die Dämmerung hereinbrach, die verſchiedenen Farbentöne ihren Schmelz verloren und in dem Schatten der Nacht zuletzt erloſchen. Doch nur auf Zeit — der Vollmond erhob ſich im Oſten hinter dem Gipfel des Makmel und die ihm zur Seite liegenden Berge nahmen in ſeinem Scheine eine tiefgrüne Färbung an. Wie durch einen Zauber ward die ganze Landſchaft verwandelt, und unwillkürlich gedachte ich der Zukunft dieſes Landes, das trotz alles Reichthums der Natur nur in der Vergangenheit groß iſt und in ſeinen Berggipfeln gleichſam die Krone des heiligen Landes enthält.

Doch wir beſtiegen den Libanon in Begleitung von Dienern und Führern. Schon mit Anbruch der Nacht gelangten wir bei ungefähr 7000 Fuß auf das höchſte Joch des Gebirges. Unſer Weg führte uns durch eine reich bevölkerte, gut bebaute und höchſt fruchtbare Gegend. Nur höher hinauf verſchwanden die Zeugen menſchlicher Thätigkeit, die Gebirgspfade werden eng, ſteil und oft ſehr gefährlich; gleichwohl wird die Mühe eines Streifzuges meiſt überall ſehr belohnt. Die mannichfachſten Anſichten ſtellen ſich dem Auge dar, nach verſchiedenen Richtungen ziehen ſich abgelegene Hochthäler und Felswände von ſchwindelnder Steile, dunkle Engſchluchten, die von der Sonne nie vollkommen beleuchtet, von unerſteiglichen Abgründen eingeſchloſſen, großen Gefängniſſen nicht unähnlich ſind. Wir müſſen auf gefahrvollen ungebahnten Pfaden mühſam weiterſchreiten. Schroffe Felsklippen treten uns entgegen, lang ausgedehnte Schneefelder ſind zu durchwandern. Ein äußerſt kalter Wind umſpielt unſere Bruſt, doch wir fühlen uns neu belebt, wir ſind der höchſten Spitze des Libanon, dem Makmel, ganz nahe. Auf den Ruf des Führers erſchallt im Chor ein „Salam! Salam!“ Der Gipfel des Dſchebel Makmel iſt erreicht. Der Anblick iſt wundervoll und lohnt reichlich die Mühe, die ſeine Beſteigung gemacht. Im Oſten breiten ſich ſchwarze Wälder aus, begrenzt durch Schnee und die Kette des Antilibanon. Im Süden der Dſchebel Sunnin, geſchmückt mit einem ſchimmernden Hermelin-Mantel von Schnee und Eis; am weſtlichen Horizonte das Meer, wie ein dunkleres Band des tiefblauen Himmels. Zu unſeren Füßen ein ungeheurer Gebirgs-

keſſel, an ſeinem Rande eingefaßt von den weißen Ringen des Schnees und umſchloſſen von ſeltſam geſtalteten, wüſt durcheinander geworfenen und übereinander gethürmten Felſen in verſchiedenartigſter Färbung; nordöſtlich auf einer Höhe dieſes Keſſels im Schatten grüner Haine das liebliche Thal Eden und eine breite, vom Nahr Kodiſcha durchſtrömte Felſenſchlucht; endlich rechts in der Tiefe als dunkler, einſamer Flecken der berühmte Cedernwald. Ihm wenden wir uns zu, doch brauchen wir eine volle Stunde, um über den Felsboden hinabzukommen, wobei wir unſere Pferde führen müſſen.

Ein eigenthümliches Gefühl bemächtigt ſich unſer, indem wir beim Lichte des Mondes und der Sterne in das Dunkel der Cedern eintreten. Die alten, heiligen Bäume, die Jahrtauſende an ſich vorübergehen ſahen, deren Zeitgenoſſen einſt von den Werkleuten David's und Salomo's zum Tempel gefällt wurden, ſtehen vor uns. Das ganze Cedernwäldchen erhebt ſich auf einem ſteinigen Hügel und beſteht in Summa aus 389 Stämmen, dem Reſte des alten Waldes, der wahrſcheinlich einſt das ganze Thal erfüllte. Die meiſten mögen in einem Alter von einigen hundert Jahren ſtehen, andere wohl 400 bis 800 Jahre zählen. Zehn ſind ganz alt, unter denen ſieben ſich durch beſondere Größe auszeichnen. Die ſtärkſten Cedern haben einen Umfang von 45 Fuß und theilen ſich 4 bis 6 Fuß über dem Boden in mehrere Stämme. Alle grünen noch immer friſch und üppig, ſtehen ſogar in voller Blüthe, ein wahrhaft ſchönes Bild eines jugendlichen Greiſes, obwohl die alten Stämme kaum mehr aus etwas Anderem als aus bloßer Rinde beſtehen, und ſie gleichwohl noch manches Jahrhundert durchleben können, ehe ſie der Zeit zum Opfer fallen. Die chriſtliche Bevölkerung des Gebirges, Maroniten, verſammelt ſich jährlich am Tage der Verklärung Chriſti unter dem Schatten dieſer altehrwürdig, lebendig grünenden Dome zu einer religiöſen Feier. Da mag man oft jener Stämme gedenken, welche dieſem Boden entwuchſen und zu David's Palaſte und Salomo's Tempel verwandt wurden; auch derer, die man unter Esra und Nehemia zum zweiten Tempelbaue fällte, ſowie des prophetiſchen Wortes und ſeiner Erfüllung: „Die Cedern ſind gefallen, der feſte Wald iſt umgehauen. Die übrigen Bäume mögen gezählt werden und ein Knabe mag ſie aufſchreiben (Zach. 11, 2. Jeſ. 10, 19)."

Nach v. Schubert, Schulz u. Ruſſegger.

2. Das heilige Land.

Würden auch jetzt kaum noch Tauſende zu einem Kreuzzuge in das gelobte Land ſich ſcharen, hat ſelbſt die Zahl der frommen Pilger, die vordem Jahr aus Jahr ein nach Paläſtina zogen, ſehr abgenommen; ſo hat doch das heilige Land noch immer einen hellen Klang des Friedens und der Sehnſucht, und wir finden in der Erinnerung der Meiſten, welche es betraten, einen ſtillen feierlichen Nachhall an die Schauer, die ihre Seele durchdrangen, als ſie zuerſt ihren Fuß auf jenen geweihten Boden ſetzten, auf dem der Herr der Welt in ſeiner Niedrigkeit wandelte und wo jeder Ort, jedes Thal, jeder Berg, jeder Fels ſeinen unſterblichen Namen wiedertönt, wo auf wenigen Meilen die Erinnerungen an Jahrtauſende zuſammengedrängt ſind.

Das heilige Land, der Schauplatz der erhabenſten Begebenheiten der Weltgeſchichte, iſt klein. Seine größte Länge von Süden nach Norden beträgt etwa 30 und ſeine größte Breite von Oſten nach Weſten 20 Meilen; ſeine Oberfläche umfaßt nicht mehr als 465 Q.-Meilen. So die Begrenzung, die ihm von Joſua angewieſen wurde, die es aber nur unter Salomo wirklich gehabt

hat, während die dem Abraham verheißene Ausdehnung vom Strome Aegyptens bis an den Phrat nicht den Israeliten allein, sondern allen Kindern Abraham's galt, welche noch heute, wo die Israeliten längst aufgehört haben, ein Volk zu sein, diesen ganzen Landstrich bewohnen, da die Beduinen als Nachkommen Ismael's und selbst die Turkomanen sich dieses Stammvaters rühmen. Bekannt wie seine Grenzen vom Bach Aegyptens bis Sidon und vom großen Meer bis zum Jordan sind die Gebirge und Flüsse, die Thäler und Seen Kanaans, der Libanon, der Karmel, das Gebirge Naphthali, der Tabor, die Gebirge Ephraim und Juda; der Bach Eskol, der Bach Aegyptens, der Jordan und der Jabok, die Ebenen Jesreel, Karmel, Saron und das Jordangefilde; die Seen Merom, Genezareth und der Salzsee. Allein die fruchtbaren Gefilde jenes Landes, wo einst Milch und Honig floß, wo die Trauben Kaleb's reiften und unter David 1,300,000 streitbare Männer auszogen, dessen Bevölkerung in späterer Zeit bis über 10 Millionen anstieg und welches mit Orten so sehr besäet war, daß noch unter Hadrian nicht weniger als 985 Flecken zerstört werden konnten, liegen jetzt wüste und öde. Die Wälder sind ausgerottet, die Flüsse und Quellen versiegt, die Felder unfruchtbar, die Bevölkerung sparsam, und blicken wir uns nach seinen ehemaligen Bewohnern um, suchen wir die Kinder Israel im gelobten Lande, so finden wir sie in trauriger Vereinzelung. Der unendliche Reichthum des Landes an Getreide und edlen Früchten ist verschwunden, es ist wahr geworden, was geschrieben steht: „Deinen Himmel will ich ehern und Deinen Boden eisern machen." Die ganze alte Herrlichkeit des Landes ist dahin, und nur noch die Erinnerung ist in demselben lebendig an den Eckstein, den die Bauleute verworfen haben und der zermalmen wird den, auf den er fällt.

Wenden wir uns jedoch von diesen allgemeinen Anschauungen des Landes zur Betrachtung der einzelnen Orte und Gegenden, so werden uns noch manche anziehende Punkte entgegentreten. — Dort an der Küste des Mittelmeeres lagen Tyrus und Sidon, die mächtigsten und reichsten Handelsstädte der alten Welt, die Pflanzstätten unzähliger Töchterorte und ebenso reich als übermüthig: Sidon schon während der Dauer des jüdischen Reiches von Tyrus abhängig geworden; Tyrus von Salmanassar vergebens berannt, von Nebukadnezar durch eine dreizehnjährige Belagerung auf das Aeußerste bedrängt und endlich Alexander dem Großen erlegen.

Nächst ihnen ziehen der Libanon, der Antilibanon und das dazwischenliegende Thal El Bekir unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Libanon, dessen höchster Gipfel über 9000 Fuß hoch einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist und von dem arabische Dichter singen, daß er den Winter auf seinem Haupte, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schooße den Herbst und zu seinen Füßen den Sommer trage, ist in seinem nördlichen Theile meist von Maroniten, im Süden von Drusen bewohnt, und vom Meere an, in welches er schroff ausläuft, bis an die Grenzen des ewigen Schnees auf das Sorgfältigste angebaut; er bietet nahe dem höchsten Rücken des Gebirges bei dem Dorfe Bschirrai den altberühmten Cedernwald, welcher 389 Bäume umfaßt, von denen die größten gegen 45 Fuß im Umfange haben und mindestens 3000 Jahre alt sind. Der östliche Ausläufer des Antilibanon ist der in der heiligen Schrift oft genannte Berg Hermon, jetzt Dschebel es Scheikh, die höchste Spitze desselben, und dieser ist mit ewigem Schnee bedeckt. Im Thale, welches der Leontes-Kesmiah durchströmt, liegen die ungeheuren Ruinen von Baalbeck-Heliopolis, unter welchen sich der Sonnentempel befindet, aus Quadersteinen erbaut, von denen einige bis 63 Fuß

Länge, 12 Fuß Breite und 12 Fuß Höhe, mithin 9062 Kubikfuß Gehalt meſſen. —

Von dem Libanon fließen vier Flüſſe aus: gegen Norden der Orontes, welcher Homs=Emeſa berührt und bei Antiochien ſich gegen Weſten zum mittelländiſchen Meere wendet; der Leontes, der ſüdweſtlich oberhalb Tyrus in das Meer ſich ergießt; nach Oſten die Waſſer Amana — jetzt Abaſſa — und Pharphari, die nach Damaskus fließen, welches, ſchon zu Abraham's Zeiten blühend und von David der Herrſchaft Israels unterworfen, heute noch wie in den älteſten Zeiten inmitten der Wüſte wie ein Garten Gottes das Auge entzückt. Bei dem See Merom erfocht Joſua über eine große Zahl kananitiſcher Könige einen Sieg; aus einer viel ſpäteren Zeit aber ſtammt Cäſarea Philippi, früher Paneas geheißen, von Herodes dem Großen mit einem Tempel des Auguſt verunziert und von ſeinem Sohne Philippus den Namen tragend. Ehedem hoch und prächtig, iſt es jetzt ein elendes Dorf, welches kaum 150 türkiſche Einwohner zählt. Ein verhältnißmäßig neuer Ort, in der Bibel nicht vorkommend, aber von den Juden heilig gehalten, iſt Szaffad, wo ſich unter 7000 Einwohnern über 400 Judenfamilien, zur Hälfte Polen, zur Hälfte Spanier, befinden.

Bekannter und heimiſcher ſind aber dem Chriſten die Gegenden, in welche wir mit dem Berg der Seligkeiten, auf dem der Herr die Bergpredigt hielt, eintreten. An ſeinem Fuße, auf der Ebene von Genezareth, ſchlug Saladin am 4. Juli 1187 in der Schlacht von Hittin die Macht der Franken, nahm den König Guido von Jeruſalem gefangen, gewann das Kreuz, welches der Biſchof von Bethlehem trug, und bald darauf Jeruſalem. Hinter demſelben lag am See Genezareth die Stadt Tiberias und der Flecken Kapernaum, ſpäter Nahums Dorf oder angenehmes Dorf genannt, der liebſte Wohnort unſeres Herrn und der Schauplatz vieler Wunder, allein auch der Gegenſtand ſeines Weherufs; es ſind jetzt nur noch wenige Ruinen davon übrig. Der See Genezareth ſelbſt, in ſpäterer Zeit den Namen des galiläiſchen Meeres tragend, iſt 2 Meilen lang, $^3/_4$ Meilen breit, von ſchönen Bergen umgeben und von ſo warmem Klima, daß Datteln, Feigen, Weinſtöcke und Oelbäume an ſeinen Ufern gedeihen. Sein Waſſer iſt klar, ſüß und trinkbar, auch iſt es in ſeinem nördlichen Theile ſehr fiſchreich, während im ſüdlichen alle Fiſche fehlen. Es iſt derſelbe See, an dem Bethſaida, Chorazim, Magdala, der Geburtsort der Maria Magdalena, gelegen waren, an dem als Fiſcher Petrus und Andreas, Jacobus und Johannes lebten, der Schauplatz der beiden wunderbaren Fiſchzüge, auf dem Jeſus wandelte, predigte und dem Sturm und dem Wellen gebot. Derſelbe See, auf dem heute auch nicht ein Fahrzeug mehr ſchwimmt, war aber auch der Schauplatz einer Seeſchlacht zwiſchen den Juden und Römern unter Veſpaſian, und nach dem Talmud ſoll aus ihm der Meſſias ſich erheben. Ebenſo wie Kapernaum liegen auch Bethſaida (der Geburtsort von Petrus, Andreas und Philippus) und Tiberias in Trümmern. Das letztere, von Herodes Antipas, dem Mörder des Johannes, angelegt und nach Tiberius benannt, war nach Jeruſalems Zerſtörung eine Zeitlang der Sitz des Sanhedrin's, ſpäter ein Beſitzthum Tankred's. Es hat nur noch 2000 Einwohner, unter denen viele Juden, die es mit Szaffad, Jeruſalem und Hebron zu den vier heiligen Städten zählen, in welchen zweimal jede Woche gebetet werden muß, wenn nicht die Welt in das Chaos zurückſinken ſoll. Im Jahre 1837 begrub ein Erdbeben neun Zehntheile der Einwohner, und in

Paläſtina wie in der ganzen Türkei iſt an die Erhebung eines einmal verfallenen Ortes faſt nie zu denken.

Nazareth, der Wohnort Joſeph's und Maria's, der Ort der Verkündigung, ſieben Stunden von Akka und drei Tagereiſen von Jeruſalem, in einer Umgebung von weißen Kreidehügeln ſehr reizend gelegen, hat ſich nur durch ſeinen Unglauben ausgezeichnet und vertrieb ſogar den Heiland, der in ſeiner Mitte ſtill und unbemerkt aufwuchs, aus ſeinen Mauern. Es hat noch heute ein Franziskanerkloſter, zu welchem die von der Kaiſerin Helena erbaute Kirche der Verkündigung gehört, welche nächſt der Kirche des heiligen Grabes die ſchönſte in Syrien ſein ſoll. Unter dem Chor wird in einer Höhle die Stelle der Verkündigung gezeigt; das Haus der Maria aber, obſchon im Jahre 837 vergebens geſucht, iſt der Sage nach im Jahre 1291 von den Engeln nach Dalmatien und ſpäter nach Loretto getragen worden. Nazareth hat gegen 500 Häuſer mit 3000 Einwohnern, von welchen über zwei Drittel Türken, faſt ein Drittel Chriſten und gar keine Juden ſind.

Südlich vom Berge der Seligkeiten, zwei Stunden von Nazareth, liegt der Tabor, von den Türken Dſchebel Tor genannt, der Berg der Verklärung. Ueber 3000 Fuß hoch überſchaut er alle ihm vorliegenden Berge. Seine Seiten, deren ſüdliche ſich weit in die Ebene Jesreel erſtreckt, ſind mit Eichen- und Piſtazienwäldern bedeckt, ſein platter Gipfel, auf dem noch die Spuren von zwei Kirchen und einer Feſte erkennbar ſind, hat eine halbe Stunde im Umfang. Die Feſtung rührt von Joſephus her; die eine Kirche wenigſtens, den Apoſteln Petrus, Jacobus und Johannes gewidmet, von der Kaiſerin Helena. In einer kleinen Höhle feiern die Katholiken, wenige Minuten davon an einem Altare die Griechen noch heute das Feſt der Verklärung; von ſeinem Gipfel hat man eine der ſchönſten Ausſichten des ganzen Landes. Unmittelbar an ſeinem Fuße liegt Endor, wo Barak den Siſſera ſchlug und Saul die Zauberin befragte, deren Höhle noch immer gezeigt wird. Nahe dabei in der Ebene Esdrelon liegt Nain, jedem Chriſten bekannt. St. Jean d'Acre, ſonſt Akka und noch früher Ptolemais geheißen, noch jetzt eine Stadt von 10,000 Einwohnern, am Ausgange der Ebene Jesreel oder Esdrelon und dem Meerbuſen von St. Acre gelegen, iſt durch die berühmte Vertheidigung Sir Sidney Smith's, der hier Bonaparte zur Umkehr von ſeiner Siegeslaufbahn nöthigte und ihm das erſte unbezwungene Hinderniß in den Weg warf, faſt noch berühmter als durch ſeine früheren Schickſale. Viel genannt in der Geſchichte der Makkabäer, war es ſpäter der gewöhnliche Landungsplatz der Kreuzfahrer und der letzte Ort, den dieſelben im heiligen Lande behaupteten. Es ward im Jahre 1291 von dem ägyptiſchen Sultan Malek el-Aſhraf mit Sturm genommen und 60,000 Chriſten kamen dabei um's Leben. Unfern davon fließt der Fluß Belus, durch die Erfindung des Glaſes berühmt, wie die Ebene Esdrelon durch eine Reihe von Schlachten; denn hier ſchlug Gideon die Amalekiter und Midianiter, hier machten die Philiſter dem Königreiche Saul's ein Ende; hier führte Ahab gegen den Syrerkönig Ben Hadad den ſchlagenden Beweis, daß der Gott Israel's nicht blos ein Berggott ſei, und hier fand der fromme Joſias in einer Schlacht mit Necho, dem Könige Aegyptens, den Tod; am Fuße des Tabor ſiegte Veſpaſian über die Juden, und noch in neueſter Zeit wurden hier 25,000 Türken von 3000 Franzoſen unter Bonaparte und Kleber beſiegt.

Am entgegengeſetzten Ende des Buſens von St. Acre, am Fuße des Karmel, zur Rechten des Baches Kiſon, an welchem Elias die Baalspfaffen ſchlachtete, liegt das Städtchen Kaipha, auch Hepha und Gaba genannt, mit einer beſſeren Rhede, als die von Ptolemais, aber ſchmutzig und gewerblos. Von

hier aus ſteigt man zu dem Kloſter des Karmel hinauf. Dieſer ſelbſt, weniger kahl als die Berge von Judäa, erregt durch ſeine Klüfte, Höhlen, — deren ſich an einem Orte 400 mit ausgehauenen Schlafſtätten und Fenſtern neben einander befinden, — ein Gefühl, in dem ſich Bewunderung mit Furcht miſchen. — Sein Ernſt erinnert an den Sinai. Das erſt im Jahre 1833 durch die unabläſſigen Bemühungen des Paters Matteo im beſten Style neuerrichtete Eliaskloſter bietet dem fremden Wanderer, ohne Rückſicht auf das Glaubensbekenntniß, den freundlichſten Aufenthalt. In mäßiger Höhe frei gelegen und dem kühlen Luftſtrome des Hochgebirgs vom Libanon offen, abwechſelnd dem friſchen Seewind ausgeſetzt, erfriſcht das reiche Grün geſchmackvoller Anlagen, verbunden mit einem Ueberfluß friſchen Waſſers, das Leben ſo wunderbar, daß man faſt nie von Unpäßlichkeiten der Bewohner des Karmel hört.

In gerader Richtung nach Oſten, begrenzt vom Gebirge Gilead, wo Jacob mit Laban einen Bund machte, bietet ſich zunächſt dem Auge des Beſchauers der Jordan dar, wo er aus dem See Genezareth tritt und bis zu dem Einfluß in das todte Meer das Ghor bildet; mehr im Vordergrunde links liegt der See der Gadarener, und wenig rechts ſind es die Ruinen von Samaria, der alten Nebenbuhlerin Jeruſalems, welche unſere Blicke auf ſich ziehen. — Unmittelbar über Sichem, wo Joſeph's Grab iſt, liegen die beiden denkwürdigen Berge Ebal und Garizim — jener nach Norden kalt und ſteil, dieſer im Süden grün und fruchtbar — von welchen einſt das ganze Israel ſich ſelbſt den Segen und den Fluch ſprach, jenen für treues Beharren im Bunde mit dem allmächtigen Gott, dieſen für den Bruch des Geſetzes, der ſeine letzte entſetzlichſte Höhe im Tode des Sohnes fand, der herniederkam, die Frucht von ſeines Vaters Weinberg zu ſuchen. Die Levitenſtadt Jockneam, in deren Nähe ſich der Nahr el Audſcha — Fluß des Petrus — in das Meer ergießt; das einſt glänzende und jetzt in Ruinen liegende Cäſarea, wo ſich der letzte jüdiſche Krieg entſpann, Lydda, wo Petrus den Aeneas heilte, liegen dicht bei einander, und von da aufwärts gelangen wir nach Rama, Samuel's Geburtsort, und zu deſſen Grabe. Nahe dabei liegt Emmaus, ſechzig Feldwegs von Jeruſalem, öſtlicher Bir, das alte Michmas, die Stätte Bethel, wo Jacob den Himmel offen ſah und einen Altar errichtete, Gilgal, der erſte Lagerplatz der Juden in Kanaan, das Gebirge Ephraim, zu dem Gilboa gehört, auf dem Saul in ſein Schwert fiel. Zwiſchen Gilgal und Jericho iſt die Stelle des Jordan, wo Johannes taufte, und Jericho, die Stätte des erſten Sieges der Kinder Israel, in deſſen Nähe der Berg der Verſuchung, die Stätte des größten Sieges, bedeutſam ſich erhebt.

Unſere Wanderung führt uns weiter in die Stadt der Verheißung, nach Jeruſalem. Wohl hat keine Stadt der Welt, ſelbſt Rom nicht ausgenommen, im Laufe der Zeit ſolche Veränderungen erlitten als Jeruſalem; nicht blos Häuſer, Paläſte und Tempel ſind von Grund aus zerſtört und wieder aufgebaut und abermals zerſtört; es ſind auch Hügel abgetragen, Thäler ausgefüllt, die Grenzen der Stadt verändert worden und der größte Theil der in der heiligen Geſchichte wie in Joſephus' Alterthümern erwähnten Gegenſtände ſind ſo völlig verſchwunden, daß ſie weder Spur noch Namen hinterlaſſen haben, ja daß ſelbſt die Grundbauten ausgeriſſen ſind und, wie Richardſon ſagt, man eben ſo ſehr über die Kraft der Erbauer, wie über die ausdauernde Wuth der Zerſtörer ſich wundern muß. So viel auch in Jeruſalem den Reiſenden

Wahres und Erlogenes gezeigt wird, gewiß iſt nur, was die Natur ſelbſt darbietet, denn ihre Züge bleiben, auch wenn die Werke der Kunſt verſchwinden.

Jeruſalem liegt zwölf Meilen vom mittelländiſchen Meere und acht Meilen vom Jordan, feſt gegründet auf den heiligen Bergen und doch von höheren Bergen ſo dicht umgeben, daß die Reiſenden, die von Jaffa heraufſteigen, es erſt zehn Minuten vor dem Eintritt zu ſehen bekommen. Jene Berge waren im Oſten der Tempelberg Morija, im Süden der Berg Zion, im Südoſten der Akra, im Nordoſten der Bezetha und der Berg Zion, durch das jetzt faſt verſchwundene Thropöon vom Morija und Akra getrennt. Die Mauer — 40 Fuß hoch, 3 Fuß breit, mit 40 bis 120 Fuß hohen Thürmen verſehen — welche gegenwärtig die Stadt umgiebt, iſt erſt 1536—39 vom Sultan Soliman erbaut worden; ſie hat ſieben Thore, nach Weſten das Jaffathor, nach Norden die Thore von Damaskus und Ephraim, das Stephans- oder Schafthor, durch welches Chriſtus höchſt wahrſcheinlich ſeinen Leidensweg nach Golgatha antrat; ein zweites, das goldene, durch welches Chriſtus am Palmſonntage eingezogen ſein ſoll, iſt zugemauert; nach Süden das Miſtthor, wo ſich noch einige Mauerbruchſtücke aus ungeheuren, einfach auf einander gelegten Quadern finden, und auf der Höhe des Zion das Davidsthor. Der heutige Umfang der Stadt, welche zu Joſephus' Zeiten 33 Stadien, nahe an eine deutſche Meile hatte, beträgt jetzt nur noch 4630 Schritte, wenig über eine halbe Meile. Von den merkwürdigen Orten der Stadt ſind beſonders hervorzuheben: die im Jahre 637 von Omar auf der Stelle des Salomoniſchen Tempels erbaute Moſchee, der Palaſt des Paſcha, auch Pilatus' Haus genannt, die Kirche des heiligen Grabes, von welcher inzwiſchen nicht völlig gewiß iſt, daß ſie wirklich auf deſſen Stelle erbaut worden; der Thurm David's — wahrſcheinlich der Thurm Hippikus des Herodes, — der Calvarienberg und das Jaffa- oder Bethlehemthor. Der Calvarienberg, deſſen Entfernung vom Stephansthore etwa 1200 Schritte beträgt und von dem das heilige Grab etwa 40 Schritte entfernt liegt, iſt jetzt mit einer Kirche überbaut, die nach Abend an die Kirche des heiligen Grabes ſtößt, die wieder nach Morgen mit der Kirche der Kreuzauffindung in Verbindung ſteht. Nach der Legende ſtand das Kreuz Chriſti auf Adam's Grabe, deſſen Schädel man unter demſelben gefunden haben will. Eine Beſchreibung dieſer Kirche würde uns zu weit führen und wir haben nur noch zu erwähnen, daß Jeruſalem, welches jetzt etwa 26,000 Einwohner und unter dieſen etwa ein Viertheil Chriſten, Juden und Muhamedaner dagegen ziemlich gleich viel hat, zu Zeiten weit über eine Million Einwohner hatte, wie denn bei der Zerſtörung durch Titus nicht weniger als 1,100,000 umgekommen ſind und 37,000 gefangen wurden. Dieſe Zerſtörung im Jahre 71 war die zweite; es wurde dabei mit Ausnahme dreier Thürme, des Hippikus, der noch heute ſteht, des Phaſaelus und Mariamne, die zum Andenken der beſiegten Schwierigkeiten erhalten werden ſollten, vollſtändig dem Boden gleichgemacht.

Aus den Umgebungen Jeruſalems beachten wir Bethanien, den Wohnſitz des Lazarus, der Martha und der Maria, einen Lieblingsaufenthalt des Herrn; Bethphage, über welches derſelbe bei ſeinem feierlichen Einzuge kam; den Oelberg mit der Höhe der Himmelfahrt, den Garten von Gethſemane; das Felſenthal des Kidron, der nur im Sommer Waſſer hat; das griechiſche Kloſter St. Saba mit ſeinen zahlreichen Felſenzellen, 3 Stunden vom todten Meere in einer öden Gegend gelegen; das Thal Joſaphat; das Thal des Sohnes Hinnom, der Schauplatz des Molochdienſtes; die Quelle Siloah, die wahrſcheinlich nur ein Abfluß des Brunnens Gihon iſt, welcher von Hiskia

unter der Stadt weggeleitet, derſelben einen ſo großen Waſſerüberfluß ſicherte, daß ungeachtet der furchtbaren Hungersnoth, die mehrmals in Jeruſalem gewüthet hat, doch niemals über Waſſermangel geklagt worden iſt, während die Umgegend in höchſt bemerkbarer Weiſe an dieſem unentbehrlichſten Bedürfniß Mangel leidet.

Weiter entfernt in dem reizenden Gefilde von Saron liegt Ramla oder Arimathia, Joſeph's, des treuen Freundes von Chriſtus, Geburtsſtadt, und Jaffa, ſonſt Joppe, wo Petrus die Tabea vom Tode erweckte. Noch weiter nach Süden zu liegt Bethlehem, von welcher der Prophet ſagt: „Und du Bethlehem Ephrata, die du klein biſt unter den Tauſenden in Juda, aus dir ſoll kommen, der in Israel Herr ſei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her geweſen iſt," und wo die Kirche über der Geburtsſtätte des Herrn noch heute das Andenken an die Erfüllung dieſer Prophezeiung enthält. Die Wüſte des St. Johannes, mit einem Kloſter, und die Wüſte Engedri, eine Reihe von Jahren der Zufluchtsort David's, mit der Höhle Adullam, wo er über ſeinen verfolgenden Todfeind den ſchönſten Sieg ſeines Lebens errang, erſtrecken ſich längs des todten Meeres, welches von den Arabern Lot's Meer genannt, und von der Bibel als unvergängliches Denkmal der ſtrafenden Hand Gottes dargeſtellt, eins der größten Naturwunder iſt, elf Meilen lang, drei Meilen breit, von kahlen, hohen, ſteilen Felſen umgeben, die ſich nur nach Norden hin gegen das Ghor und ſüdlich gegen das Salzthal öffnen. Sein Waſſer iſt ſalzig wie gradirte Soole, zugleich bitter und ekelhaft und dennoch klar; es iſt ſo geſättigt, daß es keinen Körper unterſinken läßt. Sein Spiegel liegt nach genauen Meſſungen 1235 par. Fuß tiefer als das Mittelmeer, und da auch der See Genezareth, mit dem es durch den Jordan in Verbindung ſteht, 612 Fuß tiefer als der Spiegel des Mittelmeeres liegt, ſo erklärt ſich daraus das tropiſche Klima des Gefildes von Jericho, welches heißer iſt als in irgend einem Theile Syriens, wie denn auch Palmen nur um Jericho und tiefer bei Zoar wachſen. Seine größte Tiefe beträgt 1227 Fuß. An der Südſpitze des Sees lag Zoar, jetzt ein unbedeutender Ort. Hochgelegen wie Jeruſalem liegt Hebron, die alte Königsſtadt Juda's, und in ihm die Gräber der Patriarchen: Abraham's und der Sarah, Iſaak's und der Rebekka, Jacob's und der Lea. Noch ſind Ueberbleibſel des Haines Mamre vorhanden und er nährt mit ſeinem Holze berühmte Glasfabriken. Hier herrſchte David als König von Juda und wurde hier zum König von Israel geſalbt; hier begann aber auch Abſolom ſeine Empörung. Es gehört zu den heiligen Städten der Juden und hat noch jetzt 400 Häuſer und 5000 Bewohner. Wenige Meilen davon läuft die Südgrenze von Judäa und die Nordgrenze von Edom. Nahe derſelben Grenze lag Ziglag, einſt dem vertriebenen David von dem König der Philiſter zu Gath geſchenkt, derſelbe Ort, wo ihn die Nachricht von Saul's Tode erreichte. Ebenfalls in früherer Zeit den Philiſterſtädten angehörig, dann von Juda erobert und ſpäter wieder verloren, war Gaza der Schauplatz von Simſon's Heldenthaten, denn von hier aus trug er die Stadtthore bis auf einen eine halbe Stunde entfernten Berg und hier zerbrach er, ein geblendeter Gefangener, den Dagonstempel, ſich und ſeine Peiniger im gemeinſamen Falle begrabend.

Der Bach Eskol durchfließt das Traubenthal, bis zu dem die Kundſchafter der Juden vordrangen und von wo ſie die Nachricht von den rieſigen Trauben, aber auch von den rieſigen Menſchen zu den Kindern Israel zurückbrachten,

die ihnen zum Falle wurde und dem gläubigen Kaleb das schöne Hebron, dem unerschrockenen Josua den Oberbefehl des Heeres eintrug.

Der letzte Ort, dessen wir Erwähnung zu thun haben, ist Askalon, früh schon von Juda, später von Jonathan dem Makkabäer erobert. Von Herodes erweitert und verschönert, hat es sich von jeher durch seine Feindschaft gegen das Christenthum ausgezeichnet; es hat dieselbe noch gegen die Kreuzfahrer bewiesen, welche es erst unter Balduin III. im Jahre 1153 eroberten, dann wieder verloren und im Jahre 1192, nachdem es das Jahr vorher in die Hände von Richard Löwenherz gefallen war, freiwillig zerstörten Mauern von ungewöhnlicher Stärke, die zahlreiche Ruinen von Tempeln, Theatern und Klöstern umgeben, zeugen von seiner ehemaligen Größe; es ist völlig unbewohnt.

Wie flüchtig aber auch unser Zug durch diese geheiligten Stätten war, wem könnte es entgehen, wie dieses Land vor allen anderen gesegnet, auch vor allen anderen unter den Folgen des göttlichen Fluches seufzt! Dasselbe Land, welches einst bis 15,000 Menschen auf der Quadratmeile ernährte, so reichlich ernährte, daß jedes sechste Jahr den Bedarf von zwei Jahren trug, steht jetzt verödet. Einst ein Land, von dem der Herr sagt: „Ein gut Land, ein Land, da Brunnen und Seen inne sind, die an den Bergen und in den Auen fließen, ein Land, da Weizen, Gerste, Weinstock, Feigenbäume und Granatäpfel inne sind; ein Land, da Oelbäume und Honig wächst; ein Land, da du Brot genug zu essen hast, da auch nichts mangelt, ein Land, dessen Steine Eisen sind; da du Erz aus den Bergen haust," und jetzt ein Land ohne Quellen, ohne Getreide, ohne Menschen.

3. Jerusalem und seine heiligen Orte.

Der Gipfel eines steilen kahlen Hügels war erreicht, plötzlich stellte sich meinen spähenden Augen eine Mauerlinie mit hohen Zinnen dar, über welche einige Kuppeln und Minarets emporragten. Es war eine Stadt, obwohl größtentheils verborgen hinter den Abhängen des Berges: es war Jerusalem! Ich durfte nicht fragen, ich fühlte es!

Diese weißen Mauern, diese stillen Häuser, diese einsamen Straßen, diese ernsten Kirchen, diese glänzenden Kuppeln, dies schweigende Gemäuer, diese steinernen Zacken, diese marmornen Säulen, diese schlanken Minarets, diese heiligen Thore, diese stummen Paläste, dies massenhafte Grabmal Jerusalem, mit all' seinem überhängenden Moos, seinem wuchernden Kraut, seinen zahllosen Hügeln, seiner glühenden Sonne, seinen dürstenden Felsen, seinen dunkeln Thälern, seinem düstern Gestein, auf dem eine gewaltige Geschichte von Jahrtausenden ruht — das Alles hatte längst daheim im Vaterhause schon in der stillen Seele mir geruht; jetzt aber, da ich diese längst in mir getragenen Bilder leibhaftig vor mir sah, jetzt, da ich alle Vorstellungen einer kindlich-frommen Jugend wie von Zauberhand auf einmal vor mir ausgebreitet erblickte, gemahnte mich's, als wäre ich plötzlich von dem Arme des Herrn in das Land der Erfüllung entrückt.

Die Abendsonne warf ihre goldenen Feuer auf den Schauplatz; ich athmete kaum und trank den heiligen Anblick. Wer den Orient nicht mit eigenem Auge gesehen, kann unmöglich in der ahnenden Seele sich ein Bild von jener Feierstille machen, die dort in das Herz des Menschen niedersinkt. Die Sonne tauchte tiefer hinab und schon warfen die Schatten des Abends sich über die Hügel der Stadt. Und unwillkürlich legte sich mir auf die

linke, in welcher ich nachläſſig den Zügel meines Saumthieres hielt, um ſich zum ſtillen Gebet zu falten, dieſelbe rechte Hand, welche ein paar Tage darauf, als ein Araber Waſſer aus dem Jordan zu ſchöpfen mir verwehren wollte, ſich ausſtreckte zu raſchem Blutvergießen. Auch ſchäme ich mich nicht, es zu geſtehen — als ich den letzten Blick auf die Stadt warf, um mich nun von dem Schauſpiele loszureißen und in die Thore einzuziehen, ſank mir eine leiſe Thräne in's Auge, und ich dachte an die Lieben im Vaterlande, und mich abwendend gab ich dem Pferde zu raſchem Lauf die Sporen, damit nicht von fremden Gedanken mir überfüllt würde die des Heiligen volle Seele.

Es war ein feierliches Erwachen am erſten Morgen, der mich in Jeruſalem begrüßte. Kaum graute der Tag, ſo zitterte meine Seele ſchon vor Erwartung deſſen, was ſie ſehen ſollte. Nur ein paar Schritte noch — und wir treten in die Grabeskirche. Faſt bangte mir, feſten Fußes aufzutreten, und ich wußte, warum der Prophet, als ſein großer Beruf ihn in die Nähe Gottes riß, die Füße entblößte, ehe er dem Heiligſten nahte. Zu Chriſti Zeit lag dieſe Stätte außerhalb der Stadtmauern; doch haben ſich dieſelben ſeitdem erweitert und umſchließen nun den heiligen Ort. Kaiſer Hadrian hatte auf der Stätte der Kreuzigung einen heidniſchen Tempel aufführen laſſen, um den Wallfahrten der verhaßten Chriſten ein Ende zu machen, allein eben dadurch ward ſie im bleibenden Gedächtniß der Menſchheit erhalten und ohne Schwierigkeit konnte die kaiſerliche Pilgerin Helena ſie wiederfinden. Ja am Fuße des Berges fand man unter dem hinweggeräumten Schutte die Grotte des heiligen Grabes, ganz wie die Sage der früheren Menſchenalter ſie beſchrieben. Bald erhoben ſich auf der ganzen Stätte chriſtliche Kapellen, und obwohl dieſelben durch Feuer und alle jene kriegeriſchen Ereigniſſe, welche über Jeruſalem hereingebrochen ſind, oftmals zerſtört wurden, ſo verband man die einzelnen heiligen Orte des Grabes, der Kreuzigung und der Kreuzauffindung unter einem Gebäude bereits 1048, und als daſſelbe 1808 vom Feuer zum größten Theile verwüſtet wurde, ſo ward es ſchon im folgenden Jahre, meiſt durch Rußland, wiederhergeſtellt. Die verſchiedenſten chriſtlichen Parteien haben ſich in die Räume des hehren Heiligthums getheilt; doch iſt daſſelbe leider nur zu oft eine Stätte des ärgerlichſten Streites, da jede Partei Anſprüche auf der anderen Eigenthum erhebt, ſo daß nicht ſelten die türkiſche Beſatzung die Streitenden mit Gewalt auseinander treiben muß. Dieſen Schiedsrichtern begegnen wir auch gleich am Eingange, wie ſie in einer großen Mauerniſche auf Teppichen und Polſtern kauernd aus langen Pfeifen Tabak rauchen und Kaffee ſchlürfen. Ein großartiger Rundbau mit zwei Stockwerken von Bogengängen, welche Gebetsplätze für verſchiedene Confeſſionen enthalten, erhebt ſich nun. Im Mittelpunkte dieſes Gebäudes, gerade unter der hohen Kuppel, ſteht eine zweite kleinere Kirche, das Vorbild der größeren, die Kapelle des heiligen Grabes mit der engen Grabeshöhle. Ohne daß ich wußte, wie mir geſchah, war ich aus dem Grabesmyſterium herausgetreten und ſtand auf der Terraſſe der Kirche.

Da lag ſie vor mir, die Stadt der heiligen Vorzeit, wie die Wittwe in ihrer Trauer. Denn die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter ſinkenden Oelbäume, die Grabmäler mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felſen, das zerſtreute Gemäuer und alle Schwere der Erinnerungen mahnen genugſam an die Laſt von Begebniſſen und Verluſten, die ſie ſchon in Zeiten, wohin kaum das Denken der Geſchichte reicht, getragen; und der Fremdling vermeint darum, es ſollte ſtille ſein in ihrer Mitte und die Menſchen auf ihren Gaſſen ſollten mit verhüllten Häuptern wandeln. Aber auch dieſes

Trauerhaus von Jahrhunderten iſt vom Getümmel irdiſchen Treibens nicht verſchont, und wo man nur ſtumme Klage erwartet und frommes Sehnen, drängen ſich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Geſindel.

„Sehen Sie," ſagte mein Führer, „dieſer Weg, der zur Grabeskirche führt, iſt die via dolorosa." Und auch auf dem Schmerzenswege daſſelbe Getreibe. Dieſer Raum hat den Heiligſten geſehen in aller ſeiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Laſt des Kreuzes zum Tode Geführten! Welch' geweihte Erinnerungen ſind mit dieſen Steinen eingebaut, wie viel tauſend Herzen ſeit Konſtantin's und Helena's Zeiten haben über dieſen Anblick geblutet, ſind von dieſem Anblick getröſtet wieder von dannen gezogen! Was willſt du klagen, kleine Seele? Was iſt doch all' dein Leid gegen den Jammer, der auf dieſer Bahn der Schmerzen und Erniedrigungen von dem Edelſten Aller freiwillig iſt getragen worden! Da wollte mich der Gedanke eben in die Heimath führen, als mein Begleiter mich aus meinen Träumereien mit den Worten weckte: „Dort im Süden liegt Bethlehem." — Bethlehem, die kleinſte unter den Städten in Juda, ſie liegt ſo gottgeliebt und friedlich auf dem Berge und die hohe Sonne ſchaut ſo ruhig auf ſie, daß ich mich keines Ortes entſinne, der mit ſolcher Anmuth ſolche Majeſtät verbände.

Dort zur Linken dehnt ſich das Thal der Hirten; eng und ſtill liegt es zwiſchen den Bergen, und nur wenige Bäume bekränzen ſeinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerſcharen des Himmels zuerſt den Aermſten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöſter erheben ſich über die Häuſer von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchſten hervorragt, gehört der durch die Kaiſerin erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte ſteht, da Chriſtus geboren iſt. Nahe bei Bethlehem liegt der Frankenberg. Als die Uebermacht der Sarazenen den Chriſten die heiligen Stätten wieder entriß, ſcharten ſich hier die Helden des frommen Abendlandes und verſpritzten in der Tapferkeit ihres felſenfeſten Glaubens den letzten Blutstropfen.

„Welchen Namens iſt dort die Burg, welche nur einige hundert Schritt von hier auf dem Gipfel jenes Hügels ſteht?" fragte ich den Begleiter. „Jene Gruppe von Gebäuden gemahnt mich heimathlich an die Bauart in dem Welttheil, in welchem mein Vaterland ſich findet." — „Das iſt die Davidsburg auf Zion," antwortete eintönig der Führer, nur beſtätigend, was ich ſelbſt zuvor gedacht. — Alſo hier hat der Mann gehauſt, der größte ſeiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König! Von Zion aus konnte der König Jeruſalem beſchauen, ſeine Stadt; der Dichter ungeſtört des Fluſſes ſtrömende Welle und das ſtille grünende Thal, die Terebinthen- und Olivenbäume betrachten, wie ſie die Häupter der Hügel ſchmücken; der Prophet von der Höhe der Burg den Willen des Himmels erlauſchen und in ihren ſtillen Räumen den Geheimniſſen der göttlichen Weisheit nachforſchen. „Dort außerhalb der Stadt," unterbrach mich wieder der Führer, „ſehen Sie das Haus, wo Chriſtus das Abendmahl ſtiftete." Dort nahm er Abſchied, bangen Abſchied von ſeinen Jügern, vom Leben.

Gegen Südoſt weitet ſich die Ausſicht. Vor dem Auge des Betrachters liegt das Thal Joſaphat, die Moſchee auf Morija und weiterhin der Keſſel des todten Meeres.

Es giebt wohl keinen Anblick, der die Seele mit ſo trüben Gedanken zu füllen vermag, wie das Thal Joſaphat. Eine enge Schlucht zwiſchen zwei Höhen, deren eine der Oelberg iſt, deren andere die Stadt Jeruſalem trägt.

Mitten hindurch ſchleicht der faſt waſſerloſe Kidron; des Thales einziger Schmuck ſind die Grabmäler, die in ſeinem Schooße liegen. Niemals ſcheint die Sonne in dieſe düſtere Tiefe; Morgens verbirgt ſie ſich hinter den Oelberg und Nachmittags hinter Morija. Es iſt das Thal der Schatten und der Gräber. Kein Wunder, daß drei Religionen in den Wirkungen zuſammenſtimmen, welche die Schreckniſſe dieſes Thales auf den Wanderer üben; Juden und Muhammedaner verlegen hierher das Gericht, welches am Ende der Tage der Menſchheit harret.

Rechts von der Kidronbrücke befinden ſich die Gräber Abſalom's, Joſaphat's und Sacharja's. Betende liegen in ihrer Nähe hingeſtreckt, und eine Maſſe aufgeſchichteter Steine vermehrt noch das Grauſige dieſer Stätte. Der Zorn der Türken hat dieſe Steine vor das Grabmal Abſalom's geworfen. Indem das hinabrollende Felsſtück durch das Thal hallt, ſprechen ſie einen Fluch aus wider den gottloſen Sohn und wider Jeden, der ſeinen Eltern nicht gehorcht. Ein hoher ſittlicher Ernſt liegt in dieſem Gebrauche, und er mahnt den denkenden fühlenden Menſchen auf's Lebhafteſte an den Ernſt Gottes, der mit dem Arme ſeiner Stärke die böſe That rächt. Unfern von Sacharja's Grabe befindet ſich eine Grotte, in welche ſich Jacobus mit einigen anderen Jüngern bei der Gefangennehmung Jeſu geflüchtet haben ſoll.

Keinen Tag vermöchte ich zu weilen in dieſem Thale; ich rette mich hinüber zum Teiche Bethesda, hinauf zur Quelle Siloah. Der Teich Bethesda erinnert an die heilende Kraft der Natur. Am Ende des Thales liegt die Quelle Siloah. Könige und Propheten haben auf das Rieſeln dieſes Quells gehorcht; wenn ſie Troſt ſuchen wollten in der Bekümmerniß, ſetzten ſich die Edeln in ſeine Kühle. Nirgends in der ganzen Umgegend Jeruſalems kann der Wanderer mit einem Trunke Waſſers ſich erfriſchen, nirgends findet er Schatten, um auszuruhen von der Mühſeligkeit der Reiſe: nur hier am Quell Siloah iſt ihm vergönnt, die lechzende Zunge zu kühlen, den vertrockneten Gaumen zu netzen und das ermattete Haupt im Schatten niederzulegen. — Auf Morija, dem Tempelberge, auf derſelben Stätte, wo einſt der alte jüdiſche Tempel geſtanden, ſteht mit hoch emporgewölbter, glänzender Kuppel die Moſchee Omar, nächſt der Moſchee in Mekka der Muhammedaner größtes Heiligthum. Denn hier ſoll der Ort ſein, wo Muhammed gen Himmel fuhr. Bei Todesſtrafe war bis vor Kurzem der Zutritt jedem andern Menſchen als dem Bekenner des Islam verſagt. So heilig hielten die Moslem ihre Monumente; zu dem Allerheiligſten der Chriſten aber führen die Verehrer des Propheten den Schlüſſel.

Durch den Keſſel des todten Meeres iſt die Ausſicht gegen Südoſt begrenzt. Ich ſchweige von all' dem Schauerlichen, was man vom todten Meere ſich erzählt, es iſt wie beſonders geſchaffen für dieſe Gegend des düſtern Schweigens und der Trauer. Von der Terraſſe auf der Grabeskirche erſcheint es bisweilen wie ein ſpiegelglatter See, und dann ruht das Auge gern aus von der großartigen Oede der Gegend auf ſeiner fernſchimmernden Fläche.

„Dort im Oſten," ſagte der Führer jetzt zu mir, „ſehen Sie Bethanien und den Oelberg." Nächſt Bethlehem iſt Bethanien gewiß das lieblichſte Dörflein, das weit und breit der Reiſende findet. Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha, in ihrem Kreiſe hat Jeſus geruht von der heiligen Arbeit; hier hat der aus Jeruſalem Verſtoßene ein Obdach, der Heimathloſe eine Heimath, der von ſeinem Volke einem Miſſethäter gleich Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien iſt recht ein Ort der ſtillen Liebe. Es iſt ſo

einſam, ſo traulich an den Berg gebaut, rings von ſchattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man, wenn man's auch nur anſchaut aus der Ferne, Wohnung darin haben möchte. — Mit Bethanien überſieht dein Blick den Oelberg. Den Oelberg! — jede Spanne des Berges eine Geſchichte. Nahe liegt Gethſemane, unten an ſeinem Fuße der Oliven-garten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Steht der Sinai in der Wüſte wie ein Berg des Zorns, ſo iſt der Oelberg mit ſeinen Bäumen wie ein Berg des Friedens anzuſchauen. Auch in dem Oelgarten haben die Türken einen Beweis ihres tiefen Sinnes gegeben. Wie ihre Hand vor Abſalom's Grab die fluchbeladenen Steine thürmt, ſo haben ſie auch die Stätte im Oelgarten, wo Judas den Herrn verrieth, mit Felsblöcken umgeben, damit das ſchmähliche Gedächtniß des Verräthers nimmer erlöſche.

Immer noch ſtand ich auf der Terraſſe, wo rings umher die Zellen der gläubigen Beter ſind, und mein Auge war im Schauen faſt wie eingewurzelt. Jahrtauſende ſind über dich hingegangen, Jeruſalem, und heute noch, wie das Grab eines Gottes, ſtehen deine Zinnen. Drei Religionen ſäugteſt du als treue Mutter an deinem Buſen, und jeder Stein deiner Mauern iſt ein Zeuge großer Thaten. Zwar iſt deine äußere Macht gebrochen und du ſitzeſt nicht mehr im Rathe der Völker; aber groß und gewaltig biſt du noch heute durch die Erinnerungen, die du in deinem Schooße birgſt, und der kleinſte Raum deines Bodens mit ſeinen Begebniſſen wiegt die Geſchichte manches Landes auf; und heilig wirſt du den Völkern bleiben, auch wenn eine dritte, noch fürchterlichere Zerſtörung dich treffen und abermals kein Stein auf dem andern bleiben ſollte, wie in jenen Tagen, wo der Würgengel deine Mauer umkreiſte und ſein Wehe über dich rief, wo die Thränen Jeſu um dich zu Blut- und Feuerſtrömen wurden, die der ſiegende Römer mit den Ruinen deines Tempels und den Leichnamen deiner Kinder dämpfte.

Nach Hackländer.

4. Damaskus.

Eine der reizendſten Städte des Morgenlandes, berühmt und gefeiert in den Geſängen ſeiner Dichter, wie in den Beſchreibungen aller Reiſenden, iſt Damaskus, am öſtlichen Abhange des Antilibanon gelegen. Von welcher Gegend man ihr auch nahen mag, gleich herrlich prangt ſie in ihrer Schönheit, umgeben von den reizendſten Gärten der Welt und gelegen in einem Thale, von welchem der Prophet Muhammed, als er mit ſeinen Anhängern Damaskus ſich näherte und vom Dſchebel Salahie herab ſein Blick auf die Stadt und ihre Umgegend fiel, ergriffen von der Schönheit der Landſchaft ausrief: „Ich will nur in einem, in dem himmliſchen, nicht auch in dem irdiſchen Paradieſe wohnen.“ Und mit dieſen Worten trat er ſeinen Rückzug an.

Wir betreten die Stadt auf der Karavanenſtraße von Mekka, einer der größten des Orients, deren Breite ſelbſt im Thale noch 150 Schritt beträgt. Gelangt man auf ihr auf die letzten Hügel, welche ſich vor Damaskus erheben, dann öffnet ſich eine Scene, mit welcher kaum etwas auf der Welt verglichen werden kann. Eine weite grüne Ebene rollt ſich auf, vom Zauber des Frühlings übergoſſen und bekränzt von der majeſtätiſchen Kette des Antilibanon, deſſen Gipfel alle in Schnee getaucht und eine lange Reihe ſchimmernder Zacken bietend, vom Rieſengebirge Scheikh oder Hermon überragt werden. In den wohlgefälligſten Formen, bald wie Domkuppeln, bald in Geſtalt ſcharfer Bergſpitzen, lagern ſie ſich ringsherum, ſo daß es wohl ſelten ein Thal der

Erde geben mag, zu deſſen Einfaſſung und Umgebung ſich großartigere und lieblichere Bergbildungen vereinigten. Während das Auge hier mit Bewunderung und Entzücken ruht, breitet ſich auf der anderen Seite morgenwärts die wenig bekannte, ſcheinbar endloſe ſyriſche Wüſte aus, an deren Grenzen das Eden von Damaskus gleich einem ſmaragdenen Eilande liegt. Die erſte Hälfte des Thales, das wir betraten, war ganz grün, wie ein glatter Sammetteppich, auf der zweiten beginnen unabſehbare Obſtwälder, welche die ganze Breite einnehmen und vor deren duftenden Reihen noch ein uralter Olivenhain grünt. Aus dieſem mit den ſchönſten Farben durchmiſchten Grün, aus ſchillernden Blättern und Blüthen, ragt Damaskus hervor, von den Orientalen Scham, d. h. die Anmuthige genannt. Rings um die Stadt und hinter den Olivenwäldern ziehen ſich die orangeduftenden Gärten, während auf den Anhöhen die unzähligen, wie weißer Marmor prangenden Landhäuſer ſich erheben, in welche der Reiche ſich vor der Hitze des Sommers zurückzieht, um Geſundheit und reizende Ausſicht zu genießen.

In wahrhaft feierlicher Stimmung, nach einer zehntägigen Reiſe auf ſchwarzfelſigen düſteren Pfaden näherten wir uns dem ſchönen Ziele unſerer Reiſe. Unſer Weg führte uns durch ein mitten in einem Olivenwalde gelegenes Dörfchen, dann über einen Begräbnißplatz und gleich darauf an ein an ſich unbedeutendes Thor in eine ſehr breite Straße, welche $^3/_4$ Stunden lang die ganze Stadt durchzieht und hierdurch ſich von den gewöhnlichen Straßen morgenländiſcher Städte weſentlich unterſcheidet. Mächtige, hohe, dicke Mauern, auf denen ſich eine Menge Thürme erheben, umgeben die Stadt. Alle übrigen Gaſſen ſind meiſt ſehr eng, und obwohl ſich auf beiden Seiten erhöhete Trottoirs für Fußgänger finden, ſo kann man doch nur mit Mühe einem beladenen Kameele ausweichen. Die hölzernen Häuſer ruhen auf ſteinernem Grunde, ihre Fachwerke ſind mit auswärts geglätteten Lehmſteinen gefüllt. Nach echt morgenländiſcher Weiſe iſt das eine Haus niedrig, das andere hoch, das eine ſo, das andere ſo geformt. Hier Hallen und Vorſprünge, dort Balcone und ſpitze Giebel, hier Fenſter, dort keine, hier Erker, dort Thürmchen. Dazwiſchen liegt eine ſchöne Moſchee, dann die Ruine eines ehemals herrlichen Gebäudes, zur Seite eine hohe Cypreſſe, dann wieder ein Haus, moſaikartig aus farbigen Steinen zuſammengeſetzt. Ueberall Brunnen und Fontainen, überall Turteltauben und Raubvögel, unbeſorgt hin und her fliegend. Von den Gaſſen aus erblickt man häufig weiter nichts als die bloßen fenſterloſen Wände der Häuſer, gleichwohl iſt das Innere derſelben mit den nach dem geſchloſſenen Hof zu gelegenen Wohnzimmern und Terraſſen bei den Wohlhabenden immer ſehr freundlich und behaglich eingerichtet. In dieſen Hof, den Mittelpunkt des ganzen Gebäudes, führen gewöhnlich niedrige Thüren durch einen dunkeln Gang, ſo daß jedes einzelne Haus ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, ein ſtilles Reich des Friedens bildet, in welches ſich die Bewohner zur Zeit eines Tumultes wie in eine wohlgeſicherte Burg zurückziehen.

Wir ſtatteten dem einflußreichen engliſchen Conſul unſeren Beſuch ab, wobei wir zugleich die Einrichtung des Hauſes und die Eigenthümlichkeiten ſeiner Bewohner kennen zu lernen hofften. Der ganze Hofraum dieſer Wohnung war mit braunem und weißem Marmor bedeckt; ein großes, vom ſchönſten Blumenflor umgebenes Marmorbaſſin, in welches ſich von zwei Seiten her kryſtallhelles Waſſer ergoß, befand ſich in ſeiner Mitte, während an zwei Ecken bunte Marmorbrunnen angebracht waren. Reizende Sitzplätze wurden von den Laubgewinden ungeheurer Weinſtöcke beſchattet und auf dem Boden

ſtanden in hübſchgefaßten Vierecken Citronen-, Orangen-, Granaten- und Feigenbäume, dazwiſchen Blumen aller Art, unter ihnen der prachtvolle, roth und weiß geflammte ſyriſche Hibiſch und die große, höchſt wohlriechende Damascenerroſe. Rings um den ganzen Hofraum laufen in zwei Stockwerken Zimmer, deren äußere Wand bunt gemalt iſt. In die oberen Stockwerke führt eine breite Doppeltreppe, von Jasmin und anderen hinaufziehenden Geſträuchen umrankt. Ihr gegenüber befindet ſich oben in der Mitte eine hohe Halle, welche zum Hauptzimmer leitet. Dies iſt ein ſchöngemalter, mit der herrlichſten Marmormoſaikarbeit gezierter Saal von der Größe und Höhe einer mittleren Landkirche. Die Fenſter glühen in bunten Farben und am Eingange ſteht ein Marmorbrunnen mit vier Röhren und überſprudelndem Waſſer.

Bei unſerem Eintritt fanden wir mehrere reiche Jüdinnen als Beſuch vor. Ihre Tracht war eigenthümlich; ein mit Gold, Perlen und Edelſteinen reich beſetzter Turban ſchmückte das Haupt, die Arme ſchwere goldne Ketten, den Hals Ketten von Gold und feinen Perlen. An den vielen langen Bändern, welche die Verheiratheten ſtatt der Zöpfe herabhängen laſſen, hingen Hunderte von Goldſtücken, die Kleider waren theils bunt, theils weiß und mit Blumen geſtickt; die Schuhe ſämmtlich gelb, die Nägel bei Allen mit Henna roth und die Augenbrauen mit Kohle ſchwarz gefärbt. Als ſie ſich entfernten, hüllten ſie ſich in ihre großen, weißen, den ganzen Leib bedeckenden Umſchlagetücher, und ſo zogen ſie gegen Abend gleich Geſpenſtern heim. Eine dieſer Jüdinnen war die Frau eines Millionärs und wir nahmen ſpäterhin Gelegenheit, in das Haus deſſelben einzutreten. Auch hier gingen wir durch eine kleine Pforte und einen dunkeln Gang über Schutt und Steine, dann aber überraſchte uns die Herrlichkeit des Hofraumes. Hier fanden wir die ſchön gekleidete Tochter des Hauſes, ein junges Mädchen von feinen Geſichtszügen, welches, auf hohen hölzernen Stelzſchuhen einherſchreitend, uns in den mit prachtvollen Divans beſetzten, mit brennenden Farben bemalten und reich vergoldeten Salon geleitete. In ihm empfing uns die Frau des Hauſes, diesmal einfach, aber in werthvollen ſeidenen Stoff gekleidet. Sie trug weite geſtreifte Beinkleider, und ihre in langen Flechten über die Schultern herniederhängenden ſchwarzen Haare ſchmückten am Ende Goldketten und Edelſteine. Die Dienerſchaft reichte uns Kaffee und die im Morgenlande unerläßliche lange Tabakspfeife, den Tſchibuk, während die Herrin ſelbſt aus einem kryſtallenen Narghile rauchte, deſſen Aufſatz von Silber und deſſen langes gewundenes Rohr von Seide, Gold- und Silberfäden kunſtvoll umſponnen und zur Abkühlung des Rauches durch ein mit Waſſer gefülltes Gefäß geleitet war. Aehnlich den Häuſern der Juden und Chriſten ſind auch die der Muhammedaner, nur zum Theil noch prachtvoller eingerichtet, da erſtere ſich ſcheuen müſſen, ihren Reichthum den Augen der ſie haſſenden und verachtenden Türken offen darzulegen.

Ebenſo merkwürdig wie die Einrichtung der Häuſer ſind auch die in dem Morgenlande überall üblichen und ſich mehr oder minder gleichenden Bazars oder Kaufhallen. Die von Damaskus, dieſem Brennpunkte des orientaliſchen Lebens, gehören zu den vorzüglichſten. In unendlichen Verzweigungen umziehen ſie als überdeckte Gänge die ſchöne Moſchee, welche als chriſtliche Kirche dem heiligen Johannes vormals geweiht, jetzt als Moſchee der Ommajaden das geprieſenſte Bauwerk von Damaskus iſt. Hier vereint ſich religiöſes und kaufmänniſches Bedürfniß, und während ſich im großen Marmorhofe des Tempels die Gläubigen betend niederwerfen, ertönt vor ſeinen zehn ehernen Pforten der laute Verkehr des Marktes. — In den Bazars finden ſich die

Erzeugniſſe der Handwerker und Künſtler, die Waaren der Handelsleute; da ſiehet man die vormals ſo berühmten, durch Klang, Härte und Zeichnung der Oberfläche ausgezeichneten Damascenerklingen, freilich nicht mehr in früherer Güte und darum gegenwärtig von europäiſchen Stahlarbeiten längſt übertroffen, ferner die Gold- und Silberarbeiten, die Damaſtwebereien in Linnen, Baumwolle und beſonders in Seide. Vierzigtauſend Arbeiter beſchäftigen ſich in der Stadt allein mit der Fabrikation dieſer reichen, geſtreiften oder geblümten, oft mit Gold durchwirkten Seidenzeuge, deren Vertrieb in andere Länder mittelſt großer Karawanen geſchieht. Die Sattlerarbeiten der Stadt gehören zu den berühmteſten des Morgenlandes, ebenſo die Arbeiten in Holz und Elfenbein. Von vorzüglichem Werthe ſind die Balſame, Oele, wohlriechenden Wäſſer und Seifen. Den hochgerühmten Wohlgeſchmack der ſich gleichfalls in den Bazars findenden Bäckerwaaren, ſowie der Speiſen in den reinlichen Garküchen zu prüfen, hatten wir vielfach Gelegenheit. Ueberall tritt einem bei Durchwanderung der Bazars das entgegen, was zur leiblichen Erquickung geboten wird. Hier giebt es Eis aus ſüßer Milch bereitet, das Schüſſelchen nur wenige Dreier im Preiſe, dort Honigwaſſer oder Scherbet (Limonade). Auf Tiſchen liegen große weiße Geleekuchen, aus Aprikoſen gemacht und von kühlendem und höchſt angenehmem Geſchmack. Wie in anderen Städten des Morgenlandes, folgen auch in den hieſigen Bazars die Buden derſelben Art Handwerker und Kaufleute immer in einer Reihe auf einander, ſodaß man an der einen Stelle nichts als glänzende Waffen von der feinſten Degenklinge bis zur Lanze des Beduinen herab ſieht, an einer anderen dagegen nichts als Pfeifenröhre und Pfeifenköpfe, und in einer dritten Reihe Hunderttauſende von gelben und rothen Schuhen. Die Buden der Gold- und Silberarbeiter enthalten auch Juwelen, alte Münzen und allerlei Raritäten, und im Bazar der Kleiderhändler finden ſich die verſchiedenartigſten Kleider des Morgenlandes.

Nahe den Bazaren liegen mehrere Khans von bedeutendem Umfang. Der größte derſelben, der vor allen der Mekka-Karawane zur Herberge dient, iſt ein offenes, ungeheuer großes, von Säulen umgebenes Viereck, in deſſen Mitte ſich ein großes Waſſerbaſſin befindet, aus welchem ein Springbrunnen ſeine Strahlen hoch in die Luft ſchleudert. In den unteren Räumen der Khane befinden ſich die Ställe und Waarenbehälter, in den oberen die Herbergen der Pilger und Kaufleute. Die Erzeugniſſe Arabiens, Perſiens und Oſtafrika's werden an dieſem Platze gegen europäiſche und weſtaſiatiſche Waaren umgeſetzt; daher findet man hier Kurden und Turkomanen, Perſer und Türken, Beduinen und arabiſche oder ſyriſche Fellahs, Aegypter und Neger in bunter Miſchung untereinander.

Unter den Alterthümern von Damaskus zeigt man auch das Haus, in welchem Ananias wohnte, als er dem blinden Paulus das Augenlicht wiedergab, ſowie in der Stadtmauer ein vermauertes Fenſter, durch welches Letzterer, um ſeinen ihm auflauernden Feinden zu entrinnen, herabgelaſſen ward. Eine Felſenplatte in der Nähe des chriſtlichen Gottesackers bezeichnet die Stätte, wo Paulus von einem himmliſchen Lichte umleuchtet und von Stund an ein eifriger Bekenner Chriſti ward. Endlich im Norden der Stadt findet ſich der ſonderbar geſtaltete altarförmige Berg Kaſium, von welchem die Sage geht, daß hier Kain ſeinen Bruder Abel erſchlagen habe.

Wollten wir aber von dieſer berühmten Stadt des Alterthums unſere Wanderung noch weiter fortſetzen, ſo würden wir die inmitten der Wüſte auf einer Oaſe gelegenen Ruinen von Tadmor oder Palmyra beſuchen, Ruinen, welche zu den herrlichſten und großartigſten des Alterthums gehören, und von

jener Pracht noch heute Zeugniß ablegen, welche zur Zeit der Königin Zenobia hier entfaltet wurde. Sowohl der Kaiser Aurelian (275), als auch die Araber (744) zerstörten die Königsstadt der Wüste, aus deren großartigen Marmortrümmern sich gegenwärtig ein elendes Dorf erhebt.

Nach v. Hailbronner und v. Schubert.

5. Ein Mittagsmahl in einem arabischen Hause zu Damaskus.

Während meiner Wanderung hatte ich Ibrahim öfters meinen sehnlichen Wunsch und meine lebhafte Neugierde ausgedrückt, einmal das Innere eines arabischen Hauses zu besuchen, um die Gewohnheiten des eigentlichen Familienlebens näher kennen zu lernen. Ibrahim hatte mit dem Bemerken hierzu Hoffnung gemacht, er werde mir vielleicht bei unserer Rückkehr nach Damaskus Gelegenheit zur Befriedigung dieses Wunsches verschaffen können. Ich vergaß das Versprechen nicht und erinnerte ihn gleich am Tage unserer Ankunft in der Stadt daran. „Ich will die Sache in meiner Familie anregen," erwiderte er; „wenn ich auf keine zu ernsten Einwürfe stoße, werden Sie bei meinem Bruder zu Mittag speisen können." Diese angenehme Aussicht machte mir große Freude und ich drückte ihm meine volle Zufriedenheit darüber aus. Zwei Tage später ließ er mir sagen, man erwarte mich für den nächsten Tag zum Mittagsmahl bei seiner Familie. Die bestimmte Stunde kam; Ibrahim holte mich ab, mich zu seinem Bruder zu begleiten und bei dessen Familie einzuführen.

Das von dieser bewohnte Haus liegt in einem der entlegensten Stadttheile von Damaskus. Den Kopf bis auf die Knie herabbeugend, trat ich in ein kleines viereckiges, von steinernen Bänken umgebenes Gemach. In derartigen Vorzimmern empfangen die Muselmänner die Besuche, selten gelangt man in das Innere der Häuser. Eine in der Mitte dieses Gemachs angebrachte Thüre führt auf einen mit weißen Marmorplatten gepflasterten Hof, in dessen Mitte sich ein achteckiges Bassin mit einem Springbrunnen befand; zwei Stockwerke von Galerien, gestützt durch zierlich gewölbte Säulenreihen, liefen rings herum. Vor der Thüre, durch welche ich eingetreten war, befand sich eine zu den einzelnen Gemächern führende Stiege. Das Zimmer, in das man mich führte, war auf die gewöhnliche maurische Weise möblirt. Ein breiter Divan zierte den Saal, die Mauern waren sieben bis acht Fuß hoch von rautenförmigen Fayence-Platten bekleidet, und eine den Boden bedeckende ebenfalls rautenförmig eingelegte Matte vollendete die Ausstattung. Der alte Vater Ibrahim's und sein Bruder, ein achtzehnjähriger junger Mann, saßen mit gekreuzten Beinen barfüßig auf dem Divan und rauchten mit ernster Miene ihren Tschibuk. Bei meinem Eintritt bezeugte mir der Greis, indem er mich aufforderte, an seiner Seite Platz zu nehmen, durch einen freundschaftlichen Gruß, daß ich willkommen sei. Sofort wurde mir der Tschibuk und der Kaffee angeboten. Der einen Fuß über den Boden sich erhebende Tisch stand in der Mitte des Zimmers: Teppiche und Kissen ersetzten die Sessel.

Kaum waren einige Minuten verflossen, so erschien Ibrahim wieder in Begleitung dreier in zierliche und malerische Trachten gekleideten jungen Frauen; sie näherten sich mir, ergriffen meine Hände und drückten sie achtungsvoll an ihre Lippen. Zwei dieser Frauen waren nicht ohne Schönheit, die dritte dagegen mehr anmuthig als hübsch; die bei Allen in's Goldgelbe spielende Gesichtsfarbe hatte einen gewissen Reiz, ihre Augen und ihre

ſchwarzen Haare gaben dem Ausdruck der Geſichtszüge etwas Keckes, was die Farbe des prächtig bewimperten Augenliderrandes in etwas milderte. Eine am Ende des Auges ſich hinziehende leichte ſchwarze Linie hob die Größe deſſelben noch mehr hervor. Auf der Bruſt trugen dieſe Damen zwei kleine blaue Blumen; zudem waren ſie tätowirt, die eine oberhalb der Naſe, wo dieſe die Augenbrauen trennt, die andere am Kinn. Sie gingen barfuß; die Nägel der Hände und Füße waren braunroth bemalt; die Knöchel mit dicken Metallſpangen geſchmückt. Als Kopfputz trugen ſie eine kleine rothſammetne, mit Goldborden verbrämte Mütze; von der Spitze dieſer Mütze herab hing eine gewaltige eichelförmige Goldquaſte. Lange mit kleinen Goldmünzen durchflochtene Zöpfe vervollſtändigten dieſen Theil der Toilette. Eine ſehr kurze und wie die Mütze reich verbrämte Sammetjacke diente ihnen gewiſſermaßen als Schnürleib; ſie war vorn offen und ließ den ganzen Hals unbedeckt. Ein ſeidenes, an den Aermeln offenes Oberkleid reichte bis etwas unter die Knie herab. Die Beine waren mit ſeidenen Hoſen bedeckt, doch blieb der untere Fuß vom Knöchel an nackt. Ein reicher Gürtel aus Damascener Zeug, mit Gold und Seide verbrämt, deſſen beide Enden herabhingen, umgab die Hüften, ohne ſie zu drücken; die nackten Arme waren mit Spangen geſchmückt.

Einen Augenblick nach der Ankunft dieſer Damen wurde der Tiſch mit nahezu einem Dutzend Schüſſeln gedeckt, welche eine Art Suppe, Geflügel, Cuscuſſus — aus Reis und gehacktem Fleiſch beſtehende, in Oel gebratene und in Traubenblättern aufgetragene Klöße — ſodann Trauben, Datteln, Granatäpfel, Eingemachtes u. ſ. w. enthielten. Alles kam gleichzeitig auf den Tiſch und man nahm nicht blos aus einer einzigen Schüſſel, ſondern belaſtete ſeinen Teller mit verſchiedenen Gerichten auf einmal: es war ein wahrer Miſchmaſch. Ein einziges, aber ſehr großes Glas mit friſchem Waſſer diente für alle Tiſchgenoſſen; die Hände übernahmen den Dienſt der Meſſer und Gabeln. Eine einzige dieſer Damen ſaß zu Tiſch, die beiden andern bedienten uns. Ich erhielt meinen Platz neben der Ehrendame. Alle nahmen die Biſſen, die ſie zu haben wünſchten, mit der Hand aus der Schüſſel. Nicht ohne ein gewiſſes Zaudern entſchloß ich mich, dem Beiſpiele meiner Tiſchgenoſſen zu folgen; bald aber hatte ich dieſe Bedenklichkeit überwunden und griff nun ebenfalls zu. So bekannt mir dies auch nun endlich Alles war, ſo wird man dennoch die Größe meines Erſtaunens begreifen, als meine Nachbarin auf meinen Teller griff, um ohne Umſtände auszuſuchen, was ihrem Geſchmacke behagte. Ich gerieth durch die Dreiſtigkeit der niedlichen Hand, die ſich eines Biſſens bemächtigte, den ich eben ſelbſt zum Munde bringen wollte, in eine wahre Beſtürzung. So viel Vertraulichkeit überſtieg alle meine Begriffe. — Mein Gönner bemerkte den Eindruck, den dieſer Vorgang auf mich machte und ſuchte ihn durch die Bemerkung zu verwiſchen, eine ſolche Zwangloſigkeit ſei üblich; auch ich beſitze, ohne daß man es für unanſtändig finden könne, das Recht, daſſelbe zu thun. Ich machte auch wirklich von dieſem Rechte Gebrauch, indem ich einen Augenblick ſpäter von dem Teller der Nachbarin ein Stück Geflügel nahm, aber Sorge trug, daß ich nicht gerade das Delikateſte wählte. —

Doch ich ſollte noch Sonderbareres erleben. Noch hatte ich die Ueberraſchung nicht verwinden können, in welche mich meine braune Nachbarin verſetzt hatte, als ich ſah, wie ſie eine gewiſſe Quantität gehackten Fleiſches in die Hand nahm und daraus einen kleinen Kloß bildete. Ich konnte die Beſtimmung, welche ſie ihrem Machwerk zugedacht hatte, nicht errathen und folgte

daher neugierigen Auges allen ihren Bewegungen. Nachdem ſie ihre Arbeit beendigt, trennte ſie mit ihren Zähnen einen Theil des Kloßes ab, und wollte dann, ohne weitere Umſtände, den Biſſen, welchen ſie zwiſchen den Fingern behalten hatte, in meinen Mund führen. Betroffen durch dieſes unbegreifliche Vertraulichkeitszeichen, bog ich den Kopf rückwärts und richtete einen ängſtlich beſorgten Blick auf Ibrahim, der laut auflachte. Dies brachte mich auf den Gedanken, meine anmuthige Maurin treibe ihr Spiel mit mir und erluſtige ſich auf meine Koſten. Ich verhehlte den Argwohn meinem Gönner nicht, der jedoch erwiderte: Beruhigen Sie ſich, ſie ſpottet Ihrer nicht, wie Sie meinen, ſie erweiſt Ihnen im Gegentheil hohe Gunſt und große Achtung, nehmen Sie Alles bereitwillig an. Unſere Frauen ſehen niemals Fremde und kennen Gebräuche nicht, welche nicht die ihrigen ſind; ſie glauben, ſie müßten Sie auf dieſelbe Weiſe behandeln, wie ſie uns ſelbſt behandeln." Nach dieſer Erläuterung nahm ich das eigenthümliche Geſchenk an, jedoch nicht ohne erſt einen verſtohlenen mißtrauiſchen Blick auf die Hand zu werfen, welche es mir bot, aber dieſe war untadelhaft. Ein junger Neger ging endlich mit einem waſſergefüllten Metallbecken, in welches die Gäſte die Finger tauchten und in das ſie einige Tropfen Eſſenz träufeln ließen, um den Tiſch herum.

Schon zwei Stunden lang ſaßen wir zu Tiſche, und allmählich ward ich des türkiſchen Mittagsmahls, beſonders aber der Tafelgenoſſen ſatt. Vom langen Sitzen ermüdet, bat ich endlich, da meine Knie durch ihre Stellung während der Mahlzeit faſt gebrochen waren, meinen freundlichen Wirth um unſere Freiheit. Wir nahmen auf dem Divan Platz, wo uns ſofort Kaffee und Tſchibuk gereicht wurden. Nun begann der betäubendſte Lärm, den ich je in meinem Leben gehört. Die Damen wünſchten dem Fremden aus Frankreich die beſtmöglichſte Meinung von der Liebenswürdigkeit der arabiſchen Frauen einzuflößen und dem freundlichen Empfang, den ſie mir gewährt, die Krone aufzuſetzen; ſie begannen daher mit Stäbchen auf ihr Tarabuka dergeſtalt loszuſchlagen und einen ſo barbariſchen und unharmoniſchen Geſang anzuſtimmen, daß mir darüber faſt Sehen und Hören verging. Jede Strophe endigte mit einem grellen Schrei, den alle Drei zuſammen ausſtießen; dann ſchlugen ſie von Neuem auf ihre lärmenden eintönigen Inſtrumente los. Es war nicht mehr zum Aushalten, und wenn das Schicklichkeitsgefühl meiner Ungeduld keinen Zügel angelegt hätte, würde ich ſie inſtändig gebeten haben, ſich nicht ſo viel Mühe zu machen.

Nach der Revue de l'Orient.

6. Die Beduinen.

Nicht allein ganz Arabien, ſondern auch Syrien und Meſopotamien, ſowie Theile von Perſien, Aegypten, der Berberei und ſelbſt der Oſtküſte Afrika's werden von Beduinen bewohnt, Leuten arabiſcher Abkunft, deren Name von Bedewi, d. i. Kinder der Wüſte, abgeleitet iſt. Man findet den Beduinen theils anſäſſig in Städten und Dörfern, theils als Nomaden weite Gegenden mit ſeinen Heerden durchziehend. Seine Farbe iſt ſchwarzgelb, ſein Haar ſchwarz und dick, das Auge dunkel und feurig, die Naſe dem Adlerſchnabel ähnlich; ſowohl die Geſichtszüge als der Körper ſind wohlgebildet. Seine Kleidung beſteht aus einem groben baumwollenen Hemde, welches durch einen Gürtel um die Lenden zuſammengehalten wird; ein weißer wollener Mantel überdeckt es. Der Kopf wird bald durch den Turban, bald durch ein baumwollenes Kopftuch vor dem ſengenden Sonnenſtrahle geſchützt; die Füße ſind

meiſt nackt. Der Grundcharakter des Beduinen iſt Stolz auf ſeine Abkunft, auf die Ehre ſeines Stammes und auf ſeine Freiheit. Seine Redeweiſe iſt einfach und männlich, ſeine Freiheitsliebe nöthigt ihn zur Mäßigkeit und zur Vorliebe für die ärmliche Lebensart der Wüſte. Sein Geſchlecht hält er für das reinſte und beſte der ganzen Menſchheit, und wenn man ſeinen Charakter mit dem der benachbarten Nationen vergleicht, ſo muß man anerkennen, daß er weit über dem durch Despotismus verderbten glattzüngigen Perſer, ſowie über dem zwar ſanften, doch entnervten Hindu ſteht. Mängel dieſes Volkes ſind die unaufhörlichen Fehden, in welche die einzelnen Stämme verwickelt ſind, ſo lange nicht ein gemeinſamer Feind die Freiheit Aller bedroht, ebenſo die Sitte der Blutrache, nach welcher die Ehre der Familie oder des Stammes für ſo lange als befleckt gilt, als nicht Blut mit Blut gerächt oder der Blutpreis, meiſt 800 Thaler oder eine entſprechende Menge Vieh, bezahlt iſt.

Die Regierungsform der Beduinen iſt ſich ſeit vielen Jahrhunderten ziemlich gleich geblieben. Man kann hier weder von Republik noch von der Herrſchaft vornehmer Geſchlechter, noch vom Königthume reden, obwohl Einzelnheiten von allen drei Verfaſſungsarten ſich beim Wüſtenſohne vorfinden. Die Beduinen zerfallen in zahlreiche, bald ſtärkere, bald ſchwächere Stämme, deren Oberhaupt der Scheich, eine Art Patriarch, iſt. Derſelbe wird meiſt aus gewiſſen Familien genommen und führt dem Herkommen gemäß bei Berathungen den Vorſitz, leitet die Verhandlungen mit fremden Stämmen, erfüllt die Obliegenheiten der Gaſtfreundſchaft für den ganzen Stamm, ſchlichtet die Streitigkeiten, beſtraft die Verbrecher nach den Geſetzen der Billigkeit und des Korans, jedoch bei wichtigeren Fällen unter Zuziehung der Aelteſten. Bei allen dieſen Vorrechten beſitzt er zur Ausführung ſeiner Urtheile ohne die Beihülfe ſeiner Stammesgenoſſen keine vollziehende Gewalt, und im Rathe gilt ſeine Stimme nicht mehr als die eines jeden anderen freien Mannes. Nicht ſelten geht die Achtung, in welcher der Vater ſteht, auf den Sohn über, und in des Erſteren Abweſenheit vertritt ihn oft ſein zwölf- bis vierzehnjähriger Sohn und wird dabei mit derſelben Ehrerbietung behandelt, als ſei er ſelbſt der Patriarch.

Der Beduine ſteht wie alle Morgenländer zeitig auf. Die ärmeren Claſſen ſchlafen am Boden auf Decken, die Begüterten auf roh gearbeiteten Bettſtellen mit vier Füßen, in deren Rahmen Stricke kreuzweiſe übereinandergezogen ſind. Sobald es Tag wird, ſpricht der Beduine ſein Morgengebet und das Glaubensbekenntniß: la ilâh (ſ. S. 29): „Es giebt keinen Gott als Gott und Muhammed iſt der Geſandte Gottes.“ Dann weckt er ſeine Angehörigen, welche unter den Zelten um ihn in Gruppen ſchlafen und ladet ſie mit dem gewöhnlichen Spruche: Beten iſt beſſer als Schlafen! zum Morgengebete ein. Kurze Zeit darnach nimmt man die erſte Mahlzeit, welche bei dem Scheich aus Kaffee und gekochtem Reis, bei den ärmeren Claſſen aber aus Datteln und grobem Brote beſteht. Viele Beduinenſtämme ſind als Nomaden in der eigentlichſten Bedeutung des Wortes faſt das ganze Jahr hindurch in beſtändiger Bewegung. Burckhardt erzählt uns von den Aenezes, einem Stamme, welcher 350,000 Köpfe ſtark iſt, daß derſelbe während des Sommers an den Grenzen Syriens, von Aleppo bis gen Damaskus hauſt, wogegen er im Winter ſich bald in das Innere der Wüſte, bald nach den Ufern des Euphrat zurückzieht. Selten bleiben ſie drei bis vier Tage an ein und derſelben Stelle; denn hat das Vieh das Gras in der Nähe eines Waſſerplatzes aufgezehrt, dann ſucht der Stamm andere Weide. So begegnete der eben genannte Reiſende auf dem Wege von Tadmor nach Damaskus an einem

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

einzigen Tage zwei ſtarken Lagern, welche ſich, um Waſſer und Weide zu ſuchen, langſam über die Ebene bewegten. Fünf bis ſechs Reiter gingen dem Stamme einige Stunden weit voraus, um zu erſpähen, ob Alles in Sicherheit ſei, dann folgte die Hauptmaſſe, ein Schwarm, welcher bei einer Breite von ein und einer halben Stunde noch eine Länge von einer Stunde einnahm. Bewaffnete Reiter und Kameeltreiber, jeder hundert bis hundert und funfzig Schritt vom andern entfernt, zogen in der ganzen Breite voran. Ihnen folgten grasend die weiblichen Kameele und ihre Jungen, hinter denen wieder die mit Zelten und Vorräthen beladenen Kameele und zuletzt die der Weiber und Kinder kamen. Dieſe trugen Sättel von der Geſtalt einer Wiege, über denen ſich zum Schutz gegen den Sonnenſtrahl Vorhänge befanden. Die Männer ritten ohne ſonderliche Ordnung theils an den Seiten, theils unter dem Zuge herum. — Keiner von ihnen, außer einigen Hirten, welche Schafe und Ziegen hinter dem Hauptzuge nachtrieben, war zu Fuß. Das eine dieſer Lager mochte über 3000 Kameele halten, jedes aber ungefähr 200 Zelte ſtark ſein.

So bewegt ſich der Zug durch Wüſten und Weiden, bis er endlich an einem neuen Aufenthaltsorte angelangt iſt. Iſt ein Bach in der Nähe, ſo ſchlägt man die Zelte in drei bis vier Linien hintereinander auf, während es im Winter, wo es weder an Waſſer noch kräuterreicher Weide fehlt, gewöhnlich iſt, daß ſich der ganze Stamm über die weite Ebene ausbreitet, ſo daß oft zwiſchen einzelnen Abtheilungen von drei bis vier Zelten Zwiſchenräume von einer halben Stunde ſich befinden. Das Zelt ſelbſt iſt höchſt einfach und nach den Stämmeu verſchieden. Das der Aenezes beſteht aus ſchwarzem Ziegenhaar und wird durch Seile oder Riemen an neun Pfählen befeſtigt, von denen die mittleren drei eine Höhe von ſieben, die je drei Seitenpfähle aber nur eine ſolche von fünf Fuß haben. Das ganze Zelt iſt ungefähr 25—30 F. lang, 10 Fuß breit und wird im Innern durch einen weißen wollenen Teppich, welcher quer durchgezogen iſt, in zwei Abtheilungen geſchieden. Die eine derſelben gehört den Frauen und enthält die Kochgeräthe, Butter, Waſſerſchläuche u. ſ. w., die andere wird von den Männern eingenommen. Das Aufſtellen und Abbrechen erfordert wenig Zeit; die Zeltpfähle werden zuſammengelegt, mit Stricken an beiden Enden gebunden und dieſe Bündel auf die beiden Seiten des Kameels gehangen. Vor dem Zelte ſteht die Lanze des Familienvaters, ſowie ſein angebundenes Pferd; hier ſchlafen auch während der Nacht die Kameele, wogegen Schafe und Ziegen der Obhut beſonderer Hirten anvertraut ſind. In ſeinem Zelte iſt der Beduine äußerſt träge; die Fütterung des Pferdes und das Melken ſeiner Kameele ſind ſeine einzige Beſchäftigung; alles Uebrige verrichtet das Weib mit den Töchtern. Dieſe mahlen den Weizen mit der Handmühle, ſtoßen ihn in Mörſern, bereiten Frühſtück und Mittagsbrot, backen Brot (ungeſäuerte Brotkuchen) auf eiſernen Blechen, machen Butter, ſchaffen Waſſer herbei, arbeiten am Webſtuhl, beſſern die Zeltdecken aus und ſind den ganzen Tag über beſchäftigt. Während dieſer Zeit ſitzt der Mann oder Bruder vor dem Zelte, raucht ſein Pfeifchen oder ſpricht in einem anderen Zelte gaſtlich ein, wenn er merkt, daß daſelbſt ein Fremder angekommen ſei, von welchem er Neuigkeiten zu erfahren gedenkt. Die Gaſtfreundſchaft iſt des Beduinen Hauptruhm. Obwohl er, trotz aller Mäßigkeit, kaum ſelbſt genug Lebensmittel für ſich und die Seinen hat und daher lieber nimmt als giebt, ja nicht ſelten auf Raub und Betrug ausgeht, ſo übt er doch die Gaſtfreundſchaft, wie ſie ihm der Koran, die Ehre und die uralte geheiligte Sitte befehlen. Wer in das Zelt eines Beduinen tritt, iſt mit Leib

und Gut ſicher im Schutze des Beſitzers und wird von ihm bewirthet; ja, wenn er nur einen einzigen Beſchützer in irgend einem Stamme hat, ſo wird er der Freund aller Stämme, welche mit dem betreffenden in Freundſchaft ſtehen. Naht der Fremdling ſich einem Lager, in welchem er keinen Freund oder Bekannten weiß, ſo ſteigt er am erſten beſten Zelte ab, tritt ein und wird ſelbſt in Abweſenheit des Eigenthümers von Weib oder Tochter gaſtlich aufgenommen. Man bringt einen Teppich zu ſeiner Lagerſtätte herbei und bereitet das Frühſtück oder Mittagsmahl.

Dieſe ſchöne Tugend wird durch die Raubſucht der Beduinen verdunkelt. Alles, was nicht unter ſeinem Zelte iſt, mögen es Freunde, Nachbarn oder Stammesgenoſſen ſein, hat darunter zu leiden. Nicht ſelten geht ein Dutzend gemeinſchaftlich auf Raub aus. Alle kleiden ſich dann in Lumpen, jeder nimmt einen kleinen Vorrath von Mehl und Salz und einen Waſſerſchlauch mit und ſo tritt man eine oft mehrtägige Fußreiſe an. Gelangt man endlich gegen Abend in die Nähe eines Lagers, ſo ſendet man drei der Kühnſten nach den Zelten, um hier den Raub zu vollführen. Einer von ihnen ſucht die Aufmerkſamkeit der Wachhunde auf ſich zu lenken; greifen ſie ihn an, ſo flieht er und lockt dadurch, von ihnen verfolgt, die gefährlichen Wächter vom Zelte ab. Der Andere, welcher vorzugsweiſe den Namen Harami, d. i. Räuber, führt, geht nun auf die Kameele zu, durchſchneidet die Stricke, mit denen ihre Beine gebunden ſind, läßt ſie aufſtehen und führt eins der weiblichen Kameele voran, worauf die übrigen folgen. Während dieſer Zeit ſteht der dritte Gefährte am Zeltpfahle beim Eingange und hält einen langen, ſchweren Stock empor, bereit, einen Jeden niederzuſchlagen, der etwa herauskommen möchte. Iſt der Raub gelungen, dann treibt man die Thiere aus dem Lager, vereinigt ſich draußen mit den Uebrigen und eilt nach Hauſe. Auf dieſe Weiſe werden oft funfzig Kameele geraubt Mißlingt jedoch ein ſolches Unternehmen, werden die Diebe oder nur wenigſtens einer, gefangen, ſo fragt ihn Der, welcher ihn ergreift, der Rabad, was er hier zu thun habe. Ich kam um zu rauben, Gott aber hat mich zu Grunde gerichtet, iſt gewöhnlich ſeine Antwort. Der Gefangene wird nun in das Zelt geführt, ſodann gebunden in eine etwa zwei Fuß tiefe Grube gelegt und dieſe mit ſchweren Gegenſtänden ſo weit bedeckt, daß nur eine kleine Oeffnung übrig bleibt, durch welche er Athem holt. Gelingt es dem Gefangenen vorher, irgend einen Körpertheil des Rabad oder ſeiner Freunde zu berühren oder ſie nur anzuſpucken, ſo ruft er: An dakheilak, d. i. ich bin dein Schützling, und es iſt derſelbe verbunden, ihn zu vertheidigen. Damit nun der Räuber dieſes Vorrecht nicht erlange, ſo nöthigt man ihn durch Schläge auf den Kopf, auf das Dakheil zu verzichten, was mit den Worten: Ich verzichte! geſchieht. Dieſe Entſagung gilt jedoch nur für einen Tag und eine Perſon und muß für jeden Tag und jede Perſon wiederholt werden. Obwohl lebendig begraben, giebt der Gefangene die Hoffnung auf ein glückliches Entkommen nicht auf. Gehört er einer reichen Familie an, was der Rabad zu ermitteln ſucht, da der Räuber ſtets ſeinen Namen verſchweigt und vorgiebt, ein armer Bettler zu ſein, ſo ſucht der Rabad ein hohes Löſegeld zu erpreſſen. Gelingt ihm dies jedoch nicht, ſo muß man ihn nach ſechs Monaten gegen ein mäßiges Löſegeld freilaſſen, wenn er nicht vorher ſchon durch Liſt ſich ſelbſt befreite oder durch Gewalt und Schlauheit ſeiner Freunde befreit ward. — Gelingt aber der Raub, ſo hat der Räuber nur Ruhm davon. Er rühmt ſich ſeiner That und der Titel Harami iſt der ſchmeichelhafteſte, welchen der Beduine einem jungen Helden beizulegen im Stande iſt. Merkt der Beraubte ſeinen Verluſt erſt am

nächſten Morgen, dann verfolgt er den Räuber; die Fußtapfen ſeiner Kameele ſind ſeine Leiter und genau weiß er ſie von denen anderer Kameele zu unterſcheiden. Burckhardt erzählt: „Ich habe geſehen, daß ein Mann in einem ſandigen Thale die Fußtapfen ſeines Kameels entdeckte und verfolgte, wo tauſend andere Fußtapfen die Straße nach jeder Richtung durchkreuzten. Ja dieſer Mann konnte ſogar den Namen eines Jeden nennen, welcher während des Morgens dieſelbe Straße gezogen war. Aus der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit der Spuren vermag der Beduine auch zu beſtimmen, ob dieſelben von dieſem oder dem vorigen oder von zwei Tagen her ſeien, und aus der Tiefe oder Fläche des Eindrucks vermag er zu beurtheilen, ob ein Mann oder ein Kameel eine ſchwere oder leichte Laſt trug oder gar keine; ja aus der Gleichheit oder Ungleichheit der Schritte, ob der Betreffende ermüdet war oder nicht. Durch dieſe genaue Kenntniß der Fußtapfen werden viele geheime Handlungen an's Licht gebracht und ein Beduine darf kaum hoffen, bei irgend einer heimlichen Unternehmung der Entdeckung zu entgehen, da ſeine Reiſe in Schriftzügen, die jeder Araber zu leſen vermag, auf der Straße eingegraben iſt.“

Unter die Tugenden der Beduinen ſind beſonders die Dankbarkeit für erwieſene Wohlthaten und das Mitleid gegen Unglückliche zu zählen. In traulicher Unterhaltung ſind ſie freimüthig, munter, ſcherzhaft, anſtändig und im Genuſſe ſehr mäßig. Sie haben mehr Witz und Scharfſinn als die Bewohner der Städte; ihr Geiſt iſt immer hell und es giebt wenige Nationen, unter welchen natürliche Anlagen ſo wie unter den Beduinen verbreitet ſind. Wiſſenſchaftliche Bildung findet ſich unter ihnen nicht, ja keiner kann weder ſchreiben noch leſen. Gleichwohl ſtehen Beredſamkeit und Dichtkunſt in großer Achtung bei ihnen. Verſe werden oft unter Begleitung der Rebaba, einer Art Zither, in hellen Mondnächten geſungen.

Zum Theil nach Burckhardt.

7. Eine Reiſe nach dem Sinai.

Eine Pilgerfahrt nach dem Sinai gehört zu den merkwürdigſten Ausflügen, welche von Kairo aus unternommen werden. Sie iſt weder koſtſpielig noch gefährlich; man beſteigt ein Dromedar und ſchließt ſich einer der Karawanen an, welche in der beſſeren Jahreszeit faſt täglich von Kairo abgehen und oft Menſchen aus vielen Völkern vereinigen. Der Weg führt über Suez*). Dort, wo im Norden das rothe Meer ſich gabelt und den einen Schenkel nach Oſten — Golf von Akaba, — den andern nach Weſten — Golf von Suez — ausſtreckt, beginnt es die Sinai-Halbinſel zu umſchließen, aus welcher eine majeſtätiſche Berggruppe emporſteigt. Zwiſchen Kairo und Suez iſt Wüſte. Man zieht auf einer Straße, die eigentlich aus einer Menge gleichlaufender Fußpfade beſteht, alle von Kameelen getreten, welche in breiten Reihen neben einander gehen; die weite öde Fläche gewährt nur einen traurigen Anblick, Dromedarſkelette liegen auf dem Wege, ſowie zu beiden Seiten Opfer der Ermattung und der Grauſamkeit ihrer Treiber. Nur dann und wann erblickt das Auge eine flüchtig vorübereilende Gazelle oder einen hoch am Himmel kreiſenden Adler, deſſen ſcharfes Auge nach gefallenen Thieren umherſchweift. Karawanen von und nach Kairo ziehen unter Leitung der auf Eſeln voran-

*) Gegenwärtig führt eine Eiſenbahn von Alexandrien über Kairo nach Suez, ſowie der die Landenge von Suez durchſchneidende Kanal von Port Saïd nach Suez, durch welchen Mittelmeer und rothes Meer mit einander verbunden ſind.

reitenden Führer, begegnen ſich gleich Schiffen auf dem Ocean, grüßen ſich ſchon von Weitem mit Zeichen oder Zuruf und bringen Leben und Abwechſelung in die Einförmigkeit der Wüſte. Der Abend bricht herein, das erſte Nachtlager wird gemacht.

Unwillkürlich denkt der ſinnige Menſch an Moſes und ſeine Israeliten, welche vor 3300 Jahren denſelben Weg wanderten, vielleicht an derſelben Stätte raſteten. Ein Bild vom Leben der alten Hirtenvölker umgiebt ihn. Gleich einem Zauberſchlage wirkt der Haltruf des Führers und ſchon nach wenigen Augenblicken iſt alles Bewegung und Thätigkeit. Im Nu erheben ſich auf dem brennenden Sande Baraken aus Kiſten, Schläuchen und Sattelgeräthe, über denen ausgebreitete Mäntel und Decken ſich zum Dache geſtalten. Ein ſchmaler fußtiefer Graben vertritt die Stelle der Küche, einige Dornbüſche und trockener Kameelmiſt geben Holz und Kohlen für den Pilau, ein in Fleiſchbrühe gekochtes Reismuß; das Waſſer aber, friſch aus den Schläuchen, ſchmeckt köſtlich wie Nektar. Die Dromedare werden abgezäumt und ſuchen ſich, in der Weite umhergraſend, ein kümmerliches Futter; kommen ſie zurück, dann reicht man ihnen einige Hände voll trockener Bohnen, worauf ſie ſich um die Zelte gleich einem Walle lagern. Die Nacht bricht ſchnell herein, ein brennendes Roth breitet ſich plötzlich wie über den Himmel, ſo auch über die öde Sandfläche aus. Bald iſt die Dämmerung verſchwunden, der Mond ſteigt herauf und ein ſtilles bleiches Zauberlicht erfüllt die einſame Landſchaft. Um rothflackernde und kniſternde Feuer gruppiren ſich die merkwürdigen, in weiße Mäntel gehüllten Geſtalten der braunen Araber, bald plaudernd, Geſchichten und Thaten der Wüſte erzählend, bald handierend, bald zur Ruhe ausgeſtreckt. Ein paar aus jeder Gruppe beſchäftigen ſich mit Brotbereiten, der eine knetet den Teig aus Bohnenmehl in einer hölzernen Schüſſel, der andere formt die dünnen Brotkuchen, welche, nachdem ſie auf glühendem Sande ſchnell gebacken ſind, unter dem Genuß von Kameelmilch noch heiß verſchlungen werden. Iſt das Mahl vorüber, dann rücken die braunen Kerls in kleinere und größere Kreiſe zuſammen und nun geht's an's Erzählen der immer friſchen Märchen und Sagen, oder man unterhält ſich von mitgemachten Fahrten und Abenteuern, Karawanenüberfällen, Plünderungen u. ſ. w., wozu das Wegelagerertreiben der Araber immer neuen und unerſchöpflichen Stoff bietet. Inmitten dieſer Gruppen beſchleicht den Europäer nicht ſelten ein unheimliches Gefühl, er ſieht ſich unter einer Heerde von Räubern, welche ihn zwar augenblicklich nach den Grundſätzen des Gaſtrechts ſelbſt mit dem Leben ſchützen, doch unter veränderten Umſtänden wenigſtens plündern, wenn nicht tödten würden.

So gelangt man endlich nach der durch regelmäßige Dampfſchifffahrten nach Oſtindien, ſowie den Kanal ſo berühmt gewordenen Stadt Suez. Von der Terraſſe des engliſchen Hotels daſelbſt hat man eine klare Ausſicht über den Golf von Suez, das Schilfmeer der Bibel. Hier war unſtreitig die Stätte, an welcher das fliehende Volk der Juden einen ſichern Durchgang durch das Meer fand; denn zur Zeit der Ebbe iſt der Meeresgrund vom Waſſer unbedeckt, während die zurückſtürmende Fluth ihn hoch überwogt. Hier durchritt auch Napoleon auf ſeiner Rückkehr von einem Ausfluge nach den Quellen des Moſes den Golf. Er hatte die Zeit der Ebbe verſäumt und nur bis zur Mitte des Waſſers gekommen, drangen plötzlich die Wogen, vom Winde getrieben, immer mächtiger auf ihn ein und umſpülten bereits den Bauch ſeines Roſſes. Nur ſeine Beſonnenheit bewahrte ihn vor Pharaos Schickſal. Von Suez wendet ſich der Weg durch öde, pflanzenleere Wüſte einem von Palmengruppen umſäumten Sumpfe zu, deſſen ſalzige und trübe Pfütze den

Namen: „Quellen des Moſes“ führt. Hier wird ausgeruhet und zum beſchwerlichen Zuge durch die Steinwüſte gerüſtet, welche unmittelbar bei den Quellen beginnt und einſt Zeuge des Zuges der Israeliten war. Es iſt eine todte, aber höchſt wunderbare Natur, dieſe Sahara der Felſen. Faſt möchte man der uralten Sage der Araber Glauben ſchenken, nach welcher das ſteinige Arabien vordem ein Ocean von Lava geweſen, geronnen in demſelben Augenblicke, wo ſeine vom Orkan gegeißelten ungeheuren Wellen als Berge zum Himmel aufſchlugen. Weit und breit in Höhen und Tiefen herrſcht die öde Verſteinerung. Ueberall jähe Felſenwände, tief ausgefurchte Thäler, finſtere Schluchten und ungeheuere Spalten. Nur hie und da findet ſich ein mit tiefem, loſem Sande beſtreuetes Thal, deſſen Oberfläche von jedem Windſtoße verändert, bald in Sandhügeln, bald in Vertiefungen ſich zeigt, dem einzigen Wechſel der Formen in dieſer ſonſt unveränderlichen Natur. An Pflanzenwuchs iſt faſt nirgends zu denken, blos aus Felsſpalten ſaugen einige verkümmerte caktusartige Gewächſe dürftige Nahrung. Regen fällt nie in dieſer Wildniß und die wenigen, kleine Oaſen nährenden Quellen verrathen durch ihren Geſchmack nach Erdpech und Schwefel den vulkaniſchen Urſprung des Bodens.

So gelangt man nach einem ermüdenden Tagemarſche zwiſchen dem Meere und den Bergen der Halbinſel auf den von den Juden einſt betretenen Pfaden zu dem Wadi Ghurundel, dem Elim des alten Teſtamentes, das im Vergleich zur durchſchnittenen Wüſte dem Wanderer als ein weites baumreiches Thal erſcheint. Um eine erdrechhaltige, kaum genießbare Quelle grünen Akazien, Tamarinden und Dattelpalmen von rieſiger Größe. Hier wird Halt gemacht und geraſtet. Ungern trennt man ſich von den grünen Büſchen Ghurundel's, um die Steinwüſte von Neuem zu durchwandern, die wiederum durch eine kleine Oaſe unterbrochen wird, worauf der Weg in Hohlwegen und Thälern, umgeben von abenteuerlichen wilden Formen gen Himmel ragender Spitzen eines Kalkgebirges ſich weiter zieht; eine furchtbare Natur, die den Wanderer mit unheimlichen Vorſtellungen bedrängt und ihn an die Bilder der arabiſchen Schauermärchen erinnert. Das berühmte Thal Feiran gewährt ihm endlich einen freundlicheren Aufenthalt. Sein Eingang iſt enge und zu beiden Seiten thürmen ſich roſenfarbene Granitmaſſen auf. Im Hintergrunde erhebt ſich der Serbal, gleich einem Könige, der, anſtatt von einem Heere bewaffneter Trabanten, von Hunderten von Felsthürmen und ſpitzigen Kegeln umgeben wird. Ein klarer murmelnder Bach ſchlängelt ſich zwiſchen grünen, täglich mit neuen Blumen geſchmückten Ufern, an welchen, von Palmen- und Akazienwäldern halb bedeckt, einige ſteinerne Hütten ſich erheben, Wohnungen von Hirtenfamilien, die ſich in dieſem Paradieſe der Wüſte niedergelaſſen haben. Freudiges Entzücken erfüllt den Reiſenden beim Anblick dieſer Oaſe, die ſelbſt von wilden Beduinen mit Freudengeſchrei begrüßt wird. Zum erſten Male, ſeitdem man das Nilthal verlaſſen, wandelt man wieder auf weicher ſchwarzer Erde und vernimmt aus den überhängenden buſchigen Zweigen der dichten Laubbäume den Geſang der Singvögel. Wadi Feiran iſt das ſchöne blühende Kleinod der Felſenwüſte, deſſen ewig grünende Jugendfülle, von öden grauen Gebirgsrieſen umgürtet, die Gegenſätze von Leben und Tod in engſter Verbindung darbietet. Mauertrümmer verkünden die Stätte der alten Wüſtenſtadt Faran, die im dritten und vierten Jahrhunderte nach Chr. der Sitz eines chriſtlichen Biſchofs, der arabiſchen Sage nach von Moſes begründet worden ſein ſoll und daher auch Moſesſtadt genannt wird.

Drei volle Stunden lang iſt dieſe Oaſe, an deren Ende einige junge Kameele, mit rothen Decken behängt, auf ihren ſteifen Beinen umherſtolziren.

Eine Horde Beduinen hatte eben hier ihr Lager aufgeſchlagen, denn bald erſchienen einige dunkelfarbige Beduinenmädchen mit ſchwarzfunkelnden Augen, ſchwarzem Gewande und Kopftuche, welche Schafe und Ziegen vor ſich hertrieben. In der Nähe ihrer ſchwarzen Zelte lagerte unſere Karawane in einem Felſenkeſſel und bereitete ihr Mahl, während die Beduinenweiber, gleich der neugierigen Sarah, von fern aus dem Zelte verſtohlen zuſahen und ihre faſt nackten Knaben auf dem öden Geſteine umher ſpielten. Von jetzt an wird der Weg wieder ſehr beſchwerlich. Immer bergan gehend verſperren große Felsblöcke bei jedem Schritte den Weg, bis er endlich ſo ſteil wird, daß die Reiſenden die Dromedare verlaſſen und beim Zügel führen müſſen. So erreicht man nach einem fünfſtündigen unaufhörlichen Steigen endlich eine Hochebene, dieſelbe, auf welcher einſt die Israeliten lagerten und dem goldnen Kalbe opferten, während Moſes auf der Spitze des Berges weilte, deſſen bloßer Name hinreicht, in der Erinnerung jedes Leſers unvergeßlich eingeprägte Züge aufzufriſchen und ſeinen Geiſt in die Tiefe der heiligen Geſchichte zu tauchen. Der Sinai, eine ungeheure Granitmaſſe, die den Himmel ſelbſt zu tragen ſcheint, tritt in ſeiner zermalmenden Majeſtät hervor. Die Ebene verengt ſich allgemach zum Thale, und weiterhin zur Schlucht, in deren Mitte, umgeben von dunkeln Cypreſſen und Mandelbäumen, die Zinnen des berühmten Katharinenkloſters ſich erheben, deſſelben Gebäudes, welches bereits ſeit 14 Jahrhunderten gegen chriſtliche Pilger aller Confeſſionen die freigebigſte Gaſtfreundſchaft übt. Der Glocke reiner Schall tönte ſonntaglich durch die große Stille und mahnte an den heiligen Ernſt dieſer Stätte. Das Katharinenkloſter iſt ein feſtes, citadellenartiges, von hohen Mauern umgebenes Gebäude. Thore hat es nicht, um es vor Ueberfall und Plünderung beſſer zu ſchützen: der Pilger wird nebſt ſeinen Sachen bis zu einem gegen 30 Fuß über dem Boden befindlichen Eingange hinaufgewunden, worauf er einen großen, gleichfalls mit Mauern verſehenen Garten betritt.

Das griechiſche Sinaikloſter wurde vom Kaiſer Juſtinian gegründet, beſteht aus einer großen Maſſe unregelmäßig an einander gefügter Gebäude, welche eine ſchöne Kirche umgeben, und wird von ungefähr 30 Mönchen bewohnt. Hohe, ſchlanke Säulen tragen das hochgewölbte Dach der Kirche. Dieſelbe iſt mit den prächtigſten Moſaikbildern geſchmückt und enthält eine große Anzahl Kapellen. Eine derſelben ſchließt den Ort ein, wo der feurige Buſch geſtanden haben ſoll, in dem der Herr dem Moſes erſchien. Nur mit bloßen Füßen und auf den Knien naht man ſich dieſer Stätte. Gleich hinter dem Kloſter ſteigt man zu dem durch die bibliſche Geſchichte geheiligten Theile der Sinaigruppe auf. Dieſelbe beſteht aus zwei an einander grenzenden Höhen, von denen die eine der Berg Moſes, die andere der Katharinenberg genannt wird. Nach der Volksſage iſt der erſtere der eigentliche Sinai, der letztere der Horeb, wo Moſes die göttliche Berufung zu ſeinem großen Werke empfing und wo Elias eine Zeit lang weilte, um von Neuem zu ſeinem Prophetenwirken unter den abgöttiſchen Israeliten zurückzukehren. Der Horeb wird vorzugsweiſe vom Kloſter aus beſtiegen, Felſenſtücke ſind die ganze Länge des Pfades hindurch ſtufenartig gelegt; gleichwohl iſt der Weg an vielen Stellen ſehr beſchwerlich. Nach halbſtündigem Steigen gelangt man an einen weit vorſpringenden Felſen, aus deſſen Tiefe eine reiche kryſtallhelle Quelle ſprudelt; mit Moos bedeckte Sitze laden zum Ausruhen ein. Klettert man weiter, ſo erreicht man eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihete Kapelle, von welchem Gebäude aus man mittelſt einer hohen, zwiſchen zwei Felswänden aufſteigenden Treppe zu dem jetzt unbewohnten Eliaskloſter gelangt. Eine Cypreſſe von

rieſenhafter Größe und dem höchſten Alter wiegt ſich an der ehrwürdigen Stelle, wo nach der arabiſchen Ueberlieferung Moſes die ſteinernen Tafeln mit den zehn Geboten empfing. Dieſe Stätte iſt das Reiſeziel verſchiedener Religionsbekenner; ſelbſt die Muhammedaner haben hier eine kleine Moſchee. Die Ausſicht von der Spitze wird nach Oſt, Süd und Weſt durch höhere Gebirge beſchränkt, man erblickt ringsum nur die wild durcheinander geworfenen öden Felſengruppen, rieſige Zacken und dazwiſchen kahle Thäler. Nur nach Norden hat man einen ausgedehnteren Blick. Zahlreiche Klöſter und Einſiedlerzellen bedeckten einſt die kahlen Felſenberge des Sinaigebirges und 40,000 Mönche, Nonnen und Einſiedler ſollen zu Muhammeds Zeiten an dieſen Stätten ſchwärmeriſcher Verehrung ein beſchauliches Leben geführt haben. Jetzt ſieht man von den meiſten Gebäuden kaum noch die Spuren und nur der auf den einſamen Klippen horſtende Adler und der von Fels zu Fels ſpringende flüchtige Steinbock ſind die Zeichen des Lebens in dieſer grauenvollen Einöde.

Die Ausſicht vom Gipfel des Horeb oder Katharinenberges, einem 8063 Fuß über dem Meere erhabenen Punkte, iſt weit umfaſſend und gewaltig und wird nur im Süden von dem noch um 500 Fuß höheren Umm Schomer begrenzt. Tief unter uns liegt der Moſesberg, nach Nord der gewaltige fünfzackige Serbal und um das ganze wilde Wüſtengebirge ſchlängelt ſich gleich einem Silberfaden die Welle des rothen Meeres, deſſen dunklere Inſeln ſich gleich ſchwarzen Schwänen von der glänzenden Fläche abzeichnen. Was aber iſt die Wildheit und Großartigkeit dieſer Naturlandſchaft gegen die geſchichtliche Bedeutung der ganzen Gegend, in welcher jeder Felſen Zeuge großer Begebenheiten war!

8. Die Pilgerſtadt Mekka.

Unſern der Weſtküſte Arabiens liegt in einem engen ſandigen Thale, umgeben von dürren, unbewaldeten Bergen, die heilige Stadt Mekka, das Ziel der Wanderungen von gläubigen Moslems aus allen Theilen der alten Welt. Hier war Muhammed der Prophet geboren, hier entſtand ſeine Lehre, von hier aus verbreitete ſie ſich über drei Erdtheile. Die große Heiligkeit dieſes Ortes erlaubt nicht, daß der Fuß eines Ungläubigen ſie betrete und dadurch verunreinige, und wenn es dennoch chriſtlichen Reiſenden gelang, bis in die heiligſten Stätten vorzudringen, wie einem Seetzen, Burckhardt, Burton, Badia, v. Maltzan, ſo konnte dies nur unter der Verkleidung und dem angenommenen Charakter eines muſelmänniſchen Pilgers geſchehen. Die Stadt, welche die Frömmigkeit der Gläubigen bald Mutter der Städte, bald die edle, bald das Gebiet der Gläubigen und mit hundert anderen Beinamen belegt, gehört zu den ſchöneren Städten des Orients. Ihre Straßen ſind breit und ziemlich regelmäßig; die Häuſer zum Vermiethen eingerichtet, von Stein erbaut, oft drei Stock hoch und mit Fenſtern nach der Straße zu verſehen. Außerdem hat Mekka zum Schutz noch drei Citadellen. Die Natur that wenig zu ſeiner Verſchönerung, denn nirgends erblickt das Auge weder einen grünen Baum, noch grünen Raſen. Gleichwohl iſt die Stadt, beſonders zur Zeit des Hadſch oder der Pilgerreiſen, ungemein belebt, die Straßen ſind mit Gläubigen erfüllt und in den wohlverſehenen Kaufläden lagern die Schätze des Orients. Denn nun birgt Mekka die Gläubigen aus der Türkei, Kleinaſien und Syrien, ſämmtlich vom Paſcha von Damaskus nach langer beſchwerlicher Reiſe mit der großen Hadſchkarawane hierher geleitet. Andere Karawanen kamen

von Bagdad und Basra und brachten die ketzerischen Perser, noch andere Pilgerzüge aus dem Norden, Süden und Osten Arabiens, als von Bahrein, Medsched, Yemen und Hadramaut. Zu ihnen gesellen sich die Pilger aus Marokko und der großen Wüste, aus Algier, aus Tunis und Tripolis, sowie die große Kafilah, welche das fruchtreiche Nilthal durchwanderte und sodann längs der Küste des rothen Meeres zog. Ueber die nur zwei Tagereisen von Mekka gelegene Hafenstadt Dschidda kamen die Pilger aus dem fernen Osten, von Indien, Beludschistan und Afghanistan, sowie von den Küsten des persischen Meerbusens, von Oman und Südarabien, und so auch die Afrikaner aus den Häfen Berberah, Zeila, Massaua, Kosseir und Suez; je selbst die Schwarzen aus dem Sudan fehlen nicht, sondern kommen über Suakim nach Dschidda, um das Völkergemisch Mekka's noch bunter zu machen. Ein solcher Zuwachs von oft über 100,000 Menschen mit der halben Zahl von Kameelen erfordert für eine Wüstenstadt von 45,000 Seelen eine ungewöhnliche Regsamkeit zur Beschaffung der täglichen Nahrung, zumal man in Mekka weder Herbergen oder Khan's für die Reisenden, noch Paläste oder große Speicher findet.

Eine Stätte ist das Ziel aller Pilger, die große Moschee Beit-Allah, das Haus Gottes, oder auch schlechthin El Haram, das Heiligthum genannt, in deren Innern sich die heilige Kaaba befindet. Die große Moschee besteht aus einem Hofraum von 250 Schritt Länge und 200 Schritt Breite. Eine dreifache Reihe von Bogengängen mit kleinen Kuppeln umgiebt den ganzen Raum, in dessen Innern sich die Kaaba, der Brunnen Zemzem und andere Heiligthümer befinden. Sieben achteckige schlanke Minarets erheben sich an den verschiedenen Ecken der Einfassung, und neunzehn Thore oder gewölbte Schwibbögen führen in den innern Platz. Unter diesen ist das Thor Bab es Salem, Thor des Heils, das vornehmste. Schon sein Betreten macht die Pilger der besonderen Gnade Gottes würdig, weshalb sie auch die Moschee durch dieses Thor zuerst betreten. In der Mitte des Platzes befindet sich die Kaaba, ein kleines, würfelähnliches Gebäude von 34 Fuß Höhe und ungleicher Länge der Seiten, indem die kleinste 29, die größte 38 Fuß lang ist. Die Kaaba ist aus gehauenen Granitsteinen erbaut und enthält im Innern einen Raum, dessen Decke von zwei Säulen getragen wird. An ihrer nordöstlichen äußeren Ecke befindet sich ein schwarzer, von einer silbernen Platte umgebener eingemauerter Stein, dessen Oberfläche durch die Küsse der Pilger ganz ungleich und höckerig geworden ist. Nach der Sage ward die Kaaba schon 2000 Jahre vor Erschaffung der Welt im Himmel erbaut und von den Engeln bereits damals angebetet. Adam errichtete sie auf der Erde genau unter derselben Stelle, wo sie im Himmel gestanden hatte. Zehntausend Engel wurden zu ihrem Schutze bestimmt, und als sie dennoch die Wasser der Sündfluth zerstörten, erbaute sie Abraham (Ibrahim) auf's Neue unter Beihilfe seines Sohnes Ismael und des Erzengels Gabriel. Dieser überbrachte auch jenen wunderbaren Stein, welcher anfangs ein durchsichtiger Hyacinth war, aber durch die Thränen, welche Abraham über die Sünden der Menschen darauf weinte, sich schwarz gefärbt hat. Die ganze Kaaba ist sowohl äußerlich als innerlich bekleidet und zwar äußerlich von dem Kesuah, einem großen schwarzseidenen Vorhange, welcher in Kairo gefertigt und alljährlich zur Wallfahrtszeit erneuert wird. Auf ihm steht in Gold gestickt neben frommen Sprüchen das Glaubensbekenntniß des Islam: la ilâh illâ 'llâh we Muhhammed rosûl allâh — „es giebt keinen Gott als Gott und Muhammed ist der Gesandte Gottes." Die Thür wird von einem besonders prächtigen, mit Gold und

Silber gestickten Vorhange bedeckt. Um sowohl den schwarzen Stein als noch einen zweiten beim Umgang um die Kaaba küssen zu können, sind in dem Kesuah besondere Oeffnungen angebracht. Auch der innere Raum der Kaaba, obwohl derselbe jährlich nur an drei Tagen geöffnet wird, ist mit einem rosenrothen Seidenstoff bekleidet, welcher gleichfalls jährlich erneuert und vom Großsultan zu Konstantinopel der Kaaba verehrt wird. Diese beiden Bekleidungen werden nach ihrer Abnahme zerschnitten und die Stückchen theils als Andenken, theils als Amulette von den Pilgern mit nach Hause genommen.

Die jährlich dreimaligen Oeffnungen der Kaaba geschehen einmal für die Männer, das andere Mal für die verheiratheten Frauen, und das letzte Mal zur Reinigung des heiligen Ortes. Da es unverheiratheten Frauen nicht gestattet ist, die Kaaba zu besuchen, viele derselben aber dem Drange nicht zu widerstehen vermögen, so lassen sie sich für diesen Tag mit irgend einem Manne vor dem Kadi oder Richter vermählen, um, schon den nächsten Tag wieder, in den ledigen Stand zurückzukehren. Beim Besuche des Innern der Kaaba sind mancherlei Gebete und Anrufungen, sowie äußere Gebräuche vorgeschrieben, doch wird das Betreten dieser Stätte keinem Gläubigen zur unerläßlichen Pflicht gemacht, und Viele verlassen Mekka, ohne an diesem Orte verweilt zu haben. Unfern der Kaaba steht ein anderes Gebäude, errichtet über dem heiligen Brunnen Zemzem. Die Sage erzählt von seiner Quelle, daß der Engel des Herrn sie der Hagar zeigte, als sie mit ihrem Sohne Ismael, von Abraham in die Wüste verstoßen, hier zu verschmachten in Gefahr war. Wahrscheinlich verdankt Mekka dieser Quelle seine Entstehung; denn mehrere Meilen in der Runde giebt es kein süßes Wasser. Der Brunnen selbst hat acht Fuß im Durchmesser und bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 56 Fuß. Sein Wasser ist sehr ergiebig und wärmer als die äußere Luft, dabei dem Geschmacke nach etwas brakisch. Der gläubige Muselmann schätzt es, obwohl schwer verdaulich, als unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten und trinkt daher während seines Aufenthalts so viel davon, als er nur immer vermag, während viele andere Kranke in den offenen Hallen liegen und von seinem Genusse die Wiederherstellung ihrer Gesundheit erwarten. Burckhardt erzählt uns von einem Manne, der das Wasser in großer Menge so lange trank, bis er nicht mehr konnte, und als er täglich schwächer ward und schnell dem Tode entgegenging, in seiner Verblendung behauptete, seine Krankheit rühre allein davon her, daß er nicht genug Wasser von dem Brunnen Zemzem trinke. Die meisten Pilger nehmen Krüge Wassers von diesem Brunnen mit in die Heimath. Noch vier andere kleine Gebäude oder Mamams befinden sich im Hofe der heiligen Moschee und werden von den Imans der vier rechtgläubigen sunnitischen Sekten zu Gebeten benutzt. Außer den Stunden des Gebets begegnet man in der heiligen Moschee einem oft recht weltlichen Treiben, sodaß sie eher ein Gesellschaftsort, als ein Tempel der Gottesverehrung zu sein scheint. Da giebt es Gruppen, welche sich mit lautem Geplauder unterhalten, andere essen und schlafen hier, noch andere beschäftigen sich mit dem Lesen des Korans oder hören den Vorträgen der gelehrten Ulema's zu. Auch ein Schulmeister hat hier seine Stätte aufgeschlagen und versteht es, unter seinen schreienden und lärmenden Schulbuben den Stock tüchtig zu handhaben. Selbst große Schaaren von Bettlern haben neben den Kranken in der Säulenhalle hier ein Unterkommen gefunden.

Doch um die Stunde des Abendgebets ändert sich sofort die ganze Scene. Dann wird der Boden mit großen Teppichen belegt und die vielen Tausende der Pilger versammeln sich, ihr Angesicht der Kaaba zugewandt, in weiten

Kreiſen um das Heiligthum. Vor dem Eingange der Kaaba aber tritt ein Iman auf und ſeine Kniebeugungen werden von der zahlreich verſammelten Menge getreulich nachgeahmt. Der Lichtglanz von tauſend Lampen, welche rings um und unter den Säulengängen brennen, erhellt dann den weiten Raum und verleiht dem Ganzen den Ausdruck des feierlich Ernſten.

Mit dem Pilgergange nach Mekka wird der Beſuch einiger näheren oder entfernteren Orte dem Frommen zur unerläßlichen Pflicht gemacht. Hierzu iſt beſonders die Wallfahrt nach Omrah zu rechnen, einem $1^1/_2$ Stunden von Mekka entfernten Orte mit kleiner Kapelle. Ehe der Pilger dieſe Wanderung antritt, begiebt er ſich in eine Barbierſtube, wo ihm, unter vorgeſchriebenen Gebeten, vom Barbier das Haupthaar geſchoren wird. Noch bedeutungsvoller aber iſt der Beſuch des Berges Araſat. Mag der Pilger alle vorgeſchriebenen Gebete in der großen Moſchee verrichtet, den ſchwarzen Stein geküßt und von dem Brunnen Zemzem getrunken haben, auf den Ehrennamen eines Hadſchi hat er keinen Anſpruch, ſo lange er den drei Meilen von Mekka entfernten Berg Araſat noch nicht beſucht hat. Hier fand, der Sage nach, Adam nach langer Trennung die Eva wieder. Bald nach Beginn der Wallfahrtszeit brechen die Pilger hierher auf, oft in Schaaren von 50—70,000 mit 20—25,000 Kameelen und ſchlagen ihre Zelte, deren Burckhardt über 3000 zählte, rings um den etwa 200 Fuß hohen Berg auf. Man nennt dieſe Wallfahrt Aſſer und eröffnet ſie mit den beiden heiligen Kameelen oder Mamals, welche der großen ſyriſchen Pilgerkarawane voranſchritten und auf ihrem Buckel ein in Form eines hohen Kegels errichtetes und mit ſeidenen Zeugen, Stickereien, Brocaden und Straußfedern geſchmücktes Gerüſt tragen, in deſſen Mitte ein in ſeidenen Stoff gewickeltes Gebet- und Zauberbuch ſich befindet. Ein Prediger oder Khatyb begleitet auf einem reichgezäumten Kameele die Karavane, reitet den Araſat hinauf und predigt vom Kameele herab den zahlreich um ihn Verſammelten zur Erinnerung, daß auch Muhammed in ſolcher Weiſe zu predigen pflegte. Sämmtliche Wallfahrer ſind nur mit dem Ihram bekleidet, einem um die Lenden geſchlungenen Stücke Zeug, ſowie einem ähnlichen, welches über die Schultern geworfen wird. Bei der Rückkehr vom Berge Araſat beſuchen die Pilger das Thal Muna, in welchem drei Pfeiler die Stelle bezeichnen, wo Abraham durch jedesmal ſieben Steinwürfe den Teufel verjagte, als derſelbe ihn bei der Rückkehr vom Berge Araſat irre zu leiten verſuchte. Jeder Gläubige hat, bei dieſen Steinpfeilern angekommen, die Verpflichtung, dem Teufel dieſelbe Zahl Steine nachzuſchleudern, worauf die zum Opfer mitgebrachten zahlreichen Thiere hier getödtet werden. Lauter Jubel, Geſang und Freudenſchrei, begrüßt die von Muna zurückkehrenden Pilger, deren erſter Gang wieder zur Kaaba führt. Mit dieſem Beſuche iſt das Ende der Hadſchi erreicht. Mekka iſt um dieſe Zeit mit Pilgern überfüllt, große Handelsgeſchäfte und Einkäufe werden nun beſorgt, worauf die Karawanen und Pilger ſich wieder in ihre Heimath begeben. Viele der Kameele ſind während der Zeit geſtürzt, ihre Cadaver und Gerippe liegen um die Stadt zerſtreut und erfüllen dieſelbe mit ihrem Geſtanke. Aber auch gar mancher Pilger iſt zurückgeblieben. Erſchöpft von der Reiſe fanden Viele hier den Tod, während Andere, durch Krankheit verhindert, der rückkehrenden Karawane ſich nicht anzuſchließen vermochten. Da kann man ſie in den Colonnaden liegen ſehen, mit dem Geſichte nach der Kaaba gewendet, um im Anſchauen der heiligen Stätte entweder zu geneſen oder zu ſterben.

Nach Burckhardt.

9. Ein Beſuch beim Schah von Perſien. Perſiſcher Despotismus.

Unſere Ankunft war dem Schah bekannt; nur die bei unſerem Einzuge zu beobachtenden Förmlichkeiten beſchäftigten noch viele Köpfe. Die Stadt lag vor uns, doch konnten wir ſie noch nicht betreten. Briefe und Erklärungen wurden jede Minute abgeſandt, Geheimſchreiber und vertraute Boten gingen zwiſchen Teheran und unſerem Lager ohne Unterbrechung hin und her. Ein berühmter Sterndeuter zu Ispahan hatte ſchon früher Tag, Stunde und Minute beſtimmt, zu welcher der Einzug des Geſandten in Teheran ſtattfinden müſſe, um mit Erfolg gekrönt zu werden. Dies hatte er in beſonderer Schrift dem Hofe bekannt gemacht. Demnach galt es, dieſe Zeit genau einzuhalten. Schon einige Stunden vor Teheran kamen uns, von mehreren Edeln des Hofes geführt, ſechshundert Reiter der Leibgarde entgegen, um uns feierlichſt einzuholen. Allerlei Höflichkeiten wurden gegenſeitig gewechſelt und wir, ſowie die Anführer des Zuges, waren darauf bedacht, Alles auf dem Fuße der Gleichheit genau abzumeſſen. Als wir zuſammentrafen, berührte bei der gegenſeitigen Begrüßung Keiner den Erdboden früher als der Andere. In gleicher Linie, genau nach den Stufen der ſie begleitenden Wirthe, ritten die Herren des Gefolges neben einander der Stadt zu. Hier warteten unſer des Königs Leibwächter und unterhielten uns durch mancherlei Spiele, um unſere Ankunft bis zur beſtimmten Stunde zu verzögern. Endlich erreichten wir die Vorſtädte. Aga Mir, unſer Begleiter, trug eine richtig gehende Uhr, um nach den Berechnungen des Sterndeuters unſeren Marſch nach derſelben einzurichten. Du haſt noch zehn Minuten, flüſterte er mir zu, ein wenig langſamer! Bald darauf ſprach er halblaut: Schneller! Noch einmal hörte ich ſein „langſamer", kurz darauf: Jetzt, und mein Roß ſetzte den Fuß über die Schwelle des Stadtthors. Al hamd ul illah! (Gott ſei Dank) rief Aga Mir mit fröhlichem Geſichte. Es iſt der rechte Augenblick! Wie glücklich!

Nun bewegte ſich unſer Zug die Straßen Teheran's entlang bis zu dem Palaſt Hadſchi Ibrahim's, des erſten Miniſters. Der gegenwärtige Schah oder König verdankte dieſem berühmten Manne ſeine Erhebung auf den Thron. Bald nach unſerer Ankunft wurden wir von Hadſchi Ibrahim begrüßt, der bei aller Einfachheit in Kleidung und Anſehen ſich im Geſpräch als ein Mann von viel geſundem Verſtand, Aufrichtigkeit und Kraft bewies. Nach mancherlei Verhandlungen über Förmlichkeiten und Anreden bei der Audienz nahte endlich der Augenblick, in welchem wir die Schwelle der Weltherrlichkeit betreten ſollten. Wir ritten im vollen Prunk unſerer Uniformen einher; das Volk war auf den Straßen zahlreich verſammelt und gaffte uns an, Reihen von Kriegern und Pferden, mit aſiatiſchem Luxus ausgeſtattet, hielten es in Stille und Ordnung bis eine Viertelſtunde vom Palaſt. Die Vorhöfe waren mit koſtbar gekleideten Reitern angefüllt; aber erſt, als wir durch die letzte Pforte des Palaſtes gekommen waren und den Garten betraten, der vor dem königlichen Empfangſaale lag, ſollte uns der höchſte Begriff vom Glanze des perſiſchen Hofes beigebracht werden. Hier ſtanden alle Prinzen, Edlen und Hofleute, ſowie die vornehmen Staatsbeamten in abgeſonderten Reihen, Jeder nach ſeinem Range vom Offizier, zunächſt dem Eingange, bis zum Thronerben Abbas Mirza. Da war Keiner, welcher nicht einen Säbel mit goldenem Griffe, einen Caſchemirſhawl um die Mütze und einen andern um den Leib gewunden getragen hätte. Doch vor Allen ſtrahlte gleich der Sonne die Perſon des Königs. Sein bleiches, ſchönes Geſicht war mit einem dichten,

ſchwarzen, glänzenden, bis auf den Leib herabwallenden Bart geziert, und Edelſteine von außerordentlicher Größe deckten in ſo reicher Fülle ſein Gewand, daß es bei dem blendenden Zurückſtrahlen des darauf fallenden Sonnenlichtes unmöglich war, die einzelnen Theile deſſelben zu unterſcheiden. Die beiden Oberceremonienmeiſter traten nun hervor, näherten ſich langſam dem Throne, verbeugten ſich zweimal tief und der Bittſchriftenempfänger ſprach: Hauptmann Malcolm kommt als Geſandter des Statthalters von Indien zu Deiner Hoheit. Da blickte der König auf mich und rief mit kräftiger Stimme: „Khuſch Amidih!“ (Du biſt willkommen.) Nach dieſer Begrüßung erſtiegen wir die in den Saal führenden Stufen und begaben uns auf die für uns beſtimmten Plätze. Der Brief des Statthalters, welchen man beim Aufzuge in einer goldenen Mulde getragen hatte, ward nun geöffnet und geleſen, worauf der Schah ſich nach dem König von England, dem Befinden des Statthalters von Indien, ſowie nach dem gewordenen Empfange in Perſien erkundigte und ob ich mit demſelben auch zufrieden ſei. Nachdem die Audienz etwa 20 Minuten gedauert hatte, verließen wir den König; doch hatte ich ſchon in den folgenden Tagen wiederholte Audienzen bei ihm. Der König that hierbei viele Fragen über die Einrichtungen des engliſchen Staates und den Fürſten, welcher denſelben beherrſcht. Dabei mißfiel ihm beſonders zweierlei: daß der König von England nur eine Frau habe und durch Geſetze in ſeiner Macht gebunden ſei. Ein ſolcher Machtbeſitz, ſprach er lächelnd, hat wohl Dauer, aber keinen Genuß, der meinige iſt Genuß. Siehe, hier ſtehen Soliman, Khan Kadſchir und mehrere Andere der erſten Großen meines Reiches, ich kann ihnen Allen die Köpfe abſchlagen. Und ſich zu denſelben wendend, fuhr er fort: Kann ich es nicht? — Allerdings, Augenpunkt der anbetenden Welt, Du kannſt es. Und ſo war es auch. Selbſt der treffliche Hadſchi Ibrahim, jener Mann, welchem Feth Ali Schah den Thron dankte und vor welchem er ſich ſo fürchtete, daß ihm ſeine Günſtlinge bei den oft knabenhaften Beluſtigungen im Scherz zuriefen: „Hadſchi, Hadſchi,“ als ob der Miniſter Ibrahim ſich nähere, ſelbſt dieſer verfiel ſeiner Despotenlaune. Was Hadſchi Ibrahim längſt geahnet und was er ſelbſt beim Abſchied des Geſandten von Teheran dieſem andeutete, das ſollte ſchon nach zwei Jahren in Erfüllung gehen — Hadſchi Ibrahim ward einem grauſamen Tode geweiht und nach dem barbariſchen Gebrauche der Perſer wurden ſelbſt ſeine Brüder und Söhne in die Verurtheilung eingeſchloſſen. Einige wurden getödtet, Andere geblendet, Alle aber verloren ihr Vermögen. Freilich vermißte der König bei wichtigen Angelegenheiten ſpäter den Rath ſeines weiſen Miniſters. Wo iſt Hadſchi Ibrahim? rief er dann aus; er allein taugte dazu, einem Könige Rath zu ertheilen.

Derartige Grauſamkeiten ſind in der Geſchichte des perſiſchen Staates faſt gewöhnliche Erſcheinungen. Schon auf ſeiner Reiſe traf Malcolm mit Riza Kuli Khan, dem Statthalter von Kaſerun, zuſammen. Dieſer alte Edelmann war in jener Zeit, als die beiden Familien Zend und Kadſchir ſich um den perſiſchen Thron ſtritten, geblendet worden und trug jetzt eine ſeidene Binde über ſeinen Augenhöhlen. Nicht um uns zu rühren, ſondern zu unſerer Unterhaltung erzählte er uns die Geſchichte ſeines Unglücks; denn in einem Lande, wo dergleichen Gräuel täglich vorkommen, werden ſie wie gewöhnliche Ereigniſſe betrachtet und verlieren ihre Schrecken. Ich war ein eifriger Anhänger des Hauſes Kadſchir, erzählte der alte blinde Mann, und erſtaunte nicht wenig, daß ich nur zum Verluſt meiner Augen verurtheilt wurde, als ich in die Gewalt des niederträchtigen Stammes Zend fiel. Ein Feraſch (niederer Diener) trat zu mir herein, um mit einem ſtumpfen Meſſer das Urtheil zu vollſtrecken.

Ich bot ihm zwanzig Tomans, wenn er sich meines Federmessers dabei bedienen wollte; er schlug es aus, nannte mich einen Bösewicht, der seinen Bruder ermordet hätte, und bedauerte nur, daß ihm nicht vergönnt sei, mich zu tödten. Ich legte mich nun mit verstellter Unterwürfigkeit auf den Rücken, während jener die Aermel aufstreifte, sein Messer schwang, ganz bedächtig seine Knie auf meine Brust setzte und seine Schlächterarbeit beginnen wollte, gleich als wäre ich ein Schlachtschaf gewesen. Da erhob ich unversehens meinen Fuß und stieß ihn so heftig auf den Magen, daß er sich auf eine Art überpurzelte, die dich zum Lachen gebracht haben würde. Hierbei wiederholte Riza Kuli Khan unter herzlichem Gelächter die beschriebene Bewegung seines Fußes und fuhr dann fort: Ich sprang auf, mein Gegner auch, doch dieser war stärker und als er mich niedergeworfen hatte, stach er mir die Augen aus. Die Wunden heilten bald und als der Stamm Kadschir zur Herrschaft kam, ward ich für mein Leiden belohnt. Hier lebe ich nun im Ueberflusse und freue mich einer Ruhe, welche sehenden Menschen in diesem Lande nicht zu Theil wird. Zeigt sich ein Ausfall in meiner Einnahme, so sagt der König: Es ist der arme blinde Riza Kuli Khan, laßt ihn gehen. Da siehst du, Eltschi (Gesandter), daß ich durch den Verlust meiner beiden Augen besser gegen das Unglück geschützt bin, als wenn ich zwanzig der hellsten Augen in Persien hätte. Hierbei lachte er wieder laut auf. Und er hatte nicht Unrecht, denn Niemand ist ein geplagterer Mann in Persien, als ein Steuereinnehmer. Dies weiß man allgemein, und als der Prinz Statthalter von Schiras einst seine Räthe fragte, mit welcher Strafe er einen ganz abscheulichen Verbrecher belegen sollte, sprach ein alter Günstling: Mache ihn zum Steuereinnehmer. Es kann kein Verbrechen geben, das in einer solchen Anstellung nicht bald hinlänglich gestraft würde.

So schön Persien in vielen seinen Theilen ist, so reich die Schätze der Natur, so trefflich einst der Anbau des Landes, so versinkt sein Volk trotz aller herrlichen Anlagen und der verhältnißmäßig hohen Bildung mehr und mehr in Armuth und Elend. Gleich einem Riesenvampyr lastet auf Persien das aussaugende Regiment des jetzigen, wie so manches früheren Königshauses, das in unersättlicher Habsucht die Quellen des Wohlstandes erschöpft und sich dadurch das eigene Grab bereitet. In vielen Theilen ist das Reich verödet und entvölkert. Vor der Unerschwinglichkeit der Abgaben, vorzüglich der unregelmäßigen, wandern noch jetzt häufig ganze Ortschaften aus und ziehen sich in Gegenden zurück, wohin der Arm des Despoten nicht reicht; während Andere, welche dem Uebermuthe und der Habsucht der Steuereintreiber widerstehen, bei passender Gelegenheit später gezüchtigt werden. Dann nimmt man ihnen die Habe, vernichtet ihre Wohnungen und läßt den Ort in Trümmern liegen; die Felder, vordem blühend, werden zur Wüste. So ging es der Stadt Komaischah, durch deren Trümmerhaufen die Gesandtschaft ritt. Sie war vordem bedeutend, jetzt ritt man durch endlose leere Bazars, ohne nur einem Menschen zu begegnen. Der Statthalter von Ispahan suchte vor einiger Zeit die Stadt wieder zu bevölkern, indem er Ansiedler herbeizog und ihnen mancherlei Vortheile zugestand. In kurzer Zeit war die Einwohnerzahl auf 3000 gestiegen. Das Leben regte sich in den öden Trümmern, die Felder gewannen ein fruchtbares Aeußere und alles berechtigte zu hübschen Hoffnungen: da ernannte der Schah seinen Schwiegersohn Kaussim Khan zum Gouverneur des Districtes, und dieser sog in wenigen Jahren die eben aufblühende Stadt so gründlich aus, daß die 3000 Menschen wieder verschwanden und Komaischah wieder zu einem Labyrinth von Ruinen ward. Nach Malcolm.

10. Die Perſer.

Die Perſer ſind von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie ſo weiß, wie die Europäer. Das Haar iſt ſchlicht, nie kraus, und kaſtanienbraun; der Bart ſchön entwickelt und dicht, der Schädel ſchön oval, die Stirne nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet, die Augen ſind groß mit langem Oberlid, die Augenbraunen bogenförmig gewölbt, über der Naſe zuſammengewachſen, die Wangen wenig fleiſchig, ohne Röthe, die Lippen dünn anliegend. Auffallend hohe und ſchlanke Figuren finden ſich eben ſo ſelten, als beleibte. Seine Geſichtszüge ſind ernſt, denn der Perſer läßt ſich nicht durch heftige Leidenſchaften plötzlich erregen, vielmehr iſt ſein ernſtes Bemühen darauf gerichtet, ſich äußerlich zu beherrſchen. Daher vermeidet er Geberdenſpiel, Hand- und Armbewegungen, die ihm am Europäer beſonders mißfallen. Im Ganzen ſtellt er in ſeiner Körperbildung den ſchönen kaukaſiſchen Menſchenſchlag dar und unterſcheidet ſich dadurch unverkennbar und zu ſeinem Vortheil von den mit ihm zuſammenwohnenden Nationalitäten, beſonders von den Tataren, Armeniern und Juden.

Im Allgemeinen iſt der Perſer habgierig, er liebt, viel Geld zu erwerben, ohne die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle zu prüfen, doch giebt er es eben ſo leicht wieder aus, um Luxus zu entfalten. In gewiſſer Beziehung geizig, kennt er doch in Sachen der Liebe keine Sparſamkeit. Er klammert ſich feſt an ſeine Familie, an ſeinen Stamm, jedes Glück oder Unglück, jede Erhöhung oder Erniedrigung als gemeinſam betrachtend. Verrath in der Familie iſt faſt unerhört, und findet dann die allgemeine Verachtung, ſelbſt wenn er zum allgemeinen Beſten diente.

Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre hat die perſiſche Sprache kein Wort, trotzdem daß ſie ſonſt ſehr fein ausgebildet iſt.

Ebenſo giebt es für Gewiſſen und Gewiſſensbiſſe kein Wort in der Sprache; da ſich aber jedes Volk für die vorhandenen Begriffe ein Wort bildet, ſo dient der Mangel eines ſolchen als Beweis, daß dieſe Begriffe nicht gekannt ſind. Mit der Wahrheit nimmt es der Perſer nicht genau, obwohl er jedes Wort betheuert. Andererſeits macht er freilich auch keine Anſprüche darauf, daß man ihm glaube, ſondern giebt, wenn ertappt, lächelnd die Falſchheit ſeiner Worte zu. Es beſteht hierin eine gegenſeitige Uebereinkunft: man empfängt eine falſche Münze und zahlt mit derſelben wieder aus, ohne ſich für einen Betrogenen und Betrüger zu halten.

Als ſich ein engliſcher Repräſentant beim Großvezier über die Unzuverläſſigkeit ſeiner Worte beklagte, erwiderte dieſer: „Nimm als Regel an: Alles, was ich ſage, iſt gelogen; das aber, was ich ſchreibe, mag wahr ſein.“

Der Perſer iſt mäßig und genügſam in der Nahrung; ſo hoch er auch geſtellt ſei, werden ihn zu Zeiten etwas Brot, Käſe und einige Wüſtenkräuter befriedigen, doch liebt er geiſtige Getränke und aufregende Mittel. Er liebt Ruhe und Bequemlichkeit, iſt aber unter Umſtänden arbeitſam und unermüdlich, und weiß Hitze und Kälte, Hunger und Durſt zu ertragen. Glück wie Unglück trägt er mit vollkommenem Gleichmuth. Erhebt z. B. ein im Orient nicht unmöglicher Glückswechſel einen gewöhnlichen Schreiber zum Miniſter, ſo wird den neuen Günſtling nur der eine Umſtand befremden, daß dieſe Stelle ihm nicht ſchon früher zu Theil wurde und daß er ſelbſt die in ihm liegenden Vorzüge nicht eher erkannte, als bis ſie Andere herausfanden. Wird derſelbe einige Zeit darauf wieder ſeiner Würde entſetzt und ſeines Vermögens beraubt,

ſo zieht er ſich ruhig in ſeinen Harem zurück und ruft ähnlich dem Araber aus: So iſt die Beſtimmung, alles gehört dem König, lange lebe der König!

In hohem Grade vermag der Perſer ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen; ſeine Geſichtszüge verrathen nicht, was in der Seele vorgeht. Er hat Sinn für Poeſie, Muſik und Geſang, iſt witzig, doch unlogiſch in ſeinem Denken. Legt man ihm z. B. den Satz vor: Alle Menſchen ſind ſterblich, Cajus iſt ein Menſch, ſo wird er folgern: alſo iſt Cajus kein Pferd oder Eſel u. ſ. w. Jede Autorität haſſend, verſteht er doch, ſich einer jeden zu fügen. Er iſt wenig kriegeriſch, duldet lange den heftigſten Druck, bricht ihn aber dann endlich mit roher Fauſt und läßt den Gegner ſeine Rache zunächſt durch Entehrung der Familie empfinden. Er ſpricht ſtets von Tugend und Gerechtigkeit, von ſeinem Abſcheu vor Unterdrückung und Willkür; doch kaum bietet ſich ihm die Gelegenheit, ſo iſt er der ärgſte Tyrann nnd eignet ſich ungeſchaut Gut und Vermögen Anderer zu. Empfindet der König den Druck europäiſcher Mächte, ſo hält er ſeinerſeits wieder die Miniſter, dieſe die Statthalter, dieſe ihre Untergebenen nnd Diener, letztere endlich die Chriſten, Juden und Gebern unter despotiſchem Druck. Seines Schickſals für den nächſten Tag nicht ſicher, lebt der Perſer nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut ſein Haus nur für einige Jahre; der Bauer pflanzt nur ſo viele und nur ſolche Bäume, daß er in kürzeſter Zeit die Früchte genießen kann. Von Natur nicht grauſam, behandelt er die Thiere mit mehr Nachſicht als den Menſchen. Der ſtete Anblick despotiſcher Willkür ſtumpft ſein Mitgefühl ab; daher iſt er auf Befehl zu jeder grauſamen Handlung bereit, die Verantwortlichkeit dafür auf Andere wälzend.

Er liebt es, Gäſte zu bewirthen; der niedrigſte Knecht iſt im Stande, ſeinen ganzen monatlichen Lohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gaſtfreundſchaft ab; er empfängt ſeine Gäſte nur deshalb, um von ihnen wieder eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, ſein Brot allein zu eſſen, ohne hiermit die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu üben. Ueber die Maßen ergötzen ihn theatraliſche Vorſtellungen, Poſſen, Tänze und Feuerwerke; er iſt ſelbſt ein geborener Schauſpieler und weiß eine gute Darſtellung zu ſchätzen, jeder Spectakel zieht ihn an.

Er iſt nicht ſehr erfinderiſch, jedoch ſehr tüchtig in der Nachahmung; er faßt raſch auf, lernt ſchnell, bleibt aber bald ſtehen und begnügt ſich das Aufgefaßte nnd Erlernte zu verwerthen. Er liebt ſeinen heimathlichen Boden, doch nur wenig das Vaterland. Er iſt leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Beſtechung meiſt auf ſehr zweideutigen Boden. Durchaus nicht fanatiſch, will er doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perſer, welche zu Hauſe nie ihr Gebet verrichten, werden, ſobald ſie zuſammenkommen, in dieſem Punkte dem Geſetz genügen, trotzdem daß der eine von dem anderen weiß, daß ſie ſich gegenſeitig nur täuſchen wollen. Im Umgang iſt er angenehm; er verſteht es, immer etwas Verbindliches zu ſagen, und erwartet von dem Andern daſſelbe, wenn ſich auch Beide glühend haſſen und ſich einander zu verderben ſuchen. Er wird nie eine Bitte oder ein an ihn geſtelltes Anſuchen rund abſchlagen, das widerſtrebt ſeinem Charakter; er zieht es vor, zu verſprechen und nicht zu halten. Man darf dies nicht immer als Falſchheit deuten, es iſt vielmehr eine ihm innewohnende Schwäche; er will, wie er ſich ausdrückt, den Bittſteller nicht hoffnungslos entlaſſen, darum ſucht er die Sache lieber in die Länge zu ziehen und den Clienten zu ermüden. Doch letzterer iſt auch ein Perſer; durch öfteres Einſtellen und Ausharren gelingt es ihm, hier und da doch ſeine Sache durchzuſetzen. Andererſeits ſieht man wieder Bitt-

ſteller monatelang ſich mit leeren Hoffnungen herumtragen und den letzten Reſt ihrer Habe verzehren, bis endlich Noth ſie zum Verlaſſen des Ortes zwingt. Der Europäer, der dieſen Charakterzug nicht kennt, geräth in Zorn; doch beſſer iſt es, die Sachen zu nehmen wie ſie ſind, und auf ein gegebenes Wort nicht zu bauen.

Obwohl von Natur nicht freigebig, kann der Perſer doch der Sitte nicht widerſtehen, ſobald man einen Gegenſtand bewundert, denſelben als Geſchenk anzubieten. Bewundert man ſeine Narghilé, ſein Pferd u. ſ. w., ſo wird man gleich die Worte hören: „Geſchenk, Euer Eigenthum!“ und obwohl dies meiſt leere Redensart iſt, ſo geht es doch auch nicht ſelten bei entbehrlichen Sachen in Erfüllung.

Charakteriſtiſch ſind auch die Schimpfwörter und Flüche des Perſers. Sie betreffen ſelten das Individuum, ſondern gewöhnlich ſeine Familie, beſonders den Vater, die Frau, oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beſchimpfung der Familie weit härter trifft, als die des Individuums. Die gebräuchlichſten ſind: Dein Vater wurde verbrannt, d. h. er war ein Heide, und: Dein Vater iſt ein Hund, welches letztere der Türke Hundeſohn überſetzt. J. E. Polak.

11. Ein Zuſammentreffen mit Kurden.

In den Grenzgebirgen Perſiens und Armeniens hauſen in ungebundener Freiheit die Kurden als gefürchtetes Räubervolk. Schon ihr Aeußeres, zumal das Geſicht, verkündigt den Räuber. Eine gleich dem Habichtſchnabel gekrümmte Naſe, nahe bei einander ſtehende ſtechende Augen und ein frecher Blick zeigen, was man von ihnen zu erwarten hat. In Haufen überfallen ſie bald die Karawanen, bald die Ortſchaften in weitem Umkreiſe. Was ſie an Pferden, Schafen und Kameelen finden, treiben ſie fort, und ſelbſt die Bewohner machen ſie nicht ſelten zu Sclaven, um ſie auf entfernten Märkten zu verkaufen. Von einem Zuſammentreffen mit ihnen erzählt der Reiſende Moritz Wagner das Folgende:

Nachdem wir den Dſchagatufluß überſchritten und nahe an drei Stunden durch eine öde, ſumpfige Gegend geritten waren, erblickten wir in der Ferne ein ruinenhaftes Gebäude, welches von ſchwarzen Zelten umgeben war. Ein Trupp kurdiſcher Reiter kam eben mit der Heerde von der Weide. Sie trugen Filzmützen und feuerfarbige Turbans. Ein prächtiger Häuptling mit dichtem, rabenſchwarzem Barte und einem Wulſte von buntfarbigen Shawls um die Filzmütze gewunden kam mit einigen Reitern unſerem Kawaſſen entgegen. Dieſer verhandelte in demüthiger Stellung mit ihm und hielt ihm den Ferman vor, deſſen Unterſchrift und Siegel der Kurde ſorgfältig muſterte; darauf entfernte er ſich. Schon nach einer Viertelſtunde kam Mirza Ali zurück und verſicherte uns, daß Khan Mir Aga, der Neffe des Häuptlings, uns in deſſen Namen willkommen heiße. Nun durften wir der kurdiſchen Gaſtfreundſchaft uns ohne Beſorgniß anvertrauen, denn dieſe räuberiſchen Nomaden ehren die Geſetze derſelben und verrichten ihre Ueberfälle und Mordthaten nie in ihren Dörfern oder Lagern, ſondern nur in der Wildniß oder an Wegen und Straßen. Der greiſe, faſt taube Häuptling der Mugikurden, Schader Aga, empfing uns in der Mitte ſeiner Klanmänner mit würdevollem Anſtande und bedeutete mich, die Stiefeln auszuziehen und auf den Teppichen und Polſtern Platz zu nehmen, welche zu unſerem Empfange auf dem Boden ausgebreitet waren. Da ich als Hekhim oder europäiſcher

Arzt reiſte, ſo mußte ich bald das Käſtchen meiner Reiſeapotheke öffnen und es kamen Patienten in Menge. Selbſt der achtzigjährige Schader Aga bat mich dringend um Medicin gegen ſeine Taubheit. Er verſprach mir täglich Kaimak zu bereiten und jeden Freitag ein Lamm zu braten, meinen Dienern ſollte es keinen Tag an Pilau und Gaurd, und meinen Pferden nicht an gutem Futter fehlen, falls ich zu ſeiner Kur hier bleiben wollte. Dabei ward der alte Mann ſo dringend, daß ich ihm endlich etwas Oel auf Baumwolle in das Ohr ſtopfte und ein paar Löffel Mageneſſenz einflößte, wodurch der gläubige Patient ſogleich beſſeres Gehör zu verſpüren verſicherte. Nun mußte ich den verſammelten Männern noch Proben meiner Schießfertigkeit ablegen, worüber ſie ſehr erſtaunten, da ihre alten Flinten mit Luntenſchlöſſern nicht beſonders ſicher ſind. Als der Abend nahte, beſtieg Schader Aga den Thurm des kleinen Hauſes und mahnte an Stelle eines Muezzin oder Geiſtlichen ſeine Gemeinde mit brüllender Baßſtimme unter der ſtärkſten Anſtrengung zur Andacht. Hierauf ſtieg er vom Thurme herab und verrichtete, mit entblößten Füßen auf dem Teppich ſtehend, den Blick nach Süden (Mekka) gewendet, das Gebet. Seinem Beiſpiele folgte die ganze männliche Bevölkerung des Lagers. Als am folgenden Morgen die Sonne aufging, weckte uns der Gebetsruf von Schader Aga's Stimme, deren heulender Baßton dem Dromedargeſchrei ziemlich ähnlich war. Nach dem Gebete herrſchte große Rührigkeit im Lager, die Frauen gingen ans Melkgeſchäft und die jungen Kurden trieben die Heerden zur Weide.

Nun brach ich auch auf, nahm Abſchied vom Häuptling und drückte ihm einiges Geld in die Hand. Erſt ſträubte ſich der Kurde, die Gaſtfreundſchaft ſich bezahlen zu laſſen, doch die Habſucht überwog und mit behaglichem Schmunzeln ſchob er das Geld in ſeinen weiten Kaftan. Einige berittene Kurden gaben uns auf ſeinen Befehl das Geleite bis zu einer Mineralquelle. Wir kamen durch eine ſumpfige öde Gegend und ritten lange durch einen Weiher, in welchem die Pferde bis an die Bruſt im Waſſer wateten, während Schilf und Binſen über die Reiter hinausragten. Nicht ohne Unruhe bemerkten wir, daß Khan Mir Aga, der Führer unſerer Kurden, ſich in unverſtändlicher Sprache mit ſeinen Leuten unterhielt und dabei ſeine hablüſternen Raubvogelaugen oft auf unſere Packpferde warf. Hier war Vorſicht nöthig. Als nun unſere Pferde ſich aus dem Schilf bald herausgearbeitet hatten und feſter Boden unter ihren Füßen war, tummelten ſich die Kurden unter wildem Geſchrei in immer engeren Kreiſen um unſer Gepäck und Khan Mir Aga ſprengte plötzlich in vollem Galopp mit eingelegter Bambuslanze auf meinen Diener, den Polen, zu. Dieſer aber ergriff ſofort ſein Doppelgewehr und ſchlug es auf den Kurden an, der, als ob der Spaß ihm gefiele, laut lachend ſein Pferd drehte und gegen mich losſprengte. Ich ſtreckte ihm ebenſo ſchnell meine beiden Piſtolen entgegen. Mochte die Sache nun Ernſt oder Scherz geweſen ſein, unſere entſchloſſene Haltung bewahrte uns vor der Raubluſt unſerer Begleiter, welche nunmehr in eine Art Reiterſpiel übergingen, von den Beduinen Fantaſia genannt. Khan Mir Aga war übrigens ein höchſt ſtattlicher Mann und ſtand den kräftigen Kriegergeſtalten, welche ich in den Thälern des Kaukaſus und Atlas geſehen hatte, nicht nach. Man begleitete uns zur Mineralquelle, einem Eiſenſäuerling, welcher von einer ungeheuren Menge von Reihern, Ibiſen, Waſſerhühnern, ſchwarzen Störchen und Flamingos umſchwärmt ward. Hier trank Khan Mir Aga zu ſeiner Stärkung von dem Waſſer in ſtarken Zügen und nahm dann von uns Abſchied. Die neſtorianiſchen Chriſten, welche ſich in jenen Gegenden aufhalten, haben von den Kurden oft furchtbar zu leiden. Schon zu verſchiedenen Malen wurden

ihre Dörfer von ihnen überfallen, die Männer niedergemetzelt, und die Frauen und Kinder in die Sclaverei geschleppt.

Nach Moritz Wagner.

12. Benares.

Im Herzen Hindostans, am linken Ufer des majestätischen Ganges hoch gelegen, prangt die alte Brahminenstadt Benares, in paradiesischer ebener Gegend. Schon die äußere Erscheinung der heiligen Stadt, welche sich in einem weiten Halbkreise am Flußufer ausbreitet, ist sonderbar und abweichend von den gewöhnlichen Städten Indiens. Gleich Flammen entsteigen eine Menge vergoldeter Thürme einem unermeßlichen Durcheinander von zahllosen Prachtbauten, Häusern und Palmen. Alle Völker des Morgenlandes haben sich hier versammelt, während die Europäer, besonders Briten, im Norden und Westen jenes weiten Halbkreises in vielen Bangalo's, luftigen Bambushäusern, ihren Aufenthalt genommen haben. Beim Eintritt in die Stadt erblickst du kein weites Thor, das dich in breite Straßen führte; durch eine hohe, enge und düstere Pforte gelangst du in schmale, vielfach sich windende, dunkle und vollgepfropfte Gassen, die so eng sind; daß zwei Palankinträger kaum einander ausweichen können. Die Häuser, fast durch ganz Indien niedrig, sind in der inneren Stadt, besonders in der Nähe des Ganges, drei bis fünf Stockwerke hoch, denn der Raum in Benares ist beschränkt und sein Werth unglaublich groß. Man schätzt die Häuserzahl auf 30,000, von denen 12,000 massiv und allein 8000 von Brahminenfamilien bewohnt sind, welche von den täglichen Opfern und Spenden sowohl der Reichen als der Pilger leben. Die entfernteren Häuser sind klein und leicht gebaut, während andere massiv mit Veranda's, mit Galerien, gothischen und maurischen Fensterstöcken, mit Vorsprüngen und breitem, überhangendem und künstlich ausgezacktem Dachwerke verziert sind. Alle Wände sind mit einem Gewimmel von Menschen, Stieren, Elephanten, Göttern und Göttinnen, hundertköpfigen und hundertarmigen Fratzen im buntesten Wechsel und mit den lebhaftesten Farben bemalt. Unter einer Bevölkerung von nahe 200,000 Einwohnern, die aber durch die zahlreichen Pilgerscharen oft das Doppelte erreicht, findest du an tausend Hindutempel und 333 Moscheen. Daher reiht sich, wenn du durch die zweite Pforte den inneren Stadttheil betrittst, Tempel an Tempel, Pagode an Pagode. Wandelnde Betstühle ohne Zahl, mit Götzenfiguren bemalt und mit Palmenzweigen behangen, verengen den ohnedies schon schmalen Weg noch mehr, und eine Unsumme von feisten Stieren jedes Alters und alle dem Schiwa geheiligt, dabei zahm und zutraulich wie Hunde, spazieren stolz und genugsam mit der Miene des Herrn umher oder versperren dir, quer über die Gasse gelagert, den Weg. Das Gebot des Schöpfers, das den Menschen zum Herrn der Thiere einsetzte, scheint hier keine Geltung zu haben; denn wie viele Menschen gewahrst du allerwärts, welche knieend die feisten Bestien mit Blumen schmücken und sich ehrerbietig zu dem wiederkäuenden Stiere herabneigen, um ihn zum Aufstehen zu vermögen. Wehe dir, wenn es dir einfiele, durch einen derben Stoß oder Tritt dir den nöthigen Platz zum Vorübergehen zu verschaffen! Der fanatische Pöbel würde, dadurch auf's Aeußerste gereizt, dich zerreißen.

Hat deine Geduld dies überwunden und betrittst du durch eine neue Pforte einen anderen Stadttheil, so beginnt damit eine noch härtere Prüfung. Die Ochsen des Schiwa sind verschwunden, aber an ihrer Stelle springen und

klettern unzählbare Affen, lauter Affenweibchen, dem Gotte Hunimauna, jenem Affen, geweiht, der für Rahmah das Reich des Glaubens durch die Eroberung Ceylons erweiterte. Trotz ihrer Heiligkeit hat dies Völkchen seine diebische und neckende Natur nicht geändert; sie klettern von Dach zu Dach, von Fenster zu Fenster, herauf und herab, und vor ihren zerzausenden und mausenden Krallen ist nichts sicher. Keinen Augenblick lassen sie dich in Ruhe, nehmen dir die Kopfbedeckungen, springen dir auf die Schultern. Dort, hinter den Verzierungen eines Daches versteckt, langen sie hervor und rupfen dich oder greifen ungestraft in die Bärte der Obsthändler und Zuckerbäcker, reißen den Kindern das Brot vom Munde, und was du essen magst, so sei nur darauf gefaßt, daß sie an dir heraufklettern und den Bissen vom Munde wegnehmen. Wehe, wenn du sie mit Schlägen abwehren wolltest! Wie anderwärts ist auch hier die Geduld die einzige erlaubte Waffe gegen eine berechtigte Spitzbubengesellschaft, und du kommst am besten davon, wenn du, das Unabwendbare ertragend, gelassen deines Weges ziehst.

Auf die unverschämten Affen folgen in der Reihe der Geduldübungen die Fakirs, die hinter kleinen Krambuden ähnlichen, mit Götzenbildern verzierten Häusern einen unerträglichen Lärm mit mißtönenden Instrumenten machen, ganz dazu geeignet, die Vorübergehenden zu betäuben. Zwischen diesen Buden, zu beiden Seiten der Hauptstraßen, liegen gleichsam in Reihe und Glied die religiösen Bettler aller Sekten, Kranke und Krüppel von beiden Geschlechtern, Alle aber von ekelhaftem Aussehen, die Haare wild, die Glieder verzerrt und verdreht in allen nur denkbaren Verrenkungen, den Körper mit Kreide und Kuhmist beschmiert und dabei oft in den abscheulichsten Bußstellungen. Ihr pestartiger Gestank umnebelt die Sinne des Vorübergehenden, Schwärme von Bettlern aus allen Sekten umkreisen ihn bei jedem Tritte und ohne Aufhören umschwirrt sein Ohr der Zuruf: „Aga Saib, topi Saib!“ (Herr, gieb Almosen, gieb zu essen!) Das Jammern und Heulen der Kranken könnte zur Verzweiflung bringen. Auffallend groß ist die Menge der Aussätzigen und jener unglücklichen Fanatiker, welche Jahre lang unbeweglich in einer gewissen Stellung beharren, so daß ihre Glieder versteifen und zu jeder anderen Bewegung unfähig werden. Da siehst du Menschen mit bald aufwärts, bald wagerecht ausgestreckten Armen, mit so krampfhaft geballten Fäusten, daß die Nägel durch die Hand gewachsen sind; die Zahl der Blinden ist außerordentlich groß, sowie jener, welche die Augen so lange fest geschlossen haben, bis sie endlich zusammenschwären. Noch andere stehen auf Klötzen mit eisernen Stacheln, welche ihnen durch die Füße gewachsen sind, die geringste Bewegung verursacht die entsetzlichsten Schmerzen. Vergebens beginnst du, von Mitleid erregt, Almosen auszutheilen, es ist Oel in's Feuer, ein Tropfen in's Meer. Daneben zeigen sich wieder hier und da schelmische Bajaderen, den Göttern geweihte leichtfertige Tänzerinnen, bald an Gittern oder auf Galerien, bald, in duftige bunte Gewänder gekleidet, auf von schönen Stieren gezogenen Wagen einherfahrend.

Dies ist der Eindruck, der Willkommen, der dem Fremden wird, wenn er die heilige Stadt Hindostans beschreitet, diesen Lotos der Welt, die abgeschlossene Stadt der Erde, auf der Spitze des Dreizacks Schiwa's erbaut, den Ort, den Alle segnen und preisen, den Ort, an welchem es genügt, zu sterben, um selig zu werden, selbst wenn man ein Rindfleischesser wäre, vorausgesetzt, daß man sich gegen die armen Brahminen mildthätig erwiesen hat. Diese letztere Bedingung liefert den Schlüssel zum tollen Räthsel. Sie ist es, welche die Zehntausende von geistlichen Bettlern aus allen Theilen

Digitized by Google

Indiens hierher zieht, und das Versprechen der ewigen Seligkeit erklärt es, daß so viele reiche Leute am Abend ihrer Tage hier zusammenströmen, um, der Welt überdrüssig und von ihren Freuden gesättigt, ihres einstigen Schicksals gewiß zu sein. Hierher kommen abgesetzte Fürsten, verabschiedete Minister indischer Könige, große Verbrecher, welche das Gesetz nicht erreichen kann, Menschen, welche das Gewissen foltert, Alle wollen ihre Seele reinigen oder die sie quälende Langeweile an den prunkenden Festen Brahmas ertödten.

Die Tempel der Hindus machen, vermöge ihrer mannichfachen und leichten Formen, meist einen sehr gefälligen Eindruck. Die schönsten und größten stehen in Benares an den Ufern des Ganges, und ihre vergoldeten Kuppeln gewähren von der anderen Seite des Stromes einen prachtvollen Anblick. — Gewöhnlich umschließen die Tempelgebäude einen inneren Hof als Aufenthaltsort der Stiere des Schiwa. Mit Dreistigkeit laufen diese Thiere jedem Eintretenden entgegen, um die gewöhnliche Gabe von Mais oder Zuckerbrot zu empfangen. Empfangen sie diese nicht sogleich, so schnuppern sie die Taschen aus und erlauben sich wohl auch, mit ihren Hörnern ihre Almosenforderung zu unterstützen. Rund um die Tempelhöfe laufen Kreuzgänge, welche mit männlichen und weiblichen Büßenden, alle nackt vom Kopf bis zu den Füßen und mit Kuhmist und Kreide beschmiert, bedeckt sind. Unter den Tempeln befindet sich ein unterirdisches Gewölbe mit Bad, in welches durch Stollen das Wasser des heiligen Ganges geleitet wird. Nach den Ufern des Flusses führen große, breite, steinerne Freitreppen; auf ihnen steigen die Pilger zu den Fluthen hinab, um hier durch heilige Bäder sich zu entsündigen; doch ist auch die Zahl derer sehr beträchtlich, welche oft Hunderte von Meilen aus den entferntesten Provinzen kommen, ihrem Leben in den Fluthen ein Ziel setzen, um dadurch die Seele zu retten. Die Ertränkungsweise ist eine ganz eigenthümliche und besteht in Folgendem: Zwei am Boden durchlöcherte Thongefäße, sogenannte Ketschrivasen, werden unter jedem Arme befestigt. Mit ihnen stürzt sich das Opfer an einer tiefen Stelle in den Strom und läßt sich, von den hohlen Gefäßen getragen, auf ihm dahintreiben. Ein Lobgesang zum Preise der Götter ertönt noch aus seinem Munde; doch die Vasen nehmen immer mehr Wasser auf, der Sänger sinkt immer tiefer und tiefer, bis er verschwindet und die Fluthen über ihm zusammenschlagen. Die Zahl der Leichname, welche, auf dem Strome fortgetrieben, eine Beute der Fische und Geier werden, ist ebenso groß, als ihr Anblick höchst widerlich. An anderen Punkten lodern die Scheiterhaufen jüngst Verstorbener hoch in die Lüfte, umgeben von den in weiße Gewänder gekleideten Angehörigen, wobei bis noch vor Kurzem, doch jetzt durch die Engländer verboten, die Frau dem verstorbenen Manne durch Selbstverbrennung folgte. Ebenso zahlreich sind auch die Ruhebetten der Sterbenden, welche sich hierher tragen ließen, um im Anblick des heiligen Stromes ihre Seele auszuhauchen. Die britische Regierung hat Alles gethan, um die furchtbar zahlreichen Selbstmorde zu verhindern, doch ihre Bemühungen scheiterten an dem Fanatismus der Priester; das Wenige, was man erreichte, besteht darin, daß die Ersäufungen nicht mehr am Tage, sondern in der Nacht und in einiger Entfernung von der Stadt an geweiheten Stromstellen stattfinden. Was vermögen auch Polizeimaßregeln gegen den tollen Fanatismus von Menschen, welche eine Reise von mehr als 100 Meilen zur Ausführung eines solchen Vorsatzes unternehmen! Nur äußerst langsam vermag die durch das Christenthum gebrachte Aufklärung das lügnerische und gotteslästerliche Joch einer habsüchtigen Priesterkaste zu zerstören, welche in Benares die Hochschulen der brahminischen Weisheit hat. Mehr als 2000

Studenten besuchen das berühmte Widalaja, die Vorbereitungsanstalt für höhere Priester.

Doch Benares ist nicht allein die heilige Stadt Hindostan's, sondern auch die Hauptstadt des indischen Gewerbfleißes und sein reichster Markt. In seinen Bazars sind aufgehäuft die kostbaren Shawls des Nordens, die Diamanten des Südens, die Mousseline aus Dekan und den inneren Provinzen Indiens, die unzähligen Seidenwaaren, die schönsten Wollen- und Baumwollenstoffe des ganzen Morgenlandes. Bis hierher strömen die englischen Manufakturwaaren und jene kostbaren Waffen- und Goldschmiedearbeiten aus Lucknow und Mengyr, die von da nach Bundelkund, Gorruckpar, Nepaul u. s. w. zu Schiff auf den Adern des Ganges, oder über den Rücken des Himalaja nach den Hochebenen Tibets weitergebracht werden.

Nach Meyer.

13. Die Religion der Hindus.

Der Hindu glaubt an ein göttliches Urwesen, den Barabrahma, welcher oben auf dem Götterberge thront, wo die heiligen Ströme Indus und Ganges entspringen. Dieses Urwesen ist dreigetheilt: in Brahma, den Weltschöpfer, der aber auch als erster Religionsstifter auftritt; Wischnu, den Welterhalter, der in verschiedenen Wandlungen sich der Welt gezeigt und bald unter der Gestalt eines Ungeheuers — halb Eber und halb Löwe, wie er menschliche Eingeweide zerreißt — bald als Pferd mit einem Schwerte erscheint, auszutilgen die Gegenwart; und in Schiwa, den Weltzerstörer. Alle drei zusammen bilden die Dreieinheit, die Trimurti, der Hindus. Brahma schuf die Bewohner des Himmels und der Unterwelt; um aber auch die Erde zu bevölkern, ließ er aus seinem Munde die Brahminen oder Priester, Weise oder Lehrer, aus seinem Arme die Kschetryas oder Krieger, aus denen auch die Könige stammten, aus seinem Bauche die Vaisyas oder Gewerbtreibenden, aus seinem Fuße endlich die Indras oder Dienenden hervorgehen. So ward er der Stammvater der vier indischen Erbkasten. Noch unter diesen und zwar in völliger Rechtlosigkeit, gemieden, verachtet, von Allen verfolgt, stehen die Parias. Nicht der Besuch der Pagoden, noch der Gebrauch der heiligen Bücher oder Veda's ist ihnen verstattet, wäre vielleicht todeswürdiges Verbrechen; ja in einigen Gegenden erlaubt man diesen von der Menschheit Ausgestoßenen nicht einmal ihre elende Hütte auf der Erde zu erbauen: auf Bäumen, in dem Geflechte der Zweige, haben sie ihren Aufenthaltsort aufzuschlagen. Aber solche Unterdrückung, wie sie überhaupt nur in Asien einheimisch war und noch ist, erträgt nur der Hindu. Des lebensmüden Volkes Wahlspruch ist: Sitzen ist besser als Gehen, Liegen besser als Sitzen, Schlafen besser als Wachen, doch das Beste von allem der Tod. Mit Hingebung erwartet daher der Inder sein Schicksal, wenn in der ärgsten Hungersnoth seinen abgezehrten Körper schon der Hund verfolgt, dem er sinkend vielleicht zur Speise werden wird. Er stützt sich nur, damit er stehend sterbe, und geduldig wartend sieht ihm der Tod in's blasse Angesicht. Alle Dinge, dies sein Glaube, sind Ausflüsse von Gott und nach langer Wanderung zur Rückkehr zu ihm bestimmt.

Der Gottesdienst der Hindus in den Pagoden, deren fast jedes Dorf eine hat, wird von den Brahminen verrichtet. Der tägliche Cultus besteht darin, daß die Götterbilder gebadet oder gewaschen, gesalbt und bekleidet werden, während vor den Bildern Lampen brennen, worauf Weihrauch verdunstet, und die heiligen Götterdienerinnen oder Dewadâsîs unter feierlicher

Muſik ihre heiligen Tänze aufführen. Letztere werden zu dieſem Dienſte ſchon von Jugend auf von ihren Eltern beſtimmt und geweiht; außer den heiligen Tänzen liegt ihnen zunächſt ob, das Lob der Götter zu beſingen, die Altäre zu verzieren und bei den Feſten Kränze zu flechten. Außerdem werden den Göttern die Opfer des Volks dargebracht, d. h. Milch, Honig, Piſang und andere Früchte, Kokosöl, Zucker, Reis, Korn, Gemüſe, Blumen, Spezereien, auch Geld. Bei manchen ſehr feierlichen Gelegenheiten werden ſogar gegen die gewöhnliche Sitte Thiere geopfert und verbrannt. Unter den vielen Feſten, welche den mancherlei Gottheiten zu Ehren gefeiert werden, nimmt das Wagenfeſt zu Dſchaggernat in Oriſſa eine der erſten Stellen ein. Eine Menge Menſchen, welche jährlich nach dieſer Pagode wallfahrten, ſterben dort oder in der Umgegend. Tauſende reiſen jährlich Hunderte von Meilen, um dort zu ſterben. Hunde, Geier und Schakals leben hier von Menſchenfleiſch, da die Leichname nicht beerdigt werden. Um die Pagode herum iſt's wie in einem Feldlager. Der Götze Dſchaggernat ſitzt in der Pagode auf einem Throne zwiſchen ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter; er iſt aus einem großen Holzblock geſchnitzt und hat ein fürchterliches, großes, ſchwarzbemaltes Geſicht. Seine Arme ſind von Gold, ſein Anzug iſt prachtvoll; die beiden anderen Götzen ſind von weißer und gelber Farbe. Dieſe Götzen werden auf einem ſiebzig Fuß hohen Wagen an den Tagen des großen jährlichen Feſtes von Menſchen mit Stricken in großem Gepränge durch die Straßen gezogen, und oft werden die Räder von dem Blute der Büßenden beiderlei Geſchlechts, welche ſich unter denſelben zerquetſchen laſſen, um ſchnell und ſicher in Brahma's Himmel zu kommen, geröthet; man ſieht dieſe Andächtler mit ſträubigen Haaren, bemalten Geſichtern und Leibern überall ſich verſchiedene Martern anthun. Die Zahl der Pilgrime beläuft ſich oft auf Hunderttauſende, und von dieſer Maſſe wird ein fürchterliches Geſchrei erhoben, wenn die Götzen aus der Pagode gebracht werden. Die Menge, mit grünen Palmen in der Hand, fällt alsdann nieder, und betet den Götzen an; hierauf geht die Prozeſſion unter Vortritt der Elephanten und der Tanzmädchen vor ſich. Ueber hundert Prieſter verrichten die religiöſen Gebräuche in den verſchiedenen Stockwerken der Pagode. Die Prieſter ſingen und jauchzen und erzählen Einigen aus dem Volke von Zeit zu Zeit, daß der Götze vergnügt ſei, Anderen, daß er nicht vom Platze wolle und keine Gewalt ihn weiter bringen könne, bis er lächle und ſeine Einwilligung durch einen Wink zu erkennen gebe. Der Götze, ſagen ſie, lache vor Vergnügen, wenn die Räder ſeines Wagens das Blut der Büßenden tränke. Während ſonſt die Hindus immerhin noch ſich an den Rang der Kaſten binden, ſcheint hier im Angeſichte Dſchaggernats jeder Kaſtengeiſt verſchwunden zu ſein; hier ſind alle Kaſten vermiſcht, hier eſſen Alle mit einander.

Eine beſondere Menſchenklaſſe bilden die Büßer und Fakirs von Hinduſtan. Sie haben verſchiedene Stufen, man nennt ſie alle Muni. In glühender Sonne zwiſchen fünf Feuern ſitzen, Winters im kalten Waſſer liegen, Tage lang auf den Zehenſpitzen ſtehen, faſt Nichts und nur das Elendeſte eſſen bis zum Hungertode, ſich den Krokodilen im Ganges entgegenwerfen, ſich verbrennen, von Felſen ſtürzen, den Rücken mit einem eiſernen Haken durchbohren, ſich von einem großen Rade ſchwingen laſſen, mit Stacheln in den Füßen Reiſen machen, Jahre lang ſitzen und auf die Naſenſpitze blicken u. ſ. w. ſind die heiligen Mittel, welche ihnen die Seligkeit verſchaffen. Die eigentlichen indiſchen Büßer heißen Tapasrinas. Die Einen meſſen den Weg von Benares bis Dſchaggernat mit ihrem Körper, indem ſie ſich der Länge nach auf die Erde werfen, dann aufſtehen und ſich wieder niederwerfen; ein Anderer

wälzt ſich Tag für Tag um einen Felſen herum, der eine Meile im Umfange hat; ein Dritter läßt die Nägel durch die geballten Hände wachſen; wieder Einem fällt es ein, ſeine ganze Lebenszeit in einem eiſernen Käfig zuzubringen, oder ſich mit ſchweren Ketten behängen zu laſſen u. ſ. w. Manche dieſer Büßenden mögen wohl nur religiöſe Triebfedern leiten, viele von ihnen aber ſammeln ſich unter der Maske der Demuth und Heiligkeit Schätze. Der Großmogul Aurengzeb berief einſt viele Fakire von Dekan zu ſich, weil er vermuthete, daß ſie in den Falten und Nähten ihrer Lumpen viel Gold und Juwelen verborgen hätten; er bewirthete ſie und gab jedem ein anſtändiges Kleid; die äußerſt beſtürzten Fakire machten zwar tauſend Einwendungen, Aurengzeb gab aber durchaus nicht nach, und die Heuchelei ward an den Tag gebracht.

So wunderbar wie der Hindu in ſeinen Sitten, iſt er auch in dem Verhalten gegen eine große Anzahl von Thieren. Gleich dem alten Aegypter ſind ihm viele derſelben heilig, ihre Tödtung eins der ſchwerſten Verbrechen. Der Chriſt, welcher ſich in ganz anderem Verhältniß zum Thiere betrachtet, muß ſich daher ſtreng hüten, irgend ein Thier zu tödten. So ging der deutſche Reiſende v. Hügel, die Doppelflinte auf dem Rücken, mit Anbruch der Nacht in den Gaſſen der Feſtung Nurpur umher; plötzlich zog ein Raubvogel, wie er glaubte, über die Dächer hinweg. Er ſchoß nach ihm und ſchon im nächſten Augenblick lag ein Vampyr, eine Fledermaus von der Größe eines Marders, in der Straße. Durch den Schuß aufmerkſam gemacht, ſtürzten viele Menſchen aus ihren Häuſern und als ſie den noch am Boden umherkriechenden Vampyr, bei ihnen ein heiliges Thier, erblickten, erhoben ſie ein furchtbares Geſchrei, das bald in ein wüthendes Geheul ausartete. Nun war dem Reiſenden bekannt, was ſich kurz vorher in Mattra zugetragen hatte, wo zwei engliſche Offiziere einen alten zudringlichen Affen, ſtatt ihn nach Landesſitte mit Steinen wegzutreiben, niedergeſchoſſen hatten. Sie flüchteten ſich vor der aufgeregten Menge auf ihren Elephanten und als ſie auch da vor den Steinwürfen des ſie verfolgenden Volkes nicht ſicher waren, befahlen ſie, bereits ſchwer verletzt, dem Führer, durch die reißende Dſchumma, einen Hauptnebenfluß des Ganges, zu fliehen. Allein der reißende Strom riß den Elephanten in die Tiefe, ſodaß Alle ertrinken mußten. Ebenſo waren zwei andere Europäer auf gleiche Veranlaſſung hin ein Opfer des wüthenden Pöbels geworden, und unſerem Gewährsmanne ſtand vielleicht daſſelbe Schickſal bevor. Immer zahlreichere Haufen rotteten ſich zuſammen und umgaben ihn in weitem Kreiſe, während einige ihm das gellend krächzende Thier vor die Augen hielten. Zum Glück hatte er ſich in eine Ecke geflüchtet und dadurch den Rücken gedeckt, während das vorgehaltene Gewehr dem Ausbruche der Volkswuth noch vorbeugte. Diener der Obrigkeit achteten zwar auf den Vorfall, erkundigten ſich nach der Urſache, gingen aber, ohne einzuſchreiten, ruhig weiter. Dies ermuthigte nur die Gegner und ſchon ſuchten viele nach Steinen, die ſie jedoch glücklicherweiſe nicht fanden, als Hügel durch einen guten Einfall gerettet wurde. Er erklärte, daß er durch die Dunkelheit getäuſcht, den Vampyr mit einer Nachteule verwechſelt habe. Augenblicklich verlor ſich die Aufregung, man fand ſeinen Mißgriff natürlich und bat ihn demüthigſt, doch ja in Zukunft die Vampyre zu ſchonen. — Schon der nächſte Tag gab ihm Gelegenheit, ſeine Erfahrungen in dieſer Beziehung abermals zu bereichern. Einer ſeiner Leute ſchoß auf der Reiſe einen Adler. Da ſeine Kulis (Träger) bereits genug belaſtet waren, ſo bot man einem auf dem Felde arbeitenden Bauer einen guten Lohn an, wenn er den Vogel bis zum nächſten Dorfe

tragen wolle. Der Mann weigerte ſich deſſen, da ihm ſeine Kaſte dies verbiete. Da half einer der Kulis durch folgende allerdings ſpitzfindige Bemerkung. Daß Du ihn berührſt, ſprach er zum Bauer, iſt gegen Deine Kaſte, aber nicht, daß er Dich berührt. Und ſomit banden ſie den blutenden Adler auf den Rücken des Mannes, der ihn nun mit gutem Gewiſſen trug.

Einer der fürchterlichſten religiöſen Gebräuche bleibt aber die Selbſtverbrennung der Wittwen nach dem Tode des Mannes. Iſt z. B. ein Brahmine geſtorben, ſo gehen die Frauen deſſelben nebſt anderen verwandten Wittwen laut wehklagend von Haus zu Haus, indem ſie im Zweivierteltakt die Bruſt auf's heftigſte mit Fäuſten ſchlagen und dabei ausrufen: hei, hei, hei, hei u. ſ. w. Noch an demſelben Tage wird bei Sonnenuntergang die Leiche verbrannt, die Aſche wirft man in einen heiligen Teich oder Fluß und führt ſodann die Frau des Verſtorbenen an dieſe Stätte, wo man ihr unter entſetzlichem Geheul das Haar abſchneidet. Dies der gewöhnlichſte Gebrauch; doch iſt das Verbrennen der Wittwen, Satti genannt, keine Seltenheit und wird dadurch bedingt, daß eine Frau ihrem Manne bei der Verheirathung ein ſolches Verſprechen gab. Nach dem Tode des Mannes verbleibt ihr nur noch die Wahl zwiſchen Schande und Erfüllung ihres Verſprechens. Wählt ſie das letztere, dann löſt ſie mit dem letzten Athemzuge des Sterbenden ihr Haar auf, erhebt einen großen Topf mit Waſſer und gießt denſelben über den Kopf. Hierdurch hat ſie ſich zur Satti, d. i. tugendhaften Frau geweiht. Alsbald erſcheinen die Prieſter, um zahlloſe Gebete und Ceremonien zu verrichten. Freunde und Verwandte begleiten ſie in's Bad, wo ſie von Brahminen des höchſten Ranges mit heiligen Flüſſigkeiten geſalbt und ihr das Geſicht mit Tumrick und Safran in Streifen bemalt wird. Ein Tuch von weißem oder ſafrangefärbtem Mouſſelin wird um ſie geſchlungen und nun betrachtet man ſie bereits als eine der höheren Welt angehörige Heilige. Unbeweglich ſitzt ſie während der nur noch wenigen Stunden ihres Lebens vor dem Leichnam ihres Gatten und alles Volk naht ſich ihr gleich einem Orakel, um ſich die Zukunft enthüllen zu laſſen. Während dieſer Zeit errichtet man den Holzſtoß oder ein bloßes Strohgerüſt mit einer Decke von demſelben Stoffe zur Verbrennung. Die feierliche Prozeſſion ſetzt ſich gegen Sonnenuntergang in Bewegung, voran ohrbetäubende Muſik, dann Brahminen, endlich die von zwei Brahminen geführte Satti, eine Fackel in der Hand, und hinter ihr der Leichnam ihres Mannes mit Blumen bedeckt und auf einer Bahre liegend. Auf dem Verbrennungsplatze angelangt, nähert das Weib ihre Fackel dem Scheiterhaufen; viele andere Fackeln entzünden ihn gleichfalls, ſodaß Alles eine Flamme iſt. Unter dem betäubenden Lärme der Inſtrumente ſtürzt ſich das fanatiſirte Weib in die Flammen auf den Leichnam ihres Gatten, die Decke fällt auf ſie herab und mit dem Verlöſchen des Brandes erblickt man die Leichname nach den Ausſagen Vieler, das Weib ganz ſo, wie es ſich in die Flamme begab, nämlich mit ausgeſtrecktem rechtem Arme, die linke Hand auf die Bruſt gelegt. Die geringſte Berührung läßt die Leichname in Staub und Aſche zerfallen. Schon am nächſten Morgen legt man die körperlichen Ueberreſte zuſammen und errichtet über der Stätte eine weiße, rings umpflaſterte, 3—5 Fuß hohe Denkſäule.

Noch öfter kommen derartige Wittwenverbrennungen in Bengalen vor und zwar hier meiſt unter den niederen Ständen. So wenig die Polizei dies auch geſtattet, ſo iſt es ihr doch leicht zu verheimlichen, da eine ſolche Verbrennung nicht mit dem Leichname des Mannes gleichzeitig vorgenommen zu werden braucht, ſondern auch mit irgend einem Gegenſtande verbunden werden kann, den er beſeſſen, ſei es ein Stock, Pantoffel u. ſ. w. Wie wenig übrigens der

Indier auf den Tod einer Frau giebt, erhellt aus einem Vorfalle, welcher ſich in der Nähe von Gahzipur ereignete, wo bei Gelegenheit eines Streites über ein Grundſtück ein Greis von 70 Jahren ſeine ebenſo alte Frau auf das fragliche Grundſtück führte, ſie mit Hilfe ihrer Kinder und Verwandten in eine kleine, zu dieſem Zwecke gebaute Strohhütte brachte und darin verbrannte, um durch ihren Tod einen Fluch auf den Boden zu legen, damit der Geiſt der von nun an dort ſpukenden Frau den Widerſacher um jeden aus dem Grundſtücke erwachſenden Vortheil bringen möge.

Dieſe und ähnliche Erſcheinungen gehören in Indien zu den gewöhnlichen und die Gräuel des Heidenthums weichen nur äußerſt langſam einer edleren Geſittung. Schon ſeit länger als hundert Jahren hat die chriſtliche Miſſion hier ihre Thätigkeit begonnen und obwohl manche Erfolge bereits erzielt worden ſind, ſo laſſen ſie ſich doch kaum mit dem vergleichen, was noch zu thun iſt. Auch hier gilt Chriſti Wort: „Die Ernte iſt groß, aber wenige ſind der Arbeiter.“

14. Die Thugs.

Den Tag nach unſerer Abreiſe von Mahal mußten wir eine der ſchrecklichſten Schluchten paſſiren. Inmitten derſelben ſchwebten mehrere Raubvögel fürchterlich ſchreiend in der Luft. Sie beſchrieben Kreiſe über unſeren Häuptern und ſtürzten ſich dann mit Gier auf etwas Schwarzes zur Seite der Straße, bis wir hier einen bluttriefenden Leichnam fanden. Der Kopf war faſt vom Rumpfe getrennt und der Körper noch nicht ganz kalt. Der Mord mußte demnach erſt vor wenigen Stunden geſchehen ſein und die Mörder hielten ſich wahrſcheinlich in der Nähe auf. Mein Reitknecht fiel bei dem jammervollen Anblicke auf die Knie und ſchluchzte vor Angſt. Er erkannte in dem Unglücklichen einen beurlaubten Seapoy (indiſchen Soldaten), den wir vor einigen Tagen auf dem Marſche nach dem Wege gefragt hatten. Daſſelbe Schickſal erleiden jedoch viele eingeborene Soldaten, wenn ſie auf Urlaub nach Hauſe gehen, indem die Räuber wiſſen, daß ſie immer einige Erſparniſſe von ihrem Solde bei ſich führen. Selten wird ein Europäer angegriffen, da die engliſche Regierung in dieſem Falle keine Nachforſchungen ſpart, um die Schuldigen ausfindig zu machen und zu beſtrafen. Man hat jedoch noch eine andere Klaſſe von Mördern zu fürchten, die eine vollſtändig organiſirte, geheime Geſellſchaft unter Oberhäuptern bilden, mit dem offen ausgeſprochenen Zweck, die menſchliche Geſellſchaft auszurotten. Dies iſt der furchtbare Bund der Thugs oder Phanſigars, d. i. Erdroßler. Der Urſprung des Bundes verliert ſich in dem Dunkel der Zeiten, und wohl ſchon ſeit einem halben Jahrhunderte hatte dieſe Peſtbeule der Menſchen im Geheimen geeitert, ehe man das Uebel erkennen und in der Wurzel erfaſſen konnte. Es war im Jahre 1830, wo die Angaben eines Bundeshauptes, dem man im Fall eines offenen Geſtändniſſes das Leben verſprach, das ganze Syſtem enthüllten. Die religiöſe Grundlage dieſes Thugbundes iſt der Kultus der Bhowanie, einer gräßlich-düſteren Gottheit, welche nur am Morden Gefallen findet und das menſchliche Geſchlecht haßt. Menſchenopfer ſind ihr die ſüßeſte Gabe, und je mehr einer ihrer Anbeter in Mord darbringt, um ſo mehr wird ſie ihn im anderen Leben mit paradieſiſchen Freuden lohnen. Die Mitglieder dieſer Mordbande erweiſen ſich gegen ihre Glaubensbrüder liebevoll, großmüthig, aufopfernd; aber um ihrer göttlichen Herrſcherin zu gehorchen und zu dienen, morden ſie erbarmungslos Alle, die nicht zu ihrem Bunde gehören,

ſelbſt den Greis, die Frau und das Kind. Der irdiſche Vortheil erſcheint dabei nur als Nebenſache; das mit aller Leidenſchaft des Fanatismus verfolgte Hauptziel ihres vermeintlich göttlichen Berufs iſt und bleibt die Jagd auf Menſchen, für ſie nicht weniger anziehend, als Anderen die Verfolgung und Erlegung wilder Thiere. Ja, viele von dieſen Apoſteln der Hölle finden ein wahrhaft berauſchendes Vergnügen darin, ihre Beute durch alle möglichen Kunſtgriffe der Liſt und Falſchheit in das Netz zu locken. Die Thugs aller Arten erkennen ſich an gewiſſen Zeichen, welche den Uneingeweihten nicht in die Augen fallen. Den Namen Phanſigars oder Erdroßler erhielten ſie von der eigenthümlichen Art und Weiſe, wie ſie, ohne Blut zu vergießen, ihre Opfer um's Leben bringen. Sie erlauern nämlich den Augenblick, wo der Reiſende, deſſen Vertrauen ſie gewonnen haben, arglos vor ihnen einhergeht, und werfen ihm dann plötzlich ein Tuch über den Hals, das dem Laſſo der Südamerikaner entſpricht. Der, wie bei einer Schleuder, am Ende befeſtigte Stein fliegt zuſammenſchnürend um den Hals und ein Druck mit der Fauſt reicht hin, dem Opfer das Genick zu brechen. Man hat in Erfahrung gebracht, daß vor der Entdeckung und polizeilichen Verfolgung jener Geheimbündler in ganz Indien die Mehrzahl der Hauptpächter, der Grundbeſitzer und ſogar die Dorfbehörden mit ihnen, vielleicht aus Furcht, in Verbindung ſtanden, ihnen Nachrichten, Gelegenheit, nöthigenfalls Aushilfe gaben, die geraubten Gegenſtände bargen und den Gewinn theilten. Außerdem zählt jede Stadt, jedes Dorf eine Anzahl Fakire oder Einſiedler, die dem Thugbunde angehören und als Spione Dienſte leiſten. Ihre Wohnungen ſind meiſtens abgelegen im dichten Gebüſch und Geſtrüpp verborgen. Der äußere Heiligenſchein des Wirthes, die angenehme ſchattige Ruheſtätte, das reine oder gar aus einem heiligen Quell fließende Waſſer verlockt den Reiſenden; er nimmt die freundlich dargebotene Gaſtfreundſchaft an, ſchläft ein und erwacht nie wieder. In einem Lande, wo die Ortſchaften weit auseinander liegen, wo es kaum andere Straßen giebt, als Fußpfade durch Wälder, Sümpfe und Wüſten, wo überdies Pilgerfahrten und mancherlei Aberglauben den Menſchen zu einem beinahe nomadiſchen Leben hinführen und wo der Reiſende, nachdem er die nöthigen Mundvorräthe in den Städten oder Dörfern eingekauft, ſein Nachtquartier gewöhnlich unter freiem Himmel im Schatten eines ſchönen Baumes aufſchlägt, in einem ſolchen Lande vereinigen ſich leicht alle günſtigen Verhältniſſe, um zu Raub und Mord zu verlocken und denſelben ſtraflos zu machen; dies um ſo mehr, wenn Kriegsunruhen herrſchen. Wie viel tauſend Menſchenleben mußten auf dieſe Weiſe jährlich vernichtet und wie gräßlich mußte dadurch die Bevölkerung Indiens überhaupt vermindert werden, ehe man dieſem ungeheueren Mordbetriebe auf die Spur kam und ihn durch die kräftigſten Maßregeln auszurotten ſuchte. Einer der Bundeshäupter geſtand, nachdem man ihm unter der Bedingung eines offenen Bekenntniſſes für ſich und ſeine Mitſchuldigen die Lebenserhaltung zugeſichert, daß er während ſeiner Laufbahn als Thugbündler die beinahe unglaubliche Zahl von 719 Perſonen erdolcht oder erdroſſelt habe und ſagte nachher oft mit einem bedauernden Seufzer: „Ach, wenn ich nicht zehn Jahre oder länger im Gefängniſſe ſäße, hätte ich das Tauſend gut voll gemacht!“ — Man ſieht hieraus, wie überall der Menſch ſich der größte Feind bleibt, mehr mit Vorſicht zu beachten und oft mehr zu fürchten, als die giftigſten Schlangen, die wildeſten Ungeheuer.

Nach dem Engliſchen von E. v. Warren.

15. Madras.

Ein Haufen Lichter ſchimmert durch das nächtliche Dunkel, wir ſind auf der Rhede von Madras und werfen zwiſchen zwei Schiffen Anker. Noch dieſen Abend zu landen iſt unmöglich, drum müſſen wir die Nacht hindurch auf dem Schiffe verweilen. Schon am frühen Morgen langen einzelne Bewohner von Madras auf zerbrechlichen, höchſt eigenthümlichen Fahrzeugen, Kadimaran genannt, an unſerem Schiffe an, um Briefe an Bord zu bringen oder von da abgehende in Empfang zu nehmen. Wir treten auf's Verdeck und wenden unſeren Blick dem Hafen zu. Da iſt es zunächſt der furchtbare Anprall der ſchäumenden Meereswogen an unabſehbarer Küſte, ſodann die verſchiedenen das Meer durchfurchenden Schiffe und die Gruppen der geſchäftigen dunkeln Geſtalten, welche den Strand beleben. Hinter ihnen aber erheben ſich die prächtigen Gebäude, die terraſſenförmigen Dächer, die weißen aufſtrebenden Säulen, welche im ſchönſten Lichte auf dem reinſten Blau des Himmels ſich zeichnen. Eine wundervolle Stadt liegt vor unſeren Blicken, der nur die Berge im Hintergrunde fehlen, um ſie unvergleichlich zu finden. — Doch wir müſſen an's Land und dies kann hier nicht ohne Lebensgefahr bewerkſtelligt werden. Schalinken oder Maſſula's, große Nachen ohne Verdeck, von Leder oder Baumrinde gefertigt, und ſtatt der Nägel mit einer Art Hanf aus Kokosnußfaſern plump zuſammengenäht, ſollen uns als die ſicherſten Fahrzeuge an's Land befördern, da gerade feſtgezimmerte dem furchtbaren Anſchlage der Wellen am leichteſten erliegen würden. Neunzehn Ruderer, von denen einer den Lootſendienſt verſieht und das Steuer handhabt, befinden ſich auf der Schalinke. Unter dem abſcheulichen Geſange der Bootsmannſchaft nahen wir uns dem gefahrdrohenden Ufer. Die von der Brandung des Meeres zurückgeworfenen Wellen müſſen mit größter Vorſicht durchſchnitten werden, indem die Spitze unſeres Fahrzeugs ſtets auf die ankommende Wogenlinie gehalten wird; geſchähe dies nicht, ſo würde die Welle daſſelbe von der Seite erfaſſen, und dann in wenigen Sekunden nichts als einige Stück Leder oder Rinde auf der unermeßlichen Tiefe ſchwimmen, die ganze Mannſchaft wäre verloren. Doch wir gelangen glücklich an's Ufer.

Der Capitän bringt uns in das gaſtfreundliche Haus eines ihm wie uns bekannten Handelshauſes. Nachdem wir von den Mühen unſerer Reiſe ausgeruht, beginnen wir unſere Wanderung durch die Straßen der Stadt. In zwei Theile, die weiße und die ſchwarze Stadt, geſchieden, bietet Madras einen unregelmäßigen, höchſt eigenthümlichen Anblick dar. Aſien und Europa ſind hier nur durch eine ebene Fläche von einander getrennt. Kaſernen, von Gärtchen umgrünte, mit platten Dächern verſehene Häuſer, Paläſte, Kirchen, darunter Gebäude von vorzüglicher Bauart, eine anſehnliche Feſtung mit ihren Bruſtwehren, Schießſcharten und Kanonen: dies das Bild der weißen Stadt. Aber weiter hinaus ein ungeheures menſchenwimmelndes Dorf, aneinander gelehnte Schmutzhütten, Pagoden, Moſcheen, ſchlank aufſteigende Minarets und dann wieder ein ganzes portugieſiſches Stadtviertel, unter den Hütten einzelne ziegelgedeckte Häuſer mit ſenkrechten bunten Streifen bemalt, darüber hohe Kokospalmen, Tamarinden, der heilige Banianenbaum, und in und unter dieſem Durcheinander ein bronzefarbiges Volk, das ſich hin und her bewegt, arbeitet, ſchläft, raucht, ſeine Waſchungen vornimmt und dies Alles auf der Straße: dies iſt das Bild der ſchwarzen Stadt. Und nun in die Ferne hinaus breite, unabſehbar lange Alleen, mit reizenden Landhäuſern beſetzt, herr-

liche Paläſte und umſchattete, vor Geräuſch und Staub der Straße geſchützte, inmitten der ſchönſten Gärten liegende Luſttempel: das ſind die „Gärten", die liebliche Ebene um Madras.

Das eigenthümliche Gepräge der ſchwarzen Stadt veranlaßt uns, ſie an einem der nächſten Tage noch vor Sonnenaufgang in Augenſchein zu nehmen. Wir treten unſere Wanderung in früher Morgenſtunde an und finden die Handwerker, die Handlanger, die Tagelöhner, ſowie die Armen aller Claſſen im Freien auf Matten gelagert oder noch öfter auf nackter Erde hingeſtreckt, jeder vor der Thür ſeines Hauſes; der Turban dient den Männern, die Haarflechten den Frauen zum Kopfkiſſen, während ein Zipfel des Kleides das Geſicht vor Thau und Inſekten ſchützt. So liegt die ganze Familie da, oft zwei, drei von einem Stück Tuch umhüllt. Bricht der Morgen endlich an, ſo ſchälen ſich die zuſammengekauerten Geſtalten aus ihrer Umhüllung und ordnen den Anzug. Die Frau holt Waſſer und gießt daſſelbe über Kopf und Schulter des ſich bückenden Mannes, darauf wäſcht und reibt ſie ihn, ölt ſeinen Leib ein, kämmt und flicht die langen Haare und bindet ſie auf dem Scheitel in einen Büſchel zuſammen. Zuletzt zieht ſie ihm, je nachdem er ein Anbeter des Brahma, Wiſchnu oder Schiwa iſt, verſchiedene theils ſenkrechte, theils wagerechte Linien auf die Stirn und zwar weiß, gelb oder roth, ſobald er der einen oder anderen Kaſte angehört. Hierauf ſetzt ſich der Herr auf ſeinen Stubenboden und raucht würdevoll ſein Hukah*), die Frau oder die Frauen — denn er hat meiſt mehrere — kehren nun, ehe ſie den eigenen Anputz beſorgen, das Haus und jenen Straßentheil, welchen ſie als Schlafzimmer benutzten; zum Schluß begießen und beſtreichen ſie die Mauern mit verdünntem Kuhmiſt, dem heiligen Weihwaſſer des Indiers. Auch der übrige Theil der Familie hat ſich erhoben und wir finden die nackten Kinder unter den vor jedem Hauſe ſtehenden Bäumen: der Kokospalme, dem heiligen Feigenbaume und der zierlichen Mimoſe. Alle Kinder, meiſt mit einem vom zu häufigen Genuſſe des Reiſes dicken Leib, haben ſchwere ſilberne Bänder an Armen und Beinen. Die muntere Jugendluſt ſcheint bei dieſer höchſt nährenden Koſt verloren gegangen zu ſein; man ſieht ſie wohl ſpielen, aber ohne zu lachen, ohne ſich zu zanken oder zu balgen. Ein Kanonenſchuß vom Fort St. Georg verkündet den Aufgang der Sonne. In demſelben Augenblicke rufen die muhammedaniſchen Muezzin oder Prieſter von der Höhe einer jeden Moſchee ihre Gläubigen zum Gebet in den bekannten Worten: „Es iſt nur ein Gott und Muhammed iſt ſein Prophet." Moſchee und Pagode liegen unfern von einander, letztere iſt meiſt ein kleiner Tempel in Form einer abgeſtumpften Pyramide mit plattem Dache und ſechs Kapellen zur Seite. Die geneigten Flächen der Pyramiden ſind reich mit ſonderbaren Figuren und Gruppen in halberhabener Arbeit ausgeſtattet; darunter mancherlei Figuren, welche wir als höchſt unanſtändig bezeichnen müſſen. In der Nähe der Pagode befinden ſich entweder Flüſſe oder heilige Bäume, zu denen der Hindu hinabſteigt, um ſich vor Verrichtung des Gebets von körperlichem und ſittlichem Schmutze zu reinigen. Für ſolche Reinigung muß den Brahminen eine Gabe gereicht wer-

*) Es iſt dies eine lange Waſſerpfeife, bei den Muhammedanern Narghile genannt, welche aus einer langen, biegſamen Röhre beſteht, die ſich oben in ein Mundſtück, unten in eine Glocke endigt. Die trockene Teigmaſſe, welche man raucht, heißt Gedaul, und beſteht aus Roſenwaſſer, Candiszucker, Opium, getrockneten wilden Aepfeln und etwas Tabak, wozu man noch außerdem Kohlenſtaub und Reismehl miſcht, um die Maſſe beſſer in Brand zu erhalten. Alles, Prinzeſſin wie Sclavin, raucht den Hukah.

den. Auch fehlt es hier nicht an Fanatikern, welche, auf Sand ausgestreckt, ihre Sünden durch den abschreckendsten Schmutz zu büßen vermeinen.

Um das äußere Leben der Bewohner der weißen Stadt kennen zu lernen, begeben wir uns gegen sechs Uhr Nachmittags, nachdem die heißeste Zeit des Tages vorüber ist, auf den Promenadenplatz, der sich zwischen der Festung und der schwarzen Stadt bis an das Meeresufer hinzieht. Hier bewegt sich jeden Abend die feine Welt von Madras in der einförmigsten Weise. Mehr als hundert, fast lauter europäische Wagen, so wie offene Kaleschen und Cabriolets erscheinen in einer Reihe hinter einander. Die zweispännigen Wagen werden von indischen, weißgekleideten Kutschern geführt; neben ihnen laufen zwei Stallknechte, welche mit einem Wedel von Pferdehaaren die Mücken von den Pferden verscheuchen. Reiter galoppiren, theils allein, theils paarweise neben der Wagenreihe. Am Morgen findet man auch viele Frauen unter den Reitern. Auffallend ist die Blässe und das matte Wesen der Damen, ihre Wangen sind meist so weiß wie das leichte Mousselinkleid, welches sie umhüllt. Nicht selten sieht man sie in der Ecke des Wagens wie auf einem Sopha ausgestreckt daliegen, Bilder äußerster Schlaffheit. Nichts vermag sie aus ihrem Zustande aufzurütteln; mögen auch ihre Kinder in dem mit zwei großen Ochsen bespannten Palankinwagen vorüberfahren, die Mutter wird sich nicht erheben und sich in ihrer behaglichen Ruhe stören lassen. — Schon nach zwei Stunden verläßt man die Promenade, um die Hauptmahlzeit einzunehmen.

Die Nacht ist hereingebrochen, wir begeben uns zur Ruhe. Aber an Schlaf ist nicht zu denken, die Moskito's stechen fürchterlich. Doch so geht es nur dem eben Angekommenen, schon nach wenigen Tagen ist diese Folter im Abnehmen und nach Verlauf einiger Monate ist das Blut des Fremden entweder nicht mehr so rein oder die Haut verhärtet sich, kurz die Angriffe dieser bösen Insekten verlieren mit der Zeit, wie die Häufigkeit, so auch die Schmerzlichkeit. Der Morgen bricht an, das Geschrei einiger hundert Raben, die sich vor unseren Fenstern auf den Bäumen versammelt haben, weckt uns auf. Alle umflattern einen ihres Geschlechts, der von einer Krankheit befallen, jetzt von seinen schwarzen Brüdern getödtet wird; denn der indische Rabe greift Alles an, was schwächer oder vertheidigungslos ist, selbst wenn es von der eigenen Gattung wäre. So stürzt er sich auf den Rücken eines verwundeten Büffels und hackt in sein Fleisch, während das Thier noch läuft. In zahllosen Schaaren finden sie sich längs der Küste, wie bei Madras, so bei Pondichery und Calcutta. Sperber und Weiher wetteifern mit ihnen in Verwegenheit und Frechheit. Nicht selten reißen sie einem Kinde trotz alles Schreiens und Abwehrens das Stück Kuchen aus der Hand oder stürzen sich auf Fleischkörbe, um mehrere zu oberst liegende Stücken Fleisch daraus wegzuholen. Gleichwohl sind diese gefräßigen Thiere eine Wohlthat für jene Gegenden, da in diesen Ländern die Verwesung so schnell eintritt, daß ohne sie die schrecklichsten Krankheiten nie aufhören würden. Ihre Nützlichkeit erkennend verfolgt sie Niemand, ja die Gesetze schützen sie sogar.

Nach Warren und Hoffmeister.

16. Ein Besuch auf Ceylon.

Am 13. November gelangten wir nach einer glücklichen Fahrt über Aden in einem Hafen von Ceylon an und sahen das paradiesische Eiland vor unseren Blicken entfaltet. Ein großes Gedränge von Eingebornen in allen möglichen Trachten empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen

Mouſſelintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über den Leib unter einem breiten Goldgürtel zuſammengeſtopft. An die glänzende, kaffeebraune Hautfarbe der Eingebornen gewöhnt man ſich bald und findet zuletzt ſogar die zarten Geſichter und die großen ſchwarzen Augen der eigentlichen Cinghaleſen ganz hübſch. Wir drängten uns, von allen Seiten angeſtaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte, holländiſche, vom Mooſe grün gewordene Thor und dieſem gegenüber den Ort unſerer Beſtimmung. Es war das Königinhaus oder Regierungsgebäude.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem offenen, luftigen Quartier wieder in's Freie. Zwiſchen dem hohen Graſe, das von langſchwänzigen, grünen Eidechſen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit und eine Menge rothblühender Balſaminen. Dort ſtanden Brotfruchtbäume mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und centnerſchweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten, der zierliche Melonenbaum mit dem regelmäßig kegelförmig karrirten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenſchirm und dicke Fruchttrauben darunter. Die Früchte gleichen einer kleinen Melone. Hier fanden ſich Piſangbäume, überall in Indien Bananen genannt; ihr rohrartiger, dicker, ſaftiger Stamm trägt die acht Fuß langen Blätter aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer kann ſich denken, daß dieſer fußdicke Stamm von 20 Fuß Höhe mit ſeinem üppigen Wuchſe eine einjährige Pflanze iſt! Die Früchte ſtehen in dicken, regelmäßigen Trauben an den Blattachſen; jeder Fruchtſtiel enthält etwa zehn Reihen ſolcher Früchte und deren wohl zwanzig bis dreißig in einer Reihe. Dieſe ſchön gelben und grünen Früchte ſehen äußerſt reizend aus zwiſchen dem friſchen, großen Laube; auch ſind ſie hier viel köſtlicher als die, welche wir in Kairo jeden Mittag hatten. Die Bananen ſind wohl vier Zoll lang und enthalten unter einer lederartigen Haut ein ſehr mildes, faſt ſchleimiges, ſüßes Fleiſch, ganz ohne Kerne und Samen. Der Brotfruchtbaum aber trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volke, ebenfalls gekocht, gegeſſen werden; bei völliger Reife enthalten ſie zwiſchen vielen Kernen eine äußerſt ſcharfe Milch. Wir haben nie davon gegeſſen; aber gewiß ſind die Lobeserhebungen vieler Reiſenden, als ob Nichts der Brotfrucht gleich komme, unwahr. Die Melonenfrucht gleicht unſerer Melone, hat ein ähnliches gelbes, bei voller Reiſe röthliches Fleiſch; nur macht ein eigenthümlicher, nicht Allen angenehmer Beigeſchmack, daß ſie gegen die Menge der andern ausgezeichneten Früchte zurückſteht. Nach der Quelle eines ſüßen, faſt betäubenden Wohlgeruchs ſpähete ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig äſtigen, faſt über zwölf Fuß hohen Baum mit langen, ſchmalen Blättern und weißen, großen Oleanderblüthen für die Urſache erkannte; es war die Plumeria, ein heilig gehaltener Baum, der gewöhnlich durch eine ſteinerne Einfriedigung beehrt wird. Daneben fand ich einen unſcheinbaren Baum, der braune Blüthentrauben und grüne, Gurken ähnliche Früchte dicht am Stamme trug.

Es iſt kaum zu ſagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropiſchen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, ſchwere Luft, die feenartige Beleuchtung, ſtreifig, aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reiſenden macht. Dichtes Gebüſch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen Wohnungen, welche, nach holländiſchem, alterthümlichem Stile mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Colombo einfaſſen, ohne einen beſondern Namen zu führen. Alte, holländiſche Inſchriften finden ſich überall an halb verwitterten, mit grünem Mooſe überzogenen Backſteinmauern wie

in einer längſt von Menſchen verlaſſenen Gegend. Alles macht den Eindruck des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in dichten Gärten eingeſchloſſen ſtehen, bedeckt dichtes Strauchwerk den Boden, um ſo niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Geſträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köſtlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin, und verfolgt, verkriechen ſie ſich mit eiligen Seitenſprüngen unter die Ranken der ſchönen, rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es ſcheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Luſt, ſich hier niederzuſetzen und die prachtvollen Gruppen von Brotfrucht-, Mango- und Palmenbäumen zu zeichnen! Oder ſoll ich erſt meine Kapſel mit den prächtigen Liliengewächſen und Schlingpflanzen füllen, oder den drei Fuß langen Eidechſen auf dem ſchwarzbemooſten Felsboden nachſtellen, den ſchwarzen Teufel von Scorpion unter dem Stein hervorholen, oder lieber dieſe handbreiten, ſchwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen?

Ich verfolgte einen kleinen Bach in ſeinem Laufe, einen Hügel hinaufſteigend, den wir am Morgen hatten links liegen laſſen. Ein rothgelber, mit härteren, rothen Brocken vermiſchter Thon, wahrſcheinlich aus Verwitterung entſtanden, bildet den Boden rund umher. Neugierige Eingeborne geſellten ſich bald zu mir, halfen mir Blumen pflücken, als ſie meine Abſicht merkten, und freuten ſich über die gefangenen Schmetterlinge. Einer von ihnen erbot ſich ſogar, mich über das Waſſer zu tragen, als er meine Verlegenheit ſah, auf zwei dünnen Bambusſtäben, die als Brücke dienten, das Gleichgewicht zu erhalten.

Mit reicher Beute beladen, kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang nach Haus; es wetterleuchtete ſtark, und kaum hatte ich unſere luftige Behauſung erreicht, ſo brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerſchlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Ueberſchwemmung um mein Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuß hohen Fundaments einleuchtend. Kaum war dieſer Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht ſtärker hereingebrochen, ſo leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern gleich den Weihnachtsbäumen, und das in den Tropen gewöhnliche Abendkonzert begann mit verdoppeltem Eifer. Die Muſikanten ſind Grillen, Zikaden, zehn bis zwölf verſchiedene Laubfröſche, Gecko's, kleine Eulen u. ſ. w. Dieſes Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beſchreiben iſt; das ziſcht und zirpt, quakt und quiekt, pfeift und puſtet und klippert und klappert wie im Märchen vom „bezauberten Schloſſe". Es giebt ſehr große Zikaden von wunderhübſchen Farben; dieſe ſind die Hauptruheſtörer; denn an das Mühlengeklapper der langbeinigen Laubfröſche, welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man ſich bald.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Colombo brachen wir auf zur Elephantenjagd im Innern der Inſel. Am zweiten Tage, als wir das Dorf Bobola verlaſſen hatten, gelangten wir an die Grenze des menſchlichen Anbaues. Wir traten nun in einen dichten, maſſenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterſchiedes zwiſchen dieſem und Allem, was wir bisher geſehen hatten. Die mächtigen Baumſtämme ſtanden dicht an einander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der ſtärkſten zuſammen, die zum Theil ſchon abgeſtorben oder im Abſterben begriffen waren. Oft ſah man blos einen ſchenkelſtarken, ſpiralförmig gewundenen Stamm, nämlich den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieſelbe erdrückte Kern war verfault und verwittert und ſie allein ohne Stütze übrig geblieben. Von Blumen ſah man hier nicht gar viele; es

fehlte an Luft und Licht, deſto größer aber und ſchöner war die Fülle der Blätter. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk vier bis fünf Fuß tief losgewaſchen hatten, machten unſern Pferden viel zu ſchaffen. Zuweilen kam man auf offene Plätze, mit üppigem Graswuchſe bedeckt; hier entfaltete ſich eine Menge ſchöner Blüthen, die von Schmetterlingen wimmelten; dann ging es wiederum in eine grauſige Tiefe, wo eine Maſſe entblößter, knorriger Wurzeln und dunkle Gewäſſer, deren Tiefe man nicht zu ſchätzen wußte, unſere raſchen Thiere aufhielten. Der Weg war ſo eng, daß man immer dicht hinter einander reiten mußte, um ſich nicht zu verlieren. Sechs lange, mühevolle Stunden ritten wir ſo in angeſtrengter Eile, endlich erreichten wir unſer Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein Paar Hütten für uns erbaut waren. Die Wände dieſer Hütten waren von dürren Blättern und Zweigen, ihre Dächer von Palmenblättern und Gras, und die Dachrinnen von Baumrinde hergeſtellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit ſechs bis ſieben quer darüber befeſtigten Stöcken bildeten die Tiſche; Stühle gab es nicht; dagegen waren die Wände mit weißem Baumwollenzeug behängt, und ein ähnlicher Vorhang bedeckte die Thür. Der Fußboden war etwas in die Erde vertieft und füllte ſich bei fortdauerndem Regen mit Waſſer.

Alle Morgen vor Aufgang der Sonne brachen wir aus unſerm Schlupfwinkel auf und gingen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen ſind. Ehe die Sonne über den Horizont emporkam, waren wir in der Regel ſchon naß bis auf die Haut. Wenn die Eingebornen die Nähe der Elephanten witterten, was ſie mit einem beſonderen Zeichen andeuteten, ſo wurde abgeſeſſen, und die Jäger ſtürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indeſſen ich und die Bedienten auf dem Hauptplatze blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man ſchon auf eine halbe engliſche Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lawine über den Wald hinſtürzt. Das verhängnißvolle Geſchrei, einem furchtbar verſtärkten Ton aus einer zerſprungenen Trompete nicht unähnlich, läßt der Elephant in dem Augenblick ertönen, wo er ſich wendet, um ſeinen Feind zu zermalmen oder ſelbſt die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wenn der Augenblick der Gefahr da war. Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben. Plötzlich krachte es rechts und links, hinter uns Trompetenton und vor uns wühlte ſchon der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüſch; wir ſtanden auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felſen. Welches Glück, daß gerade der geſchickteſte Elephantenſchütze bei uns war! Er ſprang mitten zwiſchen die Elephanten, knallte dem nächſten rechts, bis auf die Rüſſellänge herantretend, in's Ohr, eben ſo raſch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide ſtürzten mit einem dumpfen Geſtöhn, wie umgeblaſen; die anderen eilten davon, als ſie ihre rieſigen Gefährten krachend im Gebüſch verſinken ſahen, deren Sturz ein Getöſe hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenſchüſſe.

W. Hoffmeiſter.

17. Die Perlenfiſcherei im Golfe von Manaar.

Orientaliſche Perlen waren ſchon im grauen Alterthume der Lieblingsſchmuck der griechiſchen und römiſchen Frauen und hochgeſchätzt von den Fürſten Indiens. Ihr Hauptfundort iſt die Nordküſte von Ceylon, namentlich der Golf von Manaar. Dort in der Tiefe des Meeres findet man die Perle als eine im Fleiſche nicht eßbarer Auſtern ſich abſondernde koſtbare Maſſe, bald

kleiner, bald größer, und zwar letztere als größte Seltenheit in der Größe einer Piſtolenkugel, in welchem Falle ſie aber auch einen ungeheueren Werth haben. Selbſt bei mittleren Perlen zahlt man 20—25 Thaler für das Stück, während man kleine für 10—20 Neugroſchen haben kann. Gleich der Auſter liegt auch die Perlenmuſchel in meilenlangen Bänken geſchichtet auf dem Meeresboden. Hier werden ſie gefiſcht und von der engliſchen Regierung in Auctionen verkauft. Hören wir, was uns ein engliſcher Reiſender von der Perlenfiſcherei erzählt.

Am 25. Februar landete ich in der Bay von Condaletry mit dem Inſpector der Auſternbänke. Ich wünſchte der Fiſcherei beiwohnen zu können, und der Inſpector war ſo freundlich, mich mit an den Bord ſeines bequem eingerichteten Bootes zu nehmen. Wir landeten zu Silawatorre, einem elenden Dorfe, eine halbe Meile von Aripo entfernt. Die Küſte war eine einförmige, endloſe Sandfläche mit zahlloſen Haufen ſchneeweißer Auſternſchalen bedeckt. Nur wenige ſchmutzige Weiber und ſchmalwangige Kinder trieben ſich am Strande umher, während einige Beamte des Inſpectors warteten, um in Gemeinſchaft mit ihm auf das Meer hinauszufahren und die Bänke zu beſtimmen, welche abgeſucht und durch kleine Bojen mit blauen und rothen Fähnchen bezeichnet werden ſollten. Wir kehrten den 5. März zurück und fanden wie durch Zauberſchlag die ſtaubigen Uferflächen gänzlich verwandelt. Dunkelfarbige Menſchenkinder hatten ſich in großer Menge eingefunden, und zahlreiche, hellfarbige Buden (Pandals) von verſchiedener Form und Größe bedeckten die weite Küſtenebene, während mehr als 200 Boote der Eingebornen längs des Strandes ſich bewegten. Alle dieſe Tauſende waren hier verſammelt, um an der bevorſtehenden Fiſcherei ſich zu betheiligen oder doch irgend einen Nutzen daraus zu ziehen. Jedermann frug, an welchem Tage die Fiſcherei beginnen, wie viel Boote dazu verwendet werden ſollten und auf wie lange. Da gab es reiche Hindu-Kaufleute, Mauren und Malabaren; Handelsleute von Madura, Araber, Banianen und Parſen von Bombay und Madras, Anwohner des perſiſchen Golfes, Tamulen, Juden, Chineſen, Portugieſen, Holländer, Cinghaleſen, Malayen, kurz Leute in den verſchiedenſten buntfarbigen Kleidungen. Unter dieſer Menge erheben ſich nicht allein lange Reihen von Bazars, ſondern ſelbſt Tempel verſchiedener Religionen, alle von Prieſtern bedient, die während des Fiſchens oft der reichſten Ernte ſich zu erfreuen haben, da jeder ſeinem Gotte aus Dankbarkeit Perlen darbringt.

Doch da fällt uns in einer großen, aufgeputzten Arakbude, mitten unter einem dichten Haufen von Bootleuten und Tauchern, eine ſonderbare Geſtalt auf, deren plumper Rede Alle lauſchen. Es iſt ein dunkelfarbiger, langhaariger Brahmine, 6 Fuß hoch, mit glänzenden Katzenaugen und dichten zottigen Augenbrauen, der Haibeſchwörer, ohne welchen kein Taucher ſich in die Tiefe wagen würde. Sein ſchwarzes Haar ſtarrt von Schmutz und Unrath, und geheimnißvolle Kreideſtriche ziehen ſich über viele Stellen ſeines Körpers. Der Vorabend der Fiſcherei iſt gekommen, alle Vorbereitungen ſind beendigt, 200 Boote ſtehen in Bereitſchaft und von wildem Getöſe, Tanz, Geſang und Muſik wiederhallt der ganze Meeresſtrand. Noch predigte der Haibeſchwörer der um ihn verſammelten Menge mit Geſchrei und unter wilden Geſticulationen von einem Haufen gebleichter Auſternſchaalen herab, während hinter ihm ein Feuer aufloderte und die ganze Scene abenteuerlich erleuchtete, als um Mitternacht, zur feſtgeſetzten Zeit, ein Gong ſeine donnernden Töne hören ließ und mit zauberiſcher Schnelle ſofort Tanz, Spiel und Sang beendigte. Alles eilte nach dem Strande, zu den Booten an die beſtimmten

Plätze, an Tausend menschliche Wesen. Plötzlich läßt sich ein Gemurmel hören, das je länger endlich zum dumpfen Donner anschwillt. Ist's ein Aufstand, ändert man den Plan, oder hat sich ein Unfall ereignet? Keines von Allem, der Haibeschwörer hat sich entfernt, wahrscheinlich sich in eine Arakbude begeben, um, was er die Zeit daher ohne Aufhören gethan, sich noch mehr zu stärken. Da bringt eine ausgesandte Abtheilung malayischer Büchsenschützen den heiligen Ausreißer zurück, und da er kaum der Sinne mächtig ist, wälzt man ihn in eins der größten Boote, wo er völlig betrunken niederstürzt.

Ein Kanonenschuß giebt das Zeichen zur Abfahrt. Raketen schießen empor und die Boote setzen sich in Bewegung. Der Landwind weht frisch und treibt die Boote mit ihren hohen Bambusmasten und den schwellenden weißen Segeln hinaus in's offene Meer. Einige Stunden währt die Fahrt, da langt man an den Bänken an. Strahlend geht die Sonne auf und nun sind Aller Augen auf den obersten Beamten am Bord des Wellington, seines Schiffes, gerichtet. Fünf Taucher stehen am Bord eines jeden Bootes mit Taucherſteinen, Netzen und Stricken versehen, während die zurückbleibenden anderen fünf ihre Blicke eifrig auf sie gerichtet haben. Da steigt plötzlich die Signalflagge in die Lüfte und tausend Taucher fahren in demselben Augenblicke, wo die Flagge die Mastspitze erreicht, geräuschlos in die Tiefe. Eine, zwei Minuten vergehen, keine Seele läßt sich auf der Oberfläche sehen; schon wird uns bange — da plötzlich erheben sich ein Dutzend, dann funfzig, gleich darauf fünfhundert und zuletzt alle schnaufend und sprudelnd über die Oberfläche. Sie klettern in's Boot, während die übrigen die mit Muscheln gefüllten Netze heraufziehen. Jedes Netz enthält funfzig bis siebenzig Austern, die sofort vom Anführer des Bootes, dem Peon, in gesonderte Haufen gezählt werden. Doch kaum ist der letzte Taucher herein, da erhebt sich das andere Tausend und steigt ebenso geräuschlos wie die ersten mit Stein und Netz in die Tiefe. Dieser Stein ist ein ungefähr zehn Pfund schweres, kegelförmiges Stück Granit, durch dessen Ende ein doppelter Strick gezogen, der wieder am Boote befestigt ist. Der Taucher stellt den rechten Fuß auf den Stein zwischen den Strick, gleichwie in einen Steigbügel und fährt nun mit Leichtigkeit in die Tiefe. Hier angelangt entledigt er sich des Steines, welcher sofort von denen im Boote heraufgezogen wird, damit er sich nicht mit dem Stricke am Netze verwickelt. Der Taucher faßt nun den Bügel des letzteren mit den Zehen des linken Fußes, wirft sich auf der Bank flach auf's Gesicht und rafft die Austern rasch mit der rechten Hand in einen Beutel. Hat er genug, so giebt er seinen Gefährten im Boote ein Zeichen durch Schütteln des Strickes, worauf ihn diese schnell heraufziehen.

Vom Beginn des Tauchens an steht der alte Haibeschwörer am Hintertheile seines Bootes, das sich in der Mitte der Flotte befindet, immer Gebete und Zauberformeln murmelnd und mit den langen Armen schleudernd. Um sich zu stärken, steigt er von Zeit zu Zeit hinab, aus einer Flasche von Kokosschale neue Kraft zur Fortsetzung seiner Beschwörungen zu holen. Da, eine Stunde vor Mittag, ertönt plötzlich der Schreckensruf: „Der Hai, der Hai!" Wir rudern nach dem Schauplatze der Störung und gewahren bald einen armen Taucher, der zerfleischt und heftig blutend in's Boot gezogen wird. Das Bein war fast vom Körper getrennt und der Schmerz hatte ihn in Ohnmacht fallen lassen. Der Lärm zieht sich von Boot zu Boot, schnell verlassen die Taucher das Wasser und mit dem Fischen ist es für heute vorbei. Sprach- und regungslos starrte sich die Menge mit hohlen Blicken

an; man verläßt ohne Befehl den Platz, keiner taucht weiter. Der Inſpector aber läßt den Haibeſchwörer fordern und fragt ihn, wie er einem Hai erlauben könne, einen Taucher im Dienſte der britiſchen Regierung zu beſchädigen, worauf dieſer mit größter Unverſchämtheit erwidert, daß es ſeiner Macht feindliche Geiſter gebe, welche während der kurzen Zeit, wo er eine Erfriſchung zu ſich genommen, den Zauber durchbrochen und den Rachen des Hai's entfeſſelt haben müßten. Die Boote wenden ſich anfangs langſam, ſpäter vom Winde begünſtigt, ans Ufer.

Hier erwartet uns eine neue Scene. Tauſende warten am Strande und begrüßen uns mit wildem Jauchzen, das jedoch von den Booten nicht erwidert wird, da Aller Geiſt vom erlebten Unfalle niedergedrückt iſt. Kaum ſind wir gelandet, ſo wird der Platz durch die Schützen und Peons von der Menge geſäubert und die Auſtern in vier gleiche Theile getheilt. Drei davon fallen der Regierung, einer den Bootsleuten, Tauchern und Beſitzern der Boote zu, und zwar ſo, daß erſtere einen Theil, die Taucher das Doppelte und die Eigenthümer noch mehr als die Taucher bekommen. Die der Regierung zugefallenen Auſtern werden nun in Bambuskörbe gebracht und den anderen Tag verauctionirt, während die Fiſcher ſich wieder nach den Bänken begeben und den Fang fortſetzen. Der Haifiſchbeſchwörer hatte an dieſem Tage für einen ſo kräftigen Zauber geſorgt, daß derſelbe die Kinnladen des Meerungeheuers ſo feſt ſchließen ſollte, als ob Vorhängeſchlöſſer vor denſelben lägen.

Die Auction begann, man bot mit einem an Tollheit gränzenden Eifer. Die Auſtern wurden in Tauſenden verſteigert, und obwohl ſie nicht ausgefucht waren, ſo bietet man bis zu ſechzig Pfund, während andere ſchon für die Hälfte und noch andere gar für ein Pfund zugeſchlagen werden. Ein alter Mann, ein Maure, fällt uns auf. So ſchlecht ſein Anzug iſt, ſo bietet er doch ziemlich hoch, und als ihm endlich eine Partie Auſtern zugeſchlagen wird, ſo iſt er vor Freude toll geworden. Er ſpringt umher, tanzt, lacht und ſingt und wird nur dann erſt ruhig, nachdem er ſeine Auſternhaufen in einen naheliegenden Schuppen gebracht hat. Hier betrachtet er ſein erworbenes Gut voll Begierde, aber auch mit Scheu, die Auſtern zu öffnen, denn oft findet ſich der Käufer getäuſcht, die Perlen ſind nicht werth, was man dafür gab, und große Summen gehen verloren, während Andere über ihre Erwartung reich heimkehren. Man läßt die Perlen 30 Tage in Haufen liegen, nach Verlauf welcher Zeit ſie ſich vollſtändig zerſetzt haben, worauf durch ſorgfältiges Waſchen und Abſpülen das verweſete Fleiſch des Thieres entfernt wird und nur die Perlen und Schalen zurückbleiben. Die Ausbeute iſt ſehr verſchieden, denn während man bisweilen in einer einzigen großen Auſter hundert Perlen findet, erhält man auch von hundert anderen Auſtern nicht eine Perle. Die Zahl der gefiſchten Muſcheln iſt aber ungeheuer, denn nach jeder Fahrt bringt das Boot oft zehn- bis zwanzigtauſend Muſcheln heim, was für die ganze Flotte täglich zwei bis vier Millionen beträgt.

Der Inder hält die Perlen für gewonnene Thautropfen, welche Buddha in gewiſſen Zeiten auf die Erde fallen laſſe, und welche die Auſter, wenn ſie, um zu athmen, an die Oberfläche des Waſſers komme, auffange.

Nach dem Engliſchen.

18. Bangkok, die ſchwimmende Stadt.

Bangkok, die Stadt der wilden Oelbäume, erſtreckt ſich über eine Meile an beiden Ufern des Menam, beſonders aber am linken; die innere Stadt,

die den Palaſt enthält, iſt mit einer bezinnten Mauer umgeben und nur an den Stellen der Land- oder Waſſerthore zugänglich. Die äußere Stadt, an die ſich das Quartier der Fremden anſchließt, läuft ohne beſtimmte Grenze in die Vorſtädte über. Die mittlere Stadt iſt durch Kanäle und Flußverzweigungen in verſchiedene Inſeln getheilt, zwiſchen denen die Häuſer auf dem Feſtlande dichtgedrängt beiſammenſtehen und kaum einen Raum für die engen Gaſſen offen laſſen. Nur die Straße des Haupt-Bazars iſt breiter und von längerer Ausdehnung. In den äußeren Stadttheilen iſt der Grund weniger beſchränkt, und die Häuſer ſind hier häufig mit Gärten umgeben. Sie ſind aus Holz oder Bambus gebaut und auf Pfähle geſtellt, ſo daß man auf einer Treppe zu der Veranda emporſteigt. Steinmaterial wird außer den Häuſern der Europäer nur zu den Klöſtern und königlichen Paläſten verwandt. Der vornehmſte Verkehr in Bangkok findet nicht auf dem Lande, ſondern auf dem Waſſer ſtatt, indem an jeder Seite des Fluſſes eine doppelte Reihe ſchwimmender Häuſer das Ufer einrahmt und den großen Markt bildet, auf dem ſich täglich der betriebſame Theil der Bevölkerung verſammelt. Jedes Haus iſt an der dem Fluſſe zugewendeten Seite offen und bildet durch die dort aufgeſtellten Gegenſtände einen offenen Laden, den man, wenn man im Boote vorbeifährt, bequem inſpiciren kann. Gewöhnlich wohnen die Handwerker derſelben Zunft zuſammen, ſo daß man einen raſchen Ueberblick über den Vorrath gewinnt. Dazwiſchen liegen Verkaufsſchiffe, die friſche Früchte, Fiſche, Gemüſe u. ſ. w. herbeigebracht haben. Von der Feuchtigkeit abgeſehen, bietet ein ſchwimmendes Haus manche Vortheile, da es jeden Unrath leicht entfernen läßt und durch die allzugroße Nähe des Waſſers ſelbſt die hinterindiſchen Schmutzliebhaber zum Waſchen verführt. Auch ermöglicht es beliebige Ortsveränderung, indem man ſeine Wohnung mit der Ebbe oder mit der Fluth weiter treiben läßt, um ſie an einem neuen Anlegeplatz zu befeſtigen. Freilich kann die Entfernung auch eine unfreiwillige ſein, wenn auf unſicherem Grunde geankert wurde. Als ich bei dem Miſſionar wohnte, ſahen wir eines Morgens vor unſerem Hauſe eine neue Straße angetrieben, die während der Nacht losgeriſſen und von den Bewohnern mit ziemlicher Mühe nach ihrer legitimen Heimath zurückzubringen war.

So viel es angeht, wird Alles zu Schiffe abgemacht und es findet ſich deshalb immer die halbe Einwohnerſchaft der Stadt auf dem Menam oder den Seitenarmen beiſammen. Zwiſchen dem Bootgewimmel in allen möglichen Größen, Farben und Formen ankern die europäiſchen Dreimaſter, pfeifen die Dampfſchiffe oder ſegelt die chineſiſche Dſchonke hinauf, mit den dröhnenden Schlägen der Gong die ſchon im Hafen liegenden Schiffe begrüßend. An den Ufern erheben ſich in maleriſchen Gruppirungen die Thürme der ſchlanken Pagoden, blicken die Kloſtergebäude zwiſchen den Bäumen ihrer Gärten hervor, oder glitzern und ſchimmern die Dächer der mit Schmuck überladenen Paläſte im Sonnenſchein. Wenn ſich die Boote der Privatleute der königlichen Reſidenz nähern, ſo knien die Ruderer nieder oder umfahren dieſelbe an dem anderen Ufer, bis ſie den geweihten Bezirk hinter ſich haben. Fährt dagegen eines der hochgeſchnäbelten Staatsboote in einen Kanal ein, ſo ſtockt ſogleich der Verkehr auf den denſelben überſpannenden Brücken, da es ein ſchweres Verbrechen ſein würde, beſonders für Frauenzimmer, ſich oben auf der Brücke zu befinden, während die Angehörigen einer fürſtlichen Familie unten hindurchfahren.

Die Wohnungen der Vornehmen beſtehen aus mehreren Häuſern und Höfen, in denen das Hauptgebäude dem Herrn zum Aufenthalte dient, die

übrigen den Frauen, Dienern und Sclaven. Leute aus dem gewöhnlichen Volke begnügen sich mit einem Fachwerk aus Bambus, in dem sie sich zwei oder drei kleine Zimmer einrichten; doch sind Kaufmannshäuser, um die Waaren sicher zu bewahren, auch mit Plankenwänden versehen. Viele derselben, besonders diejenigen chinesischer Händler, tragen bunte Aufschriften und Anpreisungen in chinesischer oder siamesischer Schrift. An den Giebeln der einer Kanal-Einfahrt gegenüber oder an einer Straßenecke liegenden Häuser sind Talismane angebracht, um den bösen Blick oder auch, nach der chinesischen Auffassung, die feindliche Luft abzuwehren. Durch ein über die Thür gemaltes Achteck bleibt ein schwimmendes Boot gegen das Anrennen von Booten geschützt.

Eine Fahrt auf dem Menam bietet das mannigfaltigste Interesse, da man überall in das Innere der offenen Wohnungen hineinblicken und die Bewohner bei ihren häuslichen Geschäften beobachten kann. Man sieht sie kochen, essen, schlafen, mit ihren Bekannten um einen Theetopf zusammensitzen, der Vorlesung eines Priesters lauschen, mit ihren Kindern spielen; der Handwerker sitzt eifrig an seiner Beschäftigung, der Müßiggänger raucht, eine für Flucht oder sonstige Vergehen mit Fesselung an den Beinen bestrafte Frau wäscht demüthig und beschaut die Küchengeräthe. Dann findet man Käufer und Verkäufer in langen Unterhandlungen begriffen, hört die kreischende Stimme zankender Weiber oder findet sich in einen Knäuel von Booten verwickelt, aus dem sich unbeschadet herauszuwinden die ganze Aufmerksamkeit des Steuerers nöthig ist.

Beim Bau eines schwimmenden Hauses muß zunächst das Floß gelegt und fest verbunden werden, wobei man die Leute theils in Booten, theils im Wasser stehend oder glitschend arbeiten sieht. Bei nicht genauer Verbindung gleiten leicht einige der Balken aus, und daher trifft man oft Häuser, die so mit der einen Seite eingesunken sind und schief stehen. Um das Haus bei einem Familienfeste zu schmücken, bleibt auf dem Vordertheil des Schiffes Platz genug, und mitunter sieht man dort selbst eine Bühne aufgeschlagen, um Theaterstücke aufzuführen, denen man vom Flusse aus zuschaut. Manche Häuser, die in der trockenen Jahreszeit auf dem Trockenen liegen, sind während des Regens von Wasser umgeben, wie überhaupt bei dem Steigen des Flusses durch die Ueberschwemmung viele der Straßenkanäle für Boote zugänglich werden, in denen man sonst nur mit Mühe fortkommt; doch macht auch die Ebbe und Fluth einen Unterschied, und es kann geschehen, daß man die letztere erwarten muß, um ein Haus zu erreichen, das während der ersteren von einem weder zu Fuß noch zu Schiff passirbaren Moraſt umgeben ist.

Der schönste Schmuck Bangkoks ist die Pagode Vat Cheng, die sich in elegante Terrassen verjüngt bis zum Hervortreten der Kegelspitze, welche auf Treppen erstiegen werden kann und dann einen prächtigen Blick über die mit Thürmen und Palästen reichversehene Stadt an beiden Seiten des mit Palmen und Gärten umkränzten Flusses gewährt. Eine der Façaden wird von Engeln, eine andere von Ungeheuern, die dritte von Drachengöttern getragen und aus den oberen vier Nischen reiten auf weißen Rossen berittene Kämpfer hervor. Vor einer Tempelthür standen Steintafeln mit den Figuren chinesischer Kaiser und Helden.

Der weiße Elephant, den ich bei meiner Ankunft im Palaste gesehen hatte, war kein ganz ächter, weil ihm einige Zeichen fehlten, und wurde auch nur Xang Pralat, „der wunderbare Elephant", genannt. Groß war daher die Freude, als einige Monate später sich die Kunde verbreitete, daß in den Wäldern des Nordens ein wirklicher Sproß der heiligen Thiermajestät

entdeckt und auch ſchon gefangen ſei. Der König zog ihm zum Empfang mehrere Tagereiſen entgegen und bei ſeiner Ankunft in Bangkok wurde vor den Palaſtthoren eine reich vergoldete Tribüne errichtet, auf welcher der Elephant, von knienden Prinzen und Fürſten bedient, für mehrere Tage den Augen des Volkes gezeigt wurde, das in den auf dem freien Platze aufgeſchlagenen Schaubuden und Puppentänzen jede Art von Beluſtigung fand. Ueber dem mit goldenem Geſchirr bedeckten Elephanten, der ſich unter einem weißen Baldachin hin- und herwiegte, war ein mit Teppichen bedeckter Sitz für den König hergerichtet, der auf einer mit ſilbernem Fußgeſtell verſehenen Sänfte herbeigetragen wurde. Gold- und Silberbäume waren zum Zeichen der Huldigung aufgeſteckt. Die vornehmſte Rolle bei dieſen Ceremonien ſpielte ein jüngerer Bruder des Königs, der als Reichsmarſchall der Elephanten alle Angelegenheiten derſelben zu verwalten hatte. Der glückliche Sterbliche, dem es gelingt, einen weißen Elephanten zu entdecken, wird in den Adelsſtand erhoben und erhält alles Land, ſoweit man die Stimme eines Elephanten hört, frei von Steuer und Frohndienſt. Sobald die Nachricht dieſes heilverkündenden Ereigniſſes nach der Hauptſtadt kommt, erhält der Gouverneur der dortigen Provinz Befehl, einen weiten und bequemen Weg durch die Wildniß hauen zu laſſen, damit das göttliche Thier bequem nach dem Fluß reiſe, um von dort in Staatsſchiffen herabgebracht zu werden. Im Palaſt angekommen, erhält es ſeinen eigenen Hofſtaat und ſeine Diener, die es beim Ausgehen mit einem Sonnenſchirm bedecken, ſowie einen Leibarzt, der jede Unpäßlichkeit überwachen muß. Eine Menge Sclaven ſind ſtets beſchäftigt, friſches Gras zu ſchneiden, und die Tafel Seiner Thierheit iſt ſtets mit Kuchen, Bananen und Zuckerrohr verſehen, Alles in koſtbaren Gefäßen aufgetragen.

A. Baſtian.

19. Ein Tag in Batavia.

Es iſt halb ſieben Uhr Morgens. Ein dichter Nebel liegt auf der Stadt und deren nächſter Umgebung und hüllt ſie in ein ungewiſſes Grau. Giftige Dämpfe und Ausdünſtungen entſteigen während der Nachtſtunden den Kanälen und umliegenden Reisfeldern und bleiben wie feuchte Wolken darauf liegen. Die Straßen ſind öde und leer, die Laternen verlöſchen, eine nach der anderen. Vor den Häuſern der Kaufleute dehnen und recken ſich die malayiſchen Nachtwächter auf ihren ärmlich von Bambus aufgeſchlagenen Lagerſtätten; herrenloſe, ausſätzige Hunde laufen über die Straße und ſuchen nach Nahrung; ein ſchlaftrunkener Stallbube führt die Pferde ſeines Herrn nach der Schwemme. Im chineſiſchen Viertel wird es allmählich lebhafter; hier und da öffnet ſich eine Thüre und ein müdes Geſicht guckt heraus und reibt ſich den Schlaf aus den Augen. Die Sonne ſteigt höher und macht einige ſchwache Verſuche, die nebligen Maſſen zu zertheilen. Es wird lebendiger, die Läden der chineſiſchen Kleinhändler öffnen ſich nach und nach und die Nachtwächter packen die Decken ihrer Lagerſtätten zuſammen. Ein einzelner Wagen rollt durch die Straßen, um einen Schiffscapitain, der die Morgenkühle benutzt, an Bord ſeines Schiffes zu fahren. — Eine Stunde ſpäter erwacht volles Leben und Thätigkeit. Die Handwerker gehen an ihr Tagewerk, Frucht- und Gemüſeverkäufer eilen durch die Straßen, ihre Waare ausſchreiend, die Garköche ſtellen ſich an den Ecken auf. — Einzelne Gruppen von Laſtträgern begeben ſich träge auf die Plätze vor den Häuſern der Kaufleute, in deren Dienſt ſie Beſchäftigung zu finden gewohnt ſind und erwarten

dort, nachläſſig auf den Trottoirs ausgeſtreckt, bis die Comptoirs ſich öffnen und ihre Dienſte in Anſpruch nehmen.

Etwas nach 8 Uhr laſſen ſich die erſten Wagen und Cabriolets hören, welche die früheſten der Kaufleute und Beamten der Regierung nach ihren verſchiedenen Geſchäftshäuſern führen, bis allmählich mehr und mehr folgen und gegen 9 Uhr eine beinahe ununterbrochene Reihe verſchiedenartiger Fuhrwerke durch die Straßen rollt. Die meiſten Kaufleute und höher geſtellten Beamten fahren in glänzenden Karoſſen, während die jüngeren und die Handelslehrlinge ſich der leichteren javaniſchen Carriols bedienen, die zwar weniger bequem und elegant ſind, aber mit einem munteren Pferde beſpannt, pfeilſchnell auf den während der trockenen Jahreszeit herrlichen Wegen dahineilen. — Während der Regenzeit vom November bis März entſteht dagegen in den beſuchteſten Straßen der Stadt durch die anhaltenden Regengüſſe und Ueberſchwemmungen der verſchiedenen Kanäle tiefer Schmutz, ja bisweilen bleibt das übergetretene Waſſer Wochen lang und Fuß hoch in den Straßen ſtehen und erſchwert, beſonders in den niedriger gelegenen Stadttheilen, den Verkehr bedeutend.

Gegen 9 Uhr öffnen ſich die Thüren der Comptoire und das Geſchäftsleben beginnt. Die jüngeren Leute von den verſchiedenen Handelshäuſern, Holländer, Engländer, Franzoſen, Deutſche und Belgier, benutzen noch ein halbes Stündchen vor Anfang der Comptoirarbeiten dazu, ſich auf der Straße die Neuigkeiten des vergangenen Tages mitzutheilen. Viele beſuchen auch auf eine Viertelſtunde die großen Waarenauctionen; denn es iſt in Batavia jeden Tag Auction und häufig zwei an einem Tage.

So wird es halb zehn. Die Prauen, welche vor den Speichern der Kaufleute in den Kanälen liegen, werden durch Hunderte von Tagelöhnern unter nicht geringem Lärm entladen, andere mit Reis, Zucker, Pfeffer, Kaffee, Gewürze und Farbeſtoffen, Arak, Tamarinden, Rettig, Fellen und verſchiedenen anderen Produkten des indiſchen Archipels belaſtet. Die ganze Stadt, hauptſächlich aber die Gegend am „großen Fluß", bietet um dieſe Zeit des Tages ein belebtes Gemälde. — Laſtträger laufen nach allen Richtungen mit ihren Ballen über die Straße; hier werden Zucker- oder Arakfäſſer oder Kanaſter gerollt und in die bereit liegenden Boote verladen, dort werden Eiſenſtangen ab- und zugetragen, Kaffee und Reis gewogen und das Alles auf freier Straße. Das Getöſe und Geſchrei der Arbeiter, das Klirren und Niederfallen der Eiſenſtangen und das eintönige, ſingende Zählen der verſchiedenen malayiſchen Aufſeher vermiſcht ſich mit dem gellenden Ausruf der Federviehhändler und Fruchtverkäufer, dem beſtändigen Geraſſel der Wagen, welche die Stadt durchkreuzen; denn ſelbſt die kleinſten Entfernungen kann man während der trockenen Jahreszeit der brennenden Sonnenhitze halber, während der Regenzeit aber des Schmutzes wegen nicht zu Fuße zurücklegen. — Alles geſchieht hier im Wagen. Ein jeder Kaufmann hält für dieſen Zweck eigens ein Geſchirr, welches während des ganzen Tages vor der Thüre ſteht, ſodaß man jeden Augenblick davon Gebrauch machen kann. Die Benutzung dieſer Stadtequipagen ſteht Handelsherren und Dienern gleich zu; wer einen Geſchäftsgang zu machen hat, ſteigt ohne Weiteres hinein und läßt ſich dahin fahren. Man bedient ſich hierzu gewöhnlich der zwar nicht eleganten, aber ſehr bequemen bengaliſchen Palankinwagen, welche auch auf Java viel in Gebrauch ſind. Auf den Straßen drängen Europäer aller Nationen, Chineſen, Araber, Malayen, Armenier, Bengaleſen und alle möglichen Völkerſchaften des indiſchen Archipels in buntem Gemiſch durcheinander. Alle Sprachen

Europa's und Aſiens hört man hier zu gleicher Zeit an ſein Ohr ſchlagen. Alles iſt Lärm und Getöſe und ſelbſt die heißeſten Mittagsſtunden bringen keinen Stillſtand. — In den Häuſern bleibt es ziemlich kühl, da alle Fenſter mit grünen Jalouſien dicht verſchloſſen werden, bis die große Hitze des Tages vorüber iſt. In den Geſchäftszimmern der Kaufleute geht während deſſen der eigentliche Handel Batavia's vor ſich, von dem das Leben und Treiben draußen nur ein ſchwaches Bild giebt; hier werden täglich ſehr bedeutende Summen umgeſetzt — hier ſchlägt eigentlich der Puls all jener raſtloſen Thätigkeit.

Die Stunde von 12—1 Uhr wird gewöhnlich der Erholung gewidmet, d. h. man frühſtückt, erfreut ſich des Genuſſes einer Manilla-Cigarre, nimmt eine Zeitung zur Hand oder plaudert mit ſeinen Nachbarn, bis es gegen 1 Uhr wieder an die Arbeit geht. Uebrigens ſei hier bemerkt, daß an beſchäftigten Tagen dieſe Feierſtunde ganz wegfällt und ſelbſt dem Frühſtück nur wenige Minuten gelaſſen werden, und daß im Allgemeinen auf den Comptoiren in Batavia, wenn man das Klima in Betracht zieht, viel gearbeitet wird.

Die bataviſchen Kramläden oder Tocos ſind einer näheren Erwähnung nicht unwerth. — Die Verſchiedenheit der Waaren, welche in einem ſolchen Toco dem Kaufluſtigen zur Schau liegen, geht ins Unglaubliche. Manufakturen und Kleiderſtoffe aller Art, Mode- und ſeidene Waaren, Stickereien und Toilette-Artikel, Parfümerien, Gold- und Silberarbeiten, Möbeln, Gemälde, Spiegel, Lampen jeder Gattung, Glas und Kryſtall, Sättel und Geſchirre, Uhren, Schmuck, Service's, Damen- und Herrenhüte, Shawls und Blonden, Luxuspapier, Jagdmeſſer, Neceſſaires, Spieldoſen, alle möglichen franzöſiſchen und deutſchen Galanteriearbeiten, Pulver und Schrot, Spielkarten, Peitſchen, Barometer, plattirte Waaren, Fußteppiche, Spielzeug, japaniſche und chineſiſche lackirte und Elfenbeinarbeiten, Seidenzeuge und eine unendliche Verſchiedenheit anderer Artikel liegen in den geräumigen Localen geſchmackvoll geordnet zu Kauf. Was man in Europa in vier bis fünf verſchiedenen Läden ſuchen muß, findet man hier vereint. Frankreich, England, Holland, Deutſchland, Japan und Indien liefern ihre Produkte in den Laden eines bataviſchen Tocohalters.

Gegen 3 Uhr wird es in der Stadt allmählich ſtiller; um dieſe Zeit werden die Bureau der Regierung geſchloſſen und die Beamten fahren nach Hauſe. Das Gewühl auf den Straßen verhallt, die größte Arbeit des Tages iſt gethan.

Die Kaufleute bleiben, je nachdem ſie mehr oder weniger beſchäftigt ſind, bis 5 oder 6 Uhr und fahren häufig erſt bei Mondenſchein oder Fackellicht nach Hauſe. Auf jedem Wagen ſtehen dann zwei Bediente mit Bambusfackeln, deren heller Schein oft noch durch eine vorn angebrachte Laterne verſtärkt wird. Im Nu fliegen ſie dahin, hier und dort im Dunkel der Nacht umherkreuzend, verlöſchend, wieder auftauchend wie heftig zuckende Irrlichter. Die gewöhnliche Stunde der Heimkehr iſt jedoch 5 Uhr. Ein Comptoir ſchließt ſich nach dem anderen, ein Wagen rollt nach dem anderen zur Stadt hinaus. Die Straßen werden öde, das Tagewerk iſt vollbracht, und das rege Leben erſtirbt nach allen Richtungen. Vor den Thüren der Handelshäuſer ſammeln ſich die im Laufe des Tages daſelbſt beſchäftigt geweſenen Packträger und theilen auf den Trottoirs die gemeinſchaftlich verdienten Kupfer-Deute. Die Fruchtverkäufer gehen nach Hauſe, die Garköche packen ihre tragbare Küche zuſammen, die Tagelöhner ziehen in kleinen Gruppen aus den Straßen. — Die Lampen werden angezündet — die Nachtwächter machen ihre Lagerſtätte

zurecht. — Ein tiefblaues Dunkel bricht herein und mit ihm eine geſpenſtiſche Stille auf den Plätzen, wo vor wenig Stunden noch Alles ſo laut durcheinander wogte. Doch in einzelnen Theilen des chineſiſchen Kamps, in der Nähe der Märkte und Spielbuden, bleibt es noch lange lebhaft, bis endlich auch hier die Mahnung des Schlafes das rührige Leben zum Schweigen bringt. Aber das Geſchrei der immer wachen Waſſervögel, der laute Ruf unzähliger Fröſche, das lang aushaltende Geheul einer Legion indiſcher Hunde, das Schrillen der Eidechſen und all des anderen kleinen Gethiers, der dumpfe Klang der hohlen Bambusröhre, womit in den verſchiedenen Wachthäuschen die Stunden angeſchlagen werden, und das klagende, träumeriſche Gemurmel der Kanäle und Flüſſe — alle dieſe Töne dröhnen unaufhörlich durch die Stille und erhalten den Fremdling oft wider Willen wach, um ihn hinauszulocken in die „mondbeglänzte Zaubernacht".

20. Schanghai.

Tauſende von Maſten und Flaggen aller Farben kündigen ſchon von fern Schanghai an, deſſen Handelsbedeutung ſich alsbald durch ein Heer von Dſchonken im Fluſſe kundgiebt. Nicht ohne Mühe bricht ſich das von uns gemiethete chineſiſche Fahrzeug durch die gedrängten Reihen von Schiffen der Handelsflotte Bahn, um an den Landungsplatz zu gelangen, an welchem die großen Schiffe Anker werfen. Nahe am Fluſſe liegt das europäiſche Quartier, während weiterhin die lange chineſiſche Vorſtadt Likiatſchang ſich ausbreitet. Schanghai iſt ein Hien, d. h. Hauptſtadt eines Cantons oder Stadt dritten Ranges in der Provinz Kiangſu, und verdankt ſeine Berühmtheit vorzüglich dem ſeit 1842 für Europäer geöffneten Seehafen. Hier wollen wir uns umſehen. Da das Treiben in den chineſiſchen Städten ſich im Allgemeinen ſehr ähnlich iſt, ſo gewinnen wir im Bilde dieſer Stadt zugleich eines von jeder anderen.

Die Stadt ſelbſt liegt etwa zehn Meilen oberhalb der Mündung jenes Fluſſes, welcher die überſtrömenden Wellen des Sees Tatu nach dem Meere trägt. Die Straßen der Stadt ſind eng und ſchmutzig, die Häuſer niedrig, aber die Läden glänzend mit Roth und Gold geziert. Wir ſtehen vor einem duftenden Obſtladen und ſehen, wie ein armer Chineſe für ein rundes, in der Mitte mit einem viereckigen Loche verſehenes Geldſtück, welches kaum den Werth eines Pfennigs hat, eine Scheibe kühlender Ananas kauft; dort iſt der Laden eines Lichthändlers, bunte Kerzen aus dem Produkte des Talkbaums verfertigt und mit mannichfach gefärbtem Wachs überzogen, ſind darin aufgeſpeichert. So wunderlich wie die Kerzen des Lichtziehers ſind auch ſeine Anpreiſungen; denn die Ueberſchrift ſeines Ladens lautet in der Ueberſchwänglichkeit des chineſiſchen Ausdrucks: „Spät in der Nacht ſitzen ſie in den ſchneeweißen Gemächern und leſen die Bücher." Zum Verſtändniß dieſer Ueberſchrift verhilft uns jener Mann, welcher durch das Gedränge buntgekleideter Chineſen mit ſeinem Tragbret voll Bücher von Haus zu Haus geht. Er verleiht ſie an die Armen und Dienſtboten. Eine neue Anzeige fällt uns in's Auge: Wir kommen und verkaufen Tabak von Hongtſchai, deſſen Name und Ruhm bis in den Norden von Keſcho geeilt und deſſen Duft im Süden bis nach Keiang-nan gedrungen iſt. Nicht weit davon leſen wir: „Berühmte Theeſorten aus allen Provinzen", und damit der Käufer die Güte der Waare prüfen kann, ſo findet ſich ſiedendes Waſſer in allen Läden bereit. Jenſeits eines Triumphbogens blicken wir durch eine mit Laternen behangene Pforte in

ein kleines Paradies mit Goldfiſchen, ausländiſchen Gewächſen, Gitterwerk, Weinranken und Singvögeln, — es iſt das Vorgemach zu dem Laden eines Seidenhändlers; durchſchreiten wir es, ſo gelangen wir in ein prächtiges, mit Lampen behangenes Zimmer, in welchem goldprangende Anzeigen die hier vorräthigen Seidenſtoffe aus den verſchiedenen Gegenden des Reiches verkünden. Ein gewandter Chineſe legt, um die Kaufluſt der Kunden anzuregen, die reichen ſchweren Seidenſtoffe, durch welche ſein Vaterland berühmt geworden, die Atlas- und Sammetarten, nach denen man fragt, vor und weiß den Käufer gehörig zu prellen. Indem wir ſeinen Laden verlaſſen, rennen wir gegen einen Barbier, der auf dem Kopfe einen Feuerbehälter trägt, über welchem ſich ein Gefäß mit ſtets kochendem Waſſer befindet. Alles andere Geräth, als Becken, Meſſer, Handtücher und Waſſervorrath balancirt er an einer Stange auf der Schulter. Meldet ſich ein Kunde, ſo geht er mit ihm an einen hinreichend ruhigen Thorweg und hier beginnt ſein Werk. In wenigen Augenblicken iſt der Kopf glatt geſchoren, ſind die Ohren gereinigt, die Augenwimpern ausgerupft und die Gelenke haben geknallt. Das vom Meſſer Abgeſtreifte wird ſorgfältig aufgehoben und als Dünger verkauft; denn Nichts, was zur Befruchtung des Bodens dient, darf in China verloren gehen. Darum ſchreibt man auch nicht an die Mauern: „Verunreinigung iſt verboten", ſondern man ſtellt Geſchirre zum Gebrauch aus und bezahlt wohl noch obendrein demjenigen eine Kleinigkeit, welcher ſie benutzt. Nur eins verſchont das Barbiermeſſer, den langen Zopf, dem Chineſen das Zeichen der Mannheit. Da die Natur ihm ſtatt des Bartes nur vereinzelt ſtehende ſtruppige Haare wachſen ließ, ſo verleihen der Zopf, ein fetter Körper und lange Ohren dem Chineſen Anſehen und Würde. Den Zopf kann man nicht lang genug bekommen, darum vergrößert man ihn durch eingeflochtenes falſches Haar. Das Ende deſſelben beſteht gewöhnlich aus Seide. Dabei verſteht der Chineſe mit dem Zopfe gut umzugehen. Sahen wir doch einen Mann damit ſein Schwein vorwärts peitſchen, ſowie einen Diener, welcher den Tiſch damit polirte. Daß in den Straßenkämpfen der Zopf eine Hauptrolle ſpielt, bedarf nicht der Erwähnung.

Wir gehen weiter und erblicken einen Schädelkenner, welcher auf einer großen Tafel einen in verſchiedene Abtheilungen gezeichneten Kopf erklärt und die Umſtehenden auffordert, ihre einem Kürbis nicht ganz unähnlichen Schädel ſeiner Beurtheilung zu unterwerfen. Gleich neben ihm ſteht ein Zahnarzt und zeigt dem Publikum ſeine Zähne. Da vernehmen wir ganz in unſerer Nähe den Ton eines Gongs; wir gehen darauf zu und gelangen an eine jener kleinen Bühnen, in denen ein Mann ſteckt, welcher den Hanswurſt und ſeine Frau darin auftreten läßt. Doch wir ſchreiten über eine Brücke von auf- und abwärts führenden Stufen und mit Laternenreihen an beiden Seiten. Sie führt zu einem brennendroth angeſtrichenen Tempel. Wir treten ein und erblicken Götzenbilder, geweihte Kerzen, die auf einem Altar brennen und eine auf dem Antlitz liegende, im Gebete ringende Frau. Minuten lang betet ſie wie in Seelenangſt; dann hält ſie inne und wirft ein an einem Ende abgerundetes Stäbchen in die Höhe, um zu ſehen, ob ihr Gebet erhört iſt. Der Wurf iſt gegen ſie. Wiederum windet ſie ſich auf ihren Knien und betet um ſo angſtvoller und eifriger. Noch einmal entſcheidet der Wurf zu ihrem Ungunſten, aber ſie beharrt; muß doch endlich die Gottheit erweicht werden und das Erhörung andeutende Zeichen günſtig fallen. Mit feierlicher Miene tritt ein Mann ein, betet eine halbe Minute und zieht aus einer mit Papierſtreifen gefüllten Urne einen Zettel. Nachdem er ihn geleſen, nimmt er eins der an der Mauer hangenden Büchlein und entfernt ſich mit heiterem Geſichte.

Er hat ein Loos gezogen, um zu sehen, ob eine beabsichtigte Unternehmung glücklich ausfallen wird.

Wieder in der Straße angelangt, stoßen wir auf einen Mann, welcher eine ganze Küche von Bambus, neun Fuß lang und sechs Fuß breit, auf dem Kopfe trägt und alle Arten von Eßwaaren ausruft. Unser Schweinetreiber von vorhin steht neben ihm still, um auf der Straße Mittag zu halten. — Auf's Würzen versteht sich der Koch mit seinem Gemüse, seinem Pfeffer und seinem Feuerstäbchen; er setzt dem Schweinetreiber eine prächtige Schüssel Geschmortes vor. — Doch, was ist das für ein Platz, von welchem der Dampf aufsteigt, wie von einem Kessel? Das ist aus den öffentlichen Bädern, wo dem Schweinetreiber nach Tische für fünf Li, einen Pfennig etwa, ein warmes Bad nebst Ankleideverschlag und Handtüchern zu Gebote steht. Dort kann auch ein Weib ihren ganzen Tagesbedarf an heißem Theewasser für einen einzigen Li erhalten. Es selbst zu kochen, das würde viel höher kommen; denn Feuerung ist theuer und wird nur zur Speisebereitung und für den Fabrikbetrieb angewendet. Kamine oder Oefen giebt es in chinesischen Zimmern nicht. Allein wie der Sommer heiß, so ist auch der Winter streng, so daß sogar in Kanton zuweilen Schnee fällt. Da bequemt denn der Chinese seine Kleidung der Witterung an, spürt er die Kälte, so zieht er ein Gewand über das andere, und steigt dann die Wärme, so läßt er eins nach dem andern weg.

Jenes Gebäude dort ist der Tempel des Frühlings, zu welchem die Damen wallfahrten, um ihr Haar mit Blumen zu schmücken, wenn die ersten Knospen aufbrechen. Drüben ist der hübsche Bau des Tempels des Confucius, und da ist das Haus der gemeinsamen Wohlthätigkeit, welches ein Armenhaus und ein Findelhaus enthält und andere Fürsorge für die Armen trifft. Es findet die reichlichste Unterstützung, denn die Chinesen erweisen sich gegen ihre Armen als ein gütiges und freigebiges Geschlecht. Ueber der Ladenthür des Schuhmachers hängt ein gewaltiger Stiefel und darunter steht eine Inschrift, welche einem europäischen Stutzer schwerlich gefallen dürfte: „Alle werden hier nach einem Maße gemessen." Ferner: „Kaufleute, welche ihre Blicke auf uns richten, wollen den Phönix beachten, der als unsere Marke dient!" Solche Zeichen sind in den chinesischen Läden überall in Gebrauch, so gut wie in Europa. In jenen Laden ist ein wild aussehender Kerl eingedrungen, der furchtbar auf ein Gong losschlägt und sich mit übelriechendem Unrath eingerieben hat, um seine Nähe unerträglicher zu machen. Dies ist die Art, wie hier die Mildthätigkeit erzwungen wird. Der Inhaber des Ladens hat mit dem Haupte der Bettler keinen Vergleich abgeschlossen, um von solchen Besuchern verschont zu bleiben; darum vergeht selten ein Tag, wo er nicht gezwungen wird, sich durch eine Gabe einen solchen Eindringling vom Halse zu schaffen, der dann sich sogleich in einen anderen Laden begiebt. — Nebenan hat ein Pfandverleiher seinen Sitz aufgeschlagen. Dann folgt eine Theeschenke, umgeben von großen Behältern für Regenwasser, das man, um es zum Thee zu verwenden, einige Zeit stehen läßt, weil man es so für geeigneter hält. In jenem Hause ist ein Ofen, um Eier auszubrüten, und an jedem Ende der großen Straßen sieht man Pforten, welche Nachts geschlossen werden, um die Diebe abzuhalten.

Wir passiren ein solches Thor; aus dem ersten Hause jenseits tönt das schmerzliche Geschrei eines Mädchens uns entgegen, welches wahrscheinlich Pein an den Füßen leidet. Die kleinen, nur drei Zoll langen Füße sind bei chinesischen Frauen ein nothwendiges Erforderniß, da ohne sie kein Mädchen

einen Mann bekommt. Als Gattin iſt ſie ihres Gebieters gehorſame demüthige Dienerin, aber als Mädchen bedarf ſie die Pflege ihrer Aeltern. Die Operation an den Füßen wird im ſiebenten oder achten Lebensjahre vorgenommen. Ein junger Schiffsarzt hörte in einem Hauſe ein Geſchrei und ging hinein. Er fand ein kleines Mädchen im Bette mit feſt umwickelten Füßen. Er entfernte die Bandage und fand die Füße gekrümmt und entzündet. Nach dem Verband der Wunden warnte er die Mutter. Es war umſonſt; am folgenden Tage litt das Kind heftiger und lag in verzehrendem Fieber. Er entfernte noch einmal die Binden und ſtellte der Mutter vor, daß die Fortſetzung des Verfahrens den Tod der Tochter zur Folge haben würde. Kurze Zeit darauf führte ihn ſein Weg wieder am Hauſe vorüber, — ein kleiner Sarg ſtand vor der Thür.

Die Gärten, wo Thee geſchenkt wird, liegen im Mittelpunkte der Stadt. Dort iſt eine fröhliche Menge verſammelt, welche Thee ſchlürft, raucht, Melonenkerne kaut, umherſpaziert oder den Gauklern zuſchaut. Wir ſteigen hinauf in ein feenhaftes Haus von Bambus, das über dem Waſſer erbaut iſt; drinnen ſind zierliche Gemächer, welche man für ſich bekommen kann. Hier legt man ſich nieder und trinkt Thee aus Schalen, welche nicht aufgewaſchen, ſondern blos aufgewiſcht werden; denn das Waſchen, glaubt man, raube ihnen die Fähigkeit, den reinen Duft des köſtlichen Hayſanthees zuſammenzuhalten. Nachdem er ſeinen Thee getrunken, läßt ſich der Beſucher die Opiumpfeife bringen. Ein hohles Rohr wird ihm gebracht; an dem einen Ende iſt es geſchloſſen, am andern ſitzt das Mundſtück und in der Mitte iſt der Kopf, zwar groß, aber nur mit einer Höhlung verſehen, welche der Knopf einer Stecknadel ausfüllen würde. Der Raucher lehnt ſich üppig zurück, indem er noch einen Blick auf die bunte verſammelte Menge wirft; dann pickt er mit einem Zänglein aus dem elfenbeinernen Büchschen eine kleine Opiumpille, brennt ſie geſchickt an einer Spiritusflamme an und bringt ſie vorſichtig in die kleine Oeffnung des Kopfes. Drei Züge und ſie iſt verraucht. Der Anfänger iſt bereits halb des klaren Bewußtſeins beraubt, während der geübte Raucher ſtundenlang fortfahren kann. Doch noch eine Pille und er wirft einen letzten matten Blick auf die Pagoden und die Blumen, das Waſſer und die umherwandelnden Chineſen. Noch eine, — und mit ihrem Rauch ſchwindet der Reſt ſeines Bewußtſeins.

21. Der Anbau und die Bereitung des Thee's.

Kaffee und Thee ſind die beiden Hauptgetränke, welche ferne Erdtheile Europa liefern und hierfür alljährlich viele Millionen empfangen. Gleichwohl haben beide Getränke erſt in neuerer Zeit bei uns Aufnahme gefunden, und ſo angenehm ſie auch ſein mögen, zu entbehren ſind ſie beide. Der Kaffee mag an anderer Stelle, der Thee hier nach Anbau und Zubereitung bis zur Verſendung eine nähere Beſchreibung erhalten.

So ſehr man auch über die Pflanze geſtritten hat, welche den ſchwarzen und grünen Thee liefert, indem man annahm und wieder bekämpfte, daß jede dieſer Theeſorten von einer andern Pflanze herrühre, ſo ſteht nach den Forſchungen der neueſten Zeit faſt unzweifelhaft feſt, daß zwar hauptſächlich zwei Pflanzen zur Bereitung des Thee's von den Chineſen verwendet werden, und zwar im ſüdlichen Theile dieſes Reiches die Bohea, im nördlichen dagegen die ſogenannte Theeſtaude (Thea viridis), daß aber aus jeder dieſer Pflanzen grüner und ſchwarzer Thee bereitet wird.

Die Theepflanze ist ein niedriger Strauch, welcher, wenn er sich selbst überlassen bleibt, eine Höhe von 10—12 Fuß erreicht, jedoch beim Anbau im Allgemeinen nur 5 bis 6 Fuß, ja an einigen Stellen nur $2^1/_2$ bis 3 Fuß hoch wird. Man hält ihn absichtlich so niedrig, damit er theils desto mehr Zweige treiben kann, theils aber auch um die Einsammlung seiner Blätter zu erleichtern. Der Thee selbst besteht aus den länglich-lanzettförmigen, gezähnten, glänzenden, immergrünen Blättern dieses Strauches, der in seinen Blattwinkeln eine Blume mit einem drei- bis sechsblättrigen Kelche und eine sechs- bis neunblättrige Krone von weißer Farbe und mit vielen Staubfäden trägt. Diese Staude gedeiht auf einem fetten Boden weit besser, als auf magerem, weshalb auch die mehr nördlichen Provinzen China's besseren und mehr Thee als die südlichen erzeugen. Die erste Blätterernte geschieht in der Gegend von Ningpo und Schekiang gewöhnlich in der Mitte des April. Sie besteht aus jungen zarten Knospen, die sich kaum zu öffnen begannen, und liefert den jungen, sehr feinen, zarten und von den Chinesen höchst geschätzten Haisang-thee. Derselbe ist selten und theuer und die Abnahme der Blätter den Bäumen in so früher Jahreszeit nur von großem Nachtheil. Die Sommerregen beseitigen freilich zum Theil das ihnen zugefügte Uebel, und wenn die Stauden kräftig und jung sind, so treiben sie schon nach 14 Tagen bis drei Wochen wieder neue Blätter. Dies die Zeit der zweiten Ernte. Es giebt nicht leicht ein friedlicheres Bild, als das einer chinesischen Familie, die mit dem Einsammeln der Theeblätter beschäftigt ist. Greis wie Kind sind auf den drei bis vier Acker haltenden Pflanzungen in emsiger Thätigkeit. Nur bei trocknem Wetter sammelt man die kostbaren Blätter; runde Körbe von geflochtenem Bambus nehmen sie auf. Knospen, fast so dick wie Erbsen, so wie Blätter werden abgepflückt. Ist die Einsammlung vorüber, so beginnt die Bereitung des Thee's. Man unterscheidet hierbei einen trocknen und einen nassen Weg. Bei ersterem bringt man die Blätter auf einen aus Backsteinen oder Lehm bestehenden Ofen, in welchem sich mehrere halbrunde, gußeiserne Kessel befinden. Nun zündet man ein hinreichend starkes, namentlich regelmäßiges Feuer an, und wenn die Kessel sich erhitzen, so wirft man die Blätter hinein, welche sorgfältig mit der Hand umgerührt werden müssen, daß sie nicht anbrennen. Sobald die Wärme auf sie gehörig einwirkt, was sehr schnell geschieht, stoßen sie die in ihnen noch enthaltene, jetzt in Dampf verwandelte Feuchtigkeit aus, kräuseln und krümmen sich und werden weich und biegsam. Man nimmt sie sofort aus den Kesseln und breitet sie auf einem aus Bambusstengeln in Form einer Hürde gemachten Tische aus. Drei bis vier Personen nehmen nun jedes einzelne Blatt, rollen es auf dem Tische, pressen es und drücken den grünlichen Saft aus, welcher tropfenweise durch die Zwischenräume der Bambusstäbe abfließt. Dies Verfahren, ein- bis dreimal hintereinander wiederholt, muß so schnell gehen, daß es nur wenige Minuten dauert. Ist man damit fertig, so haben die Blätter mindestens drei Viertel ihres Umfanges verloren. Wird der Thee dagegen auf dem nassen Wege zubereitet, so legt man die Blätter erst in ein eisernes Sieb und hält sie über kochendes Wasser, dessen Dämpfe durch die Löcher des Siebes in die Blätter dringen und sie verändern, worauf sie auf die bereits dargelegte Weise zubereitet werden.

Nun beginnt die Abtrocknung auf den Bambushürden. Dieselbe geschieht vorzugsweise an bewölkten, jedoch trocknen Tagen, und hat die möglichst gelinde Verdampfung der Feuchtigkeit zum Zweck, um hierdurch recht elastische, weich anzufühlende Blätter zu erhalten. Zum Schluß bringt man sie nochmals in

den Keſſel des Ofens, wo ſie anfangs durch die Hand des Arbeiters, ſpäter mit kleinen Bambusbeſen in beſtändiger Bewegung erhalten werden. Das Verfahren bei Bereitung des grünen Thee's iſt von dem des ſchwarzen wenig verſchieden.

Die getrockneten Theeblätter werden nun entweder in Kruken und Blechkaſten eingepackt, oder ſie werden durch Zuſetzung von Ochſen- oder Schafblut oder Fett zu einer Art Kuchen geformt (zu dem ſogenannten im nördlichen Aſien ſehr verbreiteten Backſteinthee) und in die weite Welt verſandt. Der Verbrauch des Thee's iſt ungeheuer, namentlich in England, Holland, Rußland und Nordamerika. In England wird er, wie bei uns der Kaffee, faſt täglich mehrmals getrunken.. Ganz Europa verbraucht jährlich nahe an 150 Millionen Pfund.

22. Der Acker-, beſonders der Reisbau der Chineſen.

Schon in früheſter Zeit nahm der Ackerbauer in China einen höhern Rang als ſonſt irgendwo ein. Selbſt der Kaiſer begiebt ſich jährlich an einem beſtimmten Tage nach vorausgegangenem Faſten in feierlichem Zuge auf einen Acker, zieht daſelbſt mit dem Pfluge einige Furchen und ſtreut Reiskörner hinein, worauf die anweſenden Arbeiter in ſeiner Gegenwart die Beſtellung des Ackers zu vollenden haben. Der Ertrag dieſes, der Aufſicht eines beſondern Beamten anvertrauten Ackers wird für Opfer beſtimmt, die ganze Ceremonie trägt aber dazu bei, die hohe Bedeutung des Ackerbaues anzuzeigen, dieſen gleichſam zu verherrlichen. Und kein Land hat dies nöthiger als gerade China, da ſeine Bevölkerung ungemein dicht, der jährliche Bedarf bedeutend, der Boden des Landes aber gar oft für den Ackerbau wenig geeignet iſt. Der Gebirgsboden im ſüdlichen China iſt meiſt ſehr arm, überall erblickt das Auge nichts als Granitfelſen, deren nackte Gipfel auf einen ſpärlichen Pflanzenwuchs herabſchauen. Ein von der Sonne ausgedörrter, mit zerſetztem Granit gemiſchter Boden wird leider dadurch in ſeiner Unfruchtbarkeit erhalten, daß man beim außerordentlichen Mangel an Holz genöthigt iſt, das darauf wachſende lange Gras, ſowie Buſchwerk als Brennmaterial zu verwenden, und verbrennt man bisweilen auch das Gras gleich auf dem Berge, ſo verbeſſert die dadurch erhaltene Düngung den Boden doch nur unbedeutend. Anders iſt es mit den niederen Abſtufungen der Berge; ſie ſind mit Reis, Bataten und Kartoffeln bebaut, und namentlich die erſteren Felder von den den Bergen entſtrömenden Bächen ſo reichlich bewäſſert, wie es das Gedeihen dieſer edlen Getreideart nothwendig erfordert. Weit fruchtbarer als die gebirgigen Theile des Südens ſind die des Nordens, wo man oft noch Berge von 3000 Fuß Höhe findet, welche bis zum Gipfel angebaut ſind. Hier iſt der chineſiſche Landmann unermüdet thätig, und ſeine ſaure Arbeit wird meiſt durch geſegnete Ernten belohnt.

Da das Hauptnahrungsmittel des Volkes im Reis beſteht, ſo iſt derſelbe auch das Haupterzeugniß des Landes, und man gewinnt ihn namentlich im Süden in zwei Ernten, wozu noch eine Gemüſeernte während des Winters kommt. Beginnt das Frühjahr, ſind die Wintergemüſe eingeſammelt, ſo bereitet man den Boden zur erſten Reisernte. Ein von einem Büffel gezogener ziemlich roher leichter Pflug durchfurcht den bisher überſchwemmten Boden und wirft eine 6 bis 8 Zoll dicke Schlammſchicht um, welche oft auf einer feſten Lehm- oder Thonſchicht aufliegt. Büffel wie Pflüger waten dabei tief im

Kothe, ſo ermüdend und ungeſund dies auch für den letzteren ſein mag. Hierauf kommt die äußerſt kurz gezähnte Egge, deren Beſtimmung es iſt, den Boden zu zerreiben und ihn in eine Art Brei zu verwandeln, die Hauptbedingung für das Gedeihen der jungen Reispflanzen. Der Reis ſelbſt iſt ſchon vorher auf einem ſtark gedüngten Felde gezogen worden und wird von hier aus auf den nunmehr zur Aufnahme der jungen Pflanzen gehörig vorbereiteten Acker verpflanzt. Dies geſchieht mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit. Zehn bis zwölf Zoll von einander entfernte, bereits bezeichnete Linien haben die Pflanzen aufzunehmen, welche hierauf von einem Arbeiter erſt in gleichmäßiger Entfernung an der Linie niedergelegt und ſodann auf dem Rückwege mit der Hand in den feuchten Boden eingedrückt werden. Hierauf wird der Acker mehrere Zoll hoch bewäſſert, und damit bis zur Ernte fortgefahren, welche in den ſüdlichen Provinzen des Reiches bereits Anfangs Juli eintritt. Noch ehe der Reis ganz reif iſt, hält man ſchon in einer Ecke des Feldes die jungen Reispflanzen bereit, um dieſelben, ſowie der Boden wieder gepflügt, geeggt und ſonſt hergerichtet iſt, ſofort zu ſtecken. Dieſe zweite Ernte reift im November.

Da jedoch unter der Breite von Ningpo (30 Grad n. Br.) die Sommer zu kurz ſind, um zwei Ernten auf demſelben Felde nach einander vorbereiten zu können, man auf dieſelben aber gleichwohl nicht verzichten will, ſo gelangt man durch ein kurzes Verfahren dennoch zu denſelben. Man ſteckt die Pflanzen der erſten Ernte in der Mitte des Mai, und pflanzt in die leer gelaſſenen Zwiſchenräume derſelben Linien 2 bis 3 Wochen ſpäter die für die zweite Ernte, welche, ſo lange die erſtern emporſtreben, im Wachsthum ungemein zurückbleiben. Naht der Auguſt, dann iſt die erſte Ernte reif und wird geſchnitten, während die Pflanzen der zweiten kaum einen Fuß hoch ſind. Sofort hackt man mit Vorſicht den Boden, beſtreut ihn mit friſchem Dünger und ſchon im November iſt auch dieſe Saat reif. Freilich noch nördlicher vermag man nur eine Ernte zu erzeugen; die Ausſaat geſchieht dann Ende Mai, die Ernte Anfang October.

Während der Reis emporwächſt, ſteht das Land fortwährend unter Waſſer. Die Terraſſen werden durch die zahlreichen, von den Bergen herabrinnenden Quellen bewäſſert, und ſolche Felder, welche höher als Flüſſe und Kanäle liegen, durch die im Lande überall üblichen Schöpfräder überſchwemmt. Dieſe Vorrichtungen werden auf verſchiedene Weiſe in Bewegung geſetzt, bald durch die Arme, bald durch die Füße von Menſchen, bald aber auch durch Thiere, beſonders Büffel. Die Arbeit des Landmanns wird durch die Bewäſſerungen ungemein anſtrengend und gefährlich, denn ſowohl bei dem mehrmaligen Harken der Linien, ſowie beim Schnitte des Reiſes, was mit der Sichel geſchieht, watet er nicht ſelten bis an die Knie im Waſſer und Schlamm. Der Reis wird auf den unteren Bergſtufen gebaut, und ein kleiner, in irgend einer Schlucht des Berges entdeckter Bach wird hierzu an der Seite hinab bis auf die bezeichnete Stelle geleitet. Ein Damm hält das Waſſer auf und Ausflüſſe aus demſelben ſind in der Höhe von 3 bis 4 Zoll angebracht, ſo daß das Waſſer die ganze Stufe in dieſer Höhe überſchwemmt. Hierauf wird es bis zur nächſten und ſo von Stufe zu Stufe bis in's Thal geleitet. Der Anblick dieſer Stufen oder Terraſſen iſt oft außerordentlich ſchön, da ſie ſich mitunter bis zu 6—700 Fuß über dem Meere erheben und, mit zartem Grün bedeckt, der ganzen Landſchaft das Ausſehen von zahlreichen Gärten verleihen.

Dieſelben Felder werden während des Winters mit Gemüſearten beſäet, und hier findet man, obwohl in mancherlei Abarten, auch die bei uns einheimiſchen Küchengewächſe, ſo in den nördlichen Provinzen ſtatt des Reiſes Weizen, Gerſte, Erbſen, Bohnen und ein Oel gebendes Kraut.

23. Die Nomaden der Mongolei.

Die Mongolei hat einen durchaus eigenthümlichen Charakter. Sie beſitzt weder Städte noch auch nur Häuſer, weder Ackerbau noch Wälder. So weit das Auge reicht, gewahrt man nur Wieſenſteppen, zuweilen durch Seen und Flüſſe unterbrochen, oder gewaltige Berge ragen empor; meiſt aber ſieht man unendliche Ebenen. In dieſen grünen Einöden, wo der Horizont ſo weit entfernt liegt, glaubt man ſich auf den Ocean verſetzt. Der Anblick dieſer mongoliſchen Wieſenfluren erregt in der menſchlichen Seele weder Traurigkeit noch Freude, wohl aber ein aus beiden gemiſchtes Gefühl, eine melancholiſch religiöſe Stimmung, die nach und nach eine höhere Gemüthsſtimmung zur Folge hat, ohne doch vom Irdiſchen abzulenken.

Zuweilen gelangt man in Landſtriche, wo die Ebene mannigfaltiger und belebter erſcheint, als gewöhnlich der Fall iſt; namentlich dann, wenn Waſſer und Weide der beſten Art viele Menſchen herbeigezogen haben. Dann erheben ſich überall Zelte von verſchiedener Größe; ſie ſehen aus wie Luftballons, die eben vom Gaſe aufgeſchwellt ſind und in die Höhe ſteigen wollen. Die Kinder haben Tragkörbe auf dem Rücken und ſammeln Kuhmiſt als Brennmaterial ein, welchen ſie dann am Zelt in einen Haufen legen. Die Frauen fangen Kälber ein oder kochen Thee in freier Luft, oder bereiten die Milchſpeiſen; die Männer tummeln feurige Roſſe umher und treiben die Heerden von einem Weideplatze zum anderen. Aber dieſes belebte Bild verwandelt ſich oft in allerkürzeſter Zeit, und wo eben noch das lauteſte Treiben herrſchte, wird plötzlich Alles leer und öde; denn Zelte, Menſchen und Heerden ſind auf einmal verſchwunden. Man ſieht in der Einöde nur noch Aſchenhaufen, ſchwarze Stätten, auf welchen ein Herd ſtand, dann und wann Knochen, um welche die Raubvögel ſtreiten; das iſt Alles, woraus man abnehmen kann, daß am Abend vorher der wandernde Mongole dort ſein Zelt aufgeſchlagen hatte. Und warum ſind ſie ſo plötzlich fortgezogen? Die Heerden hatten Gras und Kräuter abgeweidet, der Führer hat dann das Zeichen zum Aufbruch gegeben, die Hirten haben die Zelte abgebrochen und zuſammengelegt, und dann an einer anderen Stelle, gleichviel wo, Futter für das Vieh geſucht.

Charakteriſtiſche Züge des Mongolen ſind folgende: Plattes Geſicht, vorſtehende Backenknochen, kurzes, zurücktretendes Kinn, eine nach hinten zurücktretende Stirn, kleine, ſchräg geſchlitzte, gelbliche Augen, ſchwarzes, ſtraffes Haar, dünner, ſpärlicher Bart, dunkelbräunliche, außerordentlich grobe Haut. Sein Wuchs iſt von mittler Größe. Bei der Gewohnheit, hohe Lederſtiefeln und einen weiten Schafpelz zu tragen, ſieht er kleiner aus, als er wirklich iſt. Sein Gang iſt langſam und ſchwerfällig, ſeine Sprache hart und ſcharf. Die äußere Erſcheinung iſt alſo höchſt unvortheilhaft; gleichwohl hat im Gegenſatz zu ihr der Mongole einen milden, ſehr gutmüthigen Charakter; die äußerſte Fröhlichkeit wechſelt bei ihm mit tiefem Trübſinn. Im gewöhnlichen Verkehr hat er etwas Schüchternes, doch iſt er heftig, ſtürmiſch und muthig, ſobald Fanatismus oder Rachſucht ihn in Wallung bringen. Unbefangen und leichtgläubig, wie ein Kind, liebt er gleich dieſem auch leidenſchaftlich Erzählungen,

Sagen und Märchen. Die Einkehr eines reisenden Lama in sein Zelt ist stets willkommen.

Die alten Schriftsteller schildern ihn als arbeitsscheu, dem Müßiggange, der Raub- und Plünderungssucht ergeben, und gewiß haben sie nicht übertrieben, als sie die Greuel und Verwüstungen darstellten, welche der Mongolensturm in seinem Gefolge hatte. Wir aber glauben, daß die Mongolen heute nicht mehr sind, was sie damals waren. Ueberall, wo wir mit ihnen in Berührung kamen, fanden wir sie großmüthig, offen und gastfrei; gleich Kindern suchten sie sich geringfügige Sachen, welche ihre Neugier erregten, anzueignen, aber auf Raub und Plünderung sind wir bei ihnen niemals gestoßen. Arbeitsscheu sind sie freilich auch heute noch, und ihre Sitten keineswegs streng, doch spielt dabei ein Sichgehenlassen eine weit größere Rolle, als eigentliche Liederlichkeit. In dieser Beziehung stehen sie hoch über den Chinesen. Von Gewerbfleiß ist keine Rede. Doch weben sie Filzdecken und gerben Leder; die Frauen nähen und stricken. Dagegen ist der Mongole ein vollendeter Hirt; Gesicht, Gehör und Geruch sind bei ihm außerordentlich scharf entwickelt.

Wer sich bei den Mongolen einführen will, trete ganz einfach und freimüthig auf, denn von vielen lästigen Umständlichkeiten und Höflichkeitsformeln der Chinesen ist auch nicht eine Spur vorhanden. Man gehe ins Zelt und wünsche allen Anwesenden Glück und Frieden, indem man die Worte „Amor" oder „Mendu" spricht. Darauf setze man sich zur Rechten des Familienvaters, der allemal seinen Platz der Thür gerade gegenüber hat. Sogleich nimmt Jeder aus dem Gürtel seine kleine Schnupftabaksdose, die herumgereicht wird; dabei wechsele man einige höfliche Worte. Man frage zum Beispiel, ob die Weide gut sei, die Heerden sich wohlbefinden, die Mutterpferde gut fohlen, ob Friede ringsum sei und dergleichen mehr, Alles in ernster, würdiger Weise. Dann naht sich die Frau und reicht dem Fremden schweigend die Hand. Darauf ziehe man aus der Brusttasche das Holznäpfchen hervor, das der Mongole stets bei sich führt, und reiche es der Frau. Sie bringt es sehr bald mit Thee und Milch gefüllt wieder. In wohlhabenden Familien stellt man den Gästen auch ein Tischchen hin mit Butter, Hafermehl, gerösteter Hirse und Käseschnitten, jedes in einem besonderen lackirten Kästchen. Davon wählt man nach Belieben und wirft es in den Thee. Wer aber außerdem seinen Gästen eine noch größere Güte thun will, stellt auf den Herd in heiße Asche ein mit mongolischem Wein gefülltes Fläschchen aus gebranntem Thon. Dieser „Wein" (Kumiß) besteht aus Molken, denen man eine weinige Gährung giebt, worauf man sie, allerdings sehr mangelhaft, destillirt. Man muß wahrhaftig Mongole sein, um einem solchen Getränk Geschmack abzugewinnen; es schmeckt fade und hat einen abscheulichen Geruch.

Das Zelt des Mongolen hat vom Boden bis etwa zu halber Mannshöhe eine Walzengestalt. Auf diesem acht bis zehn Fuß im Durchmesser haltenden Cylinder erhebt sich ein abgestumpfter Kegel. Das Gezimmer für dieses Zelt besteht im unteren Theil aus einem Gitter von übereinander gekreuzten Stangen, die sich nach Art der Scheeren in Holzsoldatenschachteln wie ein Netz verengern und erweitern lassen. Von dem kegelförmigen Umkreise laufen Stangen in die Höhe, die oben etwa so zusammenstoßen, wie das Fischbein am Gestell eines Regenschirms. Dieses Gerüst wird mit grober Leinwand, und zwar je nach Umständen mit einer Lage oder mit mehreren, überspannt. Die Thür ist eng und niedrig, hat aber doch zwei Flügel; ein hölzerner, ziemlich hoher Querbalken, bildet die Schwelle; wer ins Zelt hineintritt, muß zu gleicher Zeit den Fuß hoch heben und sich mit dem Kopfe bücken. Oben im

Kegel iſt gleichfalls eine Oeffnung angebracht, durch welche der Rauch abzieht; man kann ſie vermittelſt eines Stückes Filz nach Belieben mittelſt eines Seiles ſchließen, deſſen Zugende an der Thür befeſtigt wird.

Das Innere des Zeltes zerfällt in zwei Abtheilungen. Die Seite links vom Eingange iſt den Männern vorbehalten und dorthin müſſen ſich auch die Fremden begeben; ein Mann, welcher auf die rechte Seite träte, würde eine große Ungeſchicklichkeit begeben Dieſe rechte Seite gehört den Frauen, dort liegt und ſteht auch alles Zeltgeräth: als ein großes Gefäß von gebranntem Thon, in welchem Waſſer aufbewahrt wird, ausgehöhlte Holzſtämme von verſchiedener Größe und Dicke, die als Milcheimer benutzt werden. Mitten im Zelte ſteht ein großer Dreifuß, und auf demſelben ein großer glockenförmiger eiſerner Keſſel. Hinter dem Herde und gegenüber der Thür findet man eine Art Kanapee, das ſeltſamſte Geräth, das uns im Lande der Mongolen vorkam. An beiden Enden deſſelben ſind Lehnen, mit vergoldetem, gut ausgemeißeltem Kupfer verziert. Ein derartiges kleines Bett findet man in jedem Zelte; es ſcheint ein unumgänglich nothwendiges Möbel zu ſein.

Neben dem Kanapee, nach der Abtheilung für die Männer hin, ſteht insgemein ein kleiner Schrank von viereckiger Geſtalt. In demſelben werden die vielen Siebenſachen aufbewahrt, mit welchen dieſes einfache, kindliche Volk ſich herauszuputzen pflegt. Er dient zugleich als Altar für ein kleines Götzenbild, das den Buddha darſtellt. Der Gott iſt aus Holz oder vergoldetem Kupfer gebildet, gewöhnlich in ſitzender Figur, mit übereinander geſchlagenen Beinen, und bis an den Hals mit einer gelbſeidenen Schärpe umwickelt. Neun kupferne Gefäße, von der Größe und Geſtalt unſerer kleinen Liqueurgläſer, ſind ebenmäßig der Reihe nach vor dem Buddha aufgeſtellt; in dieſen kleinen Kelchen opfern die Mongolen täglich ihrem Gott Milch, Waſſer, Butter und Mehl. Den Schmuck dieſer kleinen Pagode vollenden einige, gleichfalls mit gelber Seide umwickelte, tibetaniſche Bücher. Dieſe Gebetbücher darf nur ein Mann mit geſchorenem Haupte, der im eheloſen Stande lebt, berühren; ein „ſchwarzer Mann", der ſie mit unreinen weltlichen Händen aufſchlagen wollte, beginge eine Tempelſchändung.

Die Gerüche, welche man in einem Mongolenzelt einathmet, ſind abſcheulich, und für Jeden, der noch nicht daran gewöhnt iſt, faſt unerträglich. Die ſcharfe Ausdünſtung rührt daher, daß die Kleider und alle Gegenſtände, deren ſich die Mongolen bedienen, mit Fett und Butter überzogen und davon gleichſam durchdrungen ſind. Wegen ihrer Unſauberheit heißen dieſe Leute bei den Chineſen Stinktataren, Tſao-Ta-Dze, und alle Welt weiß, daß doch auch die Chineſen mit der Sauberkeit es nicht genau nehmen.

Das Hausweſen und die Sorge für die Familie gehören bei den Mongolen zu den Obliegenheiten der Frau. Sie melkt die Kühe und beſorgt das Milchweſen, holt Waſſer, das oft nur weit ab vom Zelte zu finden iſt, ſammelt Kuh- und Pferdemiſt, trocknet und ſtapelt ihn beim Zelt auf; ferner verfertigt ſie Kleider, gerbt Felle, kämmt und ſpinnt Wolle, kurz auf ihr laſtet Alles; und nur die Kinder helfen ihr, ſo lange ſie nämlich klein ſind. Der Mann dagegen hat nur wenige Beſchäftigungen; er treibt die Heerden auf gute Weideplätze, was für Leute, die von früher Jugend an zu Pferde ſitzen, mehr ein Vergnügen als eine Arbeit iſt. Er unterzieht ſich gar keiner Anſtrengung, außer wenn er entlaufenen Thieren nachſetzt. Dann ſprengt er fort, fliegt mehr als er reitet, iſt bald auf Bergesgipfeln, bald in Schluchten, und giebt ſich nicht eher zufrieden, als bis er ſeinen Zweck erreicht hat. Der Mongole reitet manchmal auf die Jagd, aber er thut es niemals zum Ver-

gnügen; mit Rehen, Hirschen und Fasanen macht er seinen Königen ein Geschenk. Füchse schießt er niemals, denn er will den Balg nicht verderben, der sehr geschätzt wird. Er lacht über die Chinesen, die dem Meister Reineke Fallen stellen, in die er bei Nacht geht. Mir sagte ein sehr berühmter Jäger: Wir halten uns bei solcher List nicht auf, sondern gehen dem Fuchs gerade auf den Leib. Wenn er sich blicken läßt, springen wir zu Pferde, überholen ihn, und er wird allemal unser.

Abgesehen vom Reiten verbringt der Mongole seine Tage mit Müßiggang, liegt im Zelt umher, schläft, trinkt Thee mit Milch und raucht Tabak. Sobald es ihm einfällt, zu erfahren, was in der Welt um ihn vorgeht, nimmt er seine Peitsche vom Bockshorn über der Zeltthür, besteigt ein Pferd, sprengt in die Steppe hinaus, gleichviel nach welcher Richtung, reitet dem ersten Besten, dessen er ansichtig wird, entgegen, spricht in den Zelten vor und beabsichtigt nichts weiter, als sich ein Weilchen zu unterhalten.

E. R. Huc.

24. Der Dalai und die Buddhareligion.

Lhassa in Tibet ist der Sitz des Dalai Lama. Die Stadt ist eben nicht groß; sie hat etwa zwei Wegstunden im Umfang und keine Ringmauer. Außerhalb der Vorstädte liegen viele Gärten mit prächtigen Bäumen, so daß die Stadt von grünem Gebüsch umgeben ist. Die Hauptstraßen sind gerade, breit und ziemlich reinlich, aber die Vorstädte über alle Beschreibung schmutzig. Die Häuser hat man aus Bruchsteinen, Backsteinen, oder auch wohl aus Erde aufgeführt, alle sind geweißt. In einer Vorstadt liegt ein Viertel, in welchem alle Häuser aus Ochsen- und Schöpsenhörnern gebaut sind, wunderliche, aber sehr dauerhafte Gebäude, die recht angenehm ins Auge fallen. Die Ochsenhörner sind glatt und weißlich, die Hammelhörner schwarz und rauh. Mit diesem seltsamen Baumaterial bildet man an den Wänden eine unendliche Menge verschiedener Figuren. Die Lücken zwischen den Hörnern sind mit Mörtel ausgefüllt; diese Häuser werden nicht geweißt und behalten so ihr phantastisches Aussehen.

Der Palast des Dalai Lama verdient seinen über alle Welt verbreiteten Ruhm. Unweit vom nördlichen Theile der Stadt, höchstens eine Viertelstunde von derselben entfernt, erhebt sich ein kegelförmiger Felshügel mitten in dem weiten Thale, wie eine Insel aus einem See. Er führt den Namen Buddha-La, das heißt Buddha-Berg, Gottes-Berg. Auf diesem gewaltigen, von der Natur gebauten Sockel haben die Verehrer des Dalai Lama einen prachtvollen Palast errichtet; in demselben residirt die fleischgewordene, lebendige Gottheit. Das Gebäude besteht aus einer Vereinigung mehrerer Tempel von verschiedener Größe und Schönheit; jener in der Mitte hat vier Geschosse und ragt über alle anderen empor. Seine Kuppel und die Säulen des Säulengangs sind vergoldet. Hier thront der Dalai Lama; von diesem hohen Heiligthum übersieht er weit und breit die Gegend, und blickt an hohen Festtagen auf die unzähligen Schaaren der Andächtigen, welche aus der Ebene heranziehen und am Fuße des heiligen Berges sich zur Erde werfen. Die übrigen Paläste, welche um den großen Tempel gruppirt liegen, werden von einer Menge Lamas bewohnt; es ist ihr Amt, den lebendigen Buddha zu bedienen und seiner stets gewärtig zu sein. Von Lhassa bis Buddha-La führen zwei herrliche Baumgänge. In ihnen sieht man täglich viele fremde Pilger ihren buddhistischen Rosenkranz beten, und Lamas vom Hofe in prächtiger Tracht

auf reichangeſchirrten Pferden reiten. Es herrſcht um den Buddha-La immer eine große Lebhaftigkeit; aber Jedermann beobachtet Ernſt und Schweigſamkeit; es ſcheint, als ob Alle mit religiöſen Gedanken beſchäftigt ſeien.

Die Buddhareligion ſtammt bekanntlich aus Indien, von wo ſie ſich über Mittel- und Oſtaſien verbreitete; ſie zählt heutzutage wohl an dreihundert Millionen Bekenner. Ihre Grundlehre lautet: Buddha (Gott) iſt das nothwendige, unabhängige Weſen, der Anfang und das Ende aller Dinge. Erde, Geſtirne, Menſchen, alles Vorhandene iſt eine theilweiſe und zeitweilige Offenbarung Buddhas. Dieſer hat Alles geſchaffen; Alles kommt von ihm, wie das Licht von der Sonne kommt. Alle von Buddha ausſtrömenden Weſen haben einen Anfang gehabt und werden auch ein Ende haben, und mit derſelben Nothwendigkeit, mit welcher ſie vom Urweſen ausſtrömen, werden ſie auch in daſſelbe zurückfließen. Buddha iſt ewig, ſeine Offenbarungen ſind ewig, ſie ſind ſtets geweſen und werden immer ſein, obwohl ſie, einzeln genommen, alle einen Anfang und ein Ende haben müſſen. Außerdem nehmen die Buddhiſten noch eine unbegrenzte Anzahl von Fleiſchwerdungen der Gottheit an, ohne ſich aber viel darum zu kümmern, ob dieſelben mit dem vorher Geſagten ſich vereinigen laſſen oder nicht. Sie ſagen, Buddha nehme einen Menſchenleib an und wohne unter den Menſchen, um ihnen zur Erlangung der Vervollkommnung behilflich zu ſein, und ihnen die Vereinigung mit der Urſeele zu erleichtern. Dieſe lebenden Buddhas bilden die Claſſe der Schaberons. Die berühmteſten lebenden Buddhas ſind in Lhaſſa, in Dſchaſchi-Lumbo, in Groß-Kuren, in Peking u. ſ. w. Einer derſelben, am Fuße des Himalaya wohnhaft, hat die Aufgabe, Tag und Nacht zu beten, damit unaufhörlich auf dem Himalaya Schnee falle. Denn nach tibetaniſchen Ueberlieferungen wohnt jenſeit des Gebirges ein wild- grauſames Volk, das nur zuwartet, bis der Schnee weg iſt, um über Tibet herzufallen, die Bewohner zu tödten und das Land in Beſitz zu nehmen.

Alle Schaberons ohne Ausnahme ſind lebende Buddhas; aber ſie bilden doch eine Hierarchie mit Abſtufungen; am Höchſten ſteht der Dalai Lama, deſſen Suprematie alle anderen anerkennen, oder doch anerkennen ſollten. Als die Miſſionäre Huc und Gabet ſich in Lhaſſa befanden, war der Dalai Lama ein Knabe von neun Jahren; und ſeit ſechs Jahren reſidirte er bereits im Palaſte auf Buddha-La. Er gehörte einer armen unbekannten Familie an. Wenn der Dalai Lama ſeine irdiſche Hülle abgelegt hat, ſchreitet man in folgender Weiſe zur Wahl ſeines Nachfolgers. In allen Klöſtern wird gebetet und gefaſtet, und namentlich zeigen die Bewohner von Lhaſſa, die bei der ganzen Angelegenheit am meiſten betheiligt ſind, Eifer und Andacht; ſie wallfahrten um den Buddha-La und um die „Stadt der Geiſter"; Alles betet; es wird doppelt und dreifach ſo viel Räucherwerk als zu anderen Zeiten verbrannt. Wer den Dalai Lama in ſeiner Familie zu beſitzen glaubt, giebt den Behörden davon Kunde, damit ſie prüfen können, ob das Kind die Eigenſchaft eines Schaberon beſitze. Drei als ſolche anerkannte Knaben werden nach Lhaſſa gebracht, wo die Hutuktu ein Wahlcollegium bilden. Sie bleiben in einem Tempel auf dem Buddha-La eingeſchloſſen, und zwar ſechs Tage lang, und faſten und beten. Am ſiebenten Tage wird eine goldene Urne aufgeſtellt; in derſelben liegen drei goldene Plättchen, jedes mit einem Namen bezeichnet. Die Urne wird umgeſchüttelt, der Aelteſte oder Vorſteher der Hutuktu zieht eins von den drei Plättchen heraus, und der Knabe, deſſen Name gezogen worden iſt, wird ohne Weiteres und auf der Stelle zum Dalai Lama ausgerufen. Dann führt man ihn in großem Gepränge in den Straßen der „Geiſterſtadt",

das heißt Lhassa's, umher; das Volk wirft sich vor ihm nieder und er nimmt Besitz von seinem Heiligthum. Die beiden anderen Wickelkinder, welche um die Würde eines Dalai Lama concurrirten, werden ihren Familien zurückgegeben und erhalten jedes fünfhundert Unzen Silber von der Regierung

Die Tibetaner und Mongolen verehren den Dalai Lama wie eine Gottheit; er übt auf das Volk einen wahrhaft erstaunlichen Einfluß. Man ist aber viel zu weit gegangen, wenn man behauptet hat, daß seine Excremente mit Andacht gesammelt und Amulette daraus bereitet würden, welche der Fromme in einem Säckchen um den Hals hinge. Eben so unwahr ist die Angabe, der Dalai Lama habe um Kopf und Hals Schlangen, um auf die Gläubigen einen desto gewaltigeren Eindruck zu machen. „Wir haben," sagen die oben erwähnten Missionäre, „über alles Das in Lhassa vielerlei Nachfrage gehalten, die Leute haben uns aber ins Gesicht gelacht. Ueberhaupt ist die in Europa vielverbreitete Vorstellung von gänzlicher Verkommenheit und Entartung der Buddhareligion in Tibet übertrieben."

Vielmehr schließen die wunderbare Geburt Buddhas, sein Leben und seine Lehren viele moralische und dogmatische Sätze ein, zu welchen auch das Christenthum sich bekennt. Darnach ist Buddha „durch göttlichen Einfluß" von einer Jungfrau geboren. Er ward mit göttlichem Wasser getauft. Als er zehn Jahr alt war, bekam er mehrere Lehrer; aber er setzte dieselben durch seine Fragen in Verlegenheit. Er wollte, daß man ihm alle Sprachen lehre, weil das, wie er sagte, unumgänglich nothwendig sei, um zu lehren allen Völkern und ihnen die wahre Religion zu bringen. Später zog er sich zu einem beschaulichen Leben in die Wüste zurück. Aber seine Gegner entdeckten seinen Aufenthalt und gedachten ihn durch hinterlistige Fragen zu versuchen. Nach sechs Jahren verließ er die Wüste und begann seine Lehre zu verkündigen; er hatte sich durch langes Fasten darauf vorbereitet. Seine Schüler beteten ihn an und ein Strahlenkranz umglänzte das Gesicht des Heiligen. Dann verkündigte er seine Grundlehren und die Zehn Gebote: 1) Nicht tödten, 2) Nicht stehlen, 3) Keusch sein, 4) Kein falsch Zeugniß geben, 5) Nicht lügen, 6) Nicht schwören, 7) Alle unreinen Worte vermeiden, 8) Uneigennützig sein, 9) Keine Rache nehmen, 10) Nicht abergläubig sein. Er erklärte, die Gebote seien ihm offenbart. Als Mittel der Bekehrung dienten Lehre und Wunder.

E. R. Huc.

25. Die Hauptstadt Jeddo.

Am 1. Januar 1869 wurde die Reichshaupt- und Residenzstadt Jeddo dem Welthandel eröffnet. Die japanische Regierung bestimmte ein an den Hauptverkehrsadern der volkreichen Stadt gelegenes Terrain zu Wohnungen, Comptoirs und Waarenhäusern; ein Zollgebäude mit europäischen Wagen wurde errichtet und daneben ein Polizeigebäude zum Schutz der Fremden, ja eine Gesellschaft unternehmender japanesischer Kaufleute erbaute ein großes Hotel zur gastlichen Aufnahme der fremden Eindringlinge.

Der Hafen von Jeddo ist seicht, und so lange diese Hauptstadt nicht durch eine Eisenbahn mit Jokohama verbunden wird, bleibt diese Hafenstadt der europäisch-amerikanische Haupthandelsplatz. Obwohl noch vor 10 Jahren ein Fischerdorf, hat Jokohama bereits eine japanische Bevölkerung von etwa 40,000 Einw. Die Fremden, deren es 2000 geben soll, bewohnen einen eigenen Stadttheil. Ein speculativer Neger besorgt den Postdienst zwischen

beiden Städten, auch gelangt man zweimal täglich in etwa drei Stunden mittelst einer Caleſche hin und zurück. Die Fahrt iſt höchſt intereſſant. Man überſchreitet einen Hügel mit herrlicher Ausſicht auf den Meerbuſen, und ſämmtliche Paſſagiere ſteigen den Fahrbedingungen gemäß aus, denn die Straße iſt ſehr ſchlecht, und da es in Japan ſo häufig regnet — der Japaneſe geht beinahe nie ohne ſeinen wachspapiernen Schirm aus — ſinken die Räder tief ein. Bald erreicht man Kanagawa, wo die amerikaniſche Miſſion unter dem Commando des Commodore Perry, welche im Jahr 1854 Japan den Fremden eröffnete, zuerſt ſich niedergelaſſen hatte. Hier mündet der Weg auf den Tokaido, die kaiſerliche Heerſtraße, ein, und man freut ſich nun raſch vorwärts zu kommen, was jedoch diesmal nicht ſtattfand. Der Kutſcher war ein Italiener, in Jokohama unter dem Namen „Garibaldi" bekannt. Ihm hatten die Eiſenbahnen im ſchönen Italien den Brotkorb höher gehängt, was ihn beſtimmte, Japan mit ſeiner Gegenwart zu beglücken. Garibaldi hielt die Räder der Caleſche in ſo ſchlechtem Stande, daß es nach kaum einſtündiger Fahrt unmöglich war, weiter zu kommen, und man zum nächſten Theehaus zu Fuß wandern mußte. Glücklicherweiſe befand ſich unter den Mitfahrenden der Ingenieur eines engliſchen Kriegsſchiffs, der die Reparatur der Räder bewerkſtelligte.

Der Tokaido verbindet die Hauptſtadt mit dem ſüdlichen Theile des Reichs; uralte gewaltige Pinien beſchatten die Straße, und bekunden das Alter ihres Baues. Da es in Japan keine Wagen und Fuhrwerke giebt, ſo iſt die Unterhaltung der Straße leicht. Die Brücken, welche die zahlreichen Bäche und Flüſſe überſpannen, ſind meiſtens von Cedernholz, und gut gebaut und unterhalten. Bei der allgemeinen Cultur und Bewaldung des Landes und einem durchgeführten Kanalſyſtem kommen Ueberſchwemmungen nicht vor, deshalb auch keine Veränderungen der Flußbette. Der Tokaido, wie die übrigen Heerſtraßen, iſt nach Entfernungen von halben deutſchen Meilen eingetheilt. Der Verkehr auf der Straße iſt ſehr lebhaft; Laſtträger und in Portechaiſen reiſende vornehme Japaneſen, hin und wieder Officiere zu Pferd, kreuzen ſich in ununterbrochener Folge; Bettler ſind nicht ſelten; man merkt, daß man in einem volkreichen Lande und in der Nähe einer großen Hauptſtadt ſich befindet. Zur Rechten hat man beinahe immer das Meer, zur Linken erblickt man den ſchneebedeckten Fuſiſama, Japans Aetna, welcher, aus der Ebene beinahe 14,000 Fuß ſich erhebend, weithin ſichtbar iſt. Nach japaniſcher Ueberlieferung iſt dieſer Vulcan in einer Nacht emporgeſtiegen. Sein letzter Ausbruch war im Jahr 1707.

Das Land iſt höchſt ſorgfältig bebaut, die Reisfelder werden aufs kunſtreichſte angelegt und bewäſſert, indem man den Abfluß des Regenwaſſers verhindert, und nirgends in der Welt, weder in England noch in Belgien, erfreuen das Auge ſo herrliche Culturen, obgleich es in Japan weder Pflug noch Maſchinen giebt. Juſtus v. Liebig hat ſchon vor Jahren auf die landwirthſchaftlichen Kenntniſſe der Japaneſen aufmerkſam gemacht; er hat nachgewieſen, daß im Haushalt und im landwirthſchaftlichen Betriebe dieſes Volks nichts verloren geht, und daß die Düngung aufs vollkommenſte durchgeführt iſt. Die Felder ſind auch ſchwarz von Humus, und Mißernten ſollen nie vorkommen. Die Gehölze beſtanden meiſt aus zapfentragenden Nadelhölzern, Eichen und Bambus. Die zahlreichen Dörfer verdienen beſonderer Erwähnung. An jedes Haus ſchließt ſich ein Blumengarten mit immergrünem Buſchwerk an. Mit Hecken bepflanzte Wege führen überall hin, und allenthalben zeigt ſich größte Ordnung und Reinlichkeit. Gern verſetzt ſich der Europäer bei

diesem Anblick in die Heimath, und wäre nicht die Tracht der Bewohner, man glaubte hin und wieder im südlichen Europa zu sein.

Bereits eine Stunde vor Jeddo reiht sich Haus an Haus auf beiden Seiten der Straße; so gelangt man in die Vorstädte, wo eine zahlreiche Gassenjugend, ganz wie in den Großstädten Europa's, durch Angaffen der Fremden sich besonders bemerklich macht, und endlich ist man in der Stadt, ohne ihren Anfang zu kennen.

Der Stadtplan von Jeddo ist in jedem Buchladen zu haben. Er unterscheidet sich in nichts von dem Plane, welcher holländischen Reisewerken aus dem 17. Jahrhundert beigegeben ist, und liefert einen schlagenden Beleg für das Beharren des Volkes am Hergebrachten. Trotz der großen Feuersbrünste hat sich demnach die Anlage der Stadt seit zwei Jahrhunderten nicht verändert. Besonders bemerkenswerth sind die zahlreichen Kanäle, welche beinahe stets mit Kähnen übersäet sind. Der Japanese kennt die Billigkeit des Wassertransports viel besser als der Deutsche, und ganz Japan ist von einem Kanalsystem bedeckt, durch welches der Verkehr der Lebensmittel und Rohproducte beinahe ausschließlich vermittelt wird. Die Rückfracht der Kähne, welche die Hauptstadt mit Lebensmitteln versehen, ist freilich nicht der reinlichsten Art, denn sie besteht meistens aus Dünger.

Die Brücken sind sämmtlich von Holz; beinahe alle haben Wachtposten nunmehr europäisch gekleideter und mit Percussionsgewehren bewaffneter Soldaten. Die wichtigsten Kanalübergänge sind mit Brückenköpfen befestigt, welche auf hohes Alter schließen lassen, und beweisen, daß der Jeddoer zeitweilig auch Rebell war.

Die Hauptstraßen der Stadt sind sehr belebt. Geschäftsleute, Straßenverkäufer und Lastträger bilden die Mehrzahl; Japanesinnen, stets in lebhafter Unterhaltung begriffen — sie sind sehr geschwätzig — erblickt man allerorten; hin und wieder wird eine vornehme Dame in mit Seide behängter Sänfte vorbeigetragen. Durch ihre Gesichtszüge, in welchen der mongolische Typus nicht so ausgeprägt ist, beweist sie ihre edle Abkunft. Reiter auf kleinen, den Kosakenpferden ähnlichen Rossen traben ungenirt durch die Menge, denn sie gehören sämmtlich den höheren Kasten an, da den niederen das Reiten bei schwerer, ja, wie man sagt, bei Todesstrafe verboten ist. Den meisten Japanesen ist das Tragen von Schwertern gestattet, daher die der höheren Kasten in der Regel zwei Schwerter bei sich führen. Priester in prunkenden Sänften tragen die unverkennbaren Züge der Herrschsucht; aber die Menge zeigt nicht die Ehrerbietung wie in Europa, sondern giebt durch ihre Haltung zu verstehen, daß es auch in Japan Tag zu werden beginnt. Auf den öffentlichen Plätzen belustigt sich stets eine zahlreiche Jugend mit dem Steigenlassen von Drachen, und wohl nirgends in der Welt ist dieses Spiel so häufig. Der Japanese schläft wenig und treibt sich bis spät in die Nacht hinein auf den Straßen herum. Wie im Orient, so ist auch in Japan die farbige Papierlaterne das beliebteste Beleuchtungsmittel und verleiht dem nächtlichen Treiben höchst phantastische Farbentöne. Die Häuser von Jeddo sind, mit Ausnahme einiger Paläste, welche, Burgen ähnlich, von Fürsten und Adel bewohnt werden, aus sorgfältig gehobelten Brettern gezimmert und machen den Eindruck von Nürnberger Schachtelhäusern. Im Parterre befindet sich beinahe immer ein offener Laden. Im Gegensatz zum Europäer hält der Japanese seine schönsten Waaren nicht im Laden, sondern in einem anstoßenden Zimmer, wo der Käufer in der Regel nicht hinkommt. Den Fremden ziehen besonders die Magazine von

Seidenſtoffen, Bronze-*) und Lackarbeiten an, welche letztere ja nur in Japan von ſolcher Vollkommenheit zu haben ſind. Das japaniſche Haus hat nur ein Stockwerk mit mehreren Gemächern. Die Fenſter ſind aus Wachspapier, welches auf kleine Quadrate von Holzſtäbchen geleimt iſt, und zum Schieben eingerichtet. Auf dem Boden liegen Matten aus Reisſtroh; Möbel befinden ſich keine im Zimmer, bei kaltem Wetter dienen Kohlenbecken zur Erwärmung. Im Mittelpunkte des Hauſes liegt in der Regel ein Gärtchen; eine Miniatur-Fontaine und ein Miniatur-Bach, worüber eine Miniatur-Brücke geſchlagen iſt, verzieren es. Geſträuche, welchen mit der Scheere die Form von Vögeln, Hirſchen und dergleichen Thieren gegeben iſt, erinnern an den Anfang des 18. Jahrhunderts. Der Türke kennt in ſeinem Hauſe nur Pantoffeln, der Japaneſe geht barfuß, ſeine Schuhe an der Schwelle zurücklaſſend.

Das Leben in einer japaniſchen Familie bildet den frappanteſten Gegenſatz zu dem in einer türkiſchen. Im türkiſchen Hauſe ſind die Frauen unſichtbar, an der Gaſttafel nehmen nur Männer Platz; männliche Würde und Ernſt ſind das oberſte Geſetz; von Frauen auch nur zu ſprechen iſt ſtreng verpönt. In Japan macht die Frau die Ehre des Hauſes in liebenswürdigſter Weiſe; ſie empfängt die Gäſte und bewegt ſich ſo ungenirt als es, ohne den Anſtand zu verletzen, möglich iſt. Sie iſt treue Gattin und Mutter, und trägt, damit es jedermann wiſſe, daß ſie verheirathet iſt, blau gefärbte Zähne. Unglückliche Ehen ſollen in Japan nicht vorkommen.

Der Japaneſe lebt ſehr einfach: Fiſche, Reis, Thee bilden beim Reichen und Armen die einzige Nahrung; Eier ißt er ſeltener, Fleiſch nie. Wie der Chineſe, bedient er ſich der Holzſtäbchen zum Eſſen. Reis erſetzt ihm Brot und Gemüſe, aus Reis bereitet er ſein geiſtiges Getränk, Sakki genannt, aus Reisſtroh macht er Matten und Mäntel. Die Einkünfte der Fürſten werden nach Reis-Büſcheln berechnet. Der Adel erlaubt ſich keinen andern Luxus als Dienerſchaft und Gefolge, und je zahlreicher dieſes, deſto höher iſt der Rang. Als daher die Vertreter Englands und Frankreichs beim Mikado Auffahrt hielten, ließen ſie die Beſatzung mehrerer Kriegsſchiffe zu ihrer Begleitung ausſchiffen, um den Jeddoern heilſamen Reſpect einzuflößen.

Von beſonderem Intereſſe iſt in Jeddo die alte Burg der Taikune, wo jetzt der Mikado und ſeine Regierung ihren Sitz haben. Gewaltige Mauern und Waſſergräben umgeben dieſe Stadt für ſich, deren Inneres bis jetzt nur die Vertreter der fremden Mächte betreten haben. Dagegen iſt der Beſuch der Begräbnißſtätte der Taikune, des japaniſchen Escorial, geſtattet. Der Stadtpräfect von Jeddo ertheilt die Erlaubniß und giebt dem Fremden zwei Officiere mit, welche die wachthabenden Prieſter zum Oeffnen nöthigen. Inmitten der volkreichen und geräuſchvollen Stadt liegt dieſe Stätte, ein ungeheurer Raum und durch prächtige Pinienwälder nach allen Seiten abgeſchloſſen. Beim Eintritt gewahrt man nichts als Baumgruppen nach Art engliſcher Anlagen und hohe Mauern, welche die Begräbnißplätze der einzelnen Dynaſtien umgeben. Nur zu einem derſelben erhält man Zutritt. Prieſter Buddha's, wie Mönche gekleidet, öffnen das vergoldete Thor, und man gelangt in einen

*) Im japaniſchen Stadttheil zu Jokohama iſt eine Curio-Straße, wo der nach Europa Heimkehrende ſeine Geſchenke einkauft. Kleine, eingelegte Bronze- und Goldlackarbeiten kann man hier bis zu mehreren 100 mexikaniſchen Dollars Werth haben. Beſonders beliebt ſind Elfenbeinſchnitzereien, wofür China das Elfenbein liefert. Auch Magazine mit Singvögeln ſind da, deren viele nach den Vereinigten Staaten verkauft werden.

großen Hof, wo in Reih' und Glied mehrere hundert etwa 6 Fuß hohe Stein-Candelaber aufgestellt sind, Geschenke von Freunden der Verstorbenen, wie behauptet wird. Ein zweites noch prächtigeres Thor öffnet zu einem ähnlichen Hof, wo ähnliche Candelaber, jedoch von Bronze, in Colonnen dastehen. Durch ein drittes Thor endlich tritt man zu einem Gebäude mit Vorhalle, wo vier Priester jahraus jahrein auf den Knien beten. Gebäude und Halle sind von Holz, auf rother Grundfarbe bemalt und vergoldet, symbolische Thiere, namentlich viele Pfauen, sind darauf abgebildet. Hier schlummern die Taikune, und nichts unterbricht die feierliche Stille als, hochoben aus den Lüften, das Geschrei der Raben. Vergeblich stellt der Fremde Frage auf Frage an seine japanischen Begleiter, sie befriedigen seine Neugierde in keiner Weise; denn so geschwätzig dieses Volk ist, so verschlossen ist es bezüglich seiner Angelegenheiten dem Ausländer gegenüber. Selbst außerhalb des Landes erhält man von Japanern keine Auskunft auf Fragen nach Religion und Staatseinrichtungen ihres Vaterlandes, so gesprächig sie auch im Verkehr sind.

Neben den ummauerten Grabstätten stehen mehrere Tempel, sämmtlich von Holz und roth angestrichen, in chinesischem Style. Die große Bronze-Glocke, welche ein besonderer Glockenthurm beschirmt, wird mit einem Sturmbock täglich angeschlagen, aber der Andächtigen versammeln sich nur wenige, und mehr als ein Dutzend Leute, hauptsächlich ältere Damen, sieht man nie in einem japanischen Tempel. Die Tempel der Hauptstadt wie des Landes gleichen sich alle, und es ist kaum nöthig, mehr als einen zu sehen. Den Eingang bewachen in der Regel zwei 8—10 Fuß hohe, roth angestrichene und mit gelben Augen versehene Holzgötzen, welche die gräulichsten Grimassen schneiden; ihnen folgen zwei an den Cerberus der Alten erinnernde Wächterhunde. Das vorübergehende Volk scheint sich kaum an diese Schreckensgestalten zu kehren, welche wohl einst den Unwissenden Furcht einjagen und Gaben abnöthigen sollten. Etwas befriedigt beim japanischen Tempel: er ist an einem schönen Punkt, in schöner Lage, von Pinien umgeben, errichtet, und bekundet, wie das ganze Land, die Freude der Japanesen an der Natur. Das Innere der Tempel, wo eine Art von Altären mit Weihgeschenken sich befindet, der Gottesdienst, und ob überhaupt ein solcher stattfindet, die ganze Religion der Japanesen ist dem Fremden ein verschlossenes Buch. Moralgesetze des Confucius sollen Geltung haben. Beiläufig sei noch bemerkt, daß es in Japan keine Sonntage giebt, auch keine Feiertage, mit Ausnahme des Neujahrs, welches die Japanesen mit den Chinesen gemeinsam feiern, und wo sich Japan und China drei Tage lang allgemeiner Heiterkeit ergeben.

Ein Hauptvergnügen bietet dem Jeddoer sein Prater, Asaksa genannt. Er verdient eine nähere Beschreibung. Es ist rathsam im Gasthof einen Wagen zu miethen und sich von zwei Officieren zu Pferd begleiten zu lassen; denn Asaksa ist eine deutsche Meile entfernt, und man kommt durch Stadttheile, wo Europäer, noch selten gesehen, sich Thätlichkeiten und sogar der Lebensgefahr aussetzen. Den Eingang bildet ein Tempel, und unter seinem Schutz stehen in einer Bretterbude zwei heilige Pferde, Albinos mit rothen Augen, welche seidene Decken tragen und vom Volke gefüttert werden. Nicht weit davon ist eine schmutzige Holzbüste, deren Gesicht jede vorübergehende Dame berührt, denn das soll Schönheit verleihen. Cabinete mit Holzfiguren, unseren Wachsfiguren täuschend ähnlich, giebt es in Asaksa mehrere. Volksscenen mit sehr derbem Humor scheinen die Japanesen am meisten anzuziehen. In einem Cabinete war förmliche Vorstellung, ein Dämon von kolossaler Größe — Ohrlappen, gräulicher Mund, die Brust, einem Fleischklumpen

ähnlich, waren beweglich — bewachte eine reizende Schöne; die Frau des Budenhalters erklärte die Geſchichte. Wie bei europäiſchen Volksfeſten, ſo ſind auch in Aſakſa zahlreiche Schützenbuden. Speculative Japaneſen haben ſeit kurzem das Panorama eingeführt, und es ſcheint, daß Bilder engliſcher Fuchsjagden das Volk beſonders intereſſiren. Auch ein Photograph hat großen Zuſpruch in Aſakſa, und ſeine Arbeiten verurſachen allgemeines Erſtaunen. Menagerien und die Buden der Krämer, Theehäuſer, unſere Bierhallen erſetzend, hübſche Anlagen vollenden die Aehnlichkeit mit unſeren Volksfeſten.

Etwas iſt in Aſakſa, was in Europa ſeltener geſehen wird, das ſind die Blumenläden. Das feuchte Klima der Inſel ſcheint Blumengärtnerei ſehr zu begünſtigen, und wohl nirgends in der Welt iſt Blumencultur allgemeiner als in Japan Was dem Spanier das Stiergefecht, dem Weſtindier der Hahnenkampf, dem Engländer das Pferderennen, dem Franzoſen und Italiener Tanz und Ballet bieten, das hat der Japaneſe in ſeinen Ringkämpfen. Zu den Vorſtellungen der Ringer wird ein Circus errichtet mit drei Plätzen; eine Mittelloge, mit ſeidenen Tüchern behängt, iſt für den erſten Beamten und ſeine Familie beſtimmt. Ein Hügel von geſtampfter Erde, im Mittelpunkt des Circus, iſt der Ringplatz. Die Ringer ſind unbekleidet bis auf eine zwiſchen den Beinen durchgezogene Binde. Die Art des Ringens iſt dieſelbe wie die der Schweizer. Sobald einer der Ringer auf dem Boden liegt, iſt der Sieg entſchieden, und der Sieger hat nach kurzer Pauſe, in welcher er mit Erde ſich einreibt, mit einem zweiten zu ringen, und ſo fort, bis endlich auch er unterliegt. Unter den Ringern ſind gewaltige Körperformen und Musculaturen; die Zuſchauer nehmen ſehr lebhaften Antheil. Beim Hinausgehen erhält man mit einem Stempel eine blaue Contremarke auf die Hand gedrückt, gültig für eine zweite Vorſtellung. Muſikaliſche Genüſſe giebt es in Jeddo nicht. Der Tam-Tam iſt das Inſtrument, welches ſehr häufig gehört wird.

Galerien und Muſeen ſind in Jeddo keine zu ſehen, da den Japaneſen Oelmalerei unbekannt iſt, und da ſie über die Anfänge der Bildhauerei nie hinausgekommen ſind. Doch iſt zu erwähnen, daß in Daibuts, einem Heiligthum, etwa 4 deutſche Meilen von Jokohama entfernt, eine 50 Fuß hohe, aus Kupfer geſchlagene, nach orientaliſcher Manier ſitzende Statue Buddha's auf einem Poſtament von Quaderſteinen errichtet iſt. Die Züge der Figur ſind rein und edel gehalten, das Haar gelockt; ſie trägt ein Gewand, und das Ganze liefert den Beweis, daß den Japaneſen nicht die Gabe des Kunſtſinns, wohl aber deſſen Entwickelung fehlt. Im Innern der Figur ſteht etwa ein Dutzend vergoldeter Heiligen-Figuren. Ueber das Jahr der Errichtung war nichts zu erfahren. Univerſitäten und Lehranſtalten giebt es nicht. Jeder Japaneſe kann leſen und ſchreiben, das Rechnen beſorgt er mit einer Rechenmaſchine, er lernt dies in der Familie. Die höhern Kaſten ſprechen und ſchreiben anders als die niedern. Die Prieſter, welche wohl die meiſte Bildung beſitzen, behalten dieſe möglichſt für ſich. — Kaſernen nach unſerer Art fehlen; die Wohnungen der Soldaten ſind ähnlich den andern. Auch über Spitäler läßt ſich nichts berichten, da die Medicin in den Uranfängen liegt. Durch Prieſterherrſchaft genährter Aberglaube hat derartige Forſchungen ja nirgends aufkommen laſſen. Dagegen ſind Gefängniſſe häufig. Die Juſtiz gilt für ſehr energiſch, die Polizei ſoll ausgezeichnet ſein. Fabriken nach unſern Begriffen haben die Japaneſen ebenfalls nicht, es giebt nur Handwerker, welche in Kaſten eingeengt ſind. Vergeblich bemüht man ſich, über die Bereitung ihres ausgezeichneten Papiers etwas zu erfahren, oder über ihre waſſerdichten Gewebe, welche jedem europäiſchen Fabrikanten Ehre machen

würden. Auch der Bergbau wird handwerksmäßig betrieben. Japan soll reich an Metallen sein, Kupfer ist ein Exportartikel, auf der Insel Jesso soll es große Kohlenlager geben, Gold und Silber sollen seine Berge enthalten. Die Regierung des Taikun hatte Hütten-Ingenieure in Dienst genommen, um diese Einnahmequellen zu erschließen. Der Handelsstand ist sehr zahlreich, war aber bis jetzt der unterste in der Kastenordnung. Der Fischer, welcher die Producte des Meeres nutzbar macht, und der Bauer, welcher auf seinen Feldern den Reis erntet, nehmen einen höheren Rang ein, als der Kaufmann, der nichts producirt.

In Japan ist alles nett, pünktlich und künstlich; die eingelegten Bronze-Arbeiten zeugen von jahrelanger Ausdauer und Geduld; aber nach kühnen Entwürfen sieht man sich vergebens um. Es giebt steinerne Brücken, deren Steine zur Herstellung des Bogens halbkreisförmig ausgehauen sind und auf Pfeilern ruhen, aber Brückengewölbe sah der Verfasser nur in dem den Holländern zugänglichen Nagasaki. Der Sohn that eben stets, was der Vater gethan hatte; wie dieser, rechnete er mit der Rechenmaschine; jeder Einzelne war eng in seinen Wirkungskreis eingeschlossen. Die Sprache der höhern Kasten war den niedern unbekannt; eine einflußreiche Literatur konnte nicht entstehen. Noch weniger war unter solchen Zuständen an Maschinen zu denken. Die Japanesen meinen, daß die Ueberlegenheit der Fremden einzig und allein in den Maschinen bestehe, und sind bemüht, deren Kenntniß sich anzueignen. Auf dem Panzerschiff „Stonewall", welches jüngst bei der Einnahme Hakodade's eine Hauptrolle spielte, versehen japanische Edle Heizer- und Matrosendienste. In Nagasaki und zu Jokohama bestehen Maschinenwerkstätten. Viele Dampfschiffe fahren bereits unter japanischer Flagge, aber die Japanesen täuschen sich in dem Glauben: die Erlangung von Maschinenkenntnissen allein werde sie den Fremden ebenbürtig machen.

Durch Japan weht ein Wind, der eine Umwandlung der bestehenden Verhältnisse veranlaßt. Der Respect der Massen vor der alten Religion und vor den bevorzugten Kasten hat durch die mächtigen Fremden einen tüchtigen Stoß erlitten. Die Kastenordnung bekommt einen Riß nach dem andern. Die Kaufleute, sonst die letzten, werden durch den Handel mit den Fremden reich. Trachten und Sitten ändern sich. Der Handel bringt fremde Erzeugnisse ins Land, und es wird nicht lange mehr dauern, daß das einheimische Gewerbe mit den fremden Fabrikaten concurriren kann. Viel hängt davon ab, daß dieser Umwandlungsproceß einen friedlichen Charakter bewahre, und daß die Vertreter der fremden Mächte, wie bisher, mit ebensoviel Festigkeit als Mäßigung auftreten. Das herrliche Land mit seiner zahlreichen und fleißigen Bevölkerung kann dann — wer möchte es nicht wünschen! — eine Culturstätte in Ostasien werden. In Japan reichen sich die alte und die neue Welt die Hände; die Japanesen haben die Aufgabe, ein wichtiges Glied in der Kette zu schmieden, welche moderne Civilisation um die Erde spannt.

G. Hofacker.

26. Der Kirgise und seine Steppe.

Die Kirgisensteppe, welche westlich den Ural und das kaspische Meer, östlich dagegen das Hochland von Asien berührt, ist eine von vielen Bergrücken, zum Theil auch von Sandwüsten und nur im nördlichen Theile hie und da auch von Fichtenwäldern durchzogene, außerdem holzlose, wenig fruchtbare Ebene, die aus einem salzhaltigen Thonboden besteht. Das Land der Kirgisen

iſt je nach ſeiner Lage vielgeſtaltig; werfen wir dagegen einen Blick auf die äußere Geſtaltung der Gegend, durch welche die Karawanen nach Chiwa ziehen, ſo tritt ein trauriges Bild vor unſere Augen. Die Erhebungen und Vertiefungen des Bodens ſind ſo unbedeutend, daß ſie, aus der Ferne betrachtet, in eine endloſe Fläche zuſammenfließen, während ſie in der Nähe den Wellen eines von mäßigem Winde bewegten Meeres zu vergleichen ſind. Dies iſt der einzige Anblick, welcher ſich der Karawane von Orenburg bis zum Uſtjurt ohne Unterbrechung darbietet, ſofern ſie ſich nicht gerade in einer Vertiefung befindet. Ohne Hilfe des Compaſſes, ohne Kenntniß der Geſtirne vermöchte ſich der Europäer hier nicht zurechtzufinden; nur der eingeborne Kirgiſe mit ſeinem des Fernrohrs nicht benöthigten Auge und dem ihm eigenthümlichen Ortſinne, nach welchem ſich ihm jede auch noch ſo unſcheinbare Verſchiedenheit in der Geſtaltung der Steppe für immer einprägt, nur er vermag in dieſer einförmigen und endloſen Oede den Weg zu finden. Nicht an einen Ort gebunden, zieht der Kirgiſe in ſeinem Gebiete umher und ſchlägt bald hier, bald da ſeine Jurten oder Kibitken, Zelte von Filz, auf. Sein Reichthum beſteht in Pferden, Kameelen, Schafen und Rindern, und, während die Wohlhabendſten oft 1000—4000 Pferde, 50—100 Kameele, 5000—20,000 Schafe, 500—1000 Stück Rinder, 100—200 Ziegen beſitzen, hat auch der Arme noch bis gegen 50 Pferde, 100 Schafe, 15 Rinder, 5 Kameele, 10 Ziegen. Schwarzes Haar, ſtarkgebräunte Hautfarbe und kleine, lebhafte Kalmückenaugen laſſen auf den erſten Blick den Kirgiſen von dem Ruſſen unterſcheiden. Dabei iſt der Kirgiſe von kleiner, gedrungener Geſtalt und die Art ſeines krummbeinigen Ganges bezeichnet ihn als zu einem Reitervolke gehörig. Die Weiber tragen das Haar in zwei großen Zöpfen, die Mädchen in unzählig viel kleineren. So angenehm und genußreich das Leben des Kirgiſen im Sommer iſt, ſo traurig iſt dagegen der Winter. Die luftigen Filzhütten, welche oft zwanzig Perſonen zu faſſen vermögen, können ihn weder vor der ſtrengen Kälte, noch vor dem durch heftige Winde hereingewehten Schnee ſichern. Dann iſt er oft genöthigt, ſeine Kinder durch Verſcharren in heiße Aſche gegen das Erfrieren zu ſchützen, während er die Heerden, ſeinen Hauptreichthum und ſeine faſt einzige Nahrungsquelle, dem Verſchmachten preisgegeben ſieht. Doch mit dem wiederkehrenden Frühlinge vergißt er ſeine Noth und rüſtet ſich auf's Neue zu dem wiederkehrenden fröhlichen Wanderleben. Die Bewohner der Kirgiſenſteppe zerfallen in drei große Stämme oder Horden, von denen die große Horde (Orda) wegen ihrer Wildheit von allen durchziehenden Karawanen gefürchtet iſt. Jede dieſer drei Horden (große, mittlere und kleine) bewohnt beſondere Theile des Landes und betrachtet bald den Kaiſer von Rußland, bald den von China als Oberherrn. Soll die Handelskarawane unberaubt und unangefochten das Land durchziehen, um hier theils Waaren einzukaufen, theils andere zu verkaufen, ſo iſt es nothwendig, daß ſie ſich mit kirgiſiſchen Führern und Geleitsleuten verbindet und ſich durch dieſelben ſchützen läßt. Hat ein mächtiges Geſchlecht das Geleite übernommen, ſo iſt der Kaufmann ziemlich ſicher, ſeine Reiſe glücklich zu beendigen; nur hie und da hat er eine Abgabe für freien Durchzug zu erlegen. Hat er ſich aber einem ſchwächeren Stamme anvertraut und iſt dieſer gar noch mit mächtigeren Geſchlechtern in Feindſeligkeiten verwickelt, was hier oft der Fall iſt, da es bei den Kirgiſen Blut um Blut, Raub um Raub gilt, oder hat ein kühner Räuber Abſichten auf die Karawane, ſo erreicht dieſe ſelten ihr Ziel, ohne ausgeplündert zu werden.

Einer ſolchen Kirgiſenhorde begegnete auch der Reiſende Baſſiner auf ſeiner

Wanderung von Orenburg nach Chiwa. Nachdem er bereits vom Ileck an auf keine einzige Hütte mehr gestoßen war, erblickte er an einem hellen Morgen in der Nähe des Tik-Timir eine, wie man ihm sagte, aus über dreißig Dorfschaften oder Aulen (jede von 30—50 Kibitken oder Hütten) bestehende Kirgisenhorde, welche mit all ihrem Hab und Gut auf der Wanderung begriffen war und mit den Heerden zusammen eine unabsehbare Linie bildete. Voran ritten die Aeltesten der Familien, sämmtlich mit langen Lanzen, einige auch mit Säbeln bewaffnet. Ihnen folgte ein langer Zug von Kameelen, welche das Gepäck, sowie die Weiber und Kinder trugen; zu beiden Seiten des Zuges bewegten sich ihre Heerden, ihre Schafe und Rinder, langsamen Schrittes vorwärts. So mag es ungefähr zur Zeit der Völkerwanderung ausgesehen haben, als Asiens Völker westwärts ziehend Europa überflutheten. Da man durch die Führer der Karawane schon am Abend vorher von der Nähe dieser Horde benachrichtigt worden war, welche, wie man meinte, feindselige Absichten im Schilde führen könnte, so wurden für den Fall eines Angriffs alle möglichen Vorkehrungen getroffen. Die Gewehre waren frisch geladen, die Wachen während der Nacht verdoppelt u. s. w., aber es ging sowohl die Nacht als auch die Begegnung am folgenden Morgen ganz friedlich von Statten.

Tritt ein Reisender in den Aul, so wird er mit dem Rufe Aman! oder Willkommen empfangen und so lange er verweilt, vor jedem Unrecht nach Kräften geschützt; dagegen werden sich dieselben Leute kein Gewissen daraus machen, ihn zu berauben, sobald er sich aus ihrer Mitte nur um eine Stunde entfernt hat. Bei seinen Ueberfällen ist der Kirgise äußerst schlau und sucht seinen Gegner aus einem Hinterhalte zu überraschen. Weiß er dagegen, daß die zu überfallende Karawane zahlreich ist und deren Glieder Feuergewehre mit sich führen, dann nimmt er sich sorgfältig in Acht. Die Kirgisen bekennen sich zum Islam, zeigen aber in Bezug auf ihre Religion eine ebenso große Unwissenheit als Lauheit. Die Reichen haben oft drei bis fünf Frauen, Arme gewöhnlich nur eine. Die Todten beerdigt man gern in der Nähe anderer Gräber oder bei den Ruinen alter für heilig gehaltener Gebäude. Die Kirgisen der goldenen Horde waren vormals durch ihre Raubzüge für Rußland eine furchtbare Plage.

27. Wanderung im mittleren Kaukasus.

Am 3. Juli 1868 brachen die englischen Touristen Freshfield, Tucker und Moore in Kasbek auf. Die Wanderung ging über Kobi nach den steinernen Ossetendörfern Kektris und Abano, in welchem Orte ein reinliches Zimmer mit zwei Betten ausfindig gemacht wurde. Außer daß die Forderungen des Wirthes etwas überspannt lauteten, hatten die Reisenden nichts zu klagen. Zu Roß wurde am nächsten Tage die Wasserscheide überschritten, welche etwa 9400 Fuß hoch, und, zu jener Jahreszeit noch unter Schnee begraben, den Terek von dem Ardon trennt. In der Ortschaft Zacca, jenseits, wurde in einer Scheune übernachtet. Man bewegte sich jetzt in einem Längenthale, gebildet von den zwei Armen des Ardon, wovon der eine aus Osten, der andere aus Westen kommt, und die sich nur vereinigen, um sogleich gemeinsam gegen Norden die Centralkette zu durchbrechen. Bisher war die Landschaft wenig genußreich gewesen, denn die Gipfel der Mittelkette verbargen sich im obern Terekthal meistens hinter ihren Sockeln. Im Ardonthale wurden sie besser sichtbar und gaben an Schroffheit den Gebirgsstöcken

der Schweizer Alpen nichts nach, doch fehlten Gletscher und Wälder. Am Mittag wurde in einem Ossetendorf gehalten und in einem Söllerstübchen ausgeruht. An Hausgeräth schien bei den Osseten kein Ueberfluß zu herrschen, und nur die fleißige Schnitzarbeit an den Wiegen und Armstühlen zeigte, daß man für häuslichen Schmuck einen Aufwand nicht scheue. Im Dorfe Tib wurde in dem reinlichen Dachzimmer eines Ossetenhauses übernachtet, und am Morgen hatte man sich zum erstenmale über Prellereien oder Ueberforderungen von Seiten der Eingebornen nicht zu beklagen. In jenem Dorfe wohnte sogar ein Priester, wie denn das Christenthum gerade dort zuerst Wurzel geschlagen haben soll. Unter den Osseten scheint viel Wohlstand zu herrschen, denn Dürftigkeit ist nirgends wahrzunehmen. Alle Männer trugen gute, ja sogar prächtige Kleider. Die Patronenkapseln auf der Brust und der Gürtel waren unfehlbar aus Silber, der breite Dolch oder das Römerschwert stak in reich verzierter Scheide, und an sonstigen Schmuckgegenständen wurde noch vieles zur Schau getragen. Nicht einem einzigen schäbigen oder ärmlich gekleideten Mann begegnete man im Ossetenlande.

Am 6. Juli wurde ein zweiter Querriegel, der Mamissonpaß, überschritten, welcher das Quellgebiet des westlichen Ardon vom östlichen Rion trennt und ebenfalls noch bis über die Schneelinie hinaufreicht. Glola Squali ist der Name des ersten Gewässers, welches zum Rionsystem gehört und das an dem gewaltigen Gebirgsgipfel des Adai Choch entspringt. Gurschavi ihm zu Füßen, der erste Ort im Rionbecken, wurde als Rastplatz erwählt. Die Gipfel der Centralkette entziehen sich hinter ihren Vorstufen den Blicken, doch liegt die südliche Vorkette völlig aufgeschlossen. Der Adai-Choch, so weit er durch Fernrohre untersucht werden konnte, wird von drei scharfen Graten aus Fels und Eis gebildet, die zu einem scharfen Horn zusammenstoßen und dadurch eine bisher nicht gesehene überraschende Gipfelform erzeugen. Die Wände des einen Grates, des nordwestlichen, waren so schroff, daß sie geradezu überzuhängen schienen. Doppelstirnig erhob sich ein zweiter Bergstock über gewaltigen und phantastisch zerklüfteten Steinwällen fast zu gleicher Höhe, nämlich nach Schätzung der Reisenden eher näher an 15 als an 14,000 Fuß. Da, wo die Gewässer nicht mehr nach Norden abfließen, sondern nach Süden die Vorketten durchbrechen, änderte sich auch die Landschaft; die Abhänge waren mit Wäldern bedeckt, die an Ueppigkeit und Artenreichthum die Alpenvegetation weit überboten. Für ein dichtes Untergestrüpp sorgten weiße Alpenrosen, die damals in voller Blüthe standen. Ein Maler dürfte sich da, wo die beiden Gipfel des Adai-Choch sichtbar werden, niederlassen und ein unübertreffliches Gemälde liefern, ohne einen künstlichen Vordergrund zu erdichten oder ohne an der Natur etwas zu ändern. Das schäumende Wildwasser und der reiche Baumschlag in greifbarer Nähe, die waldigen Abhänge im Mittelgrund und endlich die Riesengestalten, welche die Aussicht schließen und krönen, sind würdige Gegenstände für eine Meisterhand.

Glola, die nächste Ortschaft im Thale, erinnerte lebhaft an das Berner Oberland, denn die Häuser, aus Holz erbaut, haben vorspringende, mit Steinen beschwerte Dächer und freie Galerien, nur vermißt man die schweizerischen Schnitzereien, sowie Sauberkeit und Correctheit in der Ausführung. Dort, wie fast überall im Kaukasus, wurden die Reisenden mit frischem Brote bewirthet, welches zwar einen eigenthümlichen und für viele widerlichen Geschmack besitzt, den Fremdlingen jedoch besser mundete, als das Schwarzbrot der deutschen Alpen. Zum ersten Male hatte man von Ungeziefer zu leiden, was

leicht dadurch erklärt wird, daß nicht mehr in Stein-, ſondern in Holzgebäuden übernachtet werden mußte.

Am 9. Juli ging es durch dichten Wald, dem noch keine Axt weh gethan hat, abwärts zu der Stelle, wo die beiden Arme des Rion zuſammentreffen, um ſogleich in einer ſchmalen Schlucht durch die ſüdliche Vorkette zu brechen. Chiora, der nächſte Raſtplatz, aus Stein erbaut, liegt ſchon eine Strecke aufwärts am weſtlichen oder eigentlichen Rionarm. Dort mündet der Gurdziewiskpaß, der aus Transkaukaſien über den Centralkamm nach Rußland führt. Dieſen Paß beſchloſſen die Bergſteiger zu überſchreiten, um womöglich einen andern Rückweg an der Adai-Chochgruppe vorüber zu ſuchen. Um 1 Uhr Morgens begann die Bergfahrt. Der Pfad hob ſich empor bis zur obern Birkengrenze, auf welche Matten mit Alpenkräutern folgten. Auf einer Höhe von 8000 Fuß erſchloß ſich ein Rundblick auf das Becken des obern Rion, welches die ſchon vorher gefaßte gute Meinung von ſeinen landſchaftlichen Reizen völlig beſtätigte. Zum Verdruß der Wanderer ſenkte ſich der Pfad zunächſt wieder gegen 2000 Fuß abwärts in einen herrlich bewaldeten Thalboden, an deſſen Ende eine enge Schlucht ſtreng nördlich zum Gurdziewiskpaß ſich hinauf zieht. Heerden von Rindern und Roſſen, ſowie hie und da aufſteigende Rauchſäulen bezeugten die Gegenwart von Hirten, doch durfte man ſich deßwegen nicht verſprechen, auf Blockhütten, wie etwa in der Schweiz, zu ſtoßen, denn die abgehärteten Aelpler des Kaukaſus begnügen ſich mit einem Obdach aus Baumzweigen, bedeckt mit etlichen Schaffellen. Als zuletzt der Schnee erreicht worden war, begegneten die Wanderer einer Schafheerde auf der Wanderung von Rußland nach Transkaukaſien, begleitet von zwei Hirten und einigen ſtreitluſtigen ſchönen Hunden. Die Rückſeite der Kette erſchien nicht ſehr großartig, nur ein einziger Gipfel, der Tau Burdiſula, gehörte in eine höhere Rangklaſſe, aber auch er hinterließ keinen mächtigen Eindruck. Nach Mittag begegneten die Wanderer nochmals einer Schafheerde, und unweit der Nadelholzgrenze am Nordabhang zwei Bauern mit einem Maulthier, nach welchen Anzeichen der Paß von Verkehr ziemlich belebt wird. Als aber die Bergſteiger zur Umſchau eine grasbewachſene Kuppe zur Rechten beſtiegen, eröffnete ſich ihnen die Ausſicht auf ein Gebirgswunder, nämlich einen Gletſcher, der an Mächtigkeit in der Schweiz nur vom Aletſchgletſcher überboten wird. Nach Abichs Angaben iſt er 1400 Fuß breit und ſenkt ſich gegen Norden zu dem Dorfe Zenaga bis auf 5350 Fuß herab, die niedrigſte Höhenſtufe, die ein kaukaſiſcher Gletſcher erreicht.

Der Feldzugsplan für den nächſten Tag wurde ſogleich entſchieden, denn nicht auf dem alten Weg der Viehtreiber, ſondern über jenen Gletſcher gedachten die Verwegenen ihren Rückweg nach Transkaukaſien zu ſuchen. Die Entdeckung einer Quelle beſtimmte die Wahl des Lagerplatzes in der Nähe des Karagamgletſchers, wie ihn die Reiſenden nach dem aus ihm hervorgehenden Fluſſe nannten; abgehauene Tannenzweige dienten als Lager für die Nacht, und nachdem ſich die Hungrigen mit einigen von Tiflis her noch aufgeſparten Leckereien geſättigt hatten, ſtreckten ſie ſich neben einem guten Feuer mit einbrechender Dunkelheit nieder. Auch ſchliefen ſie länger als ihnen lieb war, ſo daß ſie erſt um 3½ Uhr Morgens reiſefertig aufbrachen. Ein Hirtenpfad geleitete ſie anfangs eine gute Strecke den Gletſcher entlang, dann aber bildete das Eismeer ſelbſt ihre einzige Straße. Zuerſt ging es glatt und luſtig aufwärts, dann aber wurde das Eismeer rauher, und ſchließlich drohte ein ſcheinbar unüberſchreitbarer gewaltiger Querſpalt das Unternehmen zum Abſchluß zu bringen, doch half eine etwas verdächtige Schneebrücke den kecken

Bergsteigern über das Hinderniß hinweg. Rüstig, wenn auch mühsam, aufwärtsschreitend, hoben sich die Wanderer allmählich so hoch, daß die Seitenwände des Gletschers sichtbar niedriger wurden, auch ging das Eis schon merklich in Firnmasse über. Es war aber bereits 1 Uhr 30 Min., ehe die Höhe des Passes erreicht wurde. Sechs Stunden hatte der Marsch auf dem Gletscher gewährt, und etwa 3750 Fuß an senkrechter Höhe waren nach den Angaben des Barometers gewonnen worden. Auf der Höhe aber schauten sich die Verwegenen verwundert und besorgt nach einem Wahrzeichen um, denn sie erkannten keinen der Gipfel wieder, die sie etliche Tage zuvor auf der andern Seite im Thale gemustert hatten. Gleichwohl mußten sie vorwärts. Drei Stunden ging es über ein weiches und ziemlich ebenes Schneefeld, das sich erst um 4 Uhr abwärts nach Süden zu senken begann. Bald wurde der Abhang schroffer, und an die Ufer eines Gletschers gelangt, erkannten die Wanderer endlich genau eine Schlucht, die sich nach dem Rion öffnete. Rüstig ging es den Gletscher abwärts, aber bald standen unsere Helden an einem Eisfall, der fast so lang und viel steiler als der Gletscherabhang auf der andern Seite, in die Tiefe hinab hing. Eine Umschau ließ indessen Freshfield weiter gegen Osten eine mit Schnee gefüllte Schlucht entdecken, die vieles versprach, obgleich niemand voraus wissen konnte, wohin sie schließlich führen werde. Glücklicherweise hatten sich mittlerweile die Nebel verzogen, welche die Wanderer ein paar Stunden zuvor sehr beunruhigt hatten; der blaue Himmel klärte sich vollständig ab, und ein warmer Sommerabend verhieß den Unerschrockenen seine Huld. Das Schneefeld in der Schlucht war steil, verstattete aber einen raschen Abstieg bis zu der Stelle, wo der Einschnitt sich scharf herumbog, und wo sich offenbaren mußte, wohin er eigentlich münde. Der Glücksstern der Bergwanderer wollte es nun, daß sie an der entscheidenden Wendung eine gerade Felsrinne vor sich sahen, welche in einem Schneefeld sich verlor, das unten von grünem Rasen begrenzt war. Jetzt erst fühlten die Bergsteiger einige Sicherheit, daß der Tag siegreich und ohne Reue für sie endigen werde, denn bei ihren knappen Mundvorräthen wäre ein Rückzug sehr bedenklich, und bei nebligem Wetter vielleicht ganz unausführbar gewesen. Eine Schaar Pferde auf der Alpenweide war das erste Anzeichen der Rückkehr in die bewohnte Welt, doch war es schon viel zu spät geworden, als daß die Wanderer hätten irgend eine Ortschaft erreichen können. Sie mußten daher ihren Hunger mit ein paar Brotschnitten stillen, und an einem schrägen bewachsenen Abhang im Freien schlafen, von wo sie obendrein durch ein glücklicherweise kurzes Gewitter aufgescheucht wurden. Am dritten Tage (12. Juli) stießen sie bald auf einen breiten Weg und in 4 Stunden erreichten sie Glola, von wo sie dann nach genossenem Mahle noch bis Gebi zogen, die Ortschaft, wohin der Dolmetscher ihnen vorausgezogen war, und wo er für sie eine Hütte gemiethet hatte, die mehr Bequemlichkeiten bot als sie erwartet hatten.

Die nächsten Reisetage brachten die Wanderer aus dem Gebiete des Rion in die des Ingur. Auf drei Märschen zwischen dem letzten Dorfe der Osseten und dem ersten der Swanen herrscht gänzliche Oede. Keine Spur von einem Wege ist sichtbar. Echter unverfälschter Urwald mit faulenden Stämmen und Dickicht wechselte ab mit morastigen Strecken oder Lichtungen, wo die krautartigen Gewächse zu solcher Ueppigkeit gedeihen, daß der Wanderer durch sechs Fuß hohe Doldengewächse sich den Weg bahnen mußte. Auch diese Nacht sollte im Freien zugebracht werden, obgleich es stark regnete. Doch erreichte man noch rechtzeitig einen Wald, dessen Wipfel so dicht zusammenschlossen, daß der Boden unten ganz trocken geblieben war. Dort wurde das Zelt geschlagen

und ein mächtiges Feuer angezündet, um welches die ossetischen Träger in einer malerischen Gruppe sich lagerten.

Am 17. Juli ging es das Thal des Scena, eines rechten Seitengewässers, aufwärts nach dem Nakagarpaß (8270 Fuß), der die Wasser des westlichen Zenes-Squali vom Ingur scheidet. Jenseits zeigten sich sogleich wieder Menschenspuren, und bald hielten die Briten ihren Einzug in Shibiani, dem ersten Dorfe der Swanen, wo ihrer das größte Abenteuer der ganzen Wanderung harrte. Swanetien besteht im Grunde aus einem Längenthal, in dem sich die Gewässer des Ingur entwickeln und Shibiani liegt in ihrem Ursprungsgebiet, am äußersten Ende der bewohnten Welt, denn eine Einöde von drei Märschen trennt es, wie gesagt, von der ersten Ossetenortschaft gegen Osten. Ueber dem Ingurthale schwebt die Herrschaft der Russen nur wie ein Schatten. Kürzlich noch war es anders. In Pari, einem Dorfe weiter westlich in der Nähe des Elbrus, saß vormals Constantin Dadisch-Kilian, der Fürst aller Swanen. Etwa ums Jahr 1860 wurde er aus politischen Verdachtsgründen vom Statthalter Mingreliens nach Kutais zur Verantwortung beschieden. Er stellte sich wirklich ein, und es wurde ihm bedeutet, daß er in Zukunft fern von seiner Heimath in Rußland zu verweilen habe. Ein Wortstreit entbrannte, der Fürst zog im Zorn den Dolch und stieß den Statthalter nieder. Wohl gelang es dem Mörder fürs erste zu entfliehen, aber die Russen wurden seiner schließlich habhaft und erschossen ihn in Kutais. Pari, sein vormaliger Sitz, wurde von den Russen hierauf besetzt, und eine Zeitlang stand Swanetien völlig unter strenger militärischer Zucht. Es ergab sich jedoch bald, daß die Kosten dieser Eroberung ihrem Werthe nicht entsprachen, die Russen zogen deshalb ihre Soldaten zurück bis auf zehn Kosaken in Pari, deren Ansehen freilich nur auf diesen kleinen Ort beschränkt blieb. Die Swanen also waren der Freiheit wieder zurückgegeben, und was das edle Wort Freiheit im Kaukasus bedeutet und wie es dort hassenswürdig erscheinen kann, werden wir sogleich erfahren. Gustav Radde, der Swanetien bereist hat, entdeckt in den Gesichtszügen der Swanen Rohheit und Frechheit, vermählt mit thierischem Stumpfsinn und Neigung zur wortkargen Verschlossenheit. Nichts seltenes sei es, Personen zu treffen, die zehn oder mehr Morde begangen, wir würden sagen ihr Gewissen damit belastet haben, wenn bei diesem Volk ein Gewissen vorhanden wäre. Das Ingurthal ist außerordentlich großartig, denn die Berge, die von der Mittelkette nordwärts herabschauen, sind meist 14,000 Fuß hoch, der Tau Tötönal sogar 15,000 Fuß. Gegen Süden aber erhebt sich als Vorkette das Leilagebirge bis zu 11,200 Fuß, und von ihm strecken sich in das Thal Gletscher herab, die gar nicht zu verachten sind.

Alle Ortschaften in Swanetien liegen gesellig beisammen. Unsere Helden näherten sich jetzt einer solchen Dörfergruppe, die den Namen Uschkul führte und aus den Ortschaften Shibiani, Tschubiani und Murkmur bestand. Das Thal selbst ist grün und kahl, höchstens mit niederm Gestrüpp bewachsen, und hat, wenn Wolken das Hochgebirg einhüllen, einen gemeinen Anstrich. Seltsam und malerisch aber sind die Dörfer selbst, denn sie bestehen aus steinernen, bisweilen weiß angestrichenen, sonst schwarzbraunen Thürmen, deren in den drei Dörfern nicht weniger als sechzig überblickt wurden. Zu ihren Füßen liegen steinerne Scheuern mit schrägen Dächern. Die Fremdlinge wurden umringt von der wildaussehenden Bevölkerung, selbst die Buben schon hatten sich mit langen Dolchen bewaffnet. Nicht nur Frauen waren ohne Ausnahme häßlich, sondern auch die Mädchen zeigten die wildesten Gesichter, Thieren ähnlicher denn Menschen. Im Gegensatz zu der Kleiderpracht unter den Osseten gleichen

die zerlumpten Swanen den Vogelſcheuchen. Dennoch traf man unvermuthet bei ihnen Spuren der Civiliſation. Ruſſiſches Papiergeld wurde willig genommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Noten friſch waren, beſchmutzte und verbrauchte wurden beharrlich zurückgewieſen. Eine leere Scheuer wurde den Fremdlingen als Nachtlager eingeräumt, und die oſſetiſchen Träger aus Gebi auf ihr Verlangen nach ausgezahltem Lohn unverzüglich verabſchiedet, denn offenbar fühlten ſie ſich unter den Swanen nicht heimlich.

Am nächſten Morgen (18. Juli) ſteckte François, der Schweizerführer, den Kopf zuerſt aus der Thüre und verkündigte, daß es „etwas zu ſehen" gebe. Das Wetter war nämlich hell geworden und hatte eine großartige Gebirgslandſchaft enthüllt. Wallartig ſenkten ſich die Hochgebirge herab, und ſelbſt zwei Gletſcher, die herniederhingen, waren ſo ſteil, daß die Beſchauer ſie für unerſteiglich erklärten. Des Tags über hatten die Fremdlinge von Neugierde und Zudringlichkeit der Swanen viel zu leiden. Kleine Diebſtähle wurden trotz aller Wachſamkeit verübt, und um die Zudringlichen Abends los zu werden, ging Moore aus der Scheune, ſchoß ſeine Drehpiſtole ab und lud ſie von friſchem. Die fünf Schüſſe thaten die beſte Wirkung, um den Platz zu ſäubern. Die Engländer verrammelten hierauf ihr Thor und wurden nicht weiter beläſtigt.

Am nächſten Morgen (19. Juli) begannen die Schwierigkeiten. Unſinnige Forderungen wurden geſtellt für gelieferte Nahrungsmittel von dem einen, für die Miethe der Scheune, für das Heu zum Nachtlager, für das Brennholz von andern. So raſch wie möglich wurde alles Berechtigte reichlich bezahlt. Da der Führer mittlerweile verſchwunden war, ergriff einer der Engländer das Roß, dem man eine Hälfte des Gepäckes aufſchnürte, während die Reiſenden die übrigen Habſeligkeiten unter ſich vertheilten. Als aber François und Paul noch einmal in die Scheune getreten waren, um nachzuſuchen, ob etwas zurückgeblieben ſei, ſchloſſen etliche Swanen die Thüre hinter ihnen zu. Entſchloſſen hieb Freſhfield mit ſeiner Eisaxt die Thür ein, und als einer der Bauern die Thür mit den Händen zuſtemmen wollte, drückte Freſhfield ihm den kalten Lauf des Revolvers gegen die Wange, daß er zurückprallte. Jetzt ging es raſch fort, während der Tumult ſeinen Gipfel erreichte. Dolche und Säbel wurden gezückt, Piſtolen gezogen, Flinten herbeigeholt. In dieſem kritiſchen Moment erinnerten ſich die Briten einer Argonautenliſt. Während ſie ſich zurückzogen, warfen ſie ein paar Hände voll Kopekenſtücke hinter ſich, die nun haſtig aufgeleſen wurden, und indeß ſich die edlen Swanen um das kupferne Manna rauften, war die kleine Geſellſchaft im Freien. Haſtig ging es fort durch das Dorf Tſchubiani, deſſen Bewohner ſich wohl unter dem Pöbel von Shibiani befunden haben mochten, da der Ort wie ausgekehrt erſchien. Zwar wurden unſere Abenteurer noch ſpäter verfolgt, allein zwei von ihnen ſtellten ſich da, wo der Pfad eng wurde mit den Piſtolen in der Fauſt auf, bis das Roß und die übrigen einen hinlänglichen Vorſprung gewonnen hatten.

Im Regenwetter ging es weiter. Eine zweite Dörfergruppe, Kal genannt, blieb auf der Höhe liegen, aber bald darauf bog der Weg vom Ingur ab, weil der Fluß weiter unterhalb durch unzugängliche Schluchten ſich zwängt, und der Weg daher an den Seiten des Hochgebirges entlang laufen muß. Ein kleiner verfallener Thurm wurde als Raſtplatz für die Nacht bezeichnet, doch räumten die Briten denſelben ihren Dienern ein und ließen ſich dafür hinter einer Steinmauer ihr Zelt aufſchlagen.

Am nächsten Morgen ging es im Zickzack über die blumigen Matten des Dschkjümen-Jochs, welches das Thal des Kalde vom Thal des Adisch trennt. In unsern deutschen Alpen giebt es keine Gebirgskette, die so unzugänglich wäre, wie der Abschnitt des kaukasischen Centralkammes zwischen dem Tau Tötönal und den Quellen des Ingur. Oben auf dem Joch harrte der Wanderer ein glorreicher Blick auf den Adischgletscher, dessen Firnmeer jedoch wegen des schroffen Abfalls der Gebirgswände den Blicken sich entzieht. Der gefrorene Wasserfall stürzt der Schätzung nach etwa 4000 Fuß tief herab und erscheint wegen seiner Steilheit unersteigbar. Seine reine Oberfläche ist strahlend weiß und so rein wie die des Rosenlaui im Berner Oberlande. Westlich davon erhob sich die zierliche Schneepyramide des Tau Tötönal, aufsteigend auf einem breiten Felsensockel, östlich davon aber starrt in die Lüfte ein steinernes Horn, nicht so hoch wie der Tötönal, aber von kühneren Umrissen. „Es ist unmöglich," bemerkt Freshfield, „den Schönheiten der dortigen Landschaften völlig gerecht zu werden, da sie durch ihre großartigen Verhältnisse die klassischen Stellen der Schweiz verdunkeln. Gehölze von Eschen, Haselstauden und Föhren wechselten mit Gebüschen von Lorbeer, weißen Rhododendren und gelben Azaleen, deren Duft die Lüfte würzte. Tigerlilien, eine der charakteristischen Blumen des Kaukasus, streckten ihre rothbraunen Schäfte über die üppigen Kräuter, während dunkelblaue Lupinen und Rosenpappeln über die niedrigen Blumen ihre Herrschaft geltend machten." Solche Schilderungen müssen mächtig auf die Reiselust der Engländer wirken, besonders auf solche, welche von der Schweiz schon gesättigt worden sind. Den drei touristischen Pioniren werden bald neue Pilger folgen, und da der Kaukasus durch Eisenbahnen und Dampfschiffe den Engländern jetzt näher liegt als die Schweiz vor etwa 30 Jahren, so wird sich ein wanderlustiger Schwarm, noch ehe das Jahrhundert zu Ende geht, nach dem Kaukasus ergießen, eine Kette von Wirthshäusern selbst unter den blutgierigen Swanen entstehen, und der Kaukasus bald der Reiseliteratur verfallen.

Nach dem Auslande.

28. Besteigung des Elbrus.

Am 29. Juli 1868 wurde durch die vorgenannten englischen Touristen die Bergfahrt zum Elbrus in Begleitung von fünf einheimischen Bauern als Träger um 8½ Uhr Morgens angetreten, und ging zuerst den Baksan aufwärts bis zur Quelle, d. h. bis zum Fuße des Gletschers, unter dem er hervorbricht. Das Ersteigen einer der Thalwände, die aus Säulenbasalt bestand, war ziemlich jäh und das hochstehende Gras voll von Schlangen, die sonst im Kaukasus zu den Seltenheiten gehören. Einer der Träger bedeutete Freshfield ihm auf eine kleine Anhöhe zu folgen. Dort zeigte er ihm eine sanft gewölbte Schneemasse, die über den Gletschereissturz aufstieg, welcher die Schlucht ausfüllte. Dies war endlich der Elbrus, zum erstenmal deutlich und unzweifelhaft seit monatelangem Suchen! Oben auf der Höhe wurde bei etwa 7500 par. Fuß senkrechter Erhebung in der Nähe eines Hirtenlagers das Zelt geschlagen. Am zweiten Tage ging es zuerst über Matten von kurzem Rasen mit eingewebten Gentianen, sowie abwechselnd über Schneestreifen und durch Felsblöcke, dann auf einem Felsenkamm hinauf bis zu einem beständigen Schneefeld, von dem aus der Elbrus in der Gestalt einer umgestürzten Theetasse vor den Reisenden lag und ihren geübten Blicken einen bequemen Sieg verhieß. Nur zeigte er just dort zwei Gipfelspitzen, die jedoch beide leicht zugänglich erschienen. Die Stelle, wo das Zelt geschlagen wurde, lag 11,300 par. Fuß

hoch und verſtattete einen genußreichen Blick auf die Herrlichkeiten des Centralkammes mit dem viereckigen Gipfel des Tungſorum, von deſſen Seite ein fleckenloſer Gletſcher ſich ergoß. Weiter öſtlich erhob ſich ein rieſenhafter Doppelzahn, den die Reiſenden als den ſwanetiſchen Uſchba erkannten.

Die Nacht im Zelt ohne ein Feuer war bitter kalt. Waſſer in einem Guttaperchaſchlauch fror bis auf den letzten Tropfen. Am 31. Juli 1868, nachts 2 Uhr 20 Min., ſchirrten ſich unſere Helden an das Schneeſeil. Paul, der Dolmetſcher, beſtand darauf, ausnahmsweiſe an der Wanderung theilzunehmen. Der Elbrus lag vor ihnen, leider zum Theil eingehüllt in ſchwarzes Gewölk; der Himmel aber war klar und die Sterne funkelten in einem übernatürlichen Glanze. Die Anwendung eines Seiles war nicht überflüſſig, denn Freſhfield verſchwand plötzlich in einer überdeckten Schneeſpalte. Der Zwiſchenfall war jedoch mehr ärgerlich als gefährlich. Als die Schneehänge anfingen ſteiler zu werden, begann auch die Kälte empfindlich zu wirken, ja unſere abgehärteten Bergſteiger fürchteten ſchon dies oder jenes Glied möchte erfroren ſein. Es dauerte auch nicht lange, ſo löſte ſich Paul das Seil vom Leibe und ſuchte ſo ſchnell er konnte den Rückweg. Der Aufgang der Sonne erfolgte prachtvoll, und wie ein ertapptes und beſchämtes Geſpenſt zerſchmolz plötzlich die ſchwarze Wolke des Elbrus bei der Berührung des Lichtes. Um 7 Uhr 30 Min. hatten die Bergſteiger etwa 15,000 par. Fuß gewonnen und die Felſen erreicht, welche den obern Theil des Gipfels bildeten. Die Kälte wollte ſich aber nicht lindern, und vor Froſt zitternd beriethen die Wackeren, ob es nicht gerathener ſei umzukehren. Welche Meinung ſchließlich geſiegt hätte, darüber läßt uns Freſhfield im Zweifel. Beim Rückwärtsblicken ſahen unſere Briten jedoch, daß zwei ihrer Träger von freien Stücken und mit gewaltigen Schritten als geübte Steiger ihnen nacheilten. „Wenn einer der Träger mich begleitet, dann geh ich hinauf!“ rief Freſhfield. „Wenn einer geht, gehen alle!“ ſetzte Moore hinzu. So geſchah es denn auch. Die Sonne ſchien endlich ihre Schuldigkeit zu thun, denn obgleich die Kälte noch ſtreng blieb, ſo war ſie doch ſeitdem nicht mehr unerträglich. Der Pfad über Steingeröll bot keine Schwierigkeiten, ein einziges Mal mußten ein paar Stufen in einen Eismantel über einer niedern Steinwand gehauen werden. Noch waren die rüſtigen Wanderer im Zweifel ihres endlichen Sieges, als ſie an einer jähen Steinklippe emporſtiegen, und oben unvermuthet den Gipfel erreicht hatten. Von Oſt nach Weſt erſtreckte ſich vor ihnen ein breiter, gangbarer Kamm, der zuletzt in ein kleines Felsſtück endigt, und das Ende eines hufeiſenförmigen Grates mit drei Erhöhungen bildet, in welchen ein Schneefeld eingeſchloſſen lag, das auch den Laienaugen der Briten deutlich als ein alter Krater ſich zu erkennen gab. Uebrigens nahmen ſie von oben Geſteinsproben mit, die in England unterſucht und als Laven anerkannt worden ſind. Der Elbrus iſt alſo ein Vulkan geweſen, und jetzt erklärt ſich leicht, warum gerade er, die höchſte Erhebung, nicht auf dem Centralkamm, ſondern etwas nach Norden abgerückt und einſam liegt. Die Beſteiger begingen gewiſſenhaft das Hufeiſen bis zum äußerſten Ende, beſtiegen alle drei Erhebungen, und ließen ſich im Schutz der letzteren ein wenig nieder. Im Norden lag die Steppe unter einem Nebelmeer, ſonſt war alles klar. Gegen Oſten vorzüglich war der Glanzpunkt der Ausſicht: die Centralkette bis zum Kasbek. Die kaukaſiſchen Gebirgsſtöcke ſind noch ſchöner geformt, die Gipfel noch ſchärfer geſpitzt und die Thäler allem Anſchein nach noch tiefer eingeſenkt als irgendwo in den Alpen. Gerade ſüdwärts unter ihnen lag die Doppelſpitze des Uſchba, und wie auf einem Panorama ausgebreitet zog vor ihnen

die Mittelkette zwischen Swanetien und dem Elbrus vorüber. Ueber einen kühnen Felsengipfel hinweg wurde eine graue ebene Fläche sichtbar, ob es das schwarze Meer selbst sei, oder nur eine darauf schwebende Nebeldecke, ließ sich nicht entscheiden. Nach Norden zu sinkt der Schneemantel des Elbrus sanft und gleichförmig wohl 9400 par. Fuß hinab. Keiner der Theilnehmer spürte bei 17,382 par. Fuß Höhe irgend etwas von Bergkrankheit, so daß dieses Uebel entweder etwas örtliches oder etwas temporäres ist. Um 10 Uhr 40 Min. war der Berg bezwungen worden, und etliche Minuten nach 11 Uhr, nachdem François, der Schweizerführer aus Chamouni, auf der ersten Spitze einen Steinhaufen als Wahrzeichen des Sieges errichtet hatte, ging es wieder abwärts. Erscheint von Poti und Pätigorsk der Elbrus in zwei Spitzen ausgefeilt zu sein, so ist dies nur eine merkwürdige Wirkung der Perspective, denn die Einsattlungen zwischen den Erhöhungen des Kraterrandes betragen nicht mehr als 140 par. Fuß. Die Briten waren in $7\frac{1}{2}$ Stunden mit geringen Unterbrechungen 6100 par. Fuß gestiegen. In vier Stunden ging es dafür abwärts bis zu dem Lagerplatz der Hirten. Die tatarischen Träger hatten sich als Bergsteiger höchsten Ranges bewährt, und würden zu vortrefflichen Bergführern für die künftigen Touristen sich eignen, wenn nicht die Sprache ein so großes Hinderniß wäre. Am 1. August hielten die Helden ihren Triumpheinzug in Uruspieh, von dessen Einwohnern sie herzlich empfangen und stürmisch bewundert wurden.

Nach dem Auslande.

29. Das heilige Feuer von Baku.

Nordwärts von der Stadt Baku am kaspischen Meere, etwa $1\frac{3}{4}$ Meilen von ihr, befindet sich auf der Halbinsel Abscheron das berühmte heilige Feuer, 20 Minuten von den weißen Naphthagruben zwischen den Dörfern Ssurachani und Emir Hadshan. An diesem Feuer lebt eine Colonie indischer Feueranbeter.*) Wir fuhren Abends hin. Schon eine weite Strecke vorher, ehe man zu dem heiligen Feuer gelangt, bemerkt man es aus der Ferne, — ein seltenes Schauspiel der Nacht! Man unterscheidet vier Hauptflammen in der Dunkelheit und je näher man kommt, desto mehr kleinere Flämmchen sieht man aus der Erde flimmern. Die vier Flammen steigen hoch in die Luft und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die öde und verlassen da liegt. Endlich unterscheidet man die hohe weiße Steinmauer und vier über sie emporragende Röhren, aus denen die großen Flammen hervorbrechen. Man glaubt in der Nähe eines Feenschlosses zu sein.

Wir näherten uns dem Eingange und traten ein — ein blendender Anblick! — in einen stark erhellten, geräumigen Hof, in dessen Mitte sich eine viereckige Halle mit vier Röhrenpfeilern erhebt, aus denen die großen Flammen hervorbrechen. Dadurch entsteht ein Feuer, das den Ankommenden ebenso sehr überrascht als blendet. Ringsher bemerkt man an den inneren Wänden der Mauer die Zellen der Indier, deren einer uns gleich beim Eintritt empfing. Fast nackt, nur mit einer Schürze und einem weißen Turban versehen, trat er aus seiner Zelle, langsamen Ganges, blieb dann wieder stehen, faltete seine Hände, ehrfurchtsvoll vor seinem Feuergotte sich verneigend und wiederholte unaufhörlich in indischer Sprache die Worte: „Rahma erhalte den Herrscher

*) A. Petzholdt fand 1863 nur noch einen vor, der jedoch Religionsgenossen aus Indien erwartete, wohin die bisherigen Feueranbeter zurückgekehrt waren.

Rußlands!“ — Rahma heißt in ihrer Sprache Gott. Jetzt kamen noch andere faſt nackte Indier aus ihren Zellen hervor; ihre braune Farbe, ihr verworrenes Haar, das bei mehreren ohne Turban unordentlich und lang herunterhing und die Magerkeit ihres Körpers, der, lang und abgezehrt, nur Knochen zeigte, erregte in uns ſonderbare Gefühle. Jener erſte Indier nöthigte uns in ſeine Zelle; wir fanden in ihr außer einem elenden Teppiche und ein paar Waſſerkrügen keine weiteren Geräthe; vor ſeiner Zelle blühte aber ein ſchöner Roſenſtrauch in üppiger Fülle. Von ihm gingen wir zu den übrigen Indiern, deren etwa zwölf hier ſein mochten. Die Zellen der meiſten waren klein und, wie jene, ohne alles Hausgeräth; in den meiſten brannten mehrere Flammen, theils am Boden ſelbſt, theils an der Spitze einer Kalkröhre, die im Boden ſtak und gleichſam als Kerze diente.

Bei einem ihrer Oberprieſter, der einen engen, braunrothen, ſtreifig-ſeidenen Kaftan und eine rothe ſpitze Mütze trug, ſahen wir mehrere ihrer Götzenbilder: kleine, thieriſche, metallene Figürchen, die im Winkel auf einem kleinen Tiſche vor einem ſeidenen Vorhange ſtanden, andere halb menſchliche, faſt kleinen Teufelchen gleichende Figuren waren mit greller, rother Farbe an die Wand gemalt. Sie hatten zwar Kronen auf dem Kopfe, aber auch lange Schwänze, und blieſen in große Hörner. Auch hier brannten mehrere Flämmchen.

Eben als wir in ihre Zellen traten, blieſen die Indier in Tritonmuſcheln und zogen zugleich die Glocke in der Halle, als Zeichen, daß ſie ihre Andacht halten wollten. Einige, wie der Oberprieſter, brachten einen halben Bogen Papier hervor, auf den ein indiſches Gebet geſchrieben war, das ſie ablaſen und dabei unaufhörlich den Kopf bewegten. Nur beim Oberprieſter verſammeln ſich mitunter einige andere Indier, um mit ihm ihre Götzen anzubeten; ſonſt verrichtet Jeder das Gebet in ſeiner Zelle und kommt nie in die eines Andern. Die meiſten ſaßen an ihrem Feuer, ſchürten es und beobachteten dabei ein tiefes Stillſchweigen; andere ſchlugen beide Hände über dem Kopfe zuſammen, indem ſie ihn beſtändig bewegten und ſagten ihre Gebete her. In ihrer Andacht laſſen ſie ſich von Niemandem ſtören; daher konnten wir ungehindert die Zelle eines Jeden anſehen, ohne daß er ſeine Gebete unterbrach.

Die umliegenden Ortſchaften benutzen dieſes dem Erdboden entſtrömende Kohlenwaſſerſtoffgas zu mancherlei Zwecken, wie zur Erleuchtung der Wohngebäude, zum Kochen, zum Kalkbrennen. Zur Gewinnung iſt nur nöthig, daß man die Oberfläche des Bodens etwas bei Seite räumt, und mittelſt einer Brechſtange die unmittelbar darunter liegenden, ſtark zerklüfteten Kalkſteinſchichten aufbricht, um das zwiſchen den Spalten hervorbrechende Gas anzünden zu können. Die umliegenden Steine kommen nach und nach zum Glühen und werden dadurch auf einfache Weiſe zu Kalk gebrannt.

In der unmittelbaren Nähe des Kloſters, an ſeiner hintern Mauer angebaut, befindet ſich ein von einer Actien-Geſellſchaft begründetes großes Etabliſſement, welches rohes Steinöl verarbeitet.

30. Der Markt von Oſtrownoje und die Tſchuktſchen.

Oſtrownoje liegt 250 Werſt — deren 7 eine deutſche Meile — von Nis'hne-Kolymsk auf einer Inſel des kleinen Aniuj. Außer der ſogenannten Feſtung, welche in nichts Anderem beſteht, als in einigen Hütten, die als Kaſernen dienen und von einem morſchen, hölzernen Zaune umgeben ſind, gehören zu dieſem Flecken eine kleine, baufällige Kapelle und etwa 20 bis

30 regellos zerstreute Hütten. Diese sind jetzt alle vollgepfropft mit Marktgästen, von denen noch die größere Hälfte im Freien lagern muß. Ueberall zeigt sich Leben und Thätigkeit. Abends verschwinden die schmutzigen Schneehaufen ähnelnden Hütten und man sieht nur noch den matten Lichtschimmer, der durch die Eisscheiben der Fenster bricht, die Feuer der unter freiem Himmel kampirenden Gäste und den rothen, mit großen Funken gemischten Rauch, welcher aus den Zelten der Tschuktschen an dem gestirnten Himmelsgewölbe aufsteigt, das gewöhnlich in dem Glanze eines strahlenden Nordlichts leuchtet. Die Tschuktschen hatten sich in neun Lagern auf den Inseln des Flusses niedergelassen und waren wie zu Hause. Sie kommen von der äußersten Ostspitze Asiens, dem Tschukotskoy-Noß, mit Weibern, Kindern, Hausrath, Waffen und Wohnungen auf Rennthierschlitten wie eine kleine Völkerwanderung hierher gezogen. Zu diesem Zuge brauchen sie auf vielen Umwegen 5—6 Monate, so daß sie fast immer auf der Reise sind. Eine solche Karawane ist gemeiniglich bis 300 Köpfe stark. In der Tschaunbucht vertauschen sie gewöhnlich bei den dort lebenden Tschuktschen ihre ermatteten Rennthiere mit frischen und holen auf der Rückreise dort die ihrigen wieder ab. In dem Handel zwischen den Bewohnern der Nordwestküste von Amerika und den Russen sind sie eigentlich nur die Fuhrleute. Auf ledernen Böten über die Behringsstraße setzend, tauschen sie von den Ersteren Wallroßzähne und Pelzwerk gegen Tabak, Eisengeräthe, Glasperlen und dergl. ein, die sie für jene Waaren von den Russen erhalten. In diesem Handelsverkehr gewinnen sie nicht weniger als 300 Procent, indem sie die Felle, die sie für ein halbes Pud Blättertabak einkaufen, für zwei Pud desselben Tabaks wieder verkaufen. Den russischen Kaufleuten, die diesmal mit 125 Packpferden gleich nach uns hier eintrafen, ist es verboten, Branntwein an die Tschuktschen zu verkaufen. Doch führen sie heimlich einigen Vorrath für diese leidenschaftlichen Liebhaber des „wildmachenden Wassers", wie diese ihn nennen, mit sich und verkaufen ihn zu unsinning hohen Preisen. Außerdem besuchen den Markt auch zahlreiche Eingeborene wohl 1000 und mehr Werst im Umkreise, Jukahiren, Camuten, Tungusen, Tschuwanzen und Koräken, die vorzugsweise Pelzwerk gegen Schlittenkufen eintauschen.

Nachdem als Maßstab für den diesjährigen Handel festgesetzt worden war, daß 2 Pud tscherkessischen Tabaks 16 Fuchs- und 20 Marderbälge gelten sollten, wurde nach einer feierlichen Messe in der Kapelle am 11. Februar der Markt eröffnet. Das Zeichen hierzu gab das Aufziehen einer Flagge über dem Thürmchen des Ostrogs. Sogleich setzten sich die Tschuktschen, vollständig mit Spießen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, in einem ziemlich wohlgeordneten, feierlichen Zuge in Bewegung und stellten sich mit ihren Schlitten in einem Halbkreise um die Festung auf. Ihnen gegenüber nahmen die russischen und andern Marktgäste ihre Plätze; Alle erwarteten mit Ungeduld die Glocke, welche die Erlaubniß zum Beginn des Tauschhandels giebt. Kaum ertönt diese, so scheint es, als hätte ein elektrischer Schlag die ganze Russenseite getroffen; Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles stürzt im tollsten, buntesten Gewimmel über die Tschuktschen-Reihe her. Die Lebhaftesten und Eifrigsten waren die Russen; mit der einen Hand einen schweren Tabakssack schleppend, in der andern ein paar Kessel, am Gurt und über den Schultern Beile, Messer, Tabakspfeifen, Glasperlen und. dergl. hängend, rennen diese wandernden Waarenlager von einem Schlitten zum andern und preisen in einem Kauderwelsch von russischen, tschuktschischen und jakutischen Wörtern lautschreiend ihre Waaren an. Der Lärm, das Drängen und Stoßen ist über

alle Beſchreibung. Mancher wird in den tiefen Schnee niedergeworfen; funfzig, hundert Nebenbuhler rennen über ihn weg; er verliert Mütze und Handſchuhe, vielleicht auch ein paar Zähne — das ſchadet aber weiter nichts. Er rafft ſich wieder auf, rennt, trotz der 30 Grad Kälte, mit bloßem Kopfe und Händen weiter, um durch verdoppelte Thätigkeit das Verſäumte einzuholen. Einen höchſt auffallenden Gegenſatz zu dieſer ungeheueren Geſchäftigkeit der Ruſſen bildet der Ernſt und die unerſchütterliche Ruhe der Tſchuktſchen, die, unbeweglich bei ihren Schlitten ſtehend, höchſtens mit ein paar einſilbigen Worten auf die unverſiegbare Beredtſamkeit ihrer Gegner antworten und, wenn ſie handelseinig ſind, kaltblütig ihre Waare mit der ihnen dafür dargebotenen vertauſchen. Merkwürdig iſt es dabei, wie ſie, ohne die Wage zu kennen, die Säcke auf ihren Händen wiegen, und ziemlich genau zu beſtimmen wiſſen, ob ſie das angegebene Gewicht haben. Dieſes Treiben dauert ſelten länger als drei Tage; dann ſind die Waaren, deren Geſammtwerth durchſchnittlich nach hieſigen Preiſen gegen 200,000 Rubel beträgt, ausgetauſcht und Alle kehren wieder heim. Nach einem tüchtigen Schneegeſtöber bleibt höchſtens noch der Flaggenſtock als Wahrzeichen der blühenden Handelsſtadt ſichtbar.

Die Tſchuktſchen ſind noch ſehr wenig gekannt. Unter allen Völkerſchaften Nordaſiens haben ſie ihre Nationalität am reinſten erhalten. Friedliebend nur im Gefühle ihrer Schwäche, nomadiſiren ſie in den eiſigen Einöden und Felſenklüften ihres durch die Eroberer Sibiriens ſehr beſchränkten Vaterlandes. Zur Befriedigung aller ihrer Lebensbedürfniſſe, der Wohnung, Kleidung und Nahrung, dient ihnen das Rennthier, und alle Entbehrungen ertragen ſie mit Gleichmuth im ſtolzen Gefühle ihrer unbeſchränkten Freiheit. Lange Zeit verging, ehe ſie ſich von den friedlichen Geſinnungen der Ruſſen überzeugten und mit ihnen in Handelsverkehr traten. Erſt hierdurch ſind ſie mit dem Gebrauch des Tabaks und Eiſens vertraut geworden und haben ſich ihre Sitten gemildert. Die Mehrzahl unter ihnen hat ſich taufen laſſen, ſie ſind aber trotzdem nichts als getaufte Heiden, da ſie gar keinen Begriff von den Lehren und dem Geiſte des Chriſtenthums haben und zunächſt nur das Verſprechen eines Geſchenkes ſie zur Taufe bewegt. Eine ſolche hatte auch in dieſen Tagen mit einem jungen Tſchuktſchen ſtatt, dem dafür einige Pfunde Tabak zugeſichert waren. Der Neubekehrte ſtand ruhig und ziemlich anſtändig vor der zahlreichen Verſammlung in der Kapelle und ließ den Prieſter und die Taufzeugen gewähren. Als er aber in den als Taufbecken dienenden, großen, hölzernen Bottich ſteigen ſollte, um nach dem Brauche der ruſſiſchen Kirche dreimal unterzutauchen, wollte er gar nicht daran, ſchüttelte ſehr ernſthaft mit dem Kopfe und brachte eine Menge Gegengründe vor, von denen Niemand etwas verſtand. Nach langem Zureden des Dolmetſchers, wobei wahrſcheinlich der Tabak wieder eine Hauptrolle ſpielte, entſchloß er ſich doch endlich dazu und ſprang herzhaft in das kalte Waſſer, aber auch gleich wieder heraus und rief am ganzen Leibe vor Kälte zitternd: „Den Tabak her, meinen Tabak!“ Nichts vermochte ihn, zur Beendigung der Taufhandlung noch einmal in den Kübel zu treten; zähneklappernd rannte er umher und ſchrie beſtändig: „'s iſt ſchon genug, ich will nichts mehr, gebt mir nur meinen Tabak!“ Endlich ließ er die ganze Verſammlung in Stich und rannte, um ſich wieder zu erwärmen, nach ſeinem Zelte. Dergleichen Auftritte fallen hier nicht ſelten vor und laſſen nicht nur das Werthloſe, ſondern auch das Unwürdige der hieſigen Tſchuktſchen-Bekehrungen ermeſſen, denen gar kein vorbereitender Unterricht vorausgeht, da die Prieſter der Sprache dieſes Volkes unkundig ſind.

Die Getauften unter ihnen haben bis jetzt von der christlichen Religion nichts angenommen, als einige äußere Gebräuche, sofern sie ihnen nicht unbequem waren. Dagegen aber ist unter ihnen z. B. die Vielweiberei noch allgemein, und die Reicheren haben zwei, drei und mehr Frauen, die sie nach Willkür mit andern vertauschen, obwohl dieselben eine gewisse Art von Achtung genießen. Auch haben sie noch die unmenschliche heidnische Sitte beibehalten, gebrechliche Kinder und ihre Alten, welche die Beschwerden des Nomadenlebens nicht mehr ertragen können, umzubringen. So wurde vor zwei Jahren einer der angesehensten Tschuktschen-Häuptlinge, weil er sich schwächlich und lebensmüde fühlte, auf sein eigenes Verlangen von seinen Anverwandten erschlagen, die das für ihre heilige Pflicht erachteten.

Eine sehr wichtige Rolle spielen unter ihnen, trotz der christlichen Taufe, die Schamanen. Jeder Stamm und jede Karawane hat einen oder selbst mehrere bei sich, deren Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten von der größten Geltung ist. Dieselben pflegen gewöhnlich als grobe, gemeine Betrüger dargestellt zu werden und ihre Verzückungen als ein schnöden Gewinnes halber angestelltes Gaukelspiel. Das gilt allerdings von den unter dem Namen Schamanen im Lande herumziehenden Gauklern, nicht aber von den wahren Schamanen, welche bei ihren Verzückungen, in die sie ihre auf's Höchste gereizte Einbildungskraft versetzt, wohl schwerlich die Absicht zu täuschen haben. Sie bilden keine eigene Kaste und haben keine besonderen Lehrer, ja außer einigen märchenhaften Ueberlieferungen nicht einmal besondere Lehren, sondern jeder Einzelne kann durch feurige Einbildungskraft und reizbare Nerven bei dem herrschenden Glauben an Geister und Schamane zu einem solchen gleichsam von sich selbst werden, indem er sich seiner düstern Schwärmerei ganz preisgiebt. Die sie umgebende große, düstere Natur, Einsamkeit, Wachen, Fasten, erhitzende und betäubende Mittel thun das Uebrige, und bald sieht er nun selbst die Erscheinungen und Geister, von denen er in früher Jugend hörte. Zuletzt wird ihm unter gewissen Feierlichkeiten in der Stille der Nacht die Weihe ertheilt. So oft ich einen Schamanen in dem Zustande der Verzückung sah, ließ er immer einen lange dauernden, düstern Eindruck in mir zurück. Der wilde Blick, die blutrünstigen Augen, die heisere Stimme, die sich aus der krampfhaft zusammengepreßten Brust gewaltsam einen Weg zu bahnen schien, die unnatürliche, krampfhafte Verzerrung des Gesichtes und des ganzen Körpers, das emporgesträubte Haar, ja selbst der hohle Ton der Zaubertrommel — alles Das hat etwas Grauenhaftes und Geheimnißvolles.

Folgender schreckliche Vorfall ereignete sich im Jahre 1814 auf dem Markte in Ostrownoje, indem während des Aufenthalts der Tschuktschen eine bösartige Krankheit ausbrach, welche Menschen und Rennthiere plötzlich dahinraffte. Alle Beschwörungen der Schamanen waren vergeblich. Da erklärten diese, daß Kotschen', einer der angesehensten Häuptlinge, den erzürnten Göttern geopfert werden müsse. Das Volk wollte den geliebten Häuptling am Leben erhalten, doch da die Seuche nicht nachließ und die Schamanen weder durch Geschenke, noch durch Drohungen, noch durch Mißhandlungen zur Abänderung des Urtheils zu bewegen waren, so erklärte endlich Kotschen', zur Rettung seines Volkes sein Leben hinzugeben. Keiner wollte die Hand an das Opfer legen; da trat endlich der eigene Sohn, durch die Ermahnungen seines Vaters erweicht und durch Androhungen seines Fluches erschüttert, hervor und stieß ihm den Mordstahl in's Herz, worauf er den Leichnam den Schamanen übergab.

H. v. Matiuschkin.

II. Bilder aus Afrika.

31. Alexandrien.

Die Wogen des Mittelmeeres liegen hinter uns, vor uns ein feiner, ſchwarzer, langgedehnter Strich, die Küſte *Afrikas*. An ihr erhebt ſich bei größerer Annäherung im Vordergrunde eine Maſſe weißſchimmernder Häuſer, aus und neben denen ſchlanke Minarets, Säulen und ein Maſtenwald von Schiffen, ſowie hie und da hochwogende Dattelpalmen emporragen: *Alexandrien* liegt vor unſeren Blicken. Wer vermag den Namen auszuſprechen, ohne jenes Helden zu denken, der dieſe Stadt über und zwiſchen den Meereswellen heraufbeſchworen und ſie an den Marken dreier Welttheile zur Haupt- und Handelsſtadt ſeines Reiches beſtimmte! So geſchah es im Jahre 332 v. Chr., zwei Baumeiſter hatten den Plan entworfen, welchen hunderttauſend Arbeiter ausführten. Doch die erſte Anlage, ein Raum von einer Stunde im Viereck, war zu gering berechnet, Alexandrien hatte ſpäter einen Umfang von 8 Stunden, eine Million Menſchen lebte in ſeinen Mauern, die prachtvollſten Paläſte ſtrebten gen Himmel. Von ſolcher Herrlichkeit weiß nur die Geſchichte, nicht das Alexandrien von heute zu erzählen, das ſich auf fünffacher Ruinenſchicht erhebt, doch bereits wieder 164,000 Bewohner zählt, nachdem es zu Anfange dieſes Jahrhunderts bis auf 7000 herabgekommen war. Das Alexandrien von *heute* liegt vor uns, ein Lootſe mit ſechs zerlumpten Matroſen, darunter mehrere Einäugige, traurige Opfer der in Aegypten herrſchenden Augenkrankheiten, kommt an Bord und leitet das Schiff zwiſchen gefährlichen Klippen hindurch in den ſicheren Hafen. Geriethe es auf eine der vielen Untiefen, dann wäre der Lootſe ohne Gnade verloren, ſo ſtrenge iſt das Geſetz. Gegen 300 große Schiffe, jedes mit ſeiner Nationalflagge geſchmückt, liegen vor, um uns, und entfalten einen Reichthum von vielleicht tauſend Maſten; daneben wimmelt es von einer Menge kleiner Ruderbarken, den geſchäftigen Dienern jener majeſtätiſchen Meerkoloſſe von 200—500 Tonnen Gehalt.

Kaum daß wir den Fuß ans Land geſetzt haben und ſogleich umfluthet uns ein buntes Volksgedränge, Knaben von Nubiern, Arabern und Negern umſchreien uns und bieten uns unter allerlei Lobpreiſungen ihre *Eſel* an, denn jeder achtbare Bewohner, jeder Fremde reitet hier, nur das niedere Volk geht zu Fuß. Auch wir beſteigen einige der angebotenen, hier die Stelle der Droſchken vertretenden Thiere und eilen durch eine Menge enger, von Koth, Schmutz und Unflath unwegſam gemachter Straßen nach dem Frankenplatze, um in dem uns empfohlenen Hotel abzuſteigen. Alexandrien liegt, öſtlich und weſtlich von Häfen umgeben, auf einer ſchmalen, nördlich vom Mittelmeere, ſüdlich vom flüchtigen Wüſtenſande beſpülten Landzunge, und iſt gegen beide Feinde mit Mauern umpanzert. Seine Gaſſen ſind eng und ſchmutzig, ſeine

Gebäude theils in mauriſchem, theils in europäiſchem Geſchmack, ihr Material meiſt den Trümmern vormaliger Prachtbaue entnommen. Das bunteſte Völkergemiſch treibt ſich in den Straßen umher. Da ſind Beduinen mit braunen Geſichtern, dichtem Bart und lebhaften, durchdringenden Augen in weiße Burnuſſe gehüllt, daneben arme Fellahs in braunem und blauem Ueberwurfe mit rothem Käppchen auf dem Kopfe, ſodann vornehme, reich in Pelz und hellfarbige ſeidene Stoffe gekleidete Türken; ſchwarze, faſt nackte Abyſſinier und Mohren aus Sennaar und Kordofan; Frauen, nur mit einem Hemde und einem Stück blauen Zeugs bekleidet, während andere nur dicht verhüllt und mit Leinwandlarven verſehen, oft im Geleite zahlreicher Diener und Läufer und auf Maulthieren reitend, ſich auf den Straßen zeigen. Hier der geſchmeidige, gleich einem Aale ſich windende Grieche in reicher Kleidung mit dem ſchwarzen ſeidenen Buſch auf dem rothen Käppchen, während das Troddelwerk des ſtattlichen Türken aus blauer Seide beſteht; dort Negerſoldaten in rother Uniform, oder barfüßige Marineſoldaten in faßweiten, rothgeſtreiften Pantalons; ſodann Araberſcharen zu Pferde, europäiſche Reiter, vor denen ſchwarze Läufer hertrollen; Waſſerträger, auf Dromedaren ſitzend und durch die Volksmenge im Trabe fliegend, doch auch nicht ſelten von langen Karawanen durchbrochen, die ſich langſamen Schrittes fortbewegen; außerdem ringsum ein roher, ſchmutziger, türkiſcher Pöbel, Bettler und Kranke ohne Zahl, und letztere oft an den ekelhafteſten, jedoch von ihnen zur Schau getragenen Krankheiten leidend. Daneben fehlt es auch nicht an Armeniern, welche hier meiſt Wechſelgeſchäfte betreiben und ſich durch eine hohe Mütze mit vier Spitzen auszeichnen, an Juden, welche einen ſchwarz oder grau beſprenkelten Shawl um den Kopf tragen müſſen, an Berbern mit trotzigen Zügen und ſtarkem Körper, an nackten Kindern und zahlreichen Europäern, als Italienern, Franzoſen, Spaniern, Engländern u. ſ. w. Dies das Treiben auf Straßen und Plätzen. Anders am Hafen und in den Schiffswerften. Das Klopfen der Aexte und Hämmer in den Ankerſchmieden, das Knirſchen der Sägen, das Knarren der Winden, der ſchrillende Ton der Pfeifen, das Raſſeln der Trommeln, das Gewehrgepraſſel der auf den Kriegsſchiffen exercirenden Truppen; das in Getöſe ſich auflöſende Geſchrei der Menſchen aller Farben, Gepräge und Trachten, das Hin- und Herlaufen der vielen Arbeiter an den Neubauten, in den Docks; das Halloh der Schiffer und Bootführer, die ankommenden und abſegelnden Schiffe, der unaufhörliche Donner der Kanonen von den Forts, welche die Grüße der fremden Schiffe beantworten, das nimmer raſtende Durcheinander der Gewerbthätigkeit, des Handels und des Krieges: dies ſind Bilder, wie ſie das Leben im Hafen uns vorführt.

Die eigentliche Türkenſtadt iſt ungepflaſtert und daher ſehr ſchmutzig. Die Häuſer ſind theils aus Back-, theils aus weißen Sandſteinen erbaut und nur ſelten höher als zwei Stockwerke. Sämmtliche Dächer ſind flach, die auf die Straßen führenden Thüren meiſt verſchloſſen, die Fenſter vergittert. Noch ſchlechter als die Türken- iſt die Araberſtadt; ein unregelmäßiger Haufen von Lehmhütten, dagegen iſt das Quartier der Franken der prachtvollſte Stadttheil, und die hier zahlreichen Neubaue bezeugen die Wichtigkeit Alexandriens für das Ausland. Die Straßen dieſes Stadttheils ſind lang und breit, die darin, ſowie auf dem ſchönen Marktplatze befindlichen Wohnungen geſchmackvoll; neben reichen Läden ſtehen Kaffeehäuſer und Hotels; aufgeputzte Diener und prachtvolle Karroſſen verrathen den Reichthum und die europäiſche Geſittung ſeiner Bewohner. Alexandrien berechtigt von der Seeſeite her keineswegs zu großen Erwartungen. Die Küſte Aegyptens, eine weite, wellenförmige, pflanzenleere

Sandebene, ist häßlich; kein Gebirge, kein ansehnlicher Hügel umzieht die Stadt, der schweifende Blick verliert sich in die lybische Wüste. Kommt man der Stadt näher, dann zeigen sich einige Erkennungspunkte: eine Warte, der Thurm der Araber, dann der des Marabuts, hierauf ein Mastenwald und endlich die Pompejussäule, die Zeugin früherer Herrlichkeit, jetzt inmitten von Schutthaufen stehend. Vor der Stadt öffnen sich beide Häfen. Der Molo oder Hafendamm trennt sie und vereinigt die davor liegende Insel Pharus mit dem festen Lande. Auf ihr erhob sich einst der berühmte und als Weltwunder angestaunte Leuchtthurm, auf dessen Trümmern jetzt ein weit kleinerer steht. Der östliche Hafen dient nur zur Aufnahme jener Schiffe, welche Quarantäne zu halten haben, während der westliche zu jeder Zeit mit Fahrzeugen bedeckt ist. Ein Halbzirkel von Felsenriffen umgiebt ihn; sie sind natürliche Wellenbrecher und schützen den Zugang zum Hafen in solcher Weise, daß nur ein Linienschiff auf einmal einlaufen kann, wobei es dem Kreuzfeuer der Hafenbastionen ausgesetzt ist. Diese natürliche Schutzwehr macht den Hafen unangreifbar.

Alexandrien gehörte einst zu den berühmtesten Städten der Welt; in seiner Bibliothek wurden 700,000 Schriftrollen aufbewahrt und in dem Serapistempel und den mit ihm verbundenen Schulen der priesterlichen Weisheit lagen 200,000 andere; noch heute bezeichnet ein Schuttberg die vormalige Tempelstätte. Die innere Stadt, von vier schnurgeraden, eine Stunde langen und hundert Fuß breiten Hauptstraßen durchkreuzt, war mit Bildsäulen und Monumenten reich geziert, prachtvolle Triumphpforten führten ins Freie. Nur wenige Reste sind von dieser vormaligen Herrlichkeit noch vorhanden. Vieles verdeckt die neue Stadt und unter ihren Schutthaufen ist gewiß noch Herrliches verborgen; Anderes ist verschleppt worden, denn schon Rom und Byzanz haben sich mit dem Schmucke des alten Alexandriens geziert, das unter den letzten Ptolemäern über eine Million Einwohner zählte und selbst dann, als es von Rom unterjocht war, noch der Tummelplatz der Völker der alten Welt blieb. Arabien, Indien und Afrika brachten hierher ihre Schätze; hier holte Rom Korn und Manufakturwaaren und selbst nach der Theilung des römischen Reiches blieb Alexandrien, wenn auch geschwächt, noch immer die erste Stadt. Erst durch die Araber kam es zum Fall und am 11. Februar 641 versank das Kreuz des christlichen Alexandriens in einem Blut- und Flammenmeere. Zweihunderttausend Christen fraß das Schwert, die übrigen wurden als Sklaven verkauft. Amruh, der Nachfolger des Propheten und Eroberer Alexandriens, schrieb damals dem Khalifen: „Wer könnte die Herrlichkeit der großen Stadt des Wassers beschreiben! Viertausend Paläste haben wir schon gezählt, vierhundert Theater und Rennbahnen, vierzigtausend Kaufleute: Alles ist unser. Allah sei gelobt!“ Damals wurden die großen Bibliotheken auf die roheste Weise verwüstet, und von der Wissenschaft und Poesie des Alterthums blieb nur ein kleines Theil als kostbares Erbe zurück. Nie erhob sich das alte Alexandrien zur vormaligen Herrlichkeit wieder, aller spätere Glanz ist nur ein grauer Schatten von dem, was sie vormals gewesen. Zwar erstand sie wieder aus dem Staube, aber Belagerungen und Erstürmungen, Verheerungen durch Brand und Plünderungen folgten im Laufe der Jahrhunderte, bis endlich die rohen Türken sie in ihre Gewalt bekamen und alle Erinnerungsdenkmäler an den vormaligen Glanz fast bis auf die letzten Reste zerstörten. Nur erst in neuester Zeit ward Alexandrien durch einen anderen Macedonier, den Vicekönig Mehemed Ali, zu dem gemacht, was es gegenwärtig ist: zu einer wieder mächtig emporblühenden Handelsstadt.

32. Kairo.

Kairo, die Beſchirmte, iſt die Hauptſtadt aller arabiſchen Länder, die vornehmſte arabiſche Stadt unſerer Zeit. Sie gibt den Ton an, ſo weit arabiſche Sitte und Sprache herrſcht, und in ihr ſehen wir, was die Kaliſenperiode Großes erzeugte und was jetzt noch das arabiſche Weſen Höheres in ſich trägt. Gelbgrau, gleich dem Grunde, der ſie trägt, erhebt ſich die Saracenenſtadt, wie keine andere auf den kühnen Ausläufern des Mokattamgebirges. Ihr gegenüber thronen auf den ſtarren Felſenhügeln der lybiſchen Wüſte die königlichen Pyramiden der Pharaonen, die ewigen Wachhalter des zauberiſchen Nilthales. Kairo iſt die Pforte von Oberägypten. Zwiſchen Gebirg und Strom, zwiſchen Wüſte und Wüſte gebaut, iſt ſie würdig, die Nachfolgerin von Theben und Memphis, den älteſten und größten Königſtädten der Welt, zu ſein Ganz eine Geburt des Mittelalters, wo ſie die edelſten Künſte nährte, während Europa in Barbarei und Unwiſſenheit verſunken war, finden wir in ihr eine neue Welt. Allein dieſe neue Welt erhält ihr Leben von den ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen eines eitlen Emporkömmlings, und das Gebäude ſeiner Macht dürfte kaum ſo lange dauern, als die feſten mauriſchen Burgen, welche noch jetzt Kunde geben, weß Geiſtes ihre Erbauer müſſen geweſen ſein.

Wer ſich nur Einmal in ſeinem Leben in London durch den Strand oder Cheapſide gewunden hat, kann ſich einen Begriff von dem Gedränge in den Straßen Kairo's machen. Nur ſind dieſe ſehr ſchmal, und der Lärm durch die unglaubliche Lebhaftigkeit der arabiſchen Bevölkerung mit keiner andern Stadt der Welt zu vergleichen. Ich brachte in der erſten Zeit ſtets Kopfſchmerz von den Straßen nach Hauſe. Es iſt, wie wenn alles im Zuſtand von Aufruhr und Kampf ſich befände. Kameelzüge mit ſchweren Laſten, flüchtige Reiter auf arabiſchen Pferden, Packträger ohne Barmherzigkeit, Heerden von Büffeln und Ochſen, ägyptiſche Phantaſien mit den monotonen Pauken und gellenden Pfeifen, Tauſende dieſer leiſetretenden Eſel, die einem auf den Ferſen ſind, ehe man ſie auf den ungepflaſterten Straßen hört — alles das kreuzt ſich im unentwirrbaren Knäuel und unter ohrenzerreißendem Geſchrei und Gefang durch die ſchmalen Gaſſen, und es wäre noth, Augen hinten wie vorn zu haben, um nicht ewig umgerannt und geſtoßen zu werden. Es iſt noch nicht lange, daß es in Kairo für einen Schimpf galt, in den Straßen zu gehen. Dafür halte ich es nun zwar nicht, aber doch fand ich mich immer beſſer auf einem guten Pferde, wo man giebt, was man ſonſt empfangen muß.

Um ein Muſterbild des Orients in ſeiner Blüthe kennen zu lernen, muß man nach Damaskus oder Kairo gehen, den beiden Städten, wo die Saracenen ihre ſchönſten Bauwerke hinterlaſſen haben. Konſtantinopel iſt dagegen nichts als eine ungeheuere Aufeinanderhäufung von hölzernen Hütten und Paläſten, ohne beſtimmten Ausdruck. Kairo aber iſt aus einem Guß; ein Geiſt hat es erzeugt, und Alles, was ſpäter hinzugefügt worden, war nicht im Stande, dieſe einzige Schöpfung weder zu verſchönern, noch zu ſchmälern. Es war Vollmond, als ich mich das erſte Mal in Kairo befand. In einer ſchlafloſen Nacht ging ich auf das flache Dach meines hohen Hauſes und genoß dort einen unbeſchreiblichen Anblick. Es war wie ein ruhiger ſchöner Tag von Gazeflor überſchleiert. Unaufgehalten ſchweifte mein Auge über die unzähligen Terraſſen des Häuſermeeres, das von dem Wogen des ſtürmiſchen Tages zur Stille des Schlafes übergegangen war. Nur die ſchlanken Palmen und die ätheriſchen Minarets ragten gleich Geiſterkönigen aus dieſer großen weißſchim-

mernden Stadt heraus, und kein Tritt, kein Ruf verräth die uns umgebenden Hunderttauſende, welche in wenigen Stunden mit ihrem unverſiegbaren Lungenvermögen wieder die Luft durchſchüttern werden.

Man würde vergebens trachten, den Eindruck zu ſchildern, welchen Kairo beim erſten Eintritt macht. Kein Maler der Welt vermöchte in ein Bild alle dieſe fremdartigen Geſtalten, Gruppen und Aufzüge zu faſſen, die ſich hier dem Beſchauer entgegendrängen, bei jedem Schritte wechſeln, in jeder Straße ſich erneuern, kommen, gehen und verſchwinden. Das Erſte, was mir begegnete, war eine Geſellſchaft reitender Frauen. Schon dieſe Erſcheinung ſteht mit Konſtantinopel im Widerſpruch, wo man Frauen von Stand nur im Wagen, nie zu Pferde ſieht, wodurch jener Stadt ein hoher Reiz des Straßenlebens abgeht. Die Frauen zu Kairo ſitzen rittlings auf dem Eſel, ein weißes ſeidenes oder mouſſelinenes Tuch bedeckt ſie von der Stirne bis auf die Steigbügel, und läßt nur die Augen frei. Ueber die ganze Geſtalt herab, und über das Hinterhaupt gezogen, wallt eine große, ſeidene, ſchwarze Mantille. Gewöhnlich reiten mehrere Damen mit Kindern und Sklavinnen in einem Zuge, und ſo groß auch das Gedränge ſein mag, ſo weicht ihnen doch Alles ehrerbietig aus. Ein heftiges Schreien und Ringen vieler Araber zog meine Aufmerkſamkeit in der nächſten Gaſſe auf ſich. Die Kameele, welche ſie führten, nahmen alsbald Theil an dieſem Kampfe, und das ſtets dichter werdende Gedränge vermehrte die Verwirrung in einem beunruhigenden Grade. Man muß die engen Straßen Kairo's kennen, um ſich einen Begriff von der dort alle Augenblicke entſtehenden Verwirrung zu machen. Drei blinde Greiſe machten ſich Bahn, wovon der eine die der Oboë ähnliche Pfeife, die beiden andern aber die kleinen ägyptiſchen Pauken, die bei keinem Aufzuge fehlen dürfen, auf eine ohrenſchmerzende Weiſe ertönen ließen. Hierauf kam ein Reiter auf reichverziertem Roſſe, der an einem Stabe ein rothes Tuch ſchwang. Ihm folgten drei Mädchen, phantaſtiſch von weißen Gewändern und Schleiern umhüllt und höchſt geſchmackvoll drapirt, über Antlitz und Bruſt aber eine Art Panzerlarve. Nun kam ein gewaltig großer Baldachin von reichem Seidenzeug, blaßroth von allen Seiten bis zur Erde herabwallend, unter welchem die Braut einherwandelte. Alle Seiten waren ſo dicht verſchloſſen, daß ſie wohl eben ſo wenig den Weg finden konnte, wie ihr voranſchreitendes blindes Orcheſter. Nun folgte eine Menge Tänzerinnen und andere Bekannte, und den Schluß machte die große Trommel mit wahrhaft hölliſchem Spektakel. An dieſen Hochzeitszug, der übrigens eine hübſche Vorſtellung für einen Maskenball abgäbe, reihte ſich die Legion des müßigen Volkes, und ich dankte Gott, als ich aus dem Qualm dieſer Hochzeitfreuden mich in eine etwas freiere Gaſſe retten konnte.

Kaum war ich etliche Schritte geritten, als mir ein ganz nackter Menſch mit einem höchſt verrückten Geſichte begegnete; um den Kopf hatte er einen Kranz gewunden. Er verdrehte auf wirklich erſchreckliche Weiſe die Augen, und eine Maſſe Geſindel folgte ihm mit allen Zeichen der höchſten Verehrung. Es war ein Heiliger des Landes. Bei uns würde die Polizei dieſes Heiligthum nicht lange dulden.

So wechſeln die Bilder in dieſer originellen Stadt. Das unwiſſende, Kindern gleiche Volk vergnügt ſich an den albernſten Vorſtellungen, und jeden Augenblick ſtößt man auf Springer, Seiltänzer und Ringkämpfer, die eine erſtaunliche Körperkraft entwickeln. Die rohen Späße und ſchlechten Witze der Poſſenreißer bringen alle zu heftigem Lachen. Derwiſche, die durch myſteriöſe Künſte Schlangen aus den Häuſern locken; Magier, die den Dieb mittelſt

des berühmten Zauberspiegels entdecken; die sinnreichsten Taschenspieler, von deren Geschwindigkeit man sich bei uns keinen Begriff machen kann; das Geschrei der Kameeltreiber, die den Fußgängern zurufen; das Gebrüll und die Beschwörungen der Gaukler; die malerisch gekleideten und ernst einherschreitenden hohen Beduinengestalten; die glänzenden rothen Uniformen der durch die Straßen sprengenden ägyptischen Offiziere; die Unzahl von abyssinischen, äthiopischen Sklaven; das Geheul der Klageweiber, welche die Todten zu Grabe führen, indem sie sich die Haare ausreißen und die Brust zerschlagen; das traurigtönende Rufen der Muezzins von 400 Minarets; der nie endende Tumult der Phantasias in 1100 Kaffeebuden; nackte Menschen und Kinder; halbverhungerte, herrenlose Hunde in großen Banden herumschweifend und Alles angreifend: all dieser heillose Spektakel windet sich den ganzen Tag durch Straßen, die oft so schmal sind, daß man beide Häuserreihen mit ausgespreizten Händen erreichen kann. Wenn es unendlich mühsam ist, sich durch diesen Menschenknäuel durchzuarbeiten, so ist es gewiß eben so wunderbar, daß nicht mehr, ja daß nicht unausgesetzt große Unglücksfälle aus dieser Verwirrung entstehen.

Grau in Grau getaucht erheben sich die Saracenenschlösser des alten Kairo längs den Höhen des Gebirges, welche das Kastell krönt. Feindlich ist Alles unter sich abgeschlossen, und wie die Florentiner ihre Paläste verschanzten, im nächsten Nachbar den Feind erspähend, so ist die Kalifenstadt in hundert Festungen gespalten, durch mächtige Thore und dicke Mauern verwahrt, und nur durch enge Gänge unter sich verbunden, die sich gleich Laufgräben durch sie fortwinden. Alle diese Burgen sind nach jeder Richtung sorgfältig geschützt, feste Quadermauern, eisenbeschlagene Thore, große Vorhöfe, mußten einen Ueberfall beinahe unmöglich machen, und noch jetzt möchte es leicht sein, einen gewagten Handstreich davon abzuhalten. Eine Stadt ohne Fenster ist gewiß eine eigenthümliche Erscheinung. Die Oeffnungen nach der Straße, welche sie vertreten, sind mit festem, dichtem Holzgitterwerk verschlossen, dicht genug, um jeden Gegenstand hinter ihnen unsichtbar zu machen, und nicht geschlossen genug, um dem Auge des Spähers den Blick auf die Straße zu wehren. Kleinere Häuser sind ganz ohne Fenster und Gitterwerk, und alle empfangen das Licht von dem oben offenen Hofraume, in dessen Innerem sich das ganze Leben der Wohnung bewegt. Dahin aber zu dringen, dieses Leben der jetzigen Levante in den düsteren maurischen Säulenhallen zu betrachten, blieb mir lange ein unerfüllter Wunsch. Wie viele Tage wanderte ich an diesen sprachlosen Wänden herum, vom Gewühl der Straßen getrieben; wie manche Nacht besah ich mit Erstaunen dieselben unheimlichen Gebäude, aus denen kein Ton der Freude ertönte, die kein Lichtstrahl erleuchtete, diese todte, ausgestorbene Stadt mit ihren dunkeln hohen Häusern, die gleich Statuen ohne Augen mich anstarrten, die nämliche Stadt, die des Tages so laut, so schrecklich laut sich vernehmen ließ! Wo sind sie hingeschwunden, die Hunderttausende, die sich hier gedrängt und getreten, bis sie zur Ruhe kamen, der Ruhe des Grabes, denn kein Ton ist mehr übergeblieben, keiner als das seltsame Knarren der Thorangeln an den Stadtquartieren, wenn ja ein Kühner es wagt, die schauerlichen Straßen zu durchwandeln, und Einlaß fordert von dem schlaftrunkenen Portier seines Stadttheiles.

K. v. Hailbronner.

33. Die Feierlichkeiten zu Kairo bei Anſchwellung des Nils.

Aegypten iſt ein Erzeugniß des Nils, ſein Boden ward durch dieſen Rieſenſtrom herbeigeführt, und von deſſen mächtigen Waſſern angezogen, ſammelte ſich ſchon in früheſter Zeit eine zahlreiche Bevölkerung an ſeinen Ufern, deren Bildung und Kunſtſinn heute noch durch uralte Bauwerke zu uns ſpricht. Die Erhaltung dieſer Bevölkerung hängt faſt einzig vom Nil und ſeinen regelmäßigen Ueberſchwemmungen ab, daher erwartete man ſchon in alter Zeit ſein Steigen, verfolgte es mit aller Aengſtlichkeit, beſtimmte ſeine Höhe und überließ ſich der allgemeinſten Fröhlichkeit, wenn die Wogen des Stromes das Nilthal hoch überflutheten und von den Felſengebirgen des Oſtens bis zu denen des Weſtens eine Fläche bildeten, aus welcher verbindende Dämme, ſowie zahlreiche Ortſchaften inſelgleich emporragten. Dann war die ganze Bevölkerung in fröhlicher Bewegung, man fuhr von Ort zu Ort, beſuchte Freunde und Verwandte und überließ ſich den ſchönſten Hoffnungen für das Gedeihen der Früchte des Landes, ein reicher Felderſegen war faſt unausbleibliche Folge der Ueberſchwemmung. Und wie damals, ſo noch heute!

Die zweite Hälfte des Mai, die erſte des Juni iſt gekommen. Alles Grün der Erde iſt unter dem Gluthhauch des Chamſin verdorret, der geringſte Luftzug hüllt die Landſchaft in Staub, Peſt und andere Seuchen ſtellen ſich ein und fordern zahlreiche Opfer. Doch der Tag der Erlöſung von allen dieſen Uebeln naht mit der Nacht des 17. Juni, der Nacht des Tropfens. In ihr fällt nach uralter Sage ein wunderbarer Tropfen vom Himmel in den Nil, durch welchen ſein Steigen bewirkt wird. Die meiſten Bewohner verbringen dieſe Nacht im Freien an den Ufern des ſegenſpendenden Fluſſes oder wenigſtens auf den platten Dächern der Häuſer. Heiterkeit herrſcht in allen Kreiſen, man ißt und trinkt, ſingt und tanzt, treibt wohl auch mancherlei Aberglauben, um den Reichthum des Erntejahres vorher beſtimmen zu können. Dort auf der Terraſſe des Hauſes liegt Brotteig; ſein Anſchwellen und Aufplatzen verkündigt die Fruchtbarkeit des Jahres und Glück, ſein Gegentheil aber Uebel, Mangel und theure Zeit. — Nach dieſer Nacht verſchwindet nach dem Glauben des Volkes die Gefährlichkeit der Seuchen, ihre Anſteckungsfähigkeit und ihr tödtlicher Ausgang. Das Steigen des Nils, das anfangs ſehr langſam, dann aber immer raſcher vor ſich geht, wird nun täglich in den Straßen von den dazu angeſtellten Ausrufern oder Munadih's verkündet. Der Nilmeſſer, eine große, von Quaderſteinwänden umgebene Ciſterne, in deren Mitte eine achteckige Säule mit eingegrabenen Namen und Zeichen zur Erkennung der Nilhöhe ſteht, wird von den Ausrufern beſtändig beobachtet. Jeder derſelben hat einen Knaben bei ſich, mit dem er bei Verkündigung des Nilſtandes ein Wechſelgeſpräch unterhält. Lobpreiſungen Gottes und des Propheten machen den Anfang, worauf der Munadih ausruft: „Gott hat Ueberfluß gegeben, den Strom angeſchwellt und das Land bewäſſert.“ „Und die Berge, und die Sandfluren und die Felder,“ lautet des Knaben Antwort. Nun geht man von Haus zu Haus, beglückwünſcht die Beſitzer derſelben und empfängt von ihnen ein Geſchenk. Der Nil ſteigt von Elle zu Elle, die ſechzehnte iſt am Nilmeſſer erreicht und in blumenreicher Rede verkündet der Munadih das glückliche Ereigniß, die Fülle des Waſſerſtandes. Von feſtlich geſchmückten und mit kleinen Fähnchen verſehenen Knaben umgeben, eilt er von Straße zu Straße, doch wird das Volk über die Höhe des Waſſerſtandes nicht ſelten getäuſcht, da die Regierung nach altem Herkommen

nicht eher Feld- und Grundsteuer erheben darf, bevor diese Nilhöhe erreicht ist, weshalb sie es für gut findet, die ersehnte Kunde möglichst zeitig, in der Mitte des Augusts, zukommen zu lassen. Dann wird der die Mündung des Kanals von Kairo verschließende Damm durchstochen und diese Handlung, sowie das zunehmende Nilschwellen giebt Veranlassung zu allerlei Feierlichkeiten. In der Nähe des Dammdurchstiches erheben sich Zelte, in denen Kaffee und Scherbet bereitet, Obst und allerlei Eßwaaren verkauft werden. Gaukler und Tänzer treiben überall ihr Wesen, während vor der Mündung des Kanals sich im Flusse zahlreiche Boote versammeln, unter welchen eines der größten, Akkabah genannt, Aller Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es hat einige Kanonen an Bord, ist mit grellen Farben bemalt, und an seinem Tauwerke hängen eine Menge Lampen, Sterne und andere Figuren. Solch ein Schiff soll vor der Eroberung Aegyptens durch die Araber eine schöngeschmückte Jungfrau getragen haben, welche man nach uralter Sitte in den Fluß warf, um dadurch eine recht ergiebige Ueberschwemmung zu erzielen. Jetzt stellt man dafür in dem noch trockenen Kanale eine aus Lehm und Nilschwamm geformte Figur auf, welche man die Arusch oder Nilbraut nennt. Sie ist die Königin des Tages. Das junge Volk umjubelt sie die ganze Nacht unter Musik und dem Knallen abgebrannter Raketen, bis endlich beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne von der Citadelle zu Kairo Kanonendonner erschallt und unter dem Zujauchzen der Menge, sowie in Gegenwart der höchsten Behörden des Landes der Damm durchstochen wird. Schaaren entkleideter Kinder erwarten im Kanal das hereinströmende Wasser, waten darin herum, werfen sich einander hin und necken die arme Nilbraut, die unter dem Andrange der Fluthen bald in Nichts zerrinnt. Doch die Fluth steigt höher, das geschmückte Schiff Akkabah wird umschwommen und, sobald es sich genug erhoben hat, fährt es in Begleitung der übrigen Boote auf der Strömung dahin. Kanonendonner und Musik begleiten es, die Festlichkeiten dauern fort, der Nil wächst noch immer, bis er am 26. oder 27. September regelmäßig seinen höchsten Stand erreicht. Nun gehen die Ausrufer zum letzten Male in Kairo umher, um die üblichen Geschenke in Empfang zu nehmen; das ganze Nilthal ist eine große Wasserfläche, deren Wellen den Fuß der beiden es umsäumenden Höhen bespülen. Doch die Wasserfluth sinkt; schon treten die höher gelegenen Felder wieder hervor und sieht man auch gegen das Ende des December noch überall kleine Seen und Teiche, so verschwinden auch diese allmählich und gegen Anfang des März fließt der Strom wieder ruhig in seinem Bette.

Nach dem Stande des Nils richtet sich der ägyptische Bauer in der Bebauung des Bodens. Weizen, Gerste, verschiedene Hülsenfrüchte, Klee, Flachs, Kohl, Tabak, Hanf, Saffler, Lattich, Koriander, Mohn, Wassermelonen und Gurken werden vom August bis November angebaut, da ihr aufsprossendes Grün unter der Decke des anströmenden Wassers am besten gedeiht. Nach 50—110 Tagen gelangen diese Pflanzen zur Reife und nun erbaut man auf demselben Boden, und zwar unmittelbar oder bald darnach, die Sommergewächse, als Reis, Mais, Durra oder Moorhirse, Zuckerrohr, Baumwolle, Sesam, Kaffee, Indigo, Färberröthe, Henna, mehrere Arten Wassermelonen, Gurken und Zwiebelgewächse. Diese Gewächse können nur bei künstlicher Bewässerung gedeihen, zu welcher sich längs des Nils die dazu nöthigen Einrichtungen vorfinden, indem bei mangelhafter Ueberschwemmung man gleichfalls zu den Schöpfrädern seine Zuflucht nehmen muß. Die Fruchtbarkeit Aegyptens ist nach guter Ueberschwemmung außerordentlich, wie denn bekanntlich dieses Land in alter Zeit die Kornkammer Roms war. Man hat

faſt für jeden Monat des Jahres reifende Gartenfrüchte, deren Gedeihen jedoch meiſt von der Bewäſſerung des Landes abhängt.

Nach Wilkinſon und Lane.

34. Beſuch einer Moſchee in Kairo.

Wenn in vielen muhammedaniſchen Ländern dem Europäer und Nicht-muhammedaner der Beſuch aller, mindeſtens der Hauptmoſcheen, ſogar bei Todesſtrafe verboten iſt, ſo leidet dies auf Aegypten keine Anwendung. Hier, beſonders in Kairo, kann der Fremde ohne Koſten und Hinderniſſe jede Moſchee beſuchen und Mehemed Ali würde zu ſeiner Zeit jede Beleidigung eines Franken, wie man die Europäer hier zu nennen pflegt, auf's Strengſte geahndet haben. Dadurch iſt freilich dem äußeren Fanatismus, der ſich ehemals in Steinigung, Beſchimpfungen und rohen Gewaltthätigkeiten kund gab, geſteuert, aber der innere Ingrimm der alten Moslemin dauert noch fort, und nicht ſelten kommt es vor, daß bei Annäherung eines, wenn auch ganz orientaliſch gekleideten Franken der eine oder andere betende Greis ſeinen Teppich zuſammenrollt und mit kaum erſtickten Verwünſchungen und zornglühenden Augen davongeht.

Wir fürchten dieſen Grimm nicht; es iſt Freitag, der den Muhammedanern zur Gottesverehrung beſtimmte Tag der Woche, und betreten deshalb eine der Moſcheen. Tiefe feierliche Stille herrſcht in der Moſchee, da es eben Mittagszeit, die Stunde des Gebets iſt. Nur erwachſene Männer ſind hier verſammelt, denn Frauen und Knaben iſt es in Kairo ſtreng unterſagt, die Moſchee zur Zeit des Gebets oder der gottesdienſtlichen Verſammlungen zu beſuchen. Jeder Gläubige zieht vor der Thür der Moſchee ſeine Schuhe aus, nimmt ſie, Sohle gegen Sohle gekehrt, in die linke Hand, ſetzt darauf beim Eintritt den rechten Fuß auf die Schwelle und wendet ſich ſofort zur Vornahme der im Koran gebotenen Abwaſchungen nach dem nächſten Waſſerbehälter. Von hier aus begiebt er ſich nach ſeinem Platze, legt ſeine Schuhe, ſeinen Säbel oder andere Waffen vor ſich auf die in der Moſchee ausgebreitete Matte und ſpricht ein ſtilles Gebet. Ein Diener der Moſchee, der Muraki, ſpricht nun mit lauter Stimme den öffentlichen Gebetsruf, der von anderen Perſonen, Muballigs genannt, ſingend wiederholt wird. Hierauf beſteigt der Katib, einer der zwei Imams, welche für die geiſtlichen Verrichtungen an dieſer Moſchee angeſtellt ſind, und zwar zur Erinnerung an die Eroberung des Landes durch Waffengewalt, mit einem hölzernen Schwerte die Kanzel. Bei ſeinem Auftreten ermahnt der Muraki zur Stille und Andacht, worauf er, das Schwert mit der Spitze auf den Boden ſtemmend, die Predigt beginnt. Sie iſt in Verſen abgefaßt und einem Buche entnommen, welches dergleichen Vorträge für alle Freitage des Jahres enthält. Wir hören die für den erſten Freitag des neuen Jahres. Sie fängt mit Lobpreiſungen Gottes und des Propheten an, Betrachtungen über die Flüchtigkeit der Zeit folgen ihr, ſowie endlich die Ermahnung, das neue Jahr weiſe zu benutzen und in demſelben nachzuholen, was im vorigen an guten Werken verſäumt iſt. Die gewiſſenhafte Beobachtung der vorgeſchriebenen Faſten, ſowie das Almoſengeben werden beſonders hervorgehoben. Mit dem Zurufe: „Flehet zu Gott!“ ſetzt ſich der Katib nieder und betet ſtill für ſich, was ihm die ganze Verſammlung nachthut, indem ſie dabei mit den flachen Händen das Geſicht bedeckt. „Amen! Amen! o Herr aller Geſchöpfe!“ rufen die Muballigs und der Katib erhebt ſich von Neuem, um die zweite Predigt vorzutragen, deren Inhalt aus Anrufungen Gottes zur

Ausbreitung des Islam, aus Lobpreisungen des Propheten, Gebeten für den Sultan und ganz allgemeinen Ermahnungen zur Frömmigkeit besteht. Während der Sommermonate wird auch um eine segensvolle Ueberschwemmung des Nil gebetet. Der Gottesdienst ist geschlossen und nun kommen die reichen Moslemin dem Hauptgebote des Koran nach und vertheilen unter die an den Thüren stehenden Armen Almosen.

Jede Moschee hat einen Vorsteher zur Verwaltung der ihr gehörigen Ländereien, Häuser u. s. w. Derselbe ernennt und besoldet auch die Geistlichen, von denen an größeren Moscheen der Katib vornehmlich am Freitag zu predigen hat, während der Imam Ratib oder der alltägliche Imam jeden Tag vor den sich einfindenden Personen die gewöhnlichen fünf Gebete sagt. Außer diesen beiden Geistlichen — welche jedoch keinem bestimmten Stande angehören und zur Beschaffung ihres Lebensunterhaltes noch anderweitigen Geschäften nachgehen, auch vom Vorsteher nach Willkür entlassen werden können — giebt es bei jeder Moschee noch einen oder mehrere Muezzins, Gebetausrufer und Bauwabs oder Thürwärter, je nachdem die Moschee nur einen oder mehrere Minarets oder Eingänge hat. Andere Diener reinigen den Fußboden, breiten Teppiche und Matten aus, zünden die Lampen an und versehen die Wasserbehälter mittelst des Wasserrades mit dem nöthigen Vorrath zu Reinigungen. Große Moscheen sind den ganzen Tag über geöffnet, kleinere dagegen nur des Vormittags. Tritt Regenwetter ein, so werden sie geschlossen, damit der Fußboden und die Matten nicht verunreinigt werden. Des Nachmittags findet sich eine große Menge müßiger Leute in den Moscheen ein, um hier mit Schwatzen, Faulenzen, Essen und Schlafen, ja wohl Spinnen, Nähen und anderen wenig geräuschvollen Geschäften ihre Zeit zuzubringen. Der Freitag, obwohl vornehmlich zum Gottesdienste bestimmt, ist nicht, wie in christlichen Ländern der Sonntag, zugleich Ruhetag, indem der Moslemin, mit Ausnahme der mittäglichen Gebetszeit, Handel und Gewerben, sowie allen anderen Geschäften nachgeht.

Mit den größeren Moscheen sind zugleich höhere Lehranstalten verbunden, in denen der Studirende für Wohnung, Kleidung und Kost nur eine geringe Summe zahlt. Unter diesen Studenten giebt es bei der Moschee El-Asra in Kairo gegen 300 Blinde, welche fast alle große Fanatiker sind. — Bei muhammedanischen Festen, namentlich bei dem neuntägigen Geburtsfeste des Propheten, spielen die Derwische, muhammedanische Mönche, eine Hauptrolle. Man sieht sie in Procession mit Fahnen herumziehen, grauenhaft verzückte Tänze aufführen, wobei sie mit laut heulender Stimme: „Kein Gott außer Allah!“ so lange schreien, bis sie unter gänzlicher Erschöpfung niederstürzen, worauf Andere ihre Stelle einnehmen. Bei diesem Feste macht die Ceremonie des Doseh oder des Tretens den Schluß. Der Scheich der Saadieh-Derwische begiebt sich dann zu dem obersten Scheich aller ägyptischen Derwische, dem El Bekoi. Auf dem Wege dahin werfen sich eine Menge dieser heiligen Leute, sowie andere, die es ihnen in der Frömmigkeit gleichthun wollen, auf den Boden, das Gesicht nach unten gekehrt und dabei so geordnet, daß die Füße des Vordermannes den Kopf des hinter ihm Liegenden berühren. Ueber diesen Teppich von Menschenleibern reitet nun unter Paukenschlag der Scheich auf seinem von zwei Dienern geführten Pferde, von dem jeder Leib zwei Tritte erhält. Die meisten springen unversehrt auf und folgen dem Scheich; wer aber ernstliche oder gar tödtliche Verletzungen davonträgt, der beladet sich noch außerdem mit dem Schimpfe, daß er am vorhergehenden Tage die ihn allein schützenden richtigen Gebetsformeln nicht gesprochen habe. Vormals wurden

nach Beendigung des Doseh von einem Derwisch noch lebendige Schlangen gegessen, welcher Gebrauch jedoch gegenwärtig nur noch von den ägyptischen Schlangenbeschwörern in Anwendung gebracht wird.

Zum Theil nach Wilkinson und Lane.

35. Besuch der Pyramiden von Dschiseh.

An einem schönen Morgen verließen wir Kairo und ritten durch grüne Alleen und Gärten dem Dorfe Dschiseh (auch Gizeh geschrieben) zu. Unvergeßlich wird Jedem von uns der Augenblick sein, in welchem wir aus den umsäumenden Reihen der Datteln und Akazien heraustraten, während gerade die Sonnenscheibe sich links hinter dem Mokattamgebirge erhob und gegenüber die Häupter der Pyramiden entzündete, so daß sie gleich riesenhaften Bergkrystallen in der graugelben Sandebene lagen. Nachdem wir über den Nil gesetzt waren, folgten wir einem hohen Damme mit mehreren steinernen Durchlaßbrücken, mächtigen Bauwerken der Araber, und eilten nun auf unser Ziel gerade los. Ein Gehöft liegt den Pyramiden auf eine Viertelstunde zur Seite. Hier beginnt die Wüste. Der Eindruck, welchen diese größten aller Denkmale auf uns machten, war mächtig, gewaltig wie sie selbst. Als sie noch fern waren, schienen sie höher zu sein als in der Nähe von einigen hundert Schritten, doch jener erste Eindruck überfiel uns plötzlich mit verstärkter Gewalt, als wir am Fuße der großen Pyramide standen und den Versuch machten, nach ihrer Spitze empor zu blicken. Auge und Seele empfanden das Gewicht der ungeheuren Masse; Zeit und Geschichte legten das ihrige dazu: „vierzig Jahrhunderte schauten auf uns herab" und die Geschichte des grauen Alterthums erschien gleich einer Geschichte von gestern.

Wir ruheten am Fuße der Pyramide von den überstandenen Mühseligkeiten unserer Reise und ließen dabei den Blick auf dem ungeheuren Bauwerke umhergleiten. Betrachtet man diese kolossalen und doch so regelmäßigen Formen eine Weile genauer, dann werden ihre riesenhaften Verhältnisse dem Auge erst recht klar, und man erstaunt über jene Zeit, in welcher in verhältnißmäßig wenigen Jahren solch ein Werk durch Menschenkräfte vollendet ward. Herodot berichtet uns, daß die größte der drei Pyramiden, die hier neben einander vor unseren Augen lagen, von dem ägyptischen Könige Cheops errichtet worden sei. Unter seiner tyrannischen Herrschaft mußte in hartem Frohndienste ein Theil seiner Unterthanen im arabischen Gebirge die Steine behauen und sie bis zum Nil schaffen, wo sie auf Schiffen von anderen Arbeitern bis an den Fuß des lybischen Gebirges jenseits des Flusses gebracht wurden. Hunderttausend Menschen, von denen immer zehntausend alle drei Monate einander ablösten, arbeiteten an diesem Wunderbaue. Dabei waren allein zehn Jahre zur Anlegung eines mit polirten Steinen eingefaßten Dammes erforderlich, auf dem die Steine bis zu der Anhöhe, auf welcher die Pyramide sich erheben sollte, geschleift wurden. Dieser Damm war 3000 Ellen lang, sechzig Fuß breit und erhob sich an seiner höchsten Stelle achtundvierzig Fuß über der Bodenfläche. Andere zehn Jahre gebrauchte man zur vollständigen Ebenung des Felsbodens, sowie zur Einrichtung der unterirdischen zum Begräbniß des Königs bestimmten Insel, welche durch einen hergeleiteten Nilkanal in den finsteren Tiefen gebildet ward und sich unter der Pyramide befinden soll. Auf solcher Unterlage stieg in 202 zwei bis drei Fuß hohen Stufen oder Absätzen der Riesenbau treppenartig empor, und erreichte bei einer Seitenlänge von 733 pariser oder 754 preußischen Fuß eine Höhe von 445 pariser

oder 459 preußischen Fuß. Die von der Pyramide bedeckte viereckige Fläche ist größer als die der meisten Plätze in unseren größeren Städten; will man den ganzen Bau umgehen, so braucht man eine Viertelstunde.

Endlich rüsteten wir uns zur Ersteigung des Gipfels, was unter Beihilfe von Fellah's ziemlich rasch von statten ging. Zwei von ihnen erfaßten unsere Arme, sprangen die hohen Stufen voran und zogen Jeden von uns mit lautem Geschrei nach, während einige andere nachschoben. Für Damen bediente man sich auch eines Trittes, welcher nach jeder erstiegenen Stufe nachgezogen wurde. So gelangten wir auf den Gipfel, eine breite Platte und groß genug, ein kleines Haus darauf zu erbauen. Herumliegende mächtige Steinblöcke dienen als Sessel, um die weite Umsicht von dieser Höhe mit Ruhe zu genießen. Es ging ziemlich lebhaft um uns her, da eine Menge Beduinen mit uns heraufgekommen waren; selbst ihre Frauen hatten gleich Gemsen die Pyramiden erstiegen und verstanden es, ihren Wasserkrug geschickt zu halten, um einige Para für einen Trunk zu verdienen. Lange, lange betrachteten wir mit ehrfurchtsvollem Schauer die vor unseren Augen ausgebreitete Landschaft. Dort auf der Seite lag das Thal des segenspendenden Nil, dessen Wogen gleich einem Binnenmeere damals weithin die Ebene bedeckten und nur von schlängelnden Dämmen durchschnitten wurden, neben welchen hier und da gleich Inseln die Dörfer hervorragten, alle im Ehrenschmucke herrlicher, wogender Palmen. Mit freiem Auge zählten wir an 73 Ortschaften. Jenseits des Ufersaumes zog sich in duftigen Wellenlinien das Mokattamgebirge hin, auf dessen Nordspitze sich die zwei deutsche Meilen entfernte Citadelle von Kairo erhob, umgeben von Hunderten von schlanken, mastenartigen Minarets, Moscheen, Schlössern, Palästen und Tausenden von rauchenden Schornsteinen. Die Pyramiden von Sakkara und Daschuhr erheben sich hoch über die Linie des Gesichtskreises, während die Menschen und Thiere am Fuße der Pyramide uns gleich Würmchen erschienen. Doch noch wunderbarer war der Anblick der anderen Seite. Da lag die lybische Wüste, ein Sandmeer, von öden Felsenriffen durchzogen und von Salzschollen bedeckt. Keine Pflanze grünte auf der weiten Fläche, kein Thier, kein menschliches Wesen belebte das ewige Einerlei; das Bild des Grenzenlosen, Farblosen, Lautlosen und Todten lag vor unseren Blicken. Zwischen ihr und dem Nilthale zeigte sich in scharfen Umrissen die zerwühlte Todtenstadt von Memphis, ja die Pyramiden stehen mitten auf dem ungeheuren Friedhofe dieser Stadt Der ganze Ostabfall des lybischen Gebirges ist Todtenstätte; wo man gräbt, stößt man auf Gräber und Katakomben, ja selbst die Gipfel und Abfälle dieser Hügelkette weisen, trotz dem Schleier, welchen die Wüste darüber gelegt, auf die regelnde Menschenhand. Jede der drei Hauptpyramiden hatte einen breiten, prächtigen Aufgang, jede einen mauerumfangenen Hof.

So zeigen sich die nächsten Umgebungen der großen Pyramide von oben. Das Dunkel ihres Ursprunges, die Erinnerung an die geschwundenen Jahrtausende, der Gedanke an die Begebenheiten und Völker, auf die sie herabschauten, an die Männer, die einst auf ihrem Gipfel gleich uns standen: Alles, Alles erweckte die verschiedensten Gefühle in uns. Als Abraham zum ersten Male nach Aegypten kam, sah er diese Pyramiden, die schon viele Jahrhunderte vor ihm erbaut waren. Dort in der Ebene vor uns lag einst die Residenz der alten Könige, auf deren Todtenmalen wir jetzt standen, das alte Memphis, wo auch Joseph wohnte und der Erzvater Jakob vor einem der weisesten und mächtigsten Pharaonen erschien. Weiterhin, links von den Mokattambergen, da, wo sich am östlichen Nilarme die fruchtbare Niederung hinzieht, jenseit des

durch seinen noch stehenden und bereits in der Bibel (Jeremias 43, 13) erwähnten Obelisken erkennbaren Heliopolis (der Heimath der Gemahlin Joseph's) liegt das weidereiche fruchtbare Gosen, aus welchem Moses sein Volk später nach der syrischen Wüste führte. Ja es würde von unserem Standpunkte aus nicht schwer gewesen sein, jenen uralten Feigenbaum auf dem Wege nach Heliopolis bei Matarieh zu erkennen, unter dessen Schatten nach der Legende des Landes einst Maria mit dem Jesuskinde ausruhete. — Wie viele Tausende von Pilgern aller Nationen haben die Stätte besucht, auf welcher wir uns jetzt befanden. Hier hatte Cambyses, der älteste Eroberer Aegyptens, gestanden; von derselben Höhe hatte Alexander der Große den weltbeherrschenden Adlerblick auf das letztbezwungene Land geworfen und alle Länderstürmer nach ihm, welche das Nilland plündernd, unterjochend, zerstörend und völkervertilgend durchzogen: Karthager, Römer, Araber, Türken und Franzosen. Hier hatte auch der Heros des 19. Jahrhunderts, der General Bonaparte, verweilt, während am Fuße dieser Pyramide noch die Ebene von dem Blute der Mameluken bedeckt war, die einen vergeblichen Kampf mit dem jugendlichen Helden Europa's versuchten. Und Tausende werden nach uns kommen und diese Wunderwerke der Welt mit Staunen betrachten und besteigen. — Von oben gesehen scheint der Fuß der Pyramide ganz nahe zu sein, und unsere Beduinen, mit dieser Täuschung wohl bekannt, veranlaßten uns, Steine bis an den Fuß zu werfen. Wohl Mancher mag den Versuch zu seiner Belustigung vergeblich gemacht haben, denn nur wenig Armen mag die Schwungkraft verliehen sein, einen Stein in gerader Richtung 350 Fuß zu werfen, und so viel wäre erforderlich, um den Fuß des Bauwerks zu erreichen. — Die zweite Pyramide, die des Chephren, hat mit der des Cheops ziemlich gleiche Höhe, ist aber etwas kleiner an Umfang. Ihr oberer Theil, etwa 100 bis 120 Fuß vom Gipfel an gerechnet, hat noch seine ursprüngliche Marmorbedeckung, die ganze Pyramide aber einen äußerst merkwürdigen Hof, in dessen platter Felswand eine große Menge sehr regelmäßiger Löcher sich befinden, die mit Sicherheit auf einst daran lehnende Bauwerke schließen lassen. Die sogenannte kleine oder dritte Pyramide scheint die prächtigste von den dreien gewesen zu sein, wird dem Könige Mykerinos zugeschrieben und nach ihm benannt, heißt aber auch die rothe, da ihr Mantel aus schönem, rosenrothem Granit besteht, wie er in Oberägypten gebrochen wird. Wenn man sie besteigt, da wird auch sie zum Riesen. Sie heißt nur klein, weil sie neben den großen steht.

Von der Pyramide fast herabgestiegen, trafen wir nun auch Anstalten zum Besuch des Innern. 38 Fuß über der Grundlage führt ein 100 Fuß langer und etwas über 3 Fuß im Gevierte haltender Gang an der Nordseite hinein. Die mitgenommenen Lichter wurden angezündet und in Begleitung von Fellahs die Besichtigung dergestalt angetreten, daß jeder von uns sich immer zwischen zwei Begleitern fand, indem der Granitboden äußerst glatt geschliffen war. Unsere Fahrt ging anfangs ab-, dann wieder aufwärts, und ward durch die auffliegenden Fledermäuse, durch Staubwolken und eine Hitze von 23° R. (die in den Pyramiden stets herrschende mittlere Wärme Aegyptens) sehr unangenehm gemacht. Endlich gelangten wir in die Kammer des Königs, einen aus geschliffenem Granit bestehenden Raum von 32 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 18 Fuß Höhe, in welchem sich ein aus gleichfalls geschliffenem Granit bestehender Sarkophag befand, der vormals eine Mumie umschlossen haben mag. Die Besucher der Pyramide haben die Wände dieses Gemachs mit ihren Namen beschrieben. Ein anderer, tiefer gelegener und von uns

gleichfalls beſuchter Raum iſt die Kammer der Königin. Sie iſt mit weißem Marmor verkleidet, enthält aber keinen Sarkophag. Nur ein in die Tiefe führender ſenkrechter Gang verblieb uns zum Beſuch, und obwohl alle unſere Begleiter hierauf verzichteten, ſo trieb es mich, auch dieſe geheimnißvolle und nicht gefahrloſe Fahrt anzutreten. Ein Araber kletterte voraus, ich folgte. Wir ſtiegen tief, ſehr tief, indem wir Hände und Füße in die Vorſprünge der Blöcke oder in die eingehauenen Löcher ſetzten. Wenn Hand oder Fuß ausrutſchte, ſo waren wir verloren. Endlich kamen wir wieder in einen wagerechten Gang, während andere Erforſcher der Pyramiden vor uns den Weg weiter verfolgt und in einer Tiefe von 286 Fuß einen unter der Mitte der Pyramide in den Felſen des Gebirgs gehauenen Saal gefunden hatten. Wir ſelbſt kamen vom Schweiße triefend, vom Staube faſt erblindet, von Luftmangel beängſtigt an den Tag, um uns ganz erſchöpft neben unſeren früher herausgekommenen Begleitern und Reiſegefährten niederzulegen.

Nur wenige Zeit verblieb uns diesmal zur Beſichtigung des ungeheuren Sphinx, eines liegenden Löwen mit Menſchenkopf. Sein Körper iſt vom Wüſtenſande ganz verſchüttet, nur Kopf und Hals ragen heraus. Als man im Jahre 1819 ſeine Vorderſeite vom Sande befreite, fand man auf der Bruſt eine Granittafel mit Inſchrift, und zwiſchen den beiden Vordertatzen einen kleinen von einem Löwen bewachten Tempel. Aus den zwiſchen dieſem Koloſſe und der mittleren Pyramide entdeckten Gängen und Schachten hat man geſchloſſen, daß von dem Tempel aus der Eingang zu den Pyramiden geweſen ſei. Wir konnten dem Grunde oder Ungrunde dieſer Annahme nicht nachſpüren, der Wüſtenſand hatte längſt Alles wieder verweht. Iſt er doch der beſte Verwahrer von Aegyptens Alterthümern, denn wie die Menſchen hier oft hauſen, erkannte man nicht nur an dem zerſchoſſenen Geſichte des Sphinx, einſt Zielſcheibe für die Kanonen der Mameluken, ſondern auch an vielen andern Trümmern.

Nach Lepſius und Hackländer.

36. Ein Ausflug nach Algerien.

Ein aufgeworfenes Hügelland, Vorläufer des Atlas, welches ſich faſt immer in gleicher Entfernung längs des Meeres dahinzog, ſchied die Ebene Tlelat von der weit ſchöneren und fruchtbareren des Sig. Wir durcheilten ſie, ohne uns durch die zerſtreuten Lagerplätze oder Duars der gefährlichen Garrabas beſondere Furcht einflößen zu laſſen, obwohl Abd-el-Kader von ihnen zu ſagen pflegte: „Es ſind berüchtigte Mörder, aber meine beſten Krieger.“ Selbſt der Wald von Muley-Ismael, den wir durchziehen mußten, und der als Lieblingsaufenthaltsort des Löwen genannt wird, erweckte keine Bedenklichkeiten. Unſere Araber erzählten eine Menge Märchen und Geſchichtchen von Löwen, ſelbſt der Führer rieth dringend davon ab, den Wald zur Nachtzeit zu paſſiren: wir hatten uns keines Zuſammentreffens mit dem königlichen Thiere zu rühmen und freuten uns daher an der großen Mannichfaltigkeit an niedern Bäumen und Geſträuchen des Südens. Der Maſtixbaum erhob ſich überall, doch fehlte es auch nicht an wilden Oelbäumen, afrikaniſchen Tamarisken, Pinien, Johannisbrotbäumen, ſüdlichen Eichenarten und namentlich an Bruſtbeerſträuchen. Ebenſo großartig wie die Menge der herrlichen Bäume iſt auch die Thierwelt in jenen Gegenden. Einer unſerer Begleiter, ein Jäger, wußte davon zu erzählen. „Kaum,“ ſprach er, „iſt die Sonne untergegangen, dann flötet die Nachtigall ihr Abendlied, und der afrikaniſche Spottvogel erhebt ſein Geſchrei.

Bald zeigt sich der schüchterne Hase und schaut vorsichtig nach allen Seiten, bis leichten Schrittes die scheue Genette und der gefräßige Ichneumon aus dem Gebüsche treten. Es ist bereits zehn Uhr geworden und nun ertönt von kurzen Pausen unterbrochen das rauhe Bellen der den Duar in immer engeren Kreisen durchstreifenden Hyäne, und dies ist das Signal eines hundertstimmigen Schakalconcertes. Die Hunde der Kabylen werden wach und erwidern das Geheul, der Ruf der Wächter erschallt dazwischen und die dumme Hyäne, durch ihr vorlautes Geschrei sich selbst verrathend, schleicht der Küste zu, um hier am kärglichen Auswurfe des Meeres den Hunger zu stillen. Mitternacht ist gekommen, und nun läßt auch der Panther sein kurzes, rauhes Gebrüll vernehmen, das nur selten von der Donnerstimme des Löwen unterbrochen wird. Das wilde Schwein ist in unermüdlicher Thätigkeit, vom Gipfel des Berges geht es die ganze Nacht hindurch bis zum Gestade des Meeres; langsam und vorsichtig durchschreitet es Busch und Sumpf, kein Laut verräth seine Nähe; graut der Tag, dann eilt es ebenso stumm, als es gekommen, zu seinem Lager im Dickicht des Waldes. Die Spuren des Panthers sind im Stande leicht zu erkennen, doch mächtiger sind die des Löwen, meist 8 Zoll im Durchmesser. Der Panther vermeidet den Menschen, der Löwe weicht im Bewußtsein seiner Stärke nicht zurück. Wer mit ihm kämpfen will, habe eine gute Doppelbüchse, kaltes Blut und sichern Blick; kann er auf diese Drei nicht rechnen, ist er verloren."

Unter solchen und andern Gesprächen hatten wir längst den Wald hinter uns und waren in die prachtvolle Ebene des Sig eingetreten. Ein unabsehbar grünes Gefilde lag vor unsern Augen. Neben einer Menge Duars, meist von Arabern errichtet und aus großen Zelten bestehend, weideten zahlreiche Heerden von Schafen, Rindern und Kameelen. Hier und da erhoben sich auch die Gräber der Marabuts, ein neben dem weltlichen Adel der Scheichs (Häupter der Duars) und Kaids (Stammhäupter) bestehender geistlicher Adel, von dessen persönlichem Wandel die Ehrfurcht abhängt, welche ihm gezollt wird. Angesehene Marabuts wohnen meist in abgelegenen, einsamen Orten, halten Schulen oder Ghetna's, in denen sie junge Leute im Koran unterrichten und Andächtige zu Predigt und Gebet versammeln. Stirbt solch ein Marabut, so überbaut man seine Grabstätte mit einem kleinen Häuschen, und diese mit ihren weißen Fähnchen sind es, denen unser Auge im ganzen Lande, oft an der einsamsten Stelle begegnet. In ihrem weißen Anstrich, vom Grün der Bäume umgeben, oft von der Höhe eines Berges herabblickend, nehmen sie sich ungemein malerisch aus. Gräber berühmter Marabuts sind besuchte Wallfahrtsorte.

Im Anzuge, wie in den Verrichtungen des Lebens zeichnet sich weder der weltliche noch der geistliche Adel von den Uebrigen des Stammes aus, und kriechende Höflichkeit kennt der gemeine Araber vor Höheren nicht. Er schlägt sein Auge so wenig vor dem Glanze des Sultans, als vor dem Yatagan des Henkers nieder. Wir hatten oft Gelegenheit, ihr Benehmen unter einander zu beobachten. Wasch halek? Wasch hintu? (wie gehts? wie stehts?) waren die wohl sechsmal hinter einander beiderseits wiederholten Anredeformen, ehe das eigentliche Gespräch begann. Ihre Frauen, im Allgemeinen gut behandelt, aber nur als Mütter geachtet, werden in allen Dingen vor dem Manne zurückgesetzt. Haben Vater und Söhne sich gesättigt, dann dürfen sie erst nach den Speisen langen. Mäßigkeit, Ehrfurcht gegen das Alter und gegen die Todten, Ergebung in den Willen der Vorsehung, sowie Freiheitsliebe sind die hervorstechenden guten Eigenschaften im Charakter des Arabers, Geiz

und Grausamkeit die Schattenseiten desselben. Kuskussu (eine Art gewürzter Nudeln mit Dampf gekocht und nebst gekochten Hühnern mit Fleischbrühe oder Butter übergossen und gebacken), Brot und Früchte sind ihre Hauptnahrungsmittel, Wasser und Milch ihr Getränk. Anderes Fleisch wird nur bei feierlichen Gelegenheiten genossen. Ein Schlückchen Wein oder Branntwein aus der Feldflasche des Franzosen wird trotz des Verbotes des Propheten nicht verachtet, um es zu kaufen ist der Araber zu geizig. Daher wird er nie zum Säufer. Alle Summen, welche er durch den Verkauf seiner Erzeugnisse erhält, werden nur zu einem geringen Theile verausgabt, das Uebrige an einsamen Orten vergraben. Große Summen werden daher verloren, wenn der Tod den reichen Araber überrascht. Die Leichen der Verstorbenen werden sorgfältig begraben und das Grab mit fest gemauerten Steinen bedeckt, wenn nicht umgeben, damit kein Raubthier es öffne. Im Kriege macht man die größten Anstrengungen, um die Gebliebenen aus den Händen des Feindes zu retten; die Leichen der Feinde werden dagegen auf empörende Weise verstümmelt, Gefangene abscheulich gemißhandelt, bis man durch Abschneiden des Kopfes mittelst des Yatagan ihren Leiden ein Ende macht. Bei Angriffen sprengen sie im Galopp auf den Feind ein, schimpfen und schießen ihre Gewehre ohne zu zielen ab und sprengen wieder zurück, um auf's Neue zu laden. Vor dem Bayonnet haben sie allen Respect. Dies das Volk, dessen zahlreichen Duars wir jetzt so oft begegneten.

Unsere Reise durch die Ebene des Sig ging ziemlich langsam, da unser alter andächtiger Führer vor jedem Grabe vom Pferde stieg und sich betend wie ein Wurm krümmte. Der Sig floß an der südöstlichen Grenze der Ebene, ein kleiner Fluß, dessen hohe, senkrecht abgeschnittene Ufer zwei fortlaufenden Mauern gleichen. Sein Wasser hatte eine dunkelbraune Farbe und die Araber bezeichneten es als giftig. Keiner läßt sein Pferd daraus saufen. Ein Stunde südlich vom Sig beginnt die hier von Ost nach West streichende erste Kette des Atlas. Drei dieser Ketten mußten von uns überschritten werden, bevor wir nach Maskara gelangen konnten. Der Ritt ward immer ermüdender, hohe Bergrücken hinauf und hinunter. Der Abend brach herein, kein Laut, kein Lichtschimmer verkündete die Nähe der Stadt, die wir erst gewahr wurden, als wir bereits ihre Vorstadt Beb-Ali durchritten.

Maskara liegt am Fuße des südlichen Abhanges der dritten Bergkette des Atlas, an der Nordseite der prachtvollen Ebene Egghres. Vor dem Kriegszuge des Marschalls Clauzel hatte es wenigstens ein sehenswerthes Gebäude, den ehemaligen Palast des Bey's der Provinz, welcher nach Verjagung der Türken von Abd-el-Kader bewohnt ward, nun aber in Trümmern liegt. Zu seiner Wiederherstellung hat Abd-el-Kader nichts gethan, ja, er verbot sogar, ihn vom Schutt zu reinigen. Niemand durfte ihn mehr bewohnen; als ein verfluchtes Haus sollte er in Ruinen liegen, seit die Ungläubigen ihn betraten. Er selbst schwur, den Boden der Stadt nie wieder zu betreten, nachdem der Fuß der Rummi's (Christen) ihn beschmutzt habe. Der Emir hat Wort gehalten; so oft er auch später vor Maskara kam, nie betrat er den Boden der Stadt, ein vor derselben aufgeschlagenes Zelt nahm ihn auf. Der Thurmfalke ist nach dem Rückzuge der Franzosen als Pascha in das Gemäuer eingezogen; eine Menge Störche haben ihre Nester auf dem äußern Gemäuer aufgeschlagen und klappern verwundert den seltenen Besucher an, der zu ihnen hinaufsteigt. Sie bewohnen in Schaaren alle alten Gebäude, am liebsten die Moscheendächer, wo sie wie Schildwachen neben dem Halbmonde stehen.

In der Ebene Egghres, in welcher die dritte Bergkette recht sanft

verſinkt, lag auch die Gheina von Sidi Mahiddin, Abd-el-Kaders Geburtsort, zuletzt von ſeinem Oheim bewohnt. Sie galt ſchon ſeit langer Zeit als die berühmteſte geiſtliche Erziehungsanſtalt in der Provinz Oran und beſtand aus vier einſtöckigen weißen Häuschen. Das eine bewohnte der Marabut, das andere ſeine drei Frauen, im dritten lebten ſeine Zöglinge, deren Zahl nie zwölf überſtieg, das vierte Gebäude war eine kleine Moſchee, der Sammelplatz der Schüler und andächtigen Gäſte zum Gebete. Und an dieſen war kein Mangel, trotz der lieblichen Einſamkeit, in welcher die Ghetna lag. Täglich ſtellten ſie ſich ein, bald um zu beten, bald um den Marabut um Rath zu fragen und mit ſeinem Segen wieder heimzukehren. Dabei kamen ſie nie mit leeren Händen: der Eine brachte ein Stück ſeiner Heerde, der Andere einen Sack Getreide, der Dritte baares Geld. Dann ſaß Sidi-Mahiddin vor ſeiner Hüttenthüre, grüßte die Ankömmlinge liebreich, nahm die Geſchenke in Empfang und bewirthete jeden Gaſt mit Kuskuſſu und Quellwaſſer. Faſt Jeder hat etwas auf dem Herzen. Da iſt's ein Streit, in welchem der Eine mit dem Nachbar lebt; der fromme Marabut ſoll den Friedensſtifter machen; ein anderer muß kinderlos ſeine Tage verleben und wünſcht, daß ein Fürwort des frommen Mannes bei Allah die Erfüllung ſeines Wunſches fördere; eine wirkliche oder eingebildete Krankheit oder die eines Familiengliedes, auch ein krankes Lieblingspferd veranlaßte den Dritten zur Reiſe; den Vierten trieben Gewiſſensbiſſe her. Die einflußreichſten Kaids, Scheichs und Marabuts der Gegend ließen ſelten den Mond zweimal wechſeln, ohne bei Sidi-Mahiddin geweſen zu ſein, ſowie auch kein von der Pilgerfahrt nach Mekka heimkehrender Hadſchi es ſich nehmen ließ, bei ihm gaſtlich einzuſprechen. Dieſe Einſiedelei entſchied mehr als einmal das Schickſal des Landes. Wenige bärtige Männer, häufig in Lumpen gekleidet und Quellwaſſer trinkend, aber von mächtigem Einfluß über das durch gemeinſamen, feurigen Glauben eng verbrüderte Hirtenvolk entſchieden über Krieg und Frieden. Hier ward im Jahre 1832 die Ermordung der Türken von Maskara beſchloſſen, hier predigte man den Dſchad oder heiligen Krieg gegen die Franzoſen; hier ward auch Abd-el-Kader, einer der merkwürdigſten Männer Afrika's, geboren, in dieſer Einſamkeit, wo Alles zum Nachdenken und zur Ruhe der Seele ſtimmt, war er zum großen Manne gereift.

Dies ein Bild aus Algerien, jenem Lande, welches jetzt nach der Gefangennahme Abd-el-Kaders von den Franzoſen beherrſcht, wenn auch noch nicht gänzlich beſiegt iſt, beſonders in ſeinem ſüdlichen Theile.

Nach Moritz Wagner.

37. Bilder aus Marocco.

Vom Hafendamme zu Tarifa an der Südküſte Spaniens erblickte ich an einem friſchen Maimorgen in dunkelvioletter Färbung das afrikaniſche Gebirge, an deſſen Fuße die Stadt Tanger gleich einem weißen Punkte erglänzte. Der Wind wehete von Oſt ziemlich friſch, das Meer, wundervoll blau, ging ziemlich hoch, die Meerenge kochte gleich einem raſch dahin ſchäumenden Strome. Da ergriff mich mächtige Sehnſucht, auf dem von mir noch nie betretenen Boden Afrika's umherzuwandeln; lag er mir doch ſo nahe. Ich ging zu einem Schiffer, bald waren wir des Handels einig, ſeine leichte Feluke nahm die kühnen Wagehälſe auf, ein günſtiger Wind trieb uns wohlbehalten der afrikaniſchen Küſte zu. Mit verwunderten Augen betrachtete ich die amphitheatraliſch ſich hebende Küſte, ſowie das daran liegende Tanger. Es war eine mauriſche Stadt, ſowie ich ſie mir vorgeſtellt hatte. Weiße

Häuser, durcheinander hingeworfen auf die Spitze und zu beiden Seiten eines Hügels, ein glänzendes, viereckiges Minaret, mit Zinnen versehene Mauern, eiserne Kanonen zwischen den Zinnen und Turbane über den Kanonen, eine rothe im Winde flatternde Fahne, eine vom sengenden Sonnenstrahle verbrannte Küste und vor derselben ein herrliches, wogendes Meer. Die Bai von Tanger hatte uns aufgenommen; unsere Flagge ward aufgehißt und nach bestehendem Gebrauche ein Boot abgesandt, die Erlaubniß zum Landen uns auszuwirken. Bald traf sie ein, allein die Art, wie man auf's Trockene gelangt, ist so eigenthümlich, daß sie hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Jeder Herr, der an's Land will, wird von einem dunkelfarbigen Mauren auf den Rücken genommen und durch das seichte Wasser getragen; Damen dagegen werden auf Stühle gesetzt und so auf den Schultern getragen an's Trockene gebracht, beide Weisen ein lustiges Schauspiel für das am Lande gaffende Volk.

Tanger ist keine schöne Stadt, hierzu würde Alles mangeln. Die Häuser sind niedrig, unregelmäßig und schlecht, alle fast nach einem Muster, dem arabischen Hause, gebaut, und deshalb vom europäischen sehr verschieden. Sie bestehen aus einer viereckigen, schwerfälligen Masse, ohne Fenster nach außen, statt des Daches Terrassen, alles weiß übertüncht. Sämmtliche Gemächer schließen einen viereckigen Hof ein, dessen Boden je nach der Jahreszeit mit Teppichen oder Matten belegt ist und der nach obenhin zur Abwehr des heißen Sonnenstrahles bald von Baldachinen überdeckt ist, bald aber auch von Feigenbäumen und Weinstöcken beschattet wird. In den Höfen der Reichen spielen Springbrunnen und verbreiten eine köstliche Frische. Im Hofe angebrachte Treppen führen zu den Gemächern des ersten Stockwerkes, von welchen man in das zweite und endlich auf das platte Dach gelangt. Hier ergeht man sich des Abends, oder wenn sonst die Sonnenstrahlen mäßig einwirken. Der Anblick der Stadt ist von diesem Punkte aus eigenthümlich, ist es doch, als befände man sich auf einem umfangreichen Kirchhofe, der nur von den schlanken Minarets der Moscheen überragt wird. Von diesen Thürmen ertönt täglich der Ruf der Muezzins zum Gebete. Er beginnt mit anbrechendem Tage und wird nach Zwischenräumen von zwei Stunden erneuert, wobei die Ausrufer sich abwechselnd nach den vier Weltgegenden wenden. Glocken kennt der Muhammedanismus nicht. Die Straßen oder vielmehr Fußsteige der Stadt sind eng, winklig, voller Unrath und Steine. Die Häuser gleichen festen Burgen, erbaut von gegenseitiger Eifersucht.

Nur eine einzige erträgliche und ziemlich gerade Straße durchschneidet die ganze Stadt von oben nach unten und mündet am Hafen. In sie war auch ich gerathen, und das erste, was ich gleich beim Eintritt in die Stadt sah, war ein kleiner neun- bis zehnjähriger Maure, der einen höchst demüthigen und unterwürfigen Juden am weißen Barte herumzauste, und als der Sohn Israels vor einer Moschee nicht schnell genug seine Babuschen auszog, versetzte ihm ein mit andern vorbei marschirender Soldat einen tüchtigen Fußtritt und ein altes Weib lüftete ihren Schleier, um ihm ins Gesicht zu speien. Ohne Murren ertrug der alte Ebräer die schimpfliche, niederträchtige Behandlung; der geringste Schein von Widerstand hätte ihm das Leben kosten können, unter der Bastonade würde er es ausgehaucht haben Er entwischte in eine der engen und krummen Gassen, und es war hohe Zeit, denn eben hielten die Hamduschas einen Umzug; wäre er ihnen in die Hände gerathen, dann war für ihn Gefahr, umgebracht zu werden.

Die Hamduschas bilden eine im ganzen Reiche gleich mächtige wie ge-

fürchtete religiöse Secte. Es ist nicht möglich, sich etwas Wilderes vorzustellen, und ein Zusammentreffen mit diesen Fanatikern ist für Christen wie Juden, besonders für die letzteren, niemals gefahrlos. Der Anführer, maurisch Mukaddem genannt, war ein großer, in seinen weiten, weißen Haïk oder Mantel gänzlich gehüllter Greis; er saß auf einem weißen Schimmel und führte eine Fahne in der Hand. Sein Bemühen war darauf gerichtet, bei würdevoller Haltung völlig unbeweglich zu erscheinen, während sein zu Fuß gehendes, halbnacktes Gefolge bei der Musik eines Dudelsackes und einer großen Trommel Tänze ausführte, die mehr den Sprüngen Besessener glichen. Ihr ganzer Körper wand sich in den wahnsinnigsten Verdrehungen, und die Musik, anstatt sie zu beruhigen, reizte sie immer mehr und steigerte ihre Wuth auf's höchste, je mehr sie in schnelleren Takt überging. In diesem Zustande sind die Hamdusch a's den wilden Bestien ähnlich. Jedes ihnen begegnende Thier wird angefallen, mit Zähnen und Nägeln zerrissen und die blutigen, rohen Fetzen verschlungen. So ging es vor meinen Augen einem Hammel; man hat sogar gesehen, wie sie Esel fraßen. Stoßen sie auf keine Thiere, dann stürzen sie sich zuweilen über einen ihnen begegnenden Juden. Zitternd verkriecht sich das Volk Israels beim ersten Tone des furchtbaren Dudelsackes, und selbst Christen handeln klug, wenn sie den Wüthenden aus dem Wege gehen, deren Tollheit sich oft so weit steigert, daß man sie mit einer doppelten Soldatenreihe umgeben muß, um sie nur einigermaßen im Zaume zu halten. Trotzdem drängt sich das maurische Volk an den stets theilnahmlosen stummen Mukaddem heran und küßt ihm andächtig das Knie. Er hielt an diesem Tage gerade seinen Einzug in Tanger, dem noch an demselben Abende neun Umzüge unter Fackelbeleuchtung und Begleitung von Flintenschüssen folgten.

Es giebt noch andere Secten und Gesellschaften in Marokko, die jedoch weniger wild und blutgierig zu sein scheinen, und unter denen sich die Eisowies dadurch auszeichnen, daß sie im Monat Juli ausziehen, in der Provinz Sus eine große Menge Schlangen fangen und sich dann im ganzen Reiche zerstreuen. Kommen sie in einen Ort, dann tanzt der Oberzauberer zur Musik der anderen und zieht während dessen eine Buska (eine giftige Schlange der Wüste) aus seinem Binsenkorbe, dann noch zwei andere Giftschlangen und läßt sie tanzen und sich dabei von ihnen so beißen, daß das Blut heraus dringt. Zuletzt verzehrt er wohl gar eine Giftschlange und läßt sich von den anderen verletzen. Zum Zeichen der Gefährlichkeit läßt man nicht selten Thiere von den Schlangen beißen, die alsdann in Folge der Vergiftung sofort sterben. Haben sich die Eisowies mit Hanfbranntwein (Haschisch) berauscht, dann laufen sie in den Straßen herum, Juden und Christen nicht selten tödtlich verwundend.

Unter diesen in ganzen Gesellschaften lebenden Heiligkeiten der Marokkaner giebt es auch einsam wohnende, die Santons, eine Art Einsiedler, die man gewöhnlich in der Wüste, zuweilen aber auch in Städten findet. Es sind bald Wahnsinnige oder Blödsinnige, von den Mauren als Heilige am meisten verehrt, sodann Fanatiker und endlich Betrüger. Dem Santon oder Heiligen ist Alles erlaubt, jeder Begierde kann er fröhnen, die ärgsten Beschimpfungen nimmt man von ihm als besondere Gnaden und Ehrenerweisungen an. So begegnete ich täglich in Tanger einem alten, wirklich blödsinnigen Santon, der, seine Babuschen in der Hand tragend, unter furchtbarem Geheul die Straßen durchlief und dies schon seit 20 Jahren trieb. Alle, besonders die Weiber, drängten sich an ihn heran, Alle küßten seine schmutzige, abgezehrte Hand, sein Gewand, obwohl er mit einem ziemlich starken Stocke beständig um sich herum

ſchlug. Sonderbarerweiſe traf er meiſt nur die ſchwarzen Röcke der Juden, ja ſelbſt ich entging nur mit genauer Noth dieſer Ehre, während der mir zugedachte Schlag auf den Kopf eines Juden niederfuhr. Dem Geſchlagenen entfuhr ein Fluchwort; ſofort ergriff ihn das Volk, ſchleppte ihn vor die Bude des Müteſib — des Oberſten der Polizei — wo man zur Heilung des Kopfes dem armen Sohne Iſraels 50 derbe Peitſchenhiebe auf die Fußſohlen legte. Einem anderen Reiſenden begegnete es, daß ein ſolcher Heiliger, faſt nackt und mit langem Barte ihm entgegen trat. Während ſeine arabiſchen Begleiter vom Pferde ſtiegen und ihm in Demuth die Hand küßten, warf der Fremde, um den Heiligen nur los zu werden, ihm ein Geldſtück zu. Da kam dieſer voll Dankbarkeit gravitätiſch und mit großen Schritten auf ihn zu und ſpie ihm, zum Zeichen beſondern Wohlwollens, in's Geſicht. O glücklicher Nazarener, riefen die Araber, du biſt nun für immer geſegnet! Sidi Mamoh, der Begeiſterte, hat auf dich geſpieen! Was Gott gegeben, ſoll kein Menſch verwiſchen! Und wohl oder übel mußte der ſo Geehrte ſein Schnupftuch wieder einſtecken und das Zeichen der Zärtlichkeit Sidi Mamoh's in der Luft trocknen laſſen. Alle Wahnſinnigen, Blödſinnigen und Cretinen ſind dem Mauren heilig, denn Gott hält nach ihrer Behauptung die Vernunft dieſer Armen gefangen und läßt ſie blos in dem Augenblicke frei, wo ſie einige Worte ſprechen können. Dieſe Worte nimmt man daher als fortwährende Offenbarung ehrfurchtsvoll auf. Selbſt ihre Wohnung wird für heilig angeſehen, eine rothe Farbe zeichnet ſie aus und Juden müſſen vor ihr, wie vor einer Moſchee, barfuß vorübergehen. Sie gilt dem Verbrecher als Freiſtätte; alle Menſchenſatzungen hören an ihrer Schwelle auf, ſelbſt der verwegenſte Tyrann würde es nicht wagen, den Verbrecher hier wegzureißen. Ja dieſe Würde bleibt ſelbſt dem Grabe des abgeſchiedenen Heiligen; es wird zur Wallfahrtsſtätte, deren Betreten dem Ungläubigen verboten iſt. Die rothe Fahne überſchattet es.

Das, was dem europäiſchen Auge in jeder arabiſchen Stadt ſofort auffällt, iſt die Kleidung der Bewohner derſelben. Iſt dieſelbe in Algier reich und prächtig, ſo iſt ſie in Marokko dagegen höchſt maleriſch. Der Maure des Weſtens iſt der alterthümlichen Einfachheit treu geblieben; er trägt weder Gold noch koſtbare Steine; der Haïk, ein langes, ſehr weites Gewand von weißer Wolle, der alten römiſchen Toga gleich, hüllt den ganzen Körper ein und verleiht demſelben Anmuth und würdigen Anſtand. Der Stoff iſt ſehr geſchmeidig, giebt allen Bewegungen ohne Hinderniß nach, ordnet ſich in die ſchönſten Falten und verleiht dem Gange einen gewiſſen Ernſt. Alle Stände, vom Sultan bis zum geringſten Arbeiter herab, tragen den Haïk. Unter ihm trägt man weite weiße Beinkleider und einen durch einen ſeidenen Gürtel zuſammengehaltenen Kaftan. Die Füße ſind mit Babuſchen oder Stiefeln von gelbem Leder bekleidet. Kopfbekleidung iſt der Turban. So die Kleidung der Reichen. Die Kleidung des Landmanns, ſowie des armen Stadtbewohners iſt nichts weiter als ein grobes Gewand von Leinwand oder Wolle, das man gleich einem Sacke über den Kopf ſtülpt, und das alsdann bis über das Knie heruntergeht. Hand und Beinkleid würden Luxus ſein. Juden tragen den ſchwarzen, auf der Schulter gehäftelten Soulam und müſſen unbedeckten Hauptes gehen. Die Frau des Mauren trägt ebenfalls den Haïk, doch zieht ſie ihn gleich einem Schleier über den Kopf, ſo daß nur die Augen frei ſind. Er iſt ihr einziges Kleidungsſtück und von feinerem Stoffe, als der Haïk der Männer.

Meine Wanderungen durch die Stadt führten mich auch bald an jenen

Ort, wo der Kadi oder oberste Richter Recht spricht und der Mütesib die Polizeigewalt ausübt. Eben brachte man einen Schuldigen. Der Fall wurde einfach vorgetragen, der Richterspruch sofort gefällt und das Urtheil an demselben Orte ohne weitere Appellation vollzogen. Reiche werden bei geringeren Vergehen mit Geld, Arme, die nicht zahlen können, mit Knute und Peitsche bestraft. Je nach der Größe des Vergehens werden sie von hinten oder von vorn geprügelt, doch darf der Verbrecher in keinem Falle mehr als 999 Streiche erhalten, die an einem Rosenkranze abgezählt werden. Dem Diebe haut man die Hand ab, andere schwere Verbrecher werden hoch in die Luft geworfen und zwar so, daß sie beim Herunterfallen nach dem Urtheilsspruche bald einen Arm, bald den Fuß, bald das Genick brechen, und es sind die Henkersknechte ihrer Sache so gewiß, daß die Strafe meist genau nach dem Urtheile vollzogen wird. Wieder andere Verbrecher gräbt man bis an den Hals in die Erde und giebt ihr Haupt den Mißhandlungen der Vorübergehenden preis, oder man nähet sie lebendig in todte Ochsen oder bindet sie an den Schweif eines im Galopp forteilenden Maulthieres. Für Frauen giebt es Scharfrichterinnen. Diese bringt die Verbrecherin in Haft, geißelt sie, köpft sie, schneidet ihr Ohren und Nase ab. Doch werden diese Hinrichtungen im Geheimen vollzogen. Der Henker wird nach vollbrachter Hinrichtung von den Zuschauern mit Steinwürfen vom Richtplatze gejagt und muß sich deshalb eiligst entfernen.

Mancher Verbrecher entgeht der Strafe dadurch, daß er eine Freistatt erreicht. Als ich einst in der Nähe eines auf einem Hügel befindlichen und von einer rothen Fahne überschatteten Grabes eines Santons weilte, sah ich plötzlich einen Mauren eiligst den Hügel heraufLaufen, mit gewaltigen Sätzen auf das Heiligthum zueilen und in dasselbe hineinstürzen. Der Mann war ein Mörder und hatte kurz vorher auf offenem Markte seinen Gegner erschlagen. Die ihn verfolgenden Soldaten kamen zu spät, der Flüchtige befand sich bereits außer ihrem Bereiche, und obwohl sie ihn mit ausgestreckter Hand erreichen konnten, so würde keiner so verwegen gewesen sein, ihn der heiligen Stätte zu entreißen. Gleichwohl gaben sie den Flüchtling noch nicht auf. In einiger Entfernung vom Grabe hockten sie nieder und ließen ihn nicht aus den Augen, während sie sich mit ihm freundlich unterhielten. Durch solche auf unbestimmte Zeit fortgesetzte Belagerung hofften sie ihn endlich durch Hunger zum Verlassen seiner Freistätte zu zwingen, doch er schien hierzu keine Lust zu haben; eine Geldsumme wird wohl das wachsame Auge seiner Verfolger eingeschläfert haben. Der Todtschläger war übrigens kein gemeiner Mörder, die noch unter den Arabern so gewöhnliche ererbte Familienfeindschaft hatte auch ihn veranlaßt, seine Rache im Blute des Ueberlebenden zu kühlen.

Einer meiner Bekannten, welcher eine Reise durch Marokko gemacht hatte, erzählte mir ein Beispiel von Blutrache. Wir trafen, sprach er, unterwegs einen Wanderer, ausgezeichnet durch schönes, männliches Aussehen und hohen Wuchs, den unser Begleiter als einen Bewohner der Provinz Rif erkannte, welcher vor kurzem in Folge der Blutrache das Land verlassen mußte. Ich reichte ihm Brot und Obst, worauf er mir bereitwillig seine Geschichte erzählte. Als er noch Knabe war, wurde sein Bruder von zwei Nebenbuhlern ermordet. Er wuchs heran, von seiner Mutter täglich zur Rache angespornt. Da bot sich ihm Gelegenheit, den einen seiner Feinde auf offenem Markte zu erschießen. Das Volk legte ihm kein Hinderniß zur Flucht in den Weg, da man seine Geschichte kannte und seine Rache gerecht fand. Auch den zweiten Todfeind tödtete er, indem er ihn rücklings erschoß, dann aber eilte er in das

Heiligthum von Muley Abd' Selam, bis er nach einiger Zeit ſich nach Tanger aufzumachen wagte. Hier ſtellte ſich ein von der Familie für Gold gedungener Mörder ein, doch er war ihm zuvorgekommen. Seither, endete er ſeine Geſchichte, habe ich im Frieden gelebt und beſitze jetzt, Gott ſei Dank! mehr als ein tapferes Herz und mehr als eine kräftige Hand unter meinem Dache, um meine Sache zu vertheidigen und mich zu rächen, wenn ich fallen ſollte.

38. Aus der Sahara.

1. Die Wüſte zwiſchen Fezan und Kauar.

Vier Tage waren mit Vorbereitungen und Unterhandlungen über Miethung von Kameelen bereits vergangen, als Maina Adem, der Bruder des Sultans von Kauar, erklärte, daß er marſchbereit ſei und mit mir weiter zu reiſen gedächte. Allerdings war es mir unmöglich geweſen, zu unſern fünf Kameelen noch eins aufzutreiben, es wären daher dieſe über ihre Kräfte beladen. Außer dem Gewöhnlichen hatten wir für fünf Tage Datteln und Kraut für die Kameele ſelbſt, ſodann Kochholz für uns mitzunehmen, denn die Wüſte war der Art, daß man auch nicht einen Halm findet: ſandig, mitunter kieſig und mit großen Sandſteinblöcken überworfen. Um 3 Uhr lagerten wir, und nun gelang es Maina Adem, mit den Tebu, die uns bis hierher gefolgt waren, um uns ihre Kameele zu vermiethen, aber unverſchämt hohe Preiſe forderten, einig zu werden. Freilich mußte ich es theuer genug bezahlen, doch waren meine Kameele ſo beladen, daß ich den ganzen Tag hatte zu Fuß gehen müſſen. Für meinen in Gatrôn abgegangenen Diener war es mir auch gelungen, in Tedjérri einen anderen aufzutreiben, einen durch den Tod ſeines Herrn befreiten Neger, dem es ſehr erwünſcht kam, auf dieſe Art in ſein Vaterland zurückzukommen, obgleich er nicht wußte, ob er aus Bornu, Hauſſa oder Bágirmi oder einem anderen der Negerländer ſtamme, da er ganz klein nach Fezan gekommen war und ſich ſeiner Heimath gar nicht mehr erinnerte.

Wir brachen heute, den 10. April 1866, eine Stunde früher als am vorigen Tage von Djuri auf. Der heftigſte Südoſtwind blies und ſteigerte ſich bald zu einer ſolchen Wuth, daß man vor Staub nichts ſehen konnte. Die Gegend behielt denſelben Charakter. Um 2 Uhr erſtiegen wir eine Hügelkette, erreichten darauf um 4 Uhr das Thal Meſchru und zwei Stunden ſpäter den am nördlichen Abhange liegenden Brunnen, der durch ſein Mauerwerk zeigte, daß früher eine feſte Anſiedelung hier war, da man in der ganzen Wüſte nur äußerſt ſelten gemauerte Brunnen findet. Im Thale ſelbſt fanden ſich viele „Neulinge“ oder kegelförmige Hügel, die ſich durch Anhäufung von Sand mit pflanzlichen Stoffen gebildet haben, oft die Höhe von 40—50 Fuß erreichen und oben einen Ethelbuſch tragen. Sie geben der Gegend ein höchſt eigenthümliches Anſehen und man findet ſie in der ganzen Sahara, muß ſie jedoch von den „Zeugen“ unterſcheiden, die, wenn ſie auch daſſelbe Ausſehen wie die Neulinge haben, nicht durch Anhäufungen, ſondern durch Auswaſchungen entſtehen, indem der weichere Boden von dem härteren durch Waſſer oder Wind weggeriſſen und dieſer nun von der früheren Bodenbildung Zeugniß ablegt. Obwohl von derſelben Höhe und Geſtalt wie die „Neulinge“, ſind ſie doch leicht daran zu erkennen, daß ſie nie Wurzeln oder pflanzliche Stoffe enthalten, auch ſind ſie viel ſeltener als dieſe. — Aber die

Leiden des heutigen Tages waren noch nicht zu Ende, denn wenn der erstickend heiße Wüstenwind uns den ganzen Sand in's Gesicht getrieben, unsere Kehlen gänzlich ausgetrocknet hatte und wir nun mit unseren ledernen Eimern auf den Brunnen zustürzten, um uns und dann die vor Durst nach Wasser brüllenden Kameele durch einen Trunk zu laben, fanden wir den Brunnen zu unserem Entsetzen versandet. Der Sturm vom heutigen und dem vorhergehenden Tage hatte eine solche Menge Sand hinein getrieben, daß er trocken war. Wir verloren indeß nicht den Muth, oder vielmehr die Nothwendigkeit zwang uns, sogleich einige Leute in den 30 Fuß tiefen Brunnen hinabzulassen, und alle andere Mannschaft wurde mit Körben und Seilen am Brunnen selbst aufgestellt, um den aufgewühlten Sand herauszuziehen. Nach zwei Stunden harter Arbeit und nachdem ungefähr 3 Kubikmeter Sand mit den Händen aufgekratzt und in Körben aufgewunden worden war, hatten wir Wasser und zwar reichlich und gut, wenn auch trübe. Den Brunnen umgab ein ungeheueres Knochenfeld, theils Kameelknochen, theils Menschenknochen lagen massenhaft umher, selbst als ich in mein Zelt kam, fand ich, daß meine Leute in der Dunkelheit einen Schädel nicht hinweggeräumt hatten. So campirten wir inmitten der verdursteten Menschen, und daß es die Gerippe von Sclaven waren, bewies der Umstand, daß man sie nicht eingegraben hatte, indem man es nicht der Mühe werth hält, ihnen ein Grab zu geben, wenn sie vor Ermattung oder Durst verschmachten. Der heiße Wind hatte an diesem Tage auch eine so große Menge Elektricität in den wollenen Decken und Kleidungsstücken angesammelt, daß Abends knisternde Funken beim Schütteln herausſprangen.

Nachdem wir am folgenden Morgen unsere Schläuche gefüllt und die Kameele nochmals abgetränkt hatten, war es $9^1/_2$ Uhr geworden, ehe wir aufbrechen konnten. Die Gegend blieb eben so öde und krautlos, jedoch hatten wir rechts und links Gebirgszüge, die indeß ohne Namen sind. Im Osten bleiben sie auf 10 bis 12 Stunden Entfernung, im Westen auf 6 Stunden von der Straße. An beiden Seiten des Weges sahen wir die gebleichten Knochen hingeschiedener Sclaven, manche noch in ihren blauen Negerkattun gehüllt. Auch wer den Weg nach Bornu nicht kennt, braucht nur den Knochen nachzugehen, die rechts und links vom Wege liegen, und er kann nicht fehlen. Um 6 Uhr Abends kamen wir an den Paß, der beim Berge Lágaba bóʻa in die Große Ebene führt. Mit Mühe leiteten wir, da es schon Nacht geworden war, die Kameele in die Ebene hinab und lagerten dann um 8 Uhr Abends. Der heiße Wind hatte uns wie Tags zuvor außerordentlich ermüdet und unsere Kleidung zeigte am Abend dieselbe elektrische Erscheinung, ja mein armer Hund, der sich auf dem bis 70° erwärmten Boden die Füße verbrannt und wund gelaufen hatte, war so mit Elektricität geladen, daß beim Streicheln mit der Hand Funken herausſprangen wie bei einer schwarzen Katze. Nach zwei so entsetzlichen Tagen und den Tod der verdursteten Sclaven immer vor Augen fing mir das Wüstenreisen an, recht beschwerlich zu werden, und doch hatte ich bis zur nächsten bewohnten Oase noch so weit.

Früher, aber doch nicht so früh, als es die entsetzliche Tageshitze wünschenswerth machte, brachen wir am 12. April um $6^1/_4$ Uhr auf, uns immer mit geringen Abweichungen direct südlich haltend. Nachdem wir die Große Ebene um 9 Uhr hinter uns hatten, kamen wir über einen niedrigen Hügelzug ins Kleine Thal, das von derselben Beschaffenheit wie die nördliche Ebene Lágaba, jedoch nur zwei Stunden breit war. Gegen Westen und Osten sahen wir hohe Berge, die von Norden nach Süden laufen und an beiden Seiten

ungefähr 12 Stunden vom Wege entfernt bleiben. Um 11 Uhr erreichten wir eine Hochebene, die von Norden nach Süden ansteigt, so daß der Südrand bedeutend höher als der Nordrand ist. Wenn auch nicht so heiß wie an den beiden vorhergehenden Tagen, war die Sonne Mittags doch so empfindlich, daß Menschen und Thiere stark litten; überdies war mein armer Hund ganz unfähig zum Marschiren und ich mußte ihn deshalb reiten lassen. Ich selbst war so erschöpft, daß ich den ganzen Tag nichts essen konnte, aber alle fünf Minuten mit Begier eine Tasse Wasser trank, dem ich etwas Tamarindensaft zusetzte, um es zu säuern. Maina Adem, dieser Wüstensohn, der die Nächte jetzt noch zu kalt (das Thermometer fiel fast nie unter + 20° C. vor Sonnenaufgang) fand, um Nachts zu reisen, wäre gern noch am Abend etwas weiter marschirt, ich hielt indeß um 7 Uhr meine Leute an und bestimmte ihn dadurch, ebenfalls Halt zu machen.

Am 13. April ließ ich die Tebu-Karawane und ihren Sultan Adem, der noch in sanftem Schlummer lag, zurück, brach mit meinen Leuten um 4½ Uhr auf und erreichte nach einer Stunde den Südrand der Hochebene. Um 9 Uhr traten wir in das Gebirge Tümmo (Uar oder War von den Arabern wegen seiner zerrissenen Natur genannt), welches mehrere kesselartige Thäler umschließt, in deren einem, dem südöstlichsten, die Brunnen oder Wasserlöcher von Tümmo sich befinden. Einen Berg des Tümmo östlich vom Wege, der mir der höchste zu sein schien, bestieg ich und fand seine Höhe zu 900 Meter. Das Gebirge selbst besteht ganz aus schwarzem oder vielmehr an der Oberfläche geschwärztem Sandstein. Der Paß, der durch das Gebirge führt, hat an seiner höchsten Stelle 715 Meter. Als ich um 1 Uhr wieder zu unserer Karawane stieß, ging ich dann, indem dieselbe ihren Weg durch das Gebirge fortsetzte, nach der fast 2 Stunden in südöstlicher Richtung entfernten Quelle und labte mich an dem herrlichen frischen Bergwasser. Zahlreiche ausgetretene kleine Gazellenwege und der Guano von Vögeln bewiesen, daß tagtäglich Hunderte von Geschöpfen hier ihren Durst stillten, und doch ist diese Quelle erst seit Menschengedenken den Karawanen bekannt, denn frühere Karawanen ließen den Tjebel Uar östlich liegen. Vielleicht entdeckte eine verirrte Karawane diesen Brunnen oder ein seinem Vaterlande treuloser Tebu verrieth ihn den Arabern. Aber vergebens sucht man nach Vegetation; wenn auch in einzelnen Thälern des Tümmo-Gebirges nach anhaltendem Regen Gras und einige Kräuter wachsen, so war doch in unmittelbarer Nähe der Quelle auch nicht ein grüner Halm zu finden, der das Auge hätte erfreuen können. Desto widerlicher war der Anblick der Knochen und Gerippe; auch der halbe Leichnam eines jungen Knaben, der zur Mumie vertrocknet war, ehe die von Weitem herbeikommenden Hyänen Zeit gehabt hatten, ihn ganz zu verzehren, lag in unmittelbarer Nähe der Quelle. Da die Karawanen nie in der Nähe dieser fast 2 Stunden vom Wege abliegenden Quelle lagern, war er vielleicht entflohen, um seinen brennenden Durst zu löschen, dann aber dem Hunger zum Opfer gefallen. Wer je die Sclaverei und den Menschenverkauf vertheidigt hat, möge nur von Fesan nach Bornu reisen und die Schrecken und das Scheußliche dieses Menschenhandels werden ihn Schritt vor Schritt, Tag und Nacht vor die Augen geführt werden, und möge er sich dann erinnern, daß diese Opfer durch die fielen, welche dafür bekannt sind, daß sie die Sclaven am menschlichsten behandeln. In der That führen die modernen muhammedanischen Lobhudler heut zu Tage immer noch an, daß die Muhammedaner die Sclaven mit väterlichster Sorgfalt behandelten. — „Warum bindest Du die Schläuche so zu, daß beim Aufhängen der Mund immer nach hinten kommt?" fragte ich Moham-

med Gatróni, meinen treuen Diener, der vormals in Dr. Barths Dienſten ſtand. — „Das habe ich den Sclavenkarawanen abgeſehen, denn wenn der Mund des Schlauches nach vorn zu aufgehängt wird, können die Sclaven nicht heimlicher Weiſe trinken, indem das Kameel beim Oeffnen ſtill ſtehen und brüllen würde; deshalb binden die Sclavenkarawanen alle Schläuche mit dem Munde nach vorn auf, die Sclaven würden ſonſt Waſſer ſtehlen.“

Am 14. April Aufbruch um 6½ Uhr in gerader ſüdlicher Richtung. Der Tag war weniger heiß, doch war ich vom geſtrigen Bergſteigen, dann vom Ausfluge nach der Quelle ſo abgeſpannt, daß mir Reiten wie Gehen gleich ſchwer wurde, und immerhin erreichte die Hitze Nachmittags noch 40° C. im Schatten. Trotz der wüſten Gegend — nur hie und da wuchs etwas Sbith — kamen Abends nach einander drei große Spinnen in mein Zelt, an Größe bei weitem die Buſchſpinne übertreffend. Von gelblicher Farbe maß eine derſelben von den Kopfzangen bis zum Ende des Leibes 3 Centimeter, von den Spitzen der beiden erſten Vorderfüße, die länger als die zweiten waren, bis zu den Spitzen der hinterſten Beine gerade ausgeſtreckt 8,6 Centimeter; die beiden erſten Glieder, d. h. die äußerſten der erſten Beine, waren ſchwarz, alle Beine ſtark behaart. Muhammed Gatróni behauptete, daß es dieſelbe Art ſei, die Barth einſt in ſeinem Zelte gefunden hätte, und daß ſie ungemein häufig in dieſem Theile der Wüſte ſei. Ihr Biß ſoll giftig ſein, Muhammed Gatróni und meine anderen Leute nannten ſie Luftſcorpion oder Agrab-er-rih.

Am folgenden Tage ſetzten wir uns um 6½ Uhr in Bewegung, wie immer ſüdlich. Abends lagerten wir am Brunnen Emi-Mádema. Die Brunnen, obgleich nicht tief, ſind alle im ſchlechteſten Zuſtande und faſt immer verſandet. In früheren Zeiten, als Feſan noch ein ſelbſtändiges Reich war, unterhielten die Sultane alle dieſe Brunnen bis zum Jat, ſeit indeß die Türken Feſan in Beſitz genommen haben, kümmert ſich Niemand um die Brunnen ſüdlich von Tedjérri und ſelbſt die innerhalb der Grenzen Feſans liegenden ſind ohne jegliche Sorge. So kommt es denn, daß man bei den Brunnen immer die meiſten Gerippe verſchmachteter Sclaven findet, denn wenn eine Karawane ihre Sclaven durch tröſtende Worte bis zum nächſten Brunnen hingeſchleppt hat, findet ſie ihn verſandet und muß oft noch einen halben oder ganzen Tag graben, ehe ſie auf Waſſer kommt, und Verzweiflung endet das Leben der ſchon halb todten Geſchöpfe. Abends hatte ich wieder den Beſuch von mehreren großen Luftſcorpionen in meinem Zelte, die wahrſcheinlich durch das Kerzenlicht herbeigelockt wurden.

Am 16. April Aufbruch um 6½ Uhr in Südrichtung. Die Gegend iſt eine einförmige kieſige Ebene; da gar kein Wind wehte, ſteigerte ſich ſchon um 8 Uhr die Hitze zum Unerträglichen. Um 3½ Uhr erreichten wir einen Strich fruchtbaren Bodens, Büddema genannt, mit vielen Kräutern bewachſen, und obgleich Maina Adem noch weiter marſchirte, ließ ich unſere Kameele lagern, da weiterhin kein Futter zu finden war. Nachts jedoch brachen wir um 2 Uhr auf; immer uns ſüdlich haltend und den Spuren der vorangegangenen Tebu folgend, erreichten wir die Karawane derſelben um 6 Uhr. Als wir ankamen, ſchloſſen ſie ſich uns an und vereint marſchirten wir weiter. Mittags erreichten wir die Niederung Máfaras und um 4 Uhr den Brunnen Máfaras ſelbſt, ganz erſchöpft vom anſtrengenden Marſche und der drückenden Hitze. Auch hier mußte erſt tüchtig gearbeitet werden, bis der Sand aus den Brunnen oder Waſſerlöchern herausgeworfen war. Kreidebänke, Gyps, Marmor und Alabaſter liegen hier offen zu Tage, obgleich die Hauptbildung Sand-

ſtein iſt. Mit dem Namen Mâfaras bezeichnet man eine ausgedehnte Niederung, wo einige Talha- und Ethelbäume die Brunnen beſchatten und für die Kameele reichlich Sbith und Had vorhanden iſt. Unſeren halb verhungerten Kameelen war daher ein Raſttag ſehr nothwendig und uns allen ſehr willkommen.

Der drückenden Tageshitze wegen hatte ich Maina Adem überredet, Nachts aufzubrechen, und um $1^1/_2$ Uhr Morgens gingen wir vereint vorwärts, immer ſüdlich auf einer großſteinigen Hammâda. Kaum waren wir jedoch eine Stunde Wegs marſchirt, als der vordere Sattelgurt meines Kameels riß und ich rücklings ſammt beiden Kiſten zu Boden ſtürzte. Wäre der Fall nicht durch die Matratze, die als Unterlage diente, gemildert worden, ſo hätte er für mich tödtlich werden können, indem ich gerade auf's Genick fiel; ſo kam ich mit einigen Quetſchungen davon, aber das Wiederaufladen und Ausbeſſern des Strickes nahm ſo viel Zeit weg, daß die ganze Karawane unterdeſſen weit von uns weg war und wir uns nun obendrein in der Dunkelheit verirrten. Erſt durch Nothſchüſſe fanden wir uns wieder zur Karawane, die faſt eine Stunde öſtlich von uns wartete. In ſechs- bis achtſtündiger Entfernung hatten wir öſtlich Sanddünen, die jedoch nicht ſehr hoch zu ſein ſchienen. Nach Sonnenuntergang wurde der Boden immer hügeliger, wir paſſirten mehrere Engpäſſe, aber zerbrochen, wie ich vom vornächtlichen Falle war, ließ ich um $9^1/_2$ Uhr Abends anhalten.

Da wir am vorigen Abend nach dem Abkochen erſt gegen Mitternacht Ruhe gefunden hatten, konnten wir am 20. April erſt um $5^1/_2$ Uhr Morgens aufbrechen und auch Maina Adem, der noch ſpäter als wir gelagert hatte, fanden wir erſt um dieſe Zeit gerüſtet. Aber eine Oaſe war nahe, denn nach zweiſtündigem Marſche auf einer Höhe angelangt, ſahen wir vor uns die Dumpalmen der Oaſe Jat. Dieſe grüne Inſel erreichten wir um 10 Uhr und um $10^1/_2$ Uhr lagerten wir an den Brunnen, die die Tiefe von nur einigen Fuß haben. Eins meiner Kameele indeß, obgleich es ſchon ſeit mehreren Tagen Nichts mehr getragen hatte, war geſtern ſogar unfähig geworden, den eigenen Sattel zu tragen, und heute konnten wir es nur mit Noth bis zur Oaſe treiben. Da es auch nicht freſſen wollte, alſo, wie die Araber ſagen, bathal, d. h. marſch- und tragunfähig, geworden war, ſo blieb nichts Anderes übrig, als es zu ſchlachten, zur großen Freude meiner Gefährten, die nun im Fleiſche ſchwelgen konnten. Einer von den Tebu hatte mir 5 Real Feſaner Währung für das Thier geboten, was ungefähr 20 Francs beträgt, aber das Thier, das mir Conſul Roſſi unbegreiflicher Weiſe vor zwei oder drei Monaten für 250 Francs in Tripoli gekauft hatte, ſo billig hinzugeben, ärgerte mich und nach einigem Zögern entſchloß ich mich, es zu ſchlachten. Wie geſagt, war das ein Feſt für die ganze Karawane und meine Leute ſowohl, wie die Tebu, ließen auch Nichts übrig, ſelbſt Magen, Eingeweide, Lunge, kurz Alles wurde verſchlungen. Für uns ließ ich indeß ein gut Theil Fleiſch in dünne Streifen ſchneiden und trocknen und das Fell wurde vertheilt, um Sandalen daraus zu gewinnen, obgleich das Kameelleder eben nicht ſehr dauerhaft iſt. Da es nun aber unmöglich war, das ganze Kameel an einem Abend zu eſſen — denn im Ganzen mochten wir 30 Leute haben: Maina Adem zu acht, ich zu neun, die übrigen Tebu — ſo war ein Ruhetag nöthig, obgleich der Sultan gern Alles auf Ein Mal gegeſſen hätte, denn er wollte Kauar vor dem Aid el Kebir oder großem Feſte erreichen, das in einigen Tagen bevorſtand, und er ſagte ganz naiv: „Was wir heute eſſen, brauchen wir morgen nicht zu eſſen.“ Nachts hatte mein Hund einen ernſtlichen Kampf mit einem

Schakal um die Reste und Knochen des Kameels zu bestehen, meine Leute und auch Muhammed Gatróni behaupteten sogar, es sei eine Hyäne gewesen; da Mursuk indeß das Feld behauptete, was er einer Hyäne gegenüber wohl nicht gekonnt hätte, so glaube ich, daß es wohl nur ein Schakal war.

Die Oase Jat erstreckt sich von Westen nach Osten; mit Dum und Talha bestanden und außerdem reich an Sbith gewährt sie einen anziehenden Ruhepunkt, wenn man aus der Wüste kommt. Für uns, die wir mit Ausnahme Muhammed Gatróni's früher nie in die heiße Zone gedrungen waren, bot namentlich die Dumpalme eine angenehme Abwechselung, denn statt Eines Stammes und Einer Krone bildet die Dumpalme Aeste, deren jeder von einer großen Krone überragt wird. Früchte fanden wir trockene und grüne. Von der Größe eines Hühnereies ist aber die Dumfrucht fast nur Kern, die grüne Hülle von der Dicke eines halben Centimeter ist für uns Europäer ungenießbar und selbst die trockene wird wenig Liebhaber finden. In Zeit von Hungersnoth essen sie die Tebu grün oder getrocknet. — Wasser, und zwar meist ausgezeichnet gutes, findet sich überall bei der geringen Tiefe von 4 bis 5 Fuß. Die Tebu, denen der Brunnen gehört, erheben hier von kleinen und nicht gut bewaffneten Karawanen einen Zoll von einem Real Fesaner Währung oder etwa 4 Francs auf das Kameel. Da wir mit Maina Adem reisten, hatten wir natürlich nichts zu bezahlen.

Am 22. April brachen wir eine Stunde nach Mitternacht auf, und bald, nachdem wir die Oase verlassen, kamen wir auf eine steinige Hochebene von hügeliger Natur. Der von uns eingeschlagene Weg war der kürzere, ist aber nur den Tebu bekannt. Um 3 Uhr Morgens wurde das Kameel der beiden Ghorianer „bathal" und da sie nur eins hatten, welches außer ihrer Provision ihre Waaren trug, so waren die armen Leute in großer Verlegenheit. Zwar hatten sie von den Tebu ein anderes für ihre Waaren gemiethet, aber das hatte kein bestimmtes Gewicht. Ich ließ also Maina Adem, der voran ritt, rufen und sagte ihm, daß es seine Pflicht sei, das Gepäck der Leute zu vertheilen; er und Maina Sfala, ein anderer vornehmer Tebu, verstanden sich auch bereitwillig dazu und nachdem auch wir unser Theil übernommen, setzten wir ohne Unterbrechung unseren Nachtmarsch fort.

Maina Adem, dem sehr daran gelegen war, zur rechten Zeit in Tiggemámi, seinem Wohnort in Kauar, einzutreffen, um das große Fest mitzumachen, kündigte mir an, daß er um 8 Uhr Abends aufbrechen würde. Ich für meine Person hätte nun zwar mitgehen können, aber den Zustand meiner an solche anstrengenden Märsche nicht gewöhnten Diener betrachtend, dann auch weil meine Kameele erschöpft waren, sagte ich ihm, daß ich vor Nachmittag am folgenden Tage nicht aufbrechen könne, und dabei blieb ich, obgleich er mich bei Allem, was er als heilig von den Arabern gelernt hatte, beschwor, ich solle mitgehen, da es eine Schande für ihn sei, wenn sein Bruder, der Sultan von Kauar, erführe, daß er mich in der Wüste allein zurückgelassen hätte. Als ich aber standhaft blieb, ließ er mir sagen, daß seine Leute und die Tebu weiter reisen würden, er indeß bei mir zurückbliebe, denn er dürfe mich seines Bruders wegen nicht allein lassen. Durch solche Großmuth besiegt, hatte ich schon meine Leute beredet, ihr Aeußerstes zu versuchen, als er plötzlich selbst kam und mir sagte, er hätte alle überredet und wir würden erst am folgenden Nachmittag die Reise fortsetzen.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags am folgenden Tage, obgleich noch in der stärksten Hitze, brachen wir auf und die kaum eine halbe Stunde breite Oase verlassend, hatten wir eine kiesige Ebene vor uns. Da die Gegend ganz ohne

Berge, Hügel oder auch nur die geringſte Erhebung war, hatten wir Abends bei Mondſchein das ſeltſame Schauſpiel, daß wir keinen Himmel ſahen, denn der noch von Staub graue Himmel bildete mit dem grauen Boden Eins. Maina Adem ſelbſt machte mich darauf aufmerkſam und es iſt dies höchſt eigenthümlich, indem gar kein Horizont vorhanden iſt. Bis 9 Uhr Abends marſchirten wir, machten dann einen vierſtündigen Halt und gingen am 25. April ſchon um $1\frac{1}{4}$ Uhr Morgens weiter. Die Gegend wurde nun etwas hügeliger und die Geſteinsmaſſe beſtand vorwiegend aus weißgrauem Tuffſtein. Um 5 Uhr erblickten wir von einer Anhöhe aus die Oaſe Kauar, Freudenſchüſſe wurden abgeſchoſſen und die Karawane machte einen kurzen Halt, damit Maina Adem und ſeine Leute ihre Prachtkleider überwerfen konnten. Tags vorher hatte Maina Adem ſeinem Pferde ein reich mit Gold geſticktes Geſchirr angelegt und vergoldete Steigbügel dem Sattel beigefügt. So ausgeſchmückt hielt er ſeinen Einzug in Kauar und bei Anay angelangt, ſtieg er ab, um die Huldigungen der Bewohner entgegen zu nehmen; wir indeß lagerten uns dicht bei Anay unter den Palmen, froh, endlich einen bewohnten Ort erreicht zu haben.

Nach Gerhard Rohlfs.

2. Der Weſten der Sahara und deſſen Bewohner.

Während der Oſten der Sahara von den großen Karawanen, welche von Tripolis nach dem Tſchadſee über Murzuk zu verſchiedenen Zeiten des Jahres abgehen, ſeiner ganzen Länge nach durchzogen wird, und dieſe Gegenden Nordafrika's uns durch europäiſche Reiſende ziemlich erſchloſſen worden ſind, ſo iſt auch der Weſten des großen Wüſtenmeeres zu verſchiedenen Zeiten von Europäern und Nordamerikanern betreten worden, doch meiſt nothgedrungen in Folge von an der Weſtküſte Afrika's erlittenen Schiffbruchs. Viele jener Unglücklichen, obwohl dem Tode in den Wellen des Waſſermeeres glücklich entronnen, fanden im Wüſtenmeere ihr Grab, ihr Gebein bleichte im Sande, bis ein Wüſtenſturm es bedeckte. Andere endeten unter mauriſchem Raubgeſindel ein Jammerleben, und nur Wenigen gelang es, ſich bald ſüdlich nach Senegambien, bald nördlich nach Marokko zu retten und aus der Sclaverei derer loszukaufen, welche ſich ihrer und ihrer ganzen Habe bemächtigt hatten. Durch ſie iſt uns dieſer Wüſtentheil, der unwirthlichſte, bekannt geworden. Capitän Riley, ein Nordamerikaner, deſſen Schiff unter dem 20. Grade nördlicher Breite ſtrandete, und der darauf mit ſeinen Gefährten die Weſt-Sahara faſt bis zum 28. Breitengrade durchwanderte, mag über Land und Leute uns berichten.

Eine ebene, aus feſtem Geſtein, Sand und Kieſel gebildete Fläche breitete ſich in Endloſigkeit vor unſeren Blicken aus, mochten wir uns auch wenden, wohin wir wollten. Der Fußboden war in Folge außerordentlicher Hitze hart wie Marmor; nicht der ſchwerſte Tritt von Menſch oder Thier vermochte einen Eindruck auf ihn hervorzubringen. So lange Stürme den Sand nicht aufjagen, iſt die Wüſte glatt wie der Spiegel des ruhigſten Meeres. Weder Graben noch Hügel, weder Baum noch Geſträuch dienen als Führer, als Merkmal für den Wanderer. Nur von Zeit zu Zeit gelangt man an kleine Hohlwege oder Schluchten, deren verdorrte Wände ein verkrüppeltes Buſchwerk bedeckt. So ſehr auch ſein Grün das Auge erfreut, ſo iſt es doch zu ſehr von Salz durchdrungen, um von den, obſchon von Hunger und Durſt arg gequälten Reiſenden genoſſen werden zu können. Der Regen, welcher während

des Winters bisweilen fällt, sammelt sich dann in diesen Schluchten, befruchtet den Boden und dient dem Wüstenbewohner so lange zur Labung, bis die Wärme ihn in Dunst auflöst, um nichts als ein brakisches, fast ungenießbares Wasser noch für einige Zeit zurückzulassen. Nach solchem Regen sehnt sich der Wüstenbewohner, doch sein Hoffen wird oft getäuscht. Als Riley die Wüste durchzog, war seit zwei Jahren kein Tropfen gefallen.

Diese Einförmigkeit des Bodens blieb bis zum Cap Bojador, denn hier stießen die Reisenden auf äußerst lockere Sandberge bis zu 400 Fuß Höhe. Jeder Windstoß hebt sie empor, setzt ihre Sandmassen bald in Wirbeln, bald in langen Wehen in Bewegung und thürmt sie an anderen Orten auf. Wehe dem Wanderer, welcher zwischen ihnen von Stürmen überrascht wird, Menschen und Thiere müßten unter den erstickenden Wogen unfehlbar umkommen. Darum ist diese Wildniß allgemein geflohen, weder Raubthiere noch Vögel suchen in ihr eine Zufluchtsstätte, ja es fiel den eingeborenen Begleitern Riley's auf, als zwei Strauße vorübereilten. Niemand wußte, woher sie kamen.

Doch es trat Wassermangel ein; die Wasserschläuche waren schon lange geleert, die Reisenden wie ihre Thiere dem Verschmachten nahe. Da, zur glücklichen Stunde, gelangte man an einer steilen Felsenwand zur Seite einer tiefen Schlucht an einen Quell, der sicherlich den Augen der Reisenden verborgen geblieben wäre, hätte nicht der außerordentlich scharfe Instinct der Kameele auf seine Entdeckung geleitet. Zwar war er unsern mauriſchen Führern bekannt, gleichwohl hatten sie schon lange vergeblich darnach gesucht; das Wasser rieselte unaufhaltsam aus der Felsenspalte, und mit Entzücken labte man sich an dem kühlen Trunke. Auch die Kameele bekamen ihr Theil und es währte lange, ehe sie genug hatten. Nur diese Quellen, sowie die Inseln gleich in der Wüste befindlichen Oasen machen es möglich, daß die Sahara von Mauren mit ihren Heerden durchwandert werden kann. Die verschiedensten Stämme haben in allen Theilen der Wüste ihre Heimath gefunden, von Schlucht zu Schlucht ziehend suchen sie unter den Zwerggebüschen Nahrung für sich und ihre Kameele. Das Zelt, dessen Decke vom Haare des Kameeles gefertigt ist und das sich nur um wenige Fuß über den Erdboden erhebt, gewährt Obdach, unter ihm wohnt die ganze Familie, Sclave und Magd; ein Vorhang, bald auf einem, bald auf mehreren Pfählen ruhend, theilt den von der Decke gebildeten Raum in mehrere Gemächer. Eins von diesen gehört der Familie, ein anderes den Dienern, während an den mit Haken versehenen Zeltstangen die Geräthe, Körbe, Schläuche, Sättel, Kleider und Waffen aufgehängt sind. Ein solcher Pfahl wird als Heiligthum betrachtet.

Die Kameele werden am frühen Morgen ausgetrieben, Abends kehren sie zurück, um vor den Zelten ihrer Besitzer zu lagern. Dann umschlingt ein doppelter Strick die Kniegelenke der Alten, um sie am Aufstehen zu hindern, die Jungen liegen neben ihnen. Bricht die Mitternacht an, so löst man die Stricke und das Melken der Thiere beginnt, nach dessen Beendigung sie sich abermals bis zum Morgen lagern. Jetzt ist es Geschäft der Frauen, das Zelt abzubrechen, zusammenzulegen, die Kameele damit wie mit den übrigen Geräthen zu beladen und Alles zum Abzug fertig zu machen. Auf den Rücken eines der kleinsten Thiere kommt dann ein Korb von Leder, in welchem die Alten, schwache Frauen und Kinder ihren Platz nehmen. Nun bricht man auf; die Männer halten dicht zusammen und umreiten den Zug von Zeit zu Zeit, während Sclaven und junge Leute des Stammes die Kameele nach den nächsten Schluchten treiben, um an dem an den Seitenflächen wachsenden Ge-

büſch ſich zu ſättigen. Der Hausherr ſchreitet den beladenen Kameelen voran und zeigt den einzuſchlagenden Weg. Iſt er ſicher, daß die Seinen die angegebene Richtung verfolgen, dann ſetzt er ſich auf ſein Thier und reitet im ſchnellen Trabe, die geladene Flinte über die Schulter gehängt, voraus, um einen neuen paſſenden Lagerplatz aufzuſuchen. Hat man ihn gefunden und dem nachfolgenden Zuge bezeichnet, dann eilt die Frau des Mauren mit ihrem Kameele ſo ſchnell als möglich nach, entlaſtet das Thier, ſchlägt das Zelt auf, ordnet den Hausrath unter demſelben, reinigt den Boden von kleinen Steinen, breitet den Teppich aus, bringt die Stangen in Ordnung und hängt die Waſſerſchläuche daran. Dies geſchieht meiſt in der vierten Nachmittagsſtunde, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, während man noch vor Sonnenaufgang bereits aufbricht. Zieht man aber nach einer weiter entlegenen Gegend, dann geſchieht es meiſt nur in Gemeinſchaft mit dem ganzen Stamme. Solche Züge werden oft von vier- bis fünfhundert Kameelen begleitet, alle in einzelne Gruppen vertheilt, auf verſchiedenen Wegen dahinziehend, um beim Einbruche der Nacht ſich in einem Umkreiſe von mehreren Stunden zu lagern.

Bei dieſen Wanderungen wird das Morgengebet und der Lobgeſang nie vergeſſen. Die im Koran dem Muhammedaner gebotenen Waſchungen werden, in Ermangelung des Waſſers, mit feinem Sande vollzogen. Dann kniet man nieder, beugt das Angeſicht in den Staub und betet. Daſſelbe wiederholt ſich am Nachmittag, ſowie des Abends in der dritten Stunde nach Sonnenuntergang. Da flehen die Wüſtenkinder zum Allmächtigen, daß er der vertrockneten Erde Regen ſende, daß er Futter für ihre Kameele wachſen laſſe und daß er ſie und ihre Familie, ſowie den ganzen Stamm in ſeinen heiligen Schutz nehmen möge. Kein Geſchäft, und wäre es das dringendſte, kann ſie von dieſer heiligen Pflicht abhalten. Iſt die Stunde des Gebets da, dann halten ſie im ſchnellſten Zuge an, die Kameele lagern ſich und alle bitten insbeſondere, Allah möge ſie den Weg in der ſpurloſen Wüſte finden laſſen und ſie zu einer Quelle, ſowie zu gaſtlichen Brüdern leiten, welche ihnen Speiſe gäben; er möge ſie befreien von Allen, die ihnen auflauern und ſie nicht vor den Augen der Menſchen ſterben laſſen.

Ganz beſondere Sorgfalt widmen dieſe Wüſtenkinder den Alten, beſonders den Aeltern. Mit Behutſamkeit bringt man ſchwach gewordene Alte in die für ſie beſtimmten, an den Seiten der Kameele befindlichen Körbe, ein Kind bleibt zu ihrer Pflege neben ihnen, und ſorgfältig hebt man die für ſie zur Nahrung beſtimmte Milch auf. Sind die Zelte am Abend aufgeſchlagen, dann bringt man die Alten behutſam auf die in ihnen ausgebreiteten Teppiche und reicht ihnen Waſſer und Milch. Dies die Bewohner der Weſt-Sahara. So traurig der Aufenthalt in der Wüſte auch ſein mag, ſo ziehen ſie ihn doch jeder anderen Stätte vor, denn nur hier können ſie ihre grenzenloſe Unabhängigkeit bewahren. Seit Jahrtauſenden wagte kein Eroberer ſich mit ſeinen Heeren in die Einöde, um ſie ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Gleichwie das Meer Aller Eigenthum iſt, ſo iſt es auch die Wüſte.

Nach Riley.

39. Aufenthalt am Hofe des Königs von Dahomey zu Abomey.

Die zuvorkommende Gaſtfreundſchaft des Sclavenhändlers de Suza zu Whydah, an der Sclavenküſte der Bai von Benin gelegen, machte meinen Aufenthalt daſelbſt äußerſt angenehm. Seiner Verwendung ſollte ich aber auch den Beſuch des königlichen Hofes von Dahomey verdanken, indem er mir

hierzu nicht allein die Erlaubniß auswirkte, sondern mich noch außerdem mit allem dazu Nöthigen und den erforderlichen Geschenken für den König versah. Wir brachen den 6. Juni 1845 mit zwanzig Packträgern auf, von denen allein mehrere nur mit den hier als Geld üblichen Kauris — kleinen Muscheln, von denen ungefähr 8 Stück den Werth eines Pfennigs besitzen — beladen waren. Dies Geld ist so unbequem, daß ein Mensch höchstens 14 Thaler zu tragen vermag. Unser Weg führte durch mehrere Dörfer und einige kleine Städte, deren Häuser allesammt von Lehm erbaut waren. Die Gegend war außerordentlich fruchtbar, gewaltige Bäume bedeckten den fetten Lehmboden und eine zahllose Menge der buntfarbigsten Schmetterlinge flatterte in der Luft. Selbst einem eine halbe Stunde langen Heuschreckenschwarme begegneten wir vor der Stadt Canamina; sein Geräusch glich dem Sausen des Windes im Walde oder einem tüchtigen Hagelwetter. Schon nach sechs Tagen, den 12. Juni, hielten wir in der Hauptstadt Abomey unseren Einzug und wurden von dem Mayho oder erstem Minister des Königs empfangen. Derselbe, ein alter, von Habgier und Eigennutz freier, vortrefflicher Mann, führte uns in das zu unserer Aufnahme bestimmte Haus, trank daselbst als Willkommen unsere Gesundheit in Branntwein und brachte uns noch an demselben Tage die Nachricht, daß uns der König am andern Morgen in früher Stunde empfangen wolle. Alle Anwesende sanken bei Verkündigung dieser königlichen Botschaft gleich dem Mayho auf die Knie.

Der Morgen kam und von einigen Vornehmen begleitet, ritt ich in vollständigem Waffenschmuck nach dem Platze vor dem königlichen Schlosse. — Rothe Lehmmauern, in Zwischenräumen von 30 zu 30 Fuß mit Menschenschädeln verziert und einen ungeheuren Flächenraum umschließend, umgeben dasselbe. Wir traten ein und näherten uns einer Stelle vor dem Palaste, auf welcher der Stuhl des Königs stand, beschattet von einem großen Sonnenschirme, der von zwanzig anderen in Form eines Halbmondes aufgestellten Schirmen umgeben war. Als der König aus dem Palaste trat, begrüßte ich ihn nach militärischer Art, worauf er mich ersuchte, vom Pferde zu steigen und zu ihm zu kommen. Der Mayho und ein anderer Vornehmer schritten vor mir her, warfen sich vor dem Könige der Länge nach auf den Erdboden, rieben beide Seiten ihres Gesichts auf demselben und küßten dann voll Ehrfurcht die Stätte, in deren Nähe der König eben weilte. Nun erst erhoben sie sich in eine knieende Stellung und verblieben so lange in derselben, bis sie sich völlig mit Staub besudelt hatten. Ich trat näher; der König stieg von seinem Throne, schüttelte mir wacker die Hand und äußerte seine Freude über die Ankunft eines Engländers in seinem Lande. Zu vortrefflichem Kirschbranntwein ward nun die Gesundheit des Königs von mir getrunken, worauf derselbe die der Königin von England und die meinige ausbrachte. Dabei ward, sobald der König trank, sein Gesicht mit Tüchern verdeckt, und Musketenschüsse, Hurrahs und Gongongtöne verkündeten den Fernstehenden das wichtige Ereigniß. Nachdem der König die Ausrüstung meines Pferdes in besonderen Augenschein genommen hatte, bestieg ich dasselbe und machte auf seinen Wunsch einige Reitübungen, wodurch er in solches Entzücken gerieth, daß er seinen Beifall durch Händeklatschen zu erkennen gab. Die zahllose Versammlung folgte zum Entsetzen meines Pferdes seinem Beispiele. Der König war groß, sehr kräftig gebaut, von angenehmer Gesichtsbildung (natürlich kohlschwarz), von schöner Stimme, gutem Anstande und mochte ungefähr 43 Jahre alt sein. Gefolge und Leibwache saßen mit gekreuzten Beinen auf der Erde, die Flinte aufrecht zwischen den Beinen haltend. Hierauf zogen

die Scharen weiblicher Soldaten mit barbariſcher Muſik heran, lagerten ſich in einiger Entfernung, während ihre Anführerinnen einzeln nach einander vorgeführt wurden, um für die verrichteten Thaten Lob und Lohn zu empfangen. Nach Beendigung dieſer Ceremonie war es jeder einzelnen Kriegerin geſtattet, vor den König zu treten und ihm ihre Treue zu verſichern; ſchließlich ſank noch das ganze Regiment auf die Knie und überſchüttete ſich mit dem hellrothen Staube, welcher den Vorhof bedeckte. Mit lautem Hurrah ſprangen ſie plötzlich auf, hielten das Gewehr hoch in die Luft und liefen, ſo ſchnell ſie konnten, davon, ſo daß es ein Wettrennen von 600 Weibern gab. Die Kleidung dieſer Kriegerinnen beſtand aus einem Unterrock von weiß und blau geſtreiftem baumwollenen Zeug und kurzen Hoſen, der Gürtel iſt zugleich Patrontaſche. Sie ſind ſehr behende und können in Folge beſtändiger Körperübungen große Beſchwerden ertragen. Dieſem Regimente folgten noch viele andere, denn der König beſitzt 6000 Kriegerinnen, welche wiederum von Frauen als Officieren angeführt werden.

Da die Dunkelheit eingebrochen war, reichte mir der König noch einen Abſchiedstrunk, worauf ich mich in meine Wohnung zurückzog. Doch zur Ruhe ſollte ich noch nicht kommen, viele Vornehme beſuchten mich, andere ſchickten, ſtatt perſönlich zu kommen, Rohrſtöcke und bezeugten mir dadurch ihre Hochachtung. Selbſt der König ſchickte einen Stock, bei deſſen Uebergabe ſich ſämmtliche Anweſende auf die Erde warfen und den Boden küßten. Am folgenden Tage war wieder Muſterung der Truppen, deren Spitze diesmal von 4000 männlichen Kriegern gebildet ward, die jedoch ohne militäriſche Ordnung vorüberzogen. Der Befehlshaber jedes Regiments ritt entweder auf einem elenden Pferde, das zwei Mann führten, oder ward in einer Sänfte getragen. Hierauf folgten 8000 Kriegerinnen, deren Trommeln und Fahnen mit Menſchenſchädeln ausgeſchmückt waren. Diesmal manövrirten ſie, indem ſie große, 70 Fuß breite und 8 Fuß hohe Verſchanzungen von Dornſträuchern mit höchſt gefährlichen ſpitzigen Stacheln im vollen Laufe erſtürmten und die hinter den Dornen befindlichen Sclaven gefangen nahmen. Mit getrockneten Schädelhäuten früher getödteter Menſchen geſchmückt und vier Sclaven an eine Schnur gebunden, zogen ſie nun vor dem Könige vorüber und wünſchten in feierlichen Anreden ihm Glück zu ſeinem tapferen Heere. Zuletzt erſchien ein Regiment von 300 Kriegerinnen aus Ginoa, welches dadurch berühmt war, daß es nie Gefangene machte, ſondern alle Feinde tödtete. Die berühmteſten weiblichen Anführer wurden mir vom König vorgeſtellt, und es freute ihn nicht wenig, als er ſah, daß ich mir Alles ſorgfältig aufzeichnete. In feierlicher Anrede verſicherte er mir, daß er in Afrika unter allen Fürſten ſo mächtig ſei, wie die Königin von England gegenüber Spanien und Portugal.

Dieſen Feierlichkeiten folgte ein Mahl, bei welchem mir die Ehre ward, mit dem Könige allein an einem Tiſche zu ſpeiſen und aus einem Glaſe trinken zu können, während die übrigen anweſenden Spanier und Portugieſen, ſowie ein anweſender Prinz aus Aſchanti nur Kalabaſſen erhielten. Letzterer, welcher mich ſchon ſeit längerer Zeit mit neidiſchen Augen betrachtet hatte, verlangte gleichfalls ein Glas, doch der König bedeutete ihm, er als Schwarzer möge nur aus der Kalabaſſe trinken; gefalle ihm dies nicht, ſo möge er gehen. Zum Schluß mußte ich mit dem Könige noch die Geſundheit der Königin von England aus einem Menſchenſchädel trinken.

Am folgenden Tage beſuchte ich den König in ſeinem Palaſte und ward durch zwei Vorhöfe in den Haupthof geführt; überall waren Bewaffnete. Der

König saß auf einem rothen Teppich, erhob sich bei meiner Annäherung und fragte mich, wie mir das gestrige lange Sitzen bekommen sei. Nach abgehaltenem Mahle traten die obersten Beamten in den mannichfachsten Verkleidungen und mit Masken von Bären und Affenköpfen vor und waren dabei von ihrem „Doppelgänger" in militärischer Kleidung gefolgt. Nur wenige Schritt vor dem Könige standen im Dreieck drei Menschenschädel, nicht weit davon eine Kalabasse voll Schädel, sowie auch sieben Standarten, welche gleichfalls mit Schädeln geschmückt waren. Alle diese menschlichen Ueberreste waren zur Erinnerung an den Sieg über die Mahis, in welchem Kampfe die Kriegerinnen in einigen Tagen 126 Orte erobert hatten, sämmtlich durch ähnliche Dornverschanzungen befestigt, als die waren, welche ungeachtet der spitzigen Stacheln von ihnen beim Manöver so kühn überschritten worden waren. Die vor dem Könige aufgestellten Schädel waren die der höchsten Personen und Anführer der Mahis.

Unter großem Jubel der Gesellschaft begann der König nun einen Tanz zwischen den Schädeln und fragte mich nach Beendigung desselben, ob ich den folgenden Tag einer Hinrichtung von vier Verräthern beiwohnen und etwa dabei das Ehrenamt eines Scharfrichters übernehmen wolle. Ich lehnte natürlich die zugedachte Ehre ab, begab mich aber am andern Tage zu den Festen des Hofes, wobei sich die gestrigen Scenen wiederholten, bis endlich die vier Verräther aus dem Mahivolke mit Knebeln im Munde vorgeführt wurden. Sie knieten vor dem Könige nieder, noch einmal ward ihnen die Abscheulichkeit ihres Verbrechens vorgehalten, worauf sie hinter des Königs Rücken vom Mayho und einem andern vornehmen Hofmanne enthauptet wurden. Ich ward dabei mit Blut bespritzt; ja ein alter scheußlicher Kerl fing sogar in einer Kalabasse das Blut auf und trank einen Theil nicht allein gierig hinunter, sondern bot mir auch den andern, mit Rum vermischt, zum Trinken an. Die Leichname wurden vor die Stadt geschleppt und in eine Grube geworfen, den Geiern und Wölfen zur augenblicklichen Speise.

Schon am folgenden Tage erschien ich wieder am Hofe des Königs, und zwar in einem Theile des Palastes, dessen Wände mit eingemauerten Menschenschädeln verziert waren. Anfangs tanzten vier Männer mit Ochsenschwänzen vor dem Könige, dann aber erschienen die Mutter und Großmutter desselben, von denen die erstere 70, die letztere 90 Jahre alt sein mochte. Neun Frauen trugen Pfannen voller Menschenschädel und Schenkelknochen vor ihnen her. Nachdem jene sich vor dem Könige niedergeworfen und ihr graues Haar mit Staub und Erde überschüttet hatten, begannen sie zu tanzen, welchem Vorgange der König folgte, nachdem er mich zuvor ersucht hatte, die Maultrommel zu spielen. Zuletzt ward mir die Ehre, mit des Königs Lieblingsfrauen zu tanzen, welche, gleich den Frauen der ersten Minister, kleine silberne Kronen auf dem Kopfe trugen und bei ihren Spaziergängen in der Stadt von Jedermann, der ihnen begegnen würde, gemieden werden müssen.

So barbarisch auch die Sitten am Hofe des Königs waren, so ist doch während seiner Regierung manche schlechte Einrichtung beseitigt worden, namentlich die Sclavenopfer bei Leichenbegängnissen. Verkauften die früheren Könige ihre eigenen Unterthanen als Sclaven, so geschieht dies gegenwärtig nur noch mit den Kriegs- und jenen Gefangenen, welche man auf in benachbarten Ländern besonders angestellten Sclavenjagden zu ergreifen vermochte. So schrecklich auch die Zerreißungen der Familienbande dabei sind, so kann dennoch nicht verschwiegen werden, daß letztere unter den Negern weit lockerer sind als bei uns. Als mein schwarzer Dolmetscher aus Sierra Leone zufällig seine Mutter

hier in der Hauptſtadt als Sclavin wiederfand, ſo ſchien anfangs ſeine Freude ſehr groß zu ſein, und er gedachte ſie loszukaufen und mit nach Whydah zu nehmen; doch als er die Koſten berechnete, ward er anderen Sinnes und tröſtete ſich damit, daß ſie es ja hier auch gut habe.

Eine Reiſe in das Innere Afrika's entfernte mich auf einige Zeit vom Könige, doch fand ich bei meiner Rückkehr dieſelbe gaſtliche Aufnahme wieder.

Nach John Duncan.

40. Der Fetiſchdienſt an der Goldküſte.

Die großartige Natur, in welcher der Neger des mittleren Afrika's, beſonders der Weſtküſte lebt, wird von ihm als eine lebende Maſſe betrachtet, die ihn mit zahlloſen, nie ſchlummernden Augen beobachtet und bewacht. Nicht bildliche Darſtellungen ſeiner Götzen, wie in anderen heidniſchen Ländern, ſind Gegenſtände ſeiner Verehrung, nein jedes Ding kann es ſein, ſobald er nur meint, daß irgend ein Gegenſtand der geweihete Aufenthalt ſeines Gottes geworden iſt. Und dieſes kann jedes Ding werden, mag es groß oder klein, ſeiner Form nach gewöhnlich oder ſonderbar, ſeinem Vorkommen nach häufig oder ſelten, ſeinem Urſprunge nach Natur- oder Kunſtproduct ſein. Der Stein, der Baumzweig, die Staude, eine Vogelfeder, ein Erdkloß kann ihm Fetiſch ſein, die Hülle, deren ſein Gott ſich bedient, ihn zu beobachten, zu züchtigen, zu ſegnen, von Unglück zu befreien oder ihn damit zu belaſten. Daher die verworrene Furcht in dem Geiſte dieſer Fetiſchanbeter, ſie möchten in irgend einem Augenblicke, ſei es durch unglücklichen Zufall oder Unwiſſenheit, oder in Folge beſonderer an einen Götzen gerichteter Gebete mit demſelben in Feindſchaft gerathen und von nun an den unſichtbaren Angriffen deſſelben ausgeſetzt ſein. Und ſolche Angriffe ſind Krankheiten und Uebel aller Art. Daher aber auch die Nothwendigkeit, durch Ceremonien und Zaubermittel der verſchiedenſten Art ſich gegen ſolche Angriffe zu ſchützen oder ſie zu vereiteln; daher die Macht jener Prieſter, welche im Beſitz der Mittel ſind, durch welche dem Götzen entgegen gewirkt oder eine Verſöhnung mit ihm bewerkſtelligt werden kann.

Nie unterläßt der Neger des Morgens oder Abends ſeinem Fetiſch ein Opfer darzubringen, oder, wenn er ißt und trinkt, ihm ſeine Verehrung zu bezeigen. Nichts wird von ihm unternommen, ohne die Gedanken zu jener unſichtbaren Macht zu erheben, die ſeine Pläne fördern wie hindern kann. Steht ein Krieg, ein Raubzug bevor, dann wendet man ſich an die Prieſter, an die Fetiſchmänner, ſie gehen „hinauf zu fragen", nachdem die Opfer dargebracht ſind, und fällt die Antwort ungünſtig aus, dann wird augenblicklich Nichts unternommen. Man erneuet die Opfer, um der Gunſt und des Beiſtandes der Götzen ſich zu verſichern oder ein Verſprechen des Erfolges zu erlangen. Iſt dies geſchehen, dann zieht man den Feinden zuverſichtlich entgegen und verläßt ſich auf den Schutz der Götter ebenſo ſehr, wie auf eigene Tapferkeit. Wird der Feind wirklich geſchlagen, ſo gebührt dem Fetiſch Ruhm und Ehre, ſeine Gunſt muß erhalten werden, was nur durch Opferung vieler Kriegsgefangenen geſchehen kann. Fetiſchmänner begleiten die Krieger in's Feld und treiben ſie zu kühnen Thaten durch das Verſprechen übernatürlicher Hilfe und durch beſtändige Anrufungen an. Die gefangenen Feinde ſind auch Feinde ſeines Fetiſches, dem natürlich kein Opfer ſo angenehm iſt, als ihr Blut. Daher die maſſenhafte Niedermetzelung der Gefangenen nach den Siegen der Könige von Aſchanti und Dahome. Dieſe

Grauſamkeiten haben ihren Grund nicht etwa in blutdürſtiger Stimmung jener Negerfürſten, ſondern in einem religiöſen Pflichtgefühl, in der Dankbarkeit. Wird man dagegen geſchlagen, ſo ſchreibt man nicht ſelten die Niederlage der geringeren Macht des eigenen Fetiſches der des feindlichen gegenüber zu, denn wie die Menſchen, ſo kämpfen auch die Götzen mit einander. Da die Fetiſchmänner durch ſolche Erfahrungen in einige Verlegenheit kommen, ſo ſuchen ſie in Vertheidigung ihres Fetiſches die Beſiegten zu überzeugen, daß die Niederlage dem Mißfallen über unterlaſſene Ceremonien, über die Gottloſigkeit des Volkes u. ſ. w. zuzuſchreiben ſei. Als der Aſchantikönig Tai Tutu Quamino im Jahre 1807 die Fantis beſiegt hatte, ſo ward ihr Glaube an den Braffo-Fetiſch zu Mankaſſim, der bisher die Gunſt der Nation in hohem Maße genoſſen hatte, bedeutend erſchüttert. Die Fetiſchmänner wußten ſich jedoch zu helfen, ſie hatten vom Kriege abgerathen und ſo ſuchten ſie die Niederlage zu erklären. Die Verehrer des Braffo kehrten bald zu ſeinen Altären zurück, was ſie auch konnten, da die Aſchantis zwar Mankaſſim, nicht aber den dabei liegenden Fetiſchwald zerſtörten, fürchtend den Zorn des Braffo auf ſich zu laden.

Auch im Gerichtsweſen ſpielt der Fetiſch eine große Rolle. Ein Beiſpiel mag dies lehren. Jau Nocum, ein Mann im Dorfe Aggreyfuah, ward vor ungefähr 16 Jahren von einem allgemeinen Siechthum ergriffen, das keinem Mittel der Doctoren und Fetiſchmänner weichen wollte. Eier waren an den Thürpfoſten zerſchlagen, Schnüre und Lumpen an den Zweigen des Fetiſchbaumes im Hofe aufgereiht, die leere Flaſche über der Thüre aufgehängt worden, man hatte Zaubermittel um ſeinen Leib gebunden, Steine mit Lumpen und Federn umrahmt, Brot mit Palmöl beſchmiert, Yams mit Pfählen an den Boden genagelt und weißes Geflügel geopfert, kurz die ganze prieſterliche Heilmittellehre der Fetiſchmänner erſchöpft, um den böſen Geiſt zu beſchwichtigen, Alles war umſonſt. — Der Kranke ſtarb. Wer war der Urheber des Todes? Man wendet ſich an den Abrah-Fetiſch und die Familie des Verſtorbenen erhält Befehl, den Todten zu befragen, was in folgender Weiſe geſchieht. Die Bewohner von Aggreyfuah werden in der Nähe des Dorfes verſammelt und ſetzen ſich nach den verſchiedenen Theilen des Ortes geordnet in einen Kreis. In der Mitte deſſelben wird ein mit Blättern und Zweigen bedeckter Pfahl aufgeſtellt, die Leiche dann von Trägern auf den Köpfen herausgetragen, welche unter dem Rühren der Fetiſchtrommel mit ihr im Kreiſe herumtanzen. Plötzlich machen ſie vor den Bewohnern eines Ortsantheils Halt; vergeblich iſt alles Bemühen weiter zu kommen, ihre Kraft iſt gelähmt, der bereits ausgeſtreckte Fuß wird wie durch eine unſichtbare Kraft zurückgehalten. So bleiben ſie, gegen den Geiſt vorwärts ſtrebend, wie angefeſſelt ſtehen, bis ſie, durch die Anſtrengungen erſchöpft, unter der Leiche zu Boden ſinken. Sofort erheben ſich die ſämmtlichen Bewohner der übrigen Dorftheile und erklären wie mit einem Munde, der Mörder des Jau Nocum gehöre jenem Quartiere, vor dem des todten Mannes Geiſt die Träger zum Stillſtehen gezwungen habe. Von neuem wird die Leiche erhoben, die Fetiſchtrommel voran, ſo ziehen die Träger mit ihr nach dem bezeichneten ſchuldigen Dorftheile. Man zieht von Haus zu Haus, plötzlich bleiben die Träger vor einem Hauſe wie unwillkürlich ſtehen, indem ſich nun der Mörder finden mußte. Sämmtliche Bewohner des Hauſes müſſen ſich nun demſelben Gottesgericht unterwerfen, bis der Geiſt die Träger zwingt, vor den Füßen eines alten Mannes, Namens Cogo Fi niederzufallen. Er wird einſtimmig für den Zauberer erklärt und ſchon in nächſter Nacht von den Vorſtehern des

Ortes ertränkt. Die Zauberei ist nach Negergesetzen ein Verbrechen, das nicht allein dem Zauberer, sondern auch seinen Verwandten Tod oder Sklaverei bringt. Erkrankt plötzlich ein Neger, mit dem ein anderer vorher Streit gehabt, so wird letzterer sofort beschuldigt, jenen behext zu haben und entgeht selten der Strafe. Will er es nicht dulden, dann muß er sich an den Fetisch wenden; ist er unschuldig, wird der Ankläger gestraft.

Häufig werden aber auch Leute angeklagt, gefährliche Fetische, welche ihren Nachbarn allerlei Unglück bringen, im Besitz zu haben. Man erzählte mir folgenden Vorfall. Ein Bewohner von Akim forderte unter der Anschuldigung, den Tod mehrerer seiner Verwandten herbeigeführt zu haben, eine Fetischfrau vor Gericht. Seiner Angabe nach war dieselbe Sklavin eines Häuptlings zu Akim, und dieser kürzlich durch ihre Zauberei gestorben. Man wandte sich an den Fetisch und dieser erklärte, der böse Fetisch der Frau trage die Schuld des Todes. Das Weib ward nun sofort ergriffen und sollte eben hingerichtet werden, als es ihr gelang, nicht allein zu entfliehen, sondern auch ihren Fetisch mitzunehmen. Einige Zeit ist vergangen, da entdeckt ein Mitglied der Familie des Häuptlings die Flüchtige in einem anderen Theile des Landes, packt, prügelt sie und schlägt ihr den Fetisch herab, den sie auf dem Kopfe trug. Wüthend über diese Behandlung goß das Weib eine Opfergabe Rum vor ihrem Fetisch aus und rief seinen Zorn über die Familie des Beleidigers herab. Kurze Zeit nachher waren sechs Glieder dieser Familie gestorben, während ein siebentes zu jener Zeit, als er seine Klage gegen die Zauberin vor Gericht brachte, ebenfalls tödtlich darnieder lag. Man schrieb natürlich alle diese Unfälle dem Fluche des Weibes zu, und der Beschädigte verlangte nun, daß sie ihm als Sklavin ausgeliefert und ihr der böse Fetisch genommen werde. Mit zitternder Stimme und unter Austritt des Angstschweißes brachte er seine Anklage vor. Das Weib bekannte hierauf, daß sie seine Sklavin sei und daß fünf ihrer Kinder und Enkel sich in seinem Hause zu Akim als Sklaven befänden. Sechs Jahre seien bereits vergangen, daß sie aus seinem Hause geflohen, und daß sie in der Hitze des Zornes ihren Fetisch angerufen, ihres Herrn Haus zu verderben. Daß darauf das Unglück wirklich über dasselbe gekommen, glaube sie ihrem Fetisch zuschreiben zu können, denn dieser sei mächtig. Das aus Engländern bestehende und auf die Denkweise der Neger eingehende Gericht entschied, daß die Frau den Fetisch ausliefern, dagegen von ihrem Herrn frei gegeben werden sollte. Der Häuptling begnügte sich nicht mit dem Spruche, sondern verlangte, daß der Fetisch ihm ausgeliefert werden möchte, damit er ihn mit in sein Land nehmen und durch Gebete und Opfer seinen Zorn versöhnen könne. Geschähe dies nicht, so sei er mit seiner ganzen Familie verloren. Das Gericht ging auf seinen Antrag ein, verlangte aber von ihm die Freilassung der Familie der Frau, was er auch sogleich bewilligte. Nur die Fetischfrau verweigerte die Abgabe ihres Fetisches, so daß sie dazu gezwungen werden mußte, worauf der Häuptling von Akim den Fetisch in Empfang nahm.

Und woraus bestand dieser? Man brachte ihn in ein weißes Tuch sorgfältig eingeschlagen in den Gerichtshof und erblickte bei der Wegnahme der Umhüllung — eine kupferne Pfanne mit einem Klumpen Lehm, in welchem Papageienfedern staken. Zur Erlangung dieses gefürchteten Gottes hatte der arme Schelm eine Reise von 20 Meilen gemacht, was in jenen Ländern weit mehr als in unseren von Poststraßen und Eisenbahnen durchkreuzten sagen will, und hatte noch außerdem fünf Sklaven die Freiheit geschenkt. Mit schreckenvollem Gesichte erfaßte er die Pfanne und hob sie auf

den Kopf seines Sklaven, damit sie derselbe wegtrüge, während die Frau sich mit dem Glauben tröstete, daß Jaukumpon (Gott) sie bei der Wahl eines neuen kräftigen Fetisch glücklich leiten werde. So sonderbar es scheint, daß Europäer zu Cap Coast sich mit der Entscheidung solcher Streitfälle befassen, so nothwendig ist es dennoch. Wollte man den Negern gestatten, diese Angelegenheiten in ihrer eigenen Weise abzumachen, so würden diese die ganze Familie eines Zauberers tödten.

Nach Cruikshanks: Gold coast of Afrika.

41. Die Stadt Kuka und ihr Markt.

Die Stadt Kuka, früher und auch jetzt bisweilen noch Kukaua, d. h. Stadt der Kukabäume, genannt, ist der dauernde Sitz der Regierung von Bornu. Sie liegt nicht weit vom Tsad, während die frühere Residenz, Birnie, jetzt fast ganz in Trümmern zerfallen ist, und hat sich durch den Handel begünstigt und als Sitz der Regierung schnell emporgeschwungen. Gegenwärtig ist es eine Stadt von 60,000 Einwohnern. Kuka ist in zwei fast regelmäßige längliche Vierecke getheilt, die durch eine 10 Minuten lange Ebene von einander getrennt sind. Der nach Westen zu gelegene Ort ist der größere und längere, der östliche, Sitz der Regierung, der Truppen, Sklaven des Sultan ꝛc., bildet ein fast vollkommenes Viereck. Jede Stadt ist mit ungefähr 20 Fuß hohen Erdmauern umgeben, die auf der Außenseite senkrecht, auf der Innenseite treppenartig ansteigen, so daß man bequem hinauf kommen kann, um durch die oben angebrachten Schießscharten auf etwaige Feinde zu feuern. Die Mauern sind daher an der Grundfläche fast so breit, wie sie hoch sind. Der westliche Ort hat ein nördliches Thor, zwei nach Westen, eins nach Süden und eins nach Osten. Der östliche Ort hat nach Westen und Osten je zwei Thore.

Beide Orte werden von einer langen, breiten, jedoch nicht geraden Straße durchschnitten, von der rechts und links labyrinthartige Gassen oder vielmehr Wege auslaufen. Die Mehrzahl der Wohnungen besteht aus Binsen-, Rohr- oder Strohhütten in Form eines Zuckerhutes, deren wohlhabendere Besitzer manchmal drei bis vier haben und diese mit einer kleinen Erdmauer zu einem Ganzen vereinigen. Die Hütten haben meist an der Grundfläche 15 bis 20 Fuß Durchmesser und ungefähr 10 Fuß Höhe. Alle sind reinlich gehalten und hemmen vollkommen in der Regenzeit jedes Eindringen von Wasser. Ihre Spitzen sind alle mit einem, manchmal mit zwei Straußen-Eiern geschmückt, viele auch bis oben hinauf vom Laub der Kürbisse umrankt, das jedoch nach Beendigung der Regenzeit schnell vertrocknet. Als Eingang und Lichtöffnung haben alle Wohnungen nur eine niedrige Oeffnung, die mittelst einer Mattenthür geschlossen wird. Einige Krüge aus Kürbisflaschen, einige Lederbüchsen, Töpfe, Matten, manchmal eine Art Rohrbett von Mannslänge und hinlänglich breit, das zum Schlafen dient, machen die innere Einrichtung aus. Das Kochen geschieht meistens im Freien unter einem für Sonne und Regen undurchdringlichen Dache. Bei jeder Hütte befindet sich indeß ein kleiner Hof, entweder mit Dornen oder mit einer Erdmauer umfriedigt und immer von einem oder mehreren Bäumen beschattet. Diese Bäume sind der Kuka (eine Adansonien-Baobab), der Djedja (eine durch lange Luftwurzeln ausgezeichnete Feigenart, die kleine, wenig vorzügliche Früchte liefert, jedoch an Laub und saftigem Grün einer der schönsten Bäume Kuka's ist), der Korna, der Elba, der schöne Gunda (der süß schmeckende Früchte von

der Größe eines Kindskopfes liefert, 10 bis 15 Fuß hoch wird und weinrebenartige Blätter hat). Aber auch Akazien fehlen nicht und gerade jetzt erfüllen die kleinen gelben Blumen mit ihrem feinen Geruch die ganze Stadt. Sollte man nicht eher glauben, in einem Walde als in einer Stadt zu sein? Wirklich glaubt man von Weitem auch, da die Stadt aller hohen Gebäude und Thürme ermangelt, einen großen Wald vor sich zu haben. Und wie belebt ist dieser Wald! Jener kleine, dem Kanarienvogel gleiche Singvogel, der den ganzen Tag seine Stimme erschallen läßt, bemächtigt sich ungestört eines Korna oder Akazienbaumes und seine schwebenden Nester an die Zweige hängend bildet er ganze Dörfer in der Luft. Wie viele solcher Bäume giebt es in der Hauptstadt Bornu's, die über 50 Nester haben! Ja, einige wurden so mit Nestern überhäuft, daß sie dadurch abgestorben sind. Aber nicht allein diese luftigen Singvögel sind es, welche die oberen Regionen Kuka's bevölkern, zur Regenzeit durchschwärmen Tausende von Ibissen, Reihern, Störchen und anderen Wasservögeln die Stadt, und Abtheilungen von Aasgeiern von der Größe kleiner Adler, welche die Wohlfahrtspolizei Kuka's bilden, umschwärmen Tag und Nacht die Plätze, wo geschlachtet wird, und beseitigen schnell die Abfälle der Thiere; ohne sie würde Kuka zur Regenzeit bald ein Herd der Pest sein.

Aber wenn auch die Mehrzahl der Wohnungen aus Strohhütten besteht, so giebt es doch auch eine große Anzahl von Häusern, die wie in Mursuk aus Thon aufgeführt und mit platten hölzernen Dächern überdeckt sind. Der Sultan, die Großen und alle reichen Kaufleute bewohnen solche Häuser, die sich in nichts von denen Mursuk's unterscheiden, außer daß die der Großen bedeutend umfangreicher sind.

Diese eigenthümliche Waldstadt, so merkwürdig durch die ungeheure Anzahl von Vögeln, durch die großen Heerden Rindvieh, Kameele, Schafe, Ziegen, die man Morgens und Abends in den Straßen sich drängen sieht, hat manchmal in ihren engen Wegen kaum Raum für die geschäftig dahin eilenden Leute, denn zwei große Märkte werden alle Tage abgehalten, einer in der Weststadt, der andere vor den Thoren der Oststadt auf dem Raume, der beide trennt. Zudem sind durch die ganze Stadt hindurch Buden aufgeschlagen oder man findet auf freien Plätzen hier Butter, hier Milch, hier Eier, hier sonst irgend eine Waare zum Verkauf ausgeboten. Die gangbare Münze ist der deutsche Maria-Thereſia-Thaler, sowie kleine Muscheln (Kauri), jedoch wird auch eben so oft eine Waare gegen die andere ausgetauscht. Diese täglichen Märkte fangen Mittags an und dauern bis zum Abend und man findet Alles, was zum Lebensunterhalt nothwendig ist. Fleisch und zwar recht gutes Rindfleisch wird alle Tage sowohl im westlichen als auch im östlichen Orte verkauft; kleine gesäuerte Brote aus Argum moro oder Negerhirse, saure und süße Milch, frische und alte Butter, Eier, Hühner u. s. w. findet man den ganzen Tag und nicht blos auf dem Marktplatze zum Verkauf, denn die Negerweiber durchziehen damit wie die Frauen in den europäischen Städten die Straßen, ihre Waare auf dem Kopf tragend und sie ausschreiend: „Kiám, Kiám, Kandágo, Kandágo, Ngóbbel koki be", „Milch, Milch, Butter, Butter, Hühnereier", hört man den ganzen Tag rufen und Alles, selbst noch so schwere Lasten, tragen sie auf dem Kopfe. Diese Gewohnheit der Negerfrauen bewirkt, daß alle vorzeitig eine Glatze bekommen, genau die Stelle bezeichnend, wo sie die Last aufsetzen. Man sieht kleine zehnjährige Mädchen, die 40 bis 50 Liter haltende Wassertröge auf dem Kopfe tragen.

Der große Markt wird am Montag vor den Westthoren der Weststadt

abgehalten und soll im ganzen Negerlande an Größe nur dem Markte von Kano nachstehen. Wirklich ist er einer der größten Märkte, die ich in Afrika gesehen habe, und selbst der von Abuam in Talifet steht weit hinter ihm zurück. Sobald man aus dem Thore kommt, stößt man zuerst auf einen Schuppen, vor dem Pferde verauctionirt werden; für 20 Thaler*) kann man ein recht gutes, starkes Reitpferd bekommen, jedoch klein und kurz von Gestalt; große Staatspferde werden zu 100 bis 150 Thaler verkauft. Die Pferde Bornu's sind im ganzen Negerlande berühmt, was aber wohl nur dem Umstande zuzuschreiben ist, daß immer Pferde von Norden hier eingeführt werden und so durch Vermischung eine gute Race aufrecht erhalten wird; außerdem würde man hier bald eben so kleine und unansehnliche Pferde haben wie in den übrigen Negerstaaten. Ein Grauschimmel, der in Tripolitanien 20 bis 30 Thaler werth ist, wird auf dem Markte zu Kuka für 100 bis 150 Thaler verkauft. Eine lange Reihe von Mattenverkäufern, welche die gröberen, als Einfriedigung, oder als Dach, oder als erste Unterlage benutzten Matten und zugleich aus Matten angefertigte oder aus Dornen zusammengeschlagene Hausthüren verkaufen, führt uns zu den Kameelen, Rindern und Eseln, die auf ein und demselben Platze verkauft werden. Weiterhin kommt man zu den feil gebotenen Sclaven. Greise, alte weißhaarige Negerinnen, Säuglinge, junge Mädchen, kräftige Männer, Leute aus Bornu, Bagirmi, Haussa, Logon, Musgu, Wadai, kurz aus allen Kuka umgebenden Landstrichen, findet man hier beisammen. Einige sind ganz nackt, Andere haben einige Lumpen um die Hüften geschlagen; die Leute aus Musgu, namentlich die Weiber, haben Ober- und Unterlippe durchbohrt und in die Löcher ein großes Stück Kupfer, Zinn oder Kürbisschale geschoben, so daß die Lippen wie ein Rüssel vorstehen und beim Sprechen die beiden Platten geräuschvoll auf einander schlagen. Fast Alle sind mit Einschnitten und Punkten tätowirt, denn auch die Bornuer- und Haussaner pflegen sich, wie die Tebu, drei Längsschnitte in die Wangen zu machen. Käufer gehen auf die Sclaven zu, messen mit der Hand die Höhe (daher in der Bornu-Sprache die Bezeichnung eines drei-, vier-, fünf-, sechs- oder siebenspannigen Knaben oder Mädchens), besehen die Zähne, erkundigen sich, ob er oder sie gut ißt, denn Hunger haben, meinen sie, heißt gesund sein, und gefällt ihnen die Waare, so wird der Handel abgeschlossen. Ein junger Bursche kostet hier jetzt 15 bis 30 Thaler, junge Mädchen, unter denen die Fellata wegen ihrer hellen Hautfarbe und ihres hübschen Gesichts die gesuchtesten sind, je 30 bis 60 Thaler. Greise und Mütter kann man zu 3 bis 10 Thaler, eben so zu denselben Preisen kleine Kinder kaufen. Es kommen manchmal des Montags Tausende zum Verkauf, kleinere Partien von Hunderten findet man alle Tage auf dem gewöhnlichen Markte.

Ferner sieht man eine lange Reihe von Getreide-Verkäufern, die in großen ledernen Säcken Weizen, Gerste, Argum, Ngafoli**), Reis und andere Getreidearten feil bieten; hinter ihnen stehen die Lastochsen oder Kameele, die es hertransportirt haben. Dann kommt man auf einen großen Platz, wo Vieh abgeschlachtet und Fleisch verkauft wird, und dicht dabei sind Garküchen

*) Als ich Kuka verließ, waren sie bedeutend billiger und man kaufte Pferde für 6 bis 10 Thaler, die früher 20 Thaler kosteten.

**) Nach einer guten Ernte verkauft man vier Kameellasten Argum (Negerhirse) oder sechs bis acht Kameellasten Sorghum für 1 Maria-Theresia-Thaler; ich kaufte Anfangs für 1 Thaler eine Last Argum, später zwei Lasten, und von Ngafoli erhielt ich vor der Ernte drei Kameellasten für 1 Thaler. Eine Kameellast beträgt circa 3 Centner.

etablirt, d. h. auf einem runden Sandhaufen iſt ein Feuer angezündet und dieſes ringsum mit kleinen Holzſtäbchen umſteckt, an welchen Fleiſch geröſtet wird. Dann kommt man an eine Straße, wo feinere Matten verkauft werden, aus Dum geflochten und ſo ſchön gearbeitet, daß ſie ſich mit den feinſten europäiſchen Erzeugniſſen meſſen können; eine recht geſchmackvolle Matte koſtet aber auch hier auf dem Markte $^1/_2$ Thaler und iſt dabei nur 5 Fuß lang und $2^1/_2$ Fuß breit. Geringere Sorten ſind unglaublich billig. Etwas weiterhin werden Strohvorhänge verkauft, womit man die Fliegen von den Thüren abhält; auch hiervon giebt es ſowohl einfache als auch bunt bemalte für Liebhaber des Luxus. Alle Aufmerkſamkeit verdient dann die lange Reihe von Deckel- und Unterſatz-Verkäufern, denn wenn dieſe Gegenſtände ſchon in Gatron einen hohen Grad von Vollkommenheit und Eleganz erreichen, ſo übertreffen ſie hier Alles, was in derartigem geliefert wird; kleine Unterſätze aus Dum wiſſen ſie ſo zu flechten, daß ſie mit der Leichtigkeit der Pappe die Dauerhaftigkeit des Leders und das elegante Aeußere unſerer Luxusartikel erhalten. Aber nicht nur hierin zeigen die Kanúri ihre Kunſt; aus dem Bereiche der Deckel, Körbe und Unterſätze kommen wir in den der Schüſſeln aus Kürbisſchalen, welche ſie auf die phantaſiereichſte Art und Weiſe zu bemalen wiſſen. Hier giebt es Schüſſeln von der Größe, daß 20 Mann aus Einer ſich ſatt eſſen können, und ſo klein, daß ſie nur als Löffel dienen, und alles dieß machen ſie aus den Kürbisſchalen. Doch findet man weiterhin auch Holzſchalen ſo wie Thonſchalen, Töpfe, Schüſſeln und große Krüge aus gebranntem Thon, welch' letztere bis gegen 200 Liter Waſſer faſſen. Weiter kommt man in eine Straße, wo Fiſche feil geboten werden, theils trockene, theils friſche, wie ſie der Tſadſee liefert, von 6 Fuß Länge bis auf Handgröße; die größten kauft man per Stück zu ungefähr 2 Silbergroſchen. Faſt wird man jetzt am Vordringen verhindert durch hohe Stöße Brennholz und gleich daneben ſtehen auch Körbe voll Holzkohlen zum Verkauf, und als ob Eins das Andere herbeilockte, haben die Schmiede ihre Werkſtätten dicht am Kohlenplatze aufgeſchlagen, indem ſie einfach zwei Schläuche zu Bälgen umgebildet haben und damit das Feuer in einem Erdloche eifrig ſchüren und blaſen. Sie verfertigen Beile, Hacken und gröberes Eiſenzeug. Die Feinſchmiede, welche Flintenſchlöſſer ausbeſſern, Meſſer, Scheeren, Spieße. Pfeile, Zangen*) verfertigen, ſchlagen keine Werkſtätte auf, ſondern bieten ihre Waaren fertig zum Verkauf aus. Gleich etwas weiter finden wir in der That hohe Geſtelle, an denen Spieße aller Art, Wurfeiſen, Bogen, Schilde und allerhand andere Kriegswerkzeuge zum Verkauf aufgehängt ſind, ſodann große Buden mit meſſingenen und eiſernen Fuß- und Armringen für die Frauen. Hier findet man auch Löwen- und Leopardenfelle ausgeboten, obgleich nicht in großer Menge und Auswahl, dann aber kommen die Lederfabrikanten. Große lederne Säcke zum Transport von Getreide und Waſſerſchläuche machen den Anfang und weiterhin findet man künſtliche Butterbüchſen, dann die kleinen durchſichtigen Lederſchächtelchen und lederne Kopfkiſſen; Schuhe der verſchiedenſten Art, gelb oder roth gefärbt, mit oder ohne Stickerei, Sandalen, Sporen aus Leder zum Umſchnallen, aus denen hinten vier kleine Stifte hervorragen, Sättel eigener Art, Pferdegeſchirr, kurz Alles, was von Leder zu fabriciren iſt, wiſſen ſie ſelbſt herzuſtellen.

*) Es iſt dies ein wichtiger Artikel in Bornu, kein Bewohner iſt ohne ſeine kleine Zange, die er in einem Lederfutteral bei ſich trägt; ſie dient ihm dazu, die Dornen der Kaïē aus den Füßen zu ziehen, welche als wahre Landplage alle Felder und Wälder Bornu's bedeckt.

Vom Ledermarkt kommt man zu der Abtheilung, wo die baumwollenen Zeuge ausliegen. Ich war Anfangs bei manchen Stoffen zweifelhaft, ob dieselben blos aus Seide oder aus mit Wolle verwebter Seide bestanden, so schön fand ich die Arbeit. Wenn auch die Neger das Eigenthümliche haben, daß sie die Baumwolle nur zu Bändern von drei bis vier Zoll Breite verweben, weil sie keine Weberstühle besitzen; so sind doch diese Zeuge, von den einfachen weißen oder mit Indigo blau gefärbten bis zu den geschmackvoll karrirten Stoffen, die man in Logone oder Haussa webt, in jeder Art weit dauerhafter als die gewöhnlichen europäischen Producte und nach der Regelmäßigkeit des Fadens sollte man sie eher für Fabrik- als für Manufakturarbeit halten. So dauerhaft nun auch die Bornuer ihre Baumwollenzeuge zu weben verstehen, so wird doch sehr viel Baumwollenzeug, namentlich ordinäre Sorten, von Europa eingeführt, weil eben die besseren Bornu- und Negerfabrikate außer Landes gehen; die Tebu, die Tuareg, selbst die reichen Fesaner, Tasileter, Draaer und Tuater ziehen alle eine Sudanrobe jeder anderen Kleidung vor.

Der Platz, wo die Früchte verkauft werden, war gerade jetzt zur Winterszeit nicht eben stark besetzt, doch fanden wir Datteln, freilich fast so theuer wie in Europa, Hadjilidj, Koltsch? (Erdmandeln), Fukus (eine Gurkenart), dann mehrere Waldbeeren, denn wie die Leute in Europa lassen die Neger nichts unbenutzt, obgleich alle Lebensmittel sehr billig sind. Endlich kommt eine lange Reihe von kleinen Zelten, in denen europäische und sonstige nicht bornu'sche Producte ausliegen: weiße und bunte Kattune, Tuch, meist grob und von hohen Farben, Seidenzeuge, Glasperlen, Korallen, Bernstein, Weihrauch, Antimon, Blei, Pulver (die Bornuer bereiten auch selbst Pulver, welches jedoch natürlich dem europäischen nachsteht), Schwefel, Salz und zwar einheimisches, aus Asche bereitet, und sehr schönes von Bilma eingeführtes, Spiegel, Rasirmesser, fertige Burnusse von Tuch und weißer Wolle, Gewürze, als Nägelchen und indischer Pfeffer, dann Schita oder Sudan-Pfeffer, der indeß auch hier in Bornu gut gedeiht, Räucherharze von Arabien und Sudan, kleine Kästchen, rothe Mützen von allen Qualitäten, Nadeln, von denen die englischen den deutschen jetzt gefährliche Concurrenz machen, weil sie bei fast gleich billigen Preisen besser gearbeitet sind, Flintensteine und dergleichen. Auch Wechsler giebt es, die Thaler gegen Muscheln umwechseln (Gold hat gar keinen Cours, die spanischen und französischen Thaler werden ungern und nur mit Verlust angenommen), und in allen Straßen sind von Zeit zu Zeit große Wasserkrüge aufgestellt, wo man gegen einige Muscheln seinen Durst stillen kann. Dabei herrscht das geschäftigste Treiben und doch geht Alles in Ordnung zu, obgleich weder Polizei noch bewaffnete Macht vorhanden ist; etwaige Streitigkeiten oder kleine Diebstähle werden auf der Stelle vom Marktrichter abgeurtheilt.

Gerhard Rohlfs.

42. Wanderung durch die nubische Wüste.

Es war am 13. Februar 1836, als wir durch mannichfach sich krümmende, vielfach verzweigte Sandthäler, Wadi's, die östlich vom Nil gelegene Wüste betraten. Gerippe von Kameelen lagen zu beiden Seiten des Weges und bezeichneten die Spuren der zahlreichen Karawanen. Strapazen und Wassermangel tödteten die Thiere und zwar am häufigsten an den Endpunkten der Karawanenstraßen. Die von uns durchwanderte Gegend war reich an nackten Sandsteinfelsen und nach beschwerlichem Marsche schlugen wir mit

Sonnenuntergang unſer Lager im Schutze einer Felſenwand auf. Der ungewohnte Ritt auf den hochtrabenden Kameelen war keineswegs angenehm zu nennen; todmüde begaben wir uns bald zur Ruhe, während der Mond in goldenem Strahlenglanze am dunkelblauen klaren Himmel leuchtete, die Sterne in einem Glanze funkelten, der dem Bewohner des mittleren und nördlichen Europa's unbekannt iſt. Jetzt begriffen wir, warum der Araber und Nubier ihre Wüſte nicht minder lieben, als der Gebirgsbewohner ſeine Berge. Wer die Wüſte nie durchwanderte, kennt ihre Schrecken nicht, kennt aber auch nicht das Schöne, das ſie darbietet, unter dem ihr reiner Sternenhimmel und das glänzende Licht ihrer Mondnächte obenan ſteht. Die Karawane hatte ſich gelagert; tief in die Nacht hinein mochte die Unterhaltung unſerer Begleiter, der braunen Araber, gedauert haben, als uns der Aufgang der Sonne zur Fortſetzung unſerer Wanderung ermahnte. Noch immer bewegten wir uns zwiſchen Sandſteinbergen und mit Sand erfüllten Wadi's. Kameelgerippe lagen auch hier längs des Weges zerſtreut und nicht ſelten bleichten hier und da im Wüſtenſande Menſchenſchädel, einzelne Knochen und ganze Gerippe, die letzten traurigen Ueberreſte von Unglücklichen, die dem Waſſermangel und noch häufiger der tödtlichen Ermattung erlagen. Solche Unglücksfälle ereignen ſich beſonders im Spätfrühjahre oder Sommer, wenn die Hitze des Tages wie der Nacht zum Erſticken iſt, ſo daß der ermattete Körper keine Zeit zu ſeiner Erholung findet. Ueberfällt nun in ſolchem Zuſtande den erſchöpften Wanderer noch ein heißer Wind, wie der Samum oder der noch furchtbarere Schamſin, und muß er, der ſich ohnehin kaum mehr fortſchleppen kann, noch gegen den glühenden Sand, gegen eine durch Staub verfinſterte Atmoſphäre oder gegen den Andrang eines brennend heißen Sturmes kämpfen, der ſeine Kehle trocknet, ihm Schwindel verurſacht, und hat er nichts, um in ſolch' furchtbaren Augenblicken ſich zu ſtärken: dann ſinkt er um, ein Schlagfluß endet ſein Leben oder er ſtirbt vor Mattigkeit und Keiner nimmt ſich ſeiner an, Jeder hat für ſich ſelbſt zu kämpfen, und freundliche Theilnahme in ſolcher Noth darf bei Karawanen der Wüſte überhaupt nicht geſucht werden. Solchen Anſtrengungen erliegt beſonders der Sclave. Gezwungen, dem Kameele im glühenden Sande zu Fuße zu folgen, geprügelt, ſchlecht genährt und nur ſparſam mit ſchlechtem, ſalzigem Waſſer erquickt, unterliegt er der Barbarei und dem furchtbaren Einfluſſe des Klimas. Kalt zieht die Karawane an ihm vorüber; für die Seufzer des Sterbenden giebt es kein fühlendes Herz — es iſt ja nur ein Sclave. Wird ſein Leichnam nicht, was jedoch meiſtens geſchieht, dem Geier, dem Adler oder der Hyäne zur Speiſe, dann trocknet er aus, wird zur natürlichen Mumie und eine dicke lederartige Haut bedeckt die Knochen. Wir hatten an dieſem Tage bedeckten Himmel und ein ſtarker Weſtwind, der den Flugſand aufrührte, fiel uns beſchwerlich. Eine Karawane von Abu Hammed kommend, übernachtete unſern von uns an einem einzeln ſtehenden Felſen.

Der 15. Februar ließ uns das Ende des gebirgigen Theiles der Wüſte erreichen. Durch einen langen an beiden Seiten von Sandſteinfelſen eingeengten Paß traten wir in ein weites Wüſtenthal, vom Araber das Meer ohne Waſſer genannt, deſſen Fläche als unabſehbare Ebene ſich vor uns ausbreitete. Der bisher durchwanderte Theil hatte durch den ſteten Wechſel der Bergformen des Sandſteines meiſt iſolirt ſtehende Berge von 100—300 Fuß Höhe, noch manches Angenehme. Aber nun lag die weite Sandfläche in trauriger Einförmigkeit vor uns, vergebens ſuchte das Auge nach einem Ruhepunkte, nirgends zeigte ſich ein Berg, dagegen erblickte es ein Naturſchauſpiel, wie es die Wüſte ſo oft zeigt: von zehn Uhr des Morgens bis vier Uhr des

Nachmittags eine herrliche Fata Morgana. Wir sahen auf dem wasserlosen Sande Wasser in Menge und in den verschiedensten Formen. Da gab es Flüsse, Teiche, Seen und ein unabsehbar hohes wellenbewegtes Meer. Die Berge des Wüstenrandes ragten gleich Inseln aus dem Wasserspiegel, in welchem wir wiederum ihre Bilder in verkehrter Lage erblickten und es ward diese Luftspiegelung unter günstigen Verhältnissen bisweilen so stark, daß wir uns dem vermeintlichen Wasser bis auf weniger als 100 Schritte nähern konnten, ehe das Bild plötzlich wie durch einen Zauberschlag zerfloß und wir uns von dem gelben heißen Sande der Wüste umgeben sahen. Welche Höllenqual muß eine solche Täuschung dem armen Wanderer verursachen, der im Todeskampfe der Ermattung nach einem Tropfen Wasser lechzt und zu seinem Schrecken erkennt, daß es nur „Wasser des Satans" war, wie es der Araber nennt, das seine Hoffnung belebte. Besonders schön zeigte sich diese Luftspiegelung um die Mittagszeit. Wir mochten ungefähr eine Stunde hinter der Karawane zurückgeblieben sein und schickten uns eben an, derselben nachzueilen, als wir sie langsam vor uns herziehen sahen, alle Kameele an einander gereihet, Menschen und Thiere schienen hoch in der Luft oder vielmehr auf einem Wasserspiegel zu gehen, der jedoch verschwand, als wir uns in äußerster Nähe befanden und die singenden kurz vor uns schlendernden Führer in ihrer wahren Gestalt erblickten. Schon an diesem Tage ward unsere Lage bedenklich, das Wasser unserer getheerten Schläuche, seit drei Tagen der Sonnengluth ausgesetzt, begann zu stinken, nur die Schläuche der Schattenseite konnten benutzt werden, gleichwohl war auch hier das Wasser so lauwarm, daß es nicht mehr erquickte. Nur der Morgen gewährte uns einen erquickenden Trunk, nachdem wir am Abend unsere ägyptischen Thonkrüge mit Wasser gefüllt ins Freie gesetzt hatten, sodaß die Temperatur des Wassers um einige Grad tiefer als die der Luft stand. Geier und Raben waren unsere Begleiter und die vielen nach ersteren verschossenen Kugeln vermochten ihr Ziel nicht zu erreichen. So nahte der Abend.

Am 16. Februar setzten wir unseren Weg über die Sandfläche fort. Kleine Felshügel ragten jetzt aus dem grobkörnigen Sande hervor, der einen etwas festeren Boden bildete. Als die Sonne höher stieg, zeigte sich ringsumher die Fata Morgana und am Abend erreichten wir die schon den Tag vorher gesehene Kette des Dschebel Refft, eine Reihe schroffer Porphyr- und Granitberge, deren Kuppen 800—1000 par. Fuß über die Ebene ansteigen. So vergingen mehrere Tage, bis wir am 20. Februar die Schrecknisse der Wüste mehr, als bisher der Fall es war, kennen lernen sollten. Die Hitze hatte bedeutend zugenommen, das Thermometer zeigte 30 Grad R. im freien Schatten, der Wind ging so heiß, als entströme er einem Ofen. Schon am Morgen fielen uns fünf Kameele um, von denen zwei augenblicklich starben. Unsere Leute waren ermattet und konnten nur mit Mühe zusammengehalten werden, Hitze und Anstrengung verursachten einen brennenden Durst und mit Begierde würden wir in einem fort getrunken haben, wäre nicht das Wasser in unseren Schläuchen zum Entsetzen ekelhaft geworden. Sein Geschmack war faulig und verursachte eine solche Neigung zum Brechen, daß wir nur schnell einen Schluck Rum folgen lassen mußten, der uns wieder zu stark erhitzte. Versuchten wir auch das faulige Getränk durch Vermischung mit Wein, Essig oder Rum trinkbarer zu machen, so überzeugten wir uns bald, daß unsere Versuche ohne Erfolg blieben. Plötzlich erblickten wir am Horizonte eine Reihe von Reitern und Keiner vermochte sich des Gedankens zu erwehren, daß es Räuber seien. Sofort traf man die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung;

wir übergaben die Kameele unſeren Dienern und den Nubiern und ritten mit unſeren Führern den Kommenden raſch entgegen. Bald ſahen wir jedoch ein, daß es ſich hier um keinen Feind handle, es war die Karawane einer Frau des Paſcha's von Chartum, welche ihren Sohn nach Kairo begleitete. Die Dame ſaß in dem hühnerſteigenartigen Reiſekäfige der orientaliſchen Frauen und ward durch ſeidene Vorhänge unſeren neugierigen Blicken entzogen. Nachdem wir einige Zeit mit ihrem Sohne und den ihn begleitenden Officieren geſprochen hatten, ſetzten wir unſeren Weg weiter fort.

Abu Hammed am Nil, das Ziel unſerer Reiſe, war noch 13—14 Karawanenſtunden entfernt und nur zu klar erkannten wir, daß es uns ohne die empfindlichſten Verluſte und die größten Gefahren unmöglich ſei, den Marſch in der Hitze des Tages und in gleicher Weiſe fortzuſetzen. Wir traten mit unſeren Führern zu einer Berathung zuſammen und beſchloſſen, den Waſſervorrath mit Ausnahme einer geringen Quantität zu unſerem dringendſten Bedarf, unter die Nubier zu vertheilen und dieſe in Begleitung einiger Führer die ganze Nacht hindurch bis Abu Hammed ziehen zu laſſen, um uns mit dem beſten Kameele friſchen Waſſervorrath den nächſten Tag entgegen zu ſenden. Mit Begierde fiel man über die abſcheuliche Jauche her und ſchlürfte ſie hinunter, dann trennte man ſich von uns, die wir gleichfalls noch bis Mitternacht die Reiſe fortſetzten, um uns dann erſchöpft auf den Sand hinzuſtrecken. Die Kühle der Nacht ließ uns zwar ſchlafen, konnte aber die furchtbarſten Träume, die uns quälten, nicht entfernen. Wir träumten von den heimathlichen waſſerreichen Alpenthälern, ſchlürften aus kryſtallhellen Quellen den kühlen Göttertrank in einem fort, erwachten darüber und fanden unſeren Durſt brennender als je. Wir wollten jetzt zum Waſſer unſere Zuflucht nehmen, doch es war nicht möglich, es hinunter zu würgen, die Natur ſträubte ſich dagegen, und Erbrechen ſtellte ſich ein, ſobald wir die Schläuche nur anſahen.

So nahete der 21. Februar. Mit Schaudern tranken wir unſeren in dem ſtinkenden Waſſer gekochten Kaffee, der ſchlimmer als die garſtigſte Arznei ſchmeckte, dann ſetzten wir uns mit Sonnenaufgang zu Pferde und ritten vorwärts. Drei unſerer vorausgegangenen und vor Ermattung in der Nacht gefallenen Kameele lagen todt am Wege; die Hitze war wie geſtern, doch für uns noch empfindlicher. Der Durſt quälte auf eine furchtbare Weiſe, einige der Gefährten wurden unwohl und ſelbſt mich befielen Uebelkeiten. Da, als die Noth aufs Höchſte geſtiegen war, entdeckte der Scheich Huſſein am fernen Horizonte der Sandebene einen ſchwarzen Punkt, den ſein ſcharfes Auge bald als ein beladenes Kameel erkannte! Das war ein Jubel. Luſt und Lebensmuth kehrten zurück, wir fühlten uns ſtark und eilten unſerem Retter entgegen. Und Huſſein hatte ſich nicht getäuſcht, einer unſerer Leute brachte eine ganze Kameelladung friſches Nilwaſſer. Wir ſprangen von unſeren Thieren, öffneten die Schläuche und tranken zum Zerplatzen, ohne zu bedenken, daß uns das ſchaden könnte. War auch das Nilwaſſer trübe und lau, gegen unſere Schlauchjauche war es Nektar, und nie in meinem Leben hat mir ein Trunk beſſer geſchmeckt.

Thiere und Menſchen waren erquickt, geſtärkt, und nun ritten wir in ſcharfem Trabe vorwärts. Schon nach einer Stunde erblickten wir die Palmen am Ufer des Nil und bald darauf den majeſtätiſchen Rieſenſtrom, den wir mit lautem Hurrah begrüßten. Nachmittags 4 Uhr langten wir in dem heißerſehnten Abu Hammed an. Die ausgeſtandene Noth, die großen Gefahren waren wie ein Traum, denn nur die Erinnerung an das Schöne bleibt ewig jung.

Nach Ruſſegger.

43. Abeſſinien.

Wer je Abeſſinien geſehen hat, wird immer mit Bewunderung an dieſe afrikaniſche Schweiz zurückdenken, die, am ſüdlichen Ende des rothen Meeres gelegen, ſchroff gegen deſſen Geſtade hinabſtürzt, dagegen langſam gegen die oberägyptiſchen Wüſten ſich abſtuft. In breiten Terraſſen erhebt ſich Abeſſinien bis über 10,000 Fuß, und ſeine Gipfel laſſen unſern Alpenkönigen nur den ewigen Schnee. Die weiten Hochebenen ſind durch Klüfte zerriſſen, die wilden Winterſtröme, vom tropiſchen Regen geſchwellt, graben ſich tiefer und tiefer ſchauerliche Abgründe und die Zeit erweitert die ſchmalen Klüfte zu breiten Tiefthälern, die mit der Pracht ihres tropiſchen Pflanzenwuchſes uns verführen. Aber wehe dem Anwohner! Da lauert die geringelte Boa auf dem ſchmalen Wege; da iſt das Jagdgebiet des Löwen, und der Elephant weidet friedlich; da ſchreckt dich das blaſſe Fieber aus dem paradieſiſchen Traume; die Natur will den Menſchen hier nicht zum Zeugen ihrer Pracht haben. Und doch wie ſchön! Das hohe ſchilfige Gras verſchlingt den Reiter, nur mühevoll tritt er ſich einen Pfad, wenn nicht die Elephantenheerde ihn bereits geebnet hat. Die weitäſtige Sykomore mit ihrem ungeheuren, hochragenden Stamm und den breiten Blättern bietet ihre Feigen und ladet in ihren ewigen mächtigen Schatten. Der aſt- und blätterarme Baobab verwundert dich mit ſeinem fetten Leibe und ſeinem mürben, kraftloſen Holze. Hier iſt Urwald; hier liegen wuchtige Stämme der Verweſung preisgegeben und verſperren den Weg. Friſch ſproßt das neue Gras aus der nie abgeräumten, nutzlos verfaulenden Weide. Hab Acht! Der Dornenbaum zerreißt deine Kleider mit den krummen Stacheln, und Neſſeln und Diſteln verletzen den unbedachtſam wandelnden Fuß.

Wo aber das Thal ſich verengt und das Waſſer mühſam über die Granitblöcke von thurmhohen, ſenkrechten Schieferfelſen ſich einen kargen Weg bahnt, da iſt es dunkel faſt den ganzen Tag. Hier wird ſelbſt der Vogel ſcheu und ſtumm, und die ſich am ſpärlichen Waſſer labende Gazelle lauſcht ängſtlich auf bei jedem Geräuſch in der fluchtwehrenden Enge. Da iſt faſt ewige Stille, nicht unterbrochen von dem Murmeln des ſich ins Freie drängenden Baches, ſelten geſtört von dem Geheul der an den jähen Abgrund ſich klammernden Affen.

Wehe dem, der hier in der Regenzeit weilt; von langer Fahrt müde bettet ſich der Wanderer in dem Thale. Er iſt von der Hitze ganz erſchöpft, ſelbſt dieſe finſteren Gründe laden ihn zur Ruhe. Im heißeſten Mittag wiegt er ſich in ſüßen Träumen; er denkt der fernen Heimath — da dröhnt es im Hochgebirge; ein Schuß, ein zweiter, dann der ſchreckliche, den ganzen Himmel durchraſende Donner.

Doch fürchtet er noch nicht, das Gewitter iſt ja noch ſo fern. Da erhebt ſich aber ein Rauſchen, wie wenn der Wind durch die Blätter führe. Es wird lauter, gewaltiger, es ziſcht, es praſſelt, es toſet, es brüllt, als ob die böſen Geiſter anführen — nun nahet es, mauergleich, ſchäumend und ſich überſtürzend — es iſt der Waldſtrom. Der Bach, vom Regen angeſchwollen, iſt zum mächtigen Strome geworden, der, ſeines kurzen Lebens eingedenk, wild in das Thal hinabſtürzt. Die tiefgewurzelten Sykomoren ſinken unter ſeiner Wucht, und die graſige Ebene wird vom Schutt überwallt; das Waſſer füllt das ganze Thal und langt hoch an die Felſen hinauf.

Wehe dir, du armer Mann, wohin ſollteſt du entfliehen? Haſt du die

Flügel des Adlers, haſt du die Krallen des Affen, der über dir ſchwebend deiner Noth höhnt? Biſt du im Bunde mit den Geiſtern, daß ſie dich forttrügen? Hier iſt die Natur nicht deine Dienerin, hier iſt ſie deine Feindin, die dich vernichtet. — Es ſind wenig Jahre her, daß ein ganzes Zeltlager — Beduinen mit ihren Heerden in dem breiten Bergthal gelagert — von dem ungeahnten Waldſtrom überfallen und fortgeriſſen wurden. Hundert Menſchen, Tauſende von Ziegen wurden ſeine Beute.

So ſind die Tiefländer Abeſſiniens; wie feindlich und doch wie ſchön! Wie manchen Tag habe ich in dem ſchattigen Walde neben der Quelle gelegen und den bunten, langgeſchweiften Vögeln zugeſchaut, oder im dichten Dornbuſch dem plumpen Nashorn, der ſpiralhörnigen Antilope aufgelauert! Wie manche überſchwengliche Ernte haben wir der Urwildniß abgelockt und wie reichlich belohnte ſie die kleine Mühe, die große Gefahr!

Doch beſſer iſt es wohnen in dem kalten, vom Wind gefegten, baumloſen, wildarmen Hochlande. Da ſengt keine übermächtige Sonne das immer grüne Gras, aber die Natur iſt mäßiger, ſpärlicher; keine wuchernde Vegetation, die oft dem Menſchen feindlich wird. Das Waſſer ſprudelt ungeſucht aus dem Boden; die ſchwarze Erde giebt Viel, fordert aber den Schweiß; die kalte Luft ermöglicht die Arbeit. Der Menſch iſt ſtark und kann auch fleißig ſein; der Ackerbau locket zu Ruhe und Frieden, und Dorf an Dorf, unzählbar, verwirren den überzählenden Blick. Hier zeigt ſich die Natur vom Menſchen beſiegt; das Raubthier hat ſich ſchon lange in die Wildniß zurückgezogen. Ein erfreulicher Blick; doch mäßig ſchön, wie der Bewohner, den die rauhen Winde ſchwärzen, und ſelbſt die Frauen hat die rauhe Arbeit männlich geſtaltet.

Das iſt das eigentliche Abeſſinien, das ſchönſte Land von Afrika; ſeine Bewohner ſind ganz verſchiedenen Urſprungs, doch hat ſie das Klima einander ähnlich gemacht. In den erſten Jahrhunderten unſerer Aera ſtand es auf der Höhe der damaligen Cultur; das Chriſtenthum, das ununterbrochen von Aegypten den Nil hinauf bis hierher reichte, ſchuf einen ſtetigen Verkehr mit dem römiſchen Reich. In Glauben, Sitte, Recht und Freiheit des Lebens war es uns ähnlich, doch ſeit es von dem Abendlande durch die Fortſchritte des Islam abgeſchnitten iſt, blieb ſeine Entwickelung ſtehen und wie, wer ſteht, zurückgeht, ſo iſt auch Abeſſinien zurückgegangen und verwildert, wenn es auch jetzt noch Europa viel näher ſteht, als dem nachbarlichen Afrika. Es iſt umringt von Feinden, wie die Roſe von den Dornen; im Norden, wo das Hochland in Stufen abfällt, und endlich in unabſehbare Tiefebenen ſich endet, da wohnen muhammedaniſche Völker, meiſt rebelliſche Kinder des Hochlandes, die hellfarbigen Habab, die Leute von Barka; ihnen folgen noch nördlicher die altnomadiſchen freundredenden Hadendoa. Im Weſten begrenzt Abeſſinien das Nilland, türkiſcher Herrſchaft unterworfen; im Süden das halb muhammedaniſche, halb teufelanbetende Reitervolk der Galla. Wohl brauchte es Jahrhunderte, das Hochland vor allen dieſen Feinden dem Chriſtenthum zu bewahren. Doch jetzt ſteht Abeſſinien gegen außen unabhängig da; es hat nur die inneren Feinde zu fürchten, die Anarchie, den freiwilligen Verfall ſeiner Religion und Sitte, den Selbſtmord.

Der Abeſſinier fühlt wie wir, nur roher und oft viel natürlicher und freimüthiger. Soll denn das ſchwarze Geſicht immer ein ſchwarzes Herz verbergen? Auch dort findeſt du mitleidige Herzen! Wenn der ſchneidende Abendwind dichte Nebel auf die Hochebene hinabregnet, da kann der Wegfahrer getroſt anklopfen und auch des erfrorenen Bettlers harret ein freundlicher Gruß, ein fröhlich loderndes Feuer und ein warmes in Milch einge-

brocktes Brot. Auch Freunde kannst du erwerben, wenn auch nicht schnell, die am Tage der Gefahr dich beschirmen. Du siehst in Hungersnöthen die Mutter mit hohlen Wangen, die Kinder frisch und munter, denn das letzte Brot spart sie für ihre Lieben auf. Unermüdet wacht die Gattin bei ihrem kranken Manne, und brave Söhne opfern jahrelange Arbeit, um ihrem alten Vater sorgenfreie Tage zu bereiten. Gefühl fehlt nicht und auch nicht Muth und Frohsinn; sie singen und tanzen die sternenhelle Nacht durch; Preisgesänge loben den Helden, den Löwentödter, den Menschenbezwinger. Freude und Leid wird ausgesungen, das Lied tönt auch zur Klage; es begleitet die Arbeit, es bejubelt die Hochzeit.

Abessinien ist im Vergleich mit dem übrigen Afrika sehr gut und sehr schlecht bedacht. Es vereinigt die verschiedensten Klimate der Welt, die südliche Hitze und die nordische Kälte. Wenn ihm auch die schiffbaren Flüsse mangeln, so hat es Ueberfluß an fließendem Wasser. Der von tropischen Regengüssen getränkte Boden versagt selten eine schöne Ernte. Wenn das Hochland besonders Weizen und Gerste erzeugen kann, eignet sich das Niederland für die edleren Kulturpflanzen, besonders für die Baumwolle. Das Klima, besonders im Hochlande, ist sehr gesund und auch dem Europäer äußerst zuträglich, im Gegensatz zu dem fieberreichen Westafrika. Der Volksgeist ist durchaus dem Ackerbau zugewandt. Doch diesen großen Gaben hat die Natur ihren größten Werth genommen, da sie das Land der Communicationsmittel beraubt hat. Es fehlen die Flüsse, die sich schiffbar in das rothe Meer ergießen; es fehlen die allmählich nach Osten hin sinkenden Ebenen, die gegen die Küste auslaufend den Kameeltransport ermöglichen. Die Flüsse verhindern in der Regenzeit allen Verkehr, Straßen- und Brückenbau bedingt aber eine dauerhafte, erleuchtete Regierung.

Man hat das heutige Abessinien oft mit dem Mittelalter verglichen und wirklich haben die Bewohner das Faustrecht, die Unordnung, den kriegerischen Geist, die moralischen und religiösen Begriffe mit diesem gemein. Man konnte es aber dem Mittelalter wohl ansehen, daß es die Keime der Entwickelung in sich trug und eher einem rohen Jüngling ähnlich sah, der trotz seiner Fehler viel verspricht.

Wenn Abessinien auch seit den ältesten Zeiten als *ein* Reich existirt, so haben sich doch seine Bewohner nie als *ein* Volk betrachtet. Daher darf man kaum von abessinischem Patriotismus reden, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß jeder Mensch die Erde, wo er geboren, die Sitte, worin er erzogen ist, liebt und dem Fremden abgeneigt ist.

Aethiopien ist aus mehr als zwanzig Völkern zusammengesetzt, die sich trotz zweitausend Jahren immer fremd gegenüber stehen und nur dem Ausland gegenüber einig sind. Man sollte kaum glauben, daß das Volk der Kamant von wenig tausend Seelen, inmitten der christlichen Amhara angesessen, bis jetzt seine eigenthümliche Sprache, seine Sitten, sein Heidenthum Jahrhunderte treu bewahrt hat.

Noch wollen wir einen Blick auf das religiöse Leben Abessiniens werfen und zum Voraus bekennen, daß es durchaus nicht gesund ist. Wir finden vorerst eine vollständige Anarchie der Glaubensbekenntnisse. Die herrschende Bevölkerung bilden die Christen; doch sind die Muhammedaner in den Städten und besonders in den Grenzprovinzen sehr ausgebreitet und mächtig. Im Süden haben sich viele Juden erhalten; das Heidenthum ist selbst mitten im Lande nicht ausgerottet; die Nordgrenzen besetzen die deistischen Bazen, die Südgrenzen die teufelanbetenden Galla. Das Christenthum selbst ist für den

größten Theil des Volkes ein äußerlicher Name geworden und mit jüdiſchen Gebräuchen arg vermiſcht.

Man weiß, daß Abeſſinien ſeit 1500 Jahren ſeinen Glauben bewahrt hat, auf eine Weiſe aber, daß Wichtiges und Unwichtiges gleiche Bedeutung erhalten haben. Wir finden die gleichen Mißbräuche, die unſer Mittelalter entſtellt haben: den Mangel an theologiſchen Kenntniſſen, viel Unſittlichkeit und Ueberfluß an Mönchen, freche Simonie und Verkauf der Sacramente, theilweiſe ſogar die Vielweiberei, ſtrenge Faſten und Buße, viel Feſttage, loſe Eheverhältniſſe, übermäßige Verehrung von Bildern und Kreuzen, vermengt mit ſchützenden Talismanen, wenig Kirchen, viel Heiligengeſchichte, Glauben an Weiſſagereien und Vorbedeutungen, Auslegung der Träume, Furcht vor Hexerei und böſen Künſten, doch jedenfalls keinen Unglauben und keine Gottesverachtung. Die judäiſch-pharifäiſche Denkungsart, die allen Orientalen und beſonders den Semiten eigen iſt, klebt auch den Abeſſiniern an; wir meinen damit den Formengeiſt, die Wichtigmachung von Gebräuchen und äußeren Werken, die Unterſcheidung zwiſchen Rein und Unrein, das Hängen an dem Buchſtaben, gegen das ſich Paulus wehrt.

Die Kirchengüter befinden ſich größtentheils in den Händen der Fürſten, die darüber zu Gunſten ihrer Anhänger verfügen. Die Erblichkeit der Pfarrſtellen von Vater auf Sohn erzeugt Lauheit und raubt der Kirche die nöthige Unabhängigkeit. Das ſehr verbreitete Mönchsthum verhindert alle wohlthätige Neuerung; die abeſſiniſchen Mönche und Nonnen ſind unruhige, anmaßliche, ungebildete, faule Fanatiker, die dennoch vielen Reſpectes genießen. Eine Reform derſelben in arbeitende Orden wäre wohl wünſchenswerth, aber ſchwer ausführbar.

Werner Munzinger.

44. Das Chriſtenthum in Abeſſinien.

Die Abeſſinier ſind Chriſten, chriſtliche Kirchen finden ſich in allen bedeutenderen Orten, die heilige Schrift iſt durch das ganze Land verbreitet. Dies Alles iſt aber keineswegs das Werk neuerer Miſſionäre; ſchon ſeit dem 4. und 5. Jahrhunderte, als kaum in den ſüdlichſten und weſtlichſten Th ilen des alten Deutſchland das Chriſtenthum Eingang gefunden hatte, ward es bereits hier von Aegypten aus mit großem Erfolg gepredigt. Die gewaltſame Verbreitung des Muhammedanismus konnte, wie anderwärts, in Abeſſinien keine Fortſchritte machen, und ſelbſt ſpäter, als viele Jahrhunderte hindurch die Chriſten des Abend- und Morgenlandes kaum eine Ahnung von dem Chriſtenthume in Abeſſinien hatten, beſtand dieſes dennoch fort, und noch heute wird es daſelbſt gepredigt. Erfüllt uns dies mit einer gewiſſen Hochachtung, ſo ſchwindet dieſe freilich ſofort zum größten Theile, wenn wir chriſtliches Leben und Wandel, ſowie manche Einrichtung dieſes Landes näher kennen lernen.

Wir treten vor eine habeſſiniſche Kirche*). Sie iſt rund, wie die meiſten Kirchen des Landes, und trägt auf ihrem Giebel ein großes griechiſches Kreuz. Gruppen ſtattlicher Wachholderbäume beſchatten, eine Umfaſſungsmauer umgiebt ſie und zugleich den Begräbnißplatz der Prieſter, ſowie deren Wohnungen.

*) Die merkwürdigſten und vielleicht älteſten Kirchen finden ſich in Lalibala, der heiligen Wallfahrtsſtadt der Abeſſinier. Sämmtliche Kirchen ſind nicht erbaut, ſondern beſtehen aus Felſen, welche gleich den Felſentempeln zu Ellora, innerlich ausgehöhlt, äußerlich bearbeitet ſind.

Da das Kirchengebiet für heilig und unverletzlich betrachtet wird, so häuft man zur Sicherheit vor Raub und Diebstahl hier viele Sachen an, welche die Räuber nunmehr auch so respectiren, daß ſie zwar nicht einbrechen, wohl aber die Hütten in Brand ſtecken. Rettet man die darin aufgeſpeicherten Gegenſtände vor den Flammen, ſo werden ſie nunmehr ſicher den Dieben zur Beute. — Doch wir treten in die Kirche und ziehen nach herkömmlicher Weiſe ſchon am Eingange zum Kirchhof die Schuhe oder Sandalen aus. Es iſt Sonntag. Gleich beim Eintritt in die Kirche küßt man die Thüren und ſetzt ſich oder kniet in dem größeren vorderen Raume auf die Erde. Durch die offenen Flügelthüren erblickt man in dem hinteren Zimmer den Tabot oder die Bundeslade, da nach der Sage des Volkes die Bundeslade der Juden durch Menilek, den Sohn Salomo's, aus Jeruſalem entwendet und nach Abeſſinien gebracht ward. Dieſer Tabot iſt ein Abbild jener urſprünglichen Bundeslade und beſteht aus einem Sitzkaſten, auf welchem Brot und Wein für das heilige Abendmahl eingeſegnet werden. Eine Pergamentrolle mit dem Namen des Heiligen, welchem die Kirche geweiht iſt, wird in ihr aufbewahrt. Um den Tabot ſtehen mehrere Prieſter in zerlumpten ſeidenen Kitteln, und ergehen ſich unter ſchrecklichem Geheul — hier zu Lande Geſang genannt — in allerlei Verzuckungen, ſpringen auch dabei abwechſelnd wild in die Höhe. Eine Pauſe tritt ein, worauf einer von ihnen einen kurzen Abſchnitt aus einer Sammlung geiſtlicher Lieder vorlieſt. Die vorigen Scenen wiederholen ſich und werden damit geendigt, daß man die Thüren ſchließt, worauf ein Prieſter den Anweſenden ein Crucifix zum Küſſen darreicht und ſie dabei mit dem heiligen Rauchfaß berührt. Jene Verzuckungen ſteigern ſich an Hauptfeiertagen oder an den Feſten großer Heiligen bis zu Tänzen der Prieſter und den ſchrecklichſten Verzerrungen, wobei das Pauken auf Schellentrommeln und das Schellenraſſeln, Alles von Prieſtern bewirkt, einen wahrhaft unerträglichen Lärm verurſacht. — Doch wie kommt es, daß wir nur Männer in der Kirche erblicken, da ja in der ganzen Chriſtenheit das Weib dem Manne gleich geſtellt iſt? Der Eintritt in die Kirchen Abeſſiniens iſt jedem Weibe verboten, das nicht kirchlich getraut iſt; dieſe befinden ſich daher auf einer außen angebrachten Galerie, die durch Fenſteröffnungen mit dem Innern in Verbindung ſteht. Die wenigſten Frauen in dieſem chriſtlichen Lande, wo trotz des Chriſtenthums die Vielweiberei beſteht und es jedem Manne geſtattet iſt, ſeine Frau wieder fortzuſchicken, ſind durch kirchliche Trauung ehelich verbunden.

Der Gottesdienſt der Abeſſinier beſteht nur in äußerlichen Dingen und beſchränkt ſich hauptſächlich auf Faſten und Kircheküſſen. Judenthum und Chriſtenthum finden ſich hier in ſonderbarer Miſchung, indem urſprünglich das Judenthum im Lande Wurzel gefaßt hatte, und erſt ſpäter das Alexandriniſche (koptiſche) Chriſtenthum auf dieſes gleichſam gepfropft ward. Gleich den alten Juden faſten die chriſtlichen Abeſſinier noch an jedem Mittwoch und jedem Freitage, ja ſie feiern ſogar neben dem Sonntage auch noch den Sonnabend als beſonderen Tag der Gottesverehrung. Gleich den Juden eſſen ſie nicht mit Andersgläubigen, und manche Thiere, wie Schweine, Haſen, Waſſergevögel, betrachten ſie als unrein*). Kein Volk der Erde faſtet ſo oft und ſo ſtrenge, als die Abeſſinier. Außer jenen bereits angeführten zwei Faſttagen in jeder Woche, giebt es noch 55 Faſttage vor Oſtern, einige Faſtenwochen nach Pfingſten, und zwar zu Ehren der Apoſtel, 15 andere Faſttage zu Ehren der Jungfrau Maria, und 40 Tage als Vorbereitung auf das Feſt der Geburt Chriſti;

*) Selbſt die im Judenthume gebotene Beſchneidung iſt beibehalten worden.

macht zusammen 192 Fasttage, also mehr als die Hälfte des Jahres. Das Fasten aber besteht darin, daß man sich von früh Morgens bis etwa 2½ Stunden vor Sonnenuntergang des Essens und Trinkens ganz enthält, hierauf zunächst nur Pflanzenkost und erst nach Sonnenuntergang Fleisch, Milch und Butter zu sich nimmt. Dabei ist die Zahl der abessinischen Festtage beinahe eben so groß, wie die der Fasttage, so daß wohl die Hälfte des Jahres der Trägheit gewidmet ist. An solchen Tagen wird von den Christen gar nicht gearbeitet, ja selbst die Dienstboten weigern sich dann, das zum Brot der Haushaltung nöthige Mehl zu reiben. Daher ist der abessinische Christ träge und gegen jede nützliche Beschäftigung gleichgiltig; er arbeitet nur so lange und so viel, als er muß, um nicht zu verhungern, während die Muhammedaner des Landes sich durch Fleiß, Bildung und nützliche Thätigkeit höchst vortheilhaft auszeichnen. Auf die Ausbildung der Kinder wird nicht geachtet, sobald sie nicht etwa Geistliche werden sollen, wozu übrigens auch nichts weiter nöthig ist, als daß man einen Theil der Bibel lesen lernt. — Alle Arbeiten, welche weiter als die Landwirthschaft gehen, sind nach ihrer Meinung für Christen entehrend; daher besorgen die Muhammedaner das Weben und die Lederarbeiten, Silber- und Waffenarbeiten werden eingewanderten Griechen und ägyptischen Kopten überlassen, die Maurerarbeiten haben die Juden übernommen.

Doch wir müssen nunmehr die Geistlichkeit etwas näher kennen lernen, welche das arme Volk so schrecklich irre leitet. Sie ist zahlreicher als in irgend einem christlichen Lande, und an ihrer Spitze steht der Abuna (d. i. unser Vater). Er muß vom koptischen Patriarchen zu Alexandria geweiht sein, weiht aber auch nunmehr alle Geistlichen seines Landes. Für schwere Sünden ertheilt er Vergebung, seine Hand reinigt mit dem heiligen Oele die Bundeslade, mag dieselbe nun neu gezimmert oder durch Berührung eines Muhammedaners entheiligt worden sein. Sein Einkommen ist beträchtlich und besteht in dem Ertrage großer Ländereien, sowie in der Gebühr von zwei Stücken Salz, welche jeder Geistliche, deren er oft an einem Tage mehrere Hundert weiht, hierfür zahlen muß. — Die zweite geistliche Würde des Landes nimmt der Etscheghe ein, der oberste der Mönche von Debra Libanos, einem berühmten Kloster im südlichen Abessinien. Alle Klöster stehen unter seiner Aufsicht und Leitung, dabei ist in den vielen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten der abessinischen Gottesgelehrten seine Meinung von höchstem Belang. Ist der Abuna abwesend, so vertritt er seine Stelle; außerdem kann er für kleine Sünden Vergebung ertheilen. Der Komus oder Bischof ist der oberste Priester, hat aber über dieselben keine Gewalt; sein Amt ist, die heilige Bundeslade auszufegen und zu reinigen, wenn sie durch Berührung von einem Nichtgeistlichen besudelt sein sollte. Nach diesen geistlichen Würdenträgern kommen zwölftausend Priester, welche sich vom Schweiße des armen Volkes mästen und von diesem fast abgöttisch verehrt werden, da man glaubt, daß der auf die Hand eines solchen Seelenhirten gedrückte Kuß von allen Sünden rein mache. Ueberall behandelt man sie mit der größten Achtung und Verehrung, Hohe und Niedere mästen und liebkosen sie und reden sie mit „Vater" an. Schon Knaben werden als Diakonen zu den untersten geistlichen Stufen geweiht und müssen in dieser Würde den geistlichen Verrichtungen beiwohnen, etwas lesen, sowie die Psalmen Davids und die Geheimnisse des abessinischen Sanges und Tanzes erlernen. Haben sie ein gewisses Alter erreicht, wächst der Bart, so werden sie zu Priestern geweiht. Nunmehr dürfen sie heirathen, aber nur einmal; stirbt die Frau oder bricht sie die Ehe, so ist dem Priester

keine zweite Heirath gestattet. — Schon im Aeußern unterscheidet sich der Priester vom Laien. Er trägt einen Bart und einen ungeheuer weiten Turban, ein schwarzwollener Mantel mit spitz zulaufender Kappe, der mit Sinnbildern des Glaubens besetzt ist, umgiebt ihn. Ein silbernes oder messingenes Kreuz hängt um seinen Hals, auf einen dünnen Krückstock stützt sich seine Hand. Ein Drittel vom ganzen bebauten Boden Abessiniens gehört der Geistlichkeit, der noch außerdem bei allerlei Veranlassungen, als glücklich vollbrachten Reisen u. s. w., zahlreiche Weihgeschenke und Dankopfer dargebracht werden. Der Geistliche ertheilt gegen Bezahlung Vergebung begangener Sünden, hebt die Schrecken des Kirchenbannes auf, lindert die Strenge der Fasten und befördert für Geld und gute Vermächtnisse die Seelen der Verstorbenen zur seligen Ruhe im Jenseits. — Niemand befindet sich daher wohler in ganz Abessinien als der Geistliche; mag das Volk jämmerlich darben, so steht man ihn in behaglichem Müssiggange im Schatten der ehrwürdigen Wachholderbäume, welche den Kirchhof auf dem Gipfel des grünsten Hügels schmücken. Das Höchste, was ein solcher abessinischer Geistlicher erstrebt, ist eine Wallfahrt über Massawa und Kairo nach Jerusalem zu machen. Heuchelei, Sectengeist und verderbliche Laster sind der einzige Gewinn, welchen solch' ein Pilger von seiner Reise zurückbringt.

Doch du fragst, welche Begriffe denn der Abessinier von den heilsamen Lehren und Wirkungen des Christenthums habe. So höre: Er ist ein Knecht seiner Geistlichen und, dummgläubig im allerhöchsten Grade, hält er die lächerlichsten Lehrsätze für christliche Wahrheit, beobachtet die strengsten Fasten und Bußen, und wäre solche Blindgläubigkeit und solcher Gehorsam gegen die Kirche das Merkmal eines wahren Christen, so gäbe es auf Erden kein christlicheres und frömmeres Volk. Dagegen ist Alles, was wahrhaft christlich und edel ist, Wahrheit und Treue, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Nächstenliebe in diesem kirchlichen Lande nicht zu finden, und die bodenlose Liederlichkeit, Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit, Selbstsucht und Begehrlichkeit nach fremdem Gute beim Volke findet nur ihres Gleichen in der Dummheit und Verworfenheit der Geistlichen. Die Hauptlehrsätze des abessinischen Christenthums aber sind: Der Alexandrinische Glaube ist der einzig wahre; Glaube und Taufe reichen zur Rechtfertigung hin, aber Gott verlangt Almosen an die Geistlichen und Fasten, um die vor der Taufe begangenen Sünden wieder gut zu machen. Ungetaufte Kinder können nicht selig werden; Sünden müssen dem Priester gebeichtet und können von diesem vergeben werden; Gebete für den Todten sind nothwendig, denn die Seelen der Verstorbenen gehen zuerst in das Fegefeuer, in welchem sie so lange verbleiben müssen, bis die durch Spenden und Geschenke belohnten Geistlichen sich für sie verwenden. Es giebt Heilige als Mittler zwischen Gott und den Menschen; an sie muß man sich wenden, da der sündige Mensch unwürdig ist, vor Gott zu erscheinen. — Dies die vorzüglichsten Lehrsätze. Die gelehrtere Geistlichkeit ergeht sich in Spitzfindigkeiten aller Art und bringt dadurch nicht selten über das ganze Land Unruhen. So theilen sich diese Christen z. B. in zwei Parteien, von denen die eine zwei, die andere drei Geburten Christi annimmt.

Von kirchlichen Handlungen noch Einiges in aller Kürze: Die Taufe wird bei Knaben vierzig, bei Mädchen achtzig Tage nach der Geburt vollzogen, da nach der abessinischen Sage Adam erst vierzig Tage nach der Schöpfung in das Paradies eingeführt wurde, in welches ihm vierzig Tage später auch Eva folgte. Die kirchliche Trauung ist höchst selten, da die meisten Ehen nur auf einem bloßen Versprechen beruhen. Daher trennen sich aber

auch beide Theile oft wegen der geringsten Kleinigkeit und sind bereits nach ein paar Tagen anderweitig verheirathet. Reiche Leute haben an mehreren Orten Frauen, und Kaufleute meist an allen solchen, welche sie auf ihren Handelsreisen regelmäßig besuchen. Wird dagegen eine Ehe kirchlich geschlossen, so werden Mann und Frau eingesegnet und gehen hierauf zum heiligen Abendmahle. Bei dieser Feier geht es so zu: Von zwei Priestern hält der eine ein Kreuz, der andere liest etwas aus einem Buche vor. Die Abendmahlsgänger stellen sich in Reihen auf und zwar die angesehensten voran; hierauf nimmt der Geistliche, welcher das Buch hat, eine Schüssel, an der sich ein aus Rosinen, Mehl und Wasser gefertigter Teig befindet. Die Abendmahlsgänger treten nun zum Altar, küssen das Kreuz, drücken es dreimal an ihre Stirn und empfangen mit einem Löffel zweimal von der heiligen Speise. — Nach einer Verbeugung verlassen sie die Kirche und hüten sich sorgfältig, den ganzen Tag weder auszuspeien noch zu sprechen. Stirbt endlich ein Abessinier, so wird er meistens noch an demselben Tage beerdigt. Die Leiche wird gewaschen, in ein reines baumwollenes Tuch gehüllt und mit der großen Lederhaut umwickelt, welche dem Todten im Leben zum nächtlichen Lager diente. In Begleitung von Freunden und Verwandten und unter den Gebeten der Priester bringt man die Leiche zur Kirche, segnet sie hier ein und übergiebt sie innerhalb der Kircheneinzäunung der Erde. Ein Schmaus im Trauerhause endigt die Todtenfeier. Die Verwandten trauern ein ganzes Jahr, sie scheeren hierzu das Haupthaar ab, bestreuen den Kopf mit Asche und ritzen sich mit den Nägeln die Haut an den Schläfen blutig. Schwarze und gelbe Kleider, sowie der gewöhnliche Anzug, müssen während dieser Zeit in Koth getaucht werden. — Dies christliches Leben, christliche Lehre und christlicher Brauch in Abessinien.

Nach Rüppell.

45. Eine Entdeckungsreise im äquatorialen Afrika bis zum Aschangolande.

Als Paul Du Chaillu, ein reisender Naturforscher und Entdecker des Gorilla — des größten, menschenähnlichsten Affen — seine Reise in das äquatoriale Afrika veröffentlichte, wurden seine Mittheilungen selbst von berühmten Reisenden stark in Zweifel gezogen. Gleichwohl bewahrheiteten sich die meisten Angaben, und da, wo Unrichtigkeiten nachgewiesen werden konnten, waren es nur Irrthümer in Ueberschätzung zurückgelegter Entfernungen, die in mangelhaften Instrumenten ihren Grund hatten.

Auf seiner zweiten Reise, die Du Chaillu südlich von Fernando Vaz an der Westküste Afrikas, unter 1° südlicher Breite, am 8. October 1863 antrat, war er zwar mit besseren Instrumenten versehen, mußte aber in Folge eines unglücklichen Vorfalls die weitere Ausführung seines Planes aufgeben. Das Nachfolgende giebt hierüber Auskunft.

Während Du Chaillu's Aufenthalt in Europa hatten die Commineger durch ihren König Olenga ein Verbot erlassen, nach welchem kein Fremder, sei es nun ein Mpongwe (Handelsstamm vom Gabun) oder ein Europäer, den Fernando Vaz oder den Ogobai aufwärts ins Innere reisen solle. Da jedoch Du Chaillu nur ins Innere reiste, um Thierbälge und Thierskelette zu erbeuten, so wurde von den Häuptlingen der Commi beschlossen, daß das Verbot ihn nicht treffen solle. Er fuhr daher im September 1864 zu Schiff den Fernando Vaz, welcher weiter im Innern den Namen „Rembo", d. i.

Strom, genannt wird, und zwar in Begleitung seines getreuen und hochherzigen Freundes Quengueza, des Königs der Commi und „Oberherrn des Rembo" bis nach Obindschi hinauf. Von hier wandten sich die Reisenden in südöstlicher Richtung nach Olenda, dem nach einem Du Chaillu von früher bekannten und befreundeten Negerfürsten benannten Orte.

Schon hoffte der Reisende von Olenda gegen Osten nach dem noch unbekannten Innern aufbrechen zu können, als ihm plötzlich ein Feind entgegentrat, auf den er nicht gefaßt war. Es verbreitete sich nämlich die Kunde, daß in einer nahen Ortschaft eine Krankheit ausgebrochen sei, welche den Eingebornen noch völlig unbekannt war. Es währte nicht lange, so zeigte sie sich auch in Olenda, und als ihr erstes Opfer fiel die Gemahlin des Häuptlings selbst. Es war der Ausbruch der schwarzen Blattern! In dieser kritischen Lage bewährte sich König Quengueza als ein muthiger Freund. Obgleich ihn Du Chaillu bestürmte nach der Heimath zurückzukehren, wollte er doch nicht von seiner Seite weichen. Seinen kleinen Lieblingssclaven, Namens Rigoli, welcher angesteckt worden war, ließ er neben sich in seiner Hütte schlafen und pflegte ihn eigenhändig. Erst auf erneuertes Drängen von Du Chaillu kehrte er endlich nach dem Commilande zurück. Kaum war er fort, so steigerte sich die Bösartigkeit der Seuche. Den Tod alter Leute betrachten die Neger als einen nothwendigen Naturverlauf; der plötzliche Tod jüngerer Leute oder eines Häuptlings, selbst wenn er alt ist, wird stets den Zauberkünsten irgend eines Böswilligen zugeschrieben. Nun lag es sehr nahe, daß die abergläubischen Neger das Auftreten der Blattern mit Du Chaillu's Gegenwart in Verbindung brachten. Es währte nicht lange, so erlag der Krankheit Mpotu, der Neffe und muthmaßliche Nachfolger des Häuptlings. Bald nachher erkrankte Olenda selbst und starb in der dritten Nacht, obgleich Du Chaillu ihn mit aller Sorgfalt gepflegt hatte. Glücklicherweise waren die Verwandten verständig genug, dem Reisenden keine Schuld beizumessen, da sie sich von der Aufrichtigkeit seiner Theilnahme am Krankenbett des alten Mannes hinlänglich überzeugt hatten. Seine Leiche wurde nach Landesbrauch in einem Haine vor dem Dorfe im Freien beigesetzt und ihr unter andern brauchbaren Dingen auch ein Regenschirm, den man von dem Reisenden erbettelt hatte, in die Ewigkeit mitgegeben. Der Nachfolger des Häuptlings verfuhr mit Du Chaillu sehr unredlich, wenigstens klagt ihn dieser an, daß er Diebstähle begünstigt oder angestiftet habe, die an ihm verübt wurden.

Erst Mitte März 1865 konnte er seine Reise fortsetzen, zunächst nach Mayolo's Dorf. Die Beschaffenheit des Landes änderte sich nicht. Man hat sich nämlich jenen Theil Afrika's als ein Grasland zu denken mit zerstreutem Baumwuchs und unterbrochen durch größere und kleinere Wälder. An Wasser ist nirgends Mangel und längs der Flußläufe findet sich stets hoher Baumwuchs. Der Boden liegt durchschnittlich ein paar hundert Fuß, doch nicht bis zu 500 Fuß, über dem Meere, sofern nicht Bergketten ihn durchziehen. Mayolo, der Häuptling der Landschaft Otando, erwies sich als ein kräftig gebauter und höchst aufgeweckter älterer Mann, der, was unter Negern billig auffallen muß und ein günstiges Zeichen von Gesittung ist, halb und halb unter dem Pantoffel seiner jungen Frau stand. Ein häuslicher Streit, dem Du Chaillu beiwohnte, entsprang daraus, daß die junge Gebieterin dem Tabak ihres Herrn Gemahls in ihrem gütergemeinschaftlichen Bewußtsein mehr als billig zugesprochen hatte. Der ergrimmte Mayolo drohte ihr die Pfeife zu entziehen, worauf sie wiederum das Rohr der Pfeife beanspruchte, weil sie es als Heirathsgut mitgebracht hatte, ja sie drohte sogar ihrem Herrn zu ent-

laufen. Der einzige unheimliche Zug dieſer ſonſt gutartigen Neger iſt ihre Hexenfurcht, mit welcher die Gottesurtheile durch den Giftbecher in Verbindung ſtehen. Kurze Zeit nach Du Chaillu's Eintreffen war Mayolo erkrankt, aber wieder geneſen; dafür rafften die Blattern bald darauf ſeine erſte Gemahlin und einen ſeiner Neffen hinweg. Sogleich erhob ſich ein Geſchrei nach einem Gottesgericht. Der Häuptling befahl daher der Gemeinde am andern Morgen nüchtern ſich zu verſammeln. Als dies geſchehen war, zeigte ſich ſehr bald, daß die Volksſtimme drei der Neffen Mayolo's und ſeine muthmaßlichen Nachfolger böſer Zaubereien beſchuldigte. Giftwurzeln, dort Mbundu geheißen, wurden geſchabt, mit Waſſer gemiſcht und der Saft den drei Neffen zum Trinken gereicht. Eine lautloſe Stille folgte. Das Blut ſchoß in die Augen der Angeklagten, ihre Glieder zitterten und mit Anſtrengung hielten ſie ſich aufrecht, denn ſobald eines der Opfer umſinkt, wirft ſich der bewaffnete Pöbel auf den Unglücklichen und zerreißt ihn in Stücke. Plötzlich lief ein Schauer über den Leib des einen Neffen, gefolgt von einem heftigen Erbrechen, durch welches er ſich des Giftes wieder entledigte. Das nämliche widerfuhr bald darauf dem zweiten und dem dritten der Angeklagten. Der Wahrſpruch des Gottesgerichtes lautete alſo auf unſchuldig, und es kam jetzt die Reihe des Gifttrinkens an den Medicinmann, welcher den Verdacht der Zauberei zuerſt ausgeſprochen hatte und auf gottesgerichtlichem Wege nun beweiſen mußte, daß es in gutem Glauben geſchehen war. Er trank auch unglaubliche Mengen des Giftes, die er mit Leichtigkeit wieder erbrach, da dieſe Leute von Jugend auf an dieſes Geſchäft ſich gewöhnt haben.

Zum Abſchied von Mayolo's Dorf gab Du Chaillu den Bewohnern einige europäiſche Wunder zum Beſten. Großes Entſetzen erregte ihnen eine Spieluhr, dagegen befreundeten ſie ſich viel leichter mit einer Ziehharmonika; auch ließen ſie ſich von Du Chaillu Schläge mit einer galvaniſchen Batterie geben und riefen dazu: Eninda! So nennen ſie nämlich die elektriſchen Fiſche, die in den dortigen Gewäſſern ziemlich häufig ſind. Den Beſchluß aller vorgezeigten „Fetiſche", mit welchen ſie Du Chaillu, der Oguizi (Geiſt, Geſpenſt, Genius) in Erſtaunen verſetzte, machte ein großer Magnet, der alle ihre Waffen und eiſernen Geräthſchaften an ſich zog.

Zu den Naturmerkwürdigkeiten der Umgebung gehörten die zahlreichen Ameiſenhügel. Unter anderem waren zu Tauſenden über die Steppe geſtreut pilzartige Termitenbauten, deren Dach, von 12—18 Zoll Durchmeſſer, ſich auf einem Schaft von 5 Zoll Durchmeſſer ausbreitet, während die Geſammthöhe des Baues zwiſchen 10 und 15 Zoll ſchwankte. Im Innern fand Du Chaillu ſtets drei „Kaſten" weißer Ameiſen, wovon er die eine als Häuptlinge, die andere als Krieger und die dritte als Arbeiter bezeichnet. Noch merkwürdiger war es, daß ſich in einem und demſelben Baue zwei verſchiedene Arten (Species) von Ameiſen angebaut hatten, ſo jedoch, daß die Zellen der einen und der andern Art eine Zwiſchenwand trennte. Als Du Chaillu eine dieſer Bauten zerbrach, daß die beiden Ameiſenarten zu einander gelangen konnten, entſpann ſich ſogleich ein hartnäckiges Gefecht. Die größere Art ergriff die kleinere mit ihren furchtbaren Kieferzangen, während die Kriegerkaſte der kleineren Art die günſtigen Gelegenheiten erſpähte, wo ſie mit ihrem ſcharfen Gebiß den weichen Leib ihrer doppelt ſo großen Feinde öffnen konnte. Das Wunder, daß ſich zwei verſchiedene Ameiſenarten in demſelben Baue befinden, iſt übrigens nicht ſehr groß; denn die eine Art gilt Du Chaillu als ein Eindringling, und zwar benutzt ſie einen vorhandenen Bau als bequemen Stützpunkt für ihre Neſter.

Am 30. Mai brach unser Reisender gegen Osten nach dem Gebiet der Apono auf, welches er auf seiner früheren Reise nicht betreten hatte. In Muendi, dem ersten Dorf dieses ihm neuen Stammes, wurde er von dem Häuptling Ntschiengain freundlich empfangen. Die Ortschaft selbst bestand aus einer 18 englische Ellen breiten und 447 Ellen langen Straße, deren saubere Hütten mit einer kleinen Veranda auf der Vorderseite versehen und mit einem sieben Fuß hohen Dach gedeckt, getrennt von einander standen. Die dortigen Frauen erklärt Du Chaillu für die hübschesten, die er in ganz Afrika angetroffen habe, namentlich zeichneten sie sich durch die Zierlichkeit der Hände und Füße aus. Die Männer dagegen „verschönern" sich durch das Ausbrechen der beiden oberen mittleren Schneidezähne und durch das Spitzfeilen der beiden nächsten.

Auf Fährbooten überschritt man den Rembo Nguyai, dessen geringe animalische Belebung in große Verwunderung setzte. Vergebens schaute sich der Reisende nach Wasservögeln um, nicht einmal Pelikane waren sichtbar, und ebenso fehlte es an Krokodilen wie an Flußpferden, was wohl dem Umstande zugeschrieben werden kann, daß die nasse Jahreszeit damals noch nicht abgelaufen war und die Fülle der Thierbevölkerung nur in der trockenen Jahreszeit sichtbar wird.

Am anderen Ufer führte der Pfad des Entdeckers an drei Ortschaften von Ischogo-Negern vorüber, die sich zwischen den Avono angesiedelt hatten. Hinter ihnen saßen wieder Apono, und bei einem ihrer Dörfer Namens Dilolo wurde den Wanderern ein feindseliger Empfang zu Theil. Die Ortschaft war verrammelt und die Zugänge mit Bewaffneten besetzt, welche entschlossen waren, dem Oguizi oder „dem weißen Gespenste, welches die Pestilenz ins Land gebracht habe", den Durchzug streitig zu machen. Du Chaillu hatte von der Küste eine Leibwache von Commi-Negern mitgebracht. Sie bewährte diesmal ihre Treue und Tapferkeit. Während sie die feindseligen Apono auf's Korn nahm, ohne jedoch zu schießen, konnten die Träger am Dorfe vorüberziehen. Auch beschränkten die erbitterten Gegner ihre Feindseligkeiten auf die Absendung zweier vergifteter Pfeile, die ihnen „geschenkt" wurden, da sie niemanden getroffen hatten.

Die Apono, auf deren Gebiete man sich befand, gehören wie die Otando und die Aschango zu der Familie der Aschira, und ihnen allen ist die Aschirasprache gemeinsam; die Ischogo dagegen zählen zu einer anderen Negerfamilie und reden eine völlig verschiedene Sprache. Die Apono ziehen sich die oberen mittleren Schneidezähne aus und feilen alle übrigen spitz. Außerdem tätowiren sich die Frauen. Von ihren Nachbarn werden die Apono als ein kriegerischer Stamm gefürchtet; im Kampf bedienen sie sich als Waffen der Speere, eiserner Säbel mit hölzernen Handgriffen, ruthengeflochtener Schilde, der Bogen und Pfeile, welche letztere vergiftet werden. Eisenerze (wahrscheinlich Raseneisenstein) finden sich überall auf ihren Prairien, und werden mit Holzkohlen ausgeschmolzen. Sonst sind die Apono ein ehrliebender Volksstamm, der seine Versprechen erfüllt und sich auch durch Reinlichkeit auszeichnet. Das Dorf Mokaba bestand aus 130 längs einer geraden Gasse vertheilten und vereinzelt stehenden Hütten, hinter denen sich Fruchtgärten befanden, wo zugleich Ziegen, Hühner und Schweine eingepfercht gehalten wurden; Mokaba war, beiläufig bemerkt, das einzige Dorf, wo Du Chaillu Schweinezucht antraf.

Der weitere Marsch gegen Osten führte Du Chaillu auf das Gebiet der Ischogo, und er bemerkte sogleich, daß er sich unter einem völlig verschiedenen Negerstamm bewegte. Das erste Ischogodorf, Namens Igumbie, zählte nicht

weniger als 191 Hütten und war überhaupt die größte Ortschaft, die er auf der Reise berührte.

Die Ischogo sind ein wohlgebildeter Negerstamm und namentlich die Frauen sehr gut gewachsen; nur Schade, daß sich beide Geschlechter, gleich ihren Nachbarn, die oberen mittleren Schneidezähne ausbrechen. Höchst auffallend waren die Haartrachten der Frauen, denen Du Chaillu die Bezeichnung von Chignons giebt. Es wird nämlich aus alten Stücken Zeug eine Rolle gebildet, die entweder senkrecht vom Scheitel wie ein Thurm aufsteigt oder wagrecht vom Hinterkopf absteht, oder endlich zwischen beiden Richtungen die Mitte hält. Um jene Walze wird das Haar sorgfältig geflochten und ist ein solcher Chignon correct angefertigt worden, so dauert er wohl ein paar Monate. Geschickte Haarkünstlerinnen erhalten ein hohes Honorar, denn der Bau eines classischen Chignon erfordert eine volle Tagesarbeit geschickter Hände. Wer dieses Honorar nicht zahlen kann, der muß sich verpflichten als Gegenleistung selbst einen Chignon zu flechten. Die Dörfer der Ischogo, meist 150 bis 160 Hütten zählend, liegen an breiten, rein gehaltenen Straßen, und zeichnen sich durch Sauberkeit aus. Die Thüren der Hütten sind in hübschen Mustern mit weiß und schwarzen Punkten auf rothem Grund bemalt, aber nur $2^1/_2$ Fuß hoch, so daß man in die Hütten auf den Knien hineinkriechen muß. Statt der fehlenden Thongeschirre bedient man sich der Kalabassen (Flaschenkürbisse), sowie wasserdicht geflochtener Körbe. Die Ischogo sind ein friedfertiger und gewerbtreibender Volksstamm, und namentlich zeichnen sie sich durch ihre Webereien aus. Auf ihren Webstühlen fertigen sie nicht blos glatte, sondern auch gestreifte und gewürfelte Zeuge, indem sie ihre Garne mit Pflanzenfarben färben; nur das Schwarz erzielen sie mit Hülfe von Eisenoxyden. Das Garn gewinnen sie aus den Blättern von Palmen, deren Fasern mit den Fingern nicht ohne große Geschicklichkeit abgelöst werden. Nicht allein sind es die Männer ausschließlich, welche die Stoffe weben, sondern sie nähen sie auch zusammen, um aus den Bongos, wie die Zeuge genannt werden, Denguis oder Hüftenröcke zu verfertigen.

Das Land, welches man weiter nach Osten durchzog, wurde immer gebirgiger und waldiger. Die Barometer gaben rasch nach einander 1200—1500 Fuß absolute Erhebung an; das Thermometer, welches auf den Steppen bis zu 27° R. sich erhoben hatte, zeigte am 25. Juni um Mittag nur 18°, und vor den Wanderern erhoben sich gegen Osten die Bergketten zu immer höheren Stufen. Je weiter man ins Innere drang, desto roher erschienen die Ischogo, und bezeichnend war es, daß die Commi-Neger von der Küste auf die Eingeborenen des Hinterlandes mit tiefer Geringschätzung herabschauten. Einer von ihnen erhob sich einmal, als der Neffe eines Ischogohäuptlings sich neben ihm niederließ, denn „er könne es nicht neben einem Menschen aushalten der so übel rieche"; auch protestirten sie dagegen, daß Du Chaillu sie für Stammesangehörige von Negern betrachten wolle, die sich die Zähne feilten und die Haut mit rother Farbe bestrichen. In einem der nächsten Dörfer wohnte der Entdecker dem Gottesdienst im Mbuiti Haus bei. Die Mbuiti oder die Schutzpatronin war eine weibliche Holzfigur, viel roher gearbeitet als das ähnliche religiöse Mobiliar der Küstenstämme. Die Feierlichkeit selbst bestand in einem afrikanischen Vocal- und Instrumental-Getöse, an welchem drei Trommeln und eine Harfe sich betheiligten. Da keine Abwechslung folgte und sich der Handlung kein Sinn abgewinnen ließ, zog sich der Entdecker nach etlicher Zeit enttäuscht zurück.

In der Nähe von Niembuai, einem Aschangodorfe, gab es im Walde

Behausungen von Obongo oder Zwergen. Die Aschango führten unseren Reisenden bereitwillig zu der nächsten Ansiedelung, die eigentlich nur aus niedrigen Lauben bestand und gänzlich verlassen worden war. Beim weiteren Suchen im Walde stieß man jedoch bald nachher auf ein zweites Lager, welches noch bewohnt war, doch hatten sich die Zwerge aus Furcht geflüchtet, nur eine alte Frau und einen jungen Burschen traf man noch verkrochen unter einer der Laubhütten und beschenkte beide mit Glasperlen. Du Chaillu setzte seine Besuche noch mehrmals fort, und endlich gelang es ihm, die Schüchternheit der „Zwerge" so weit zu überwinden, daß sie sich, freilich mit Zittern und Schaudern, messen ließen. Es waren im ganzen sechs Frauen die sich dieser Untersuchung unterzogen. Die kleinste von ihnen maß 4 Fuß $4^1/_4$ Zoll, die größte 5 Fuß $^1/_4$ Zoll, und der junge aber erwachsene Mann 4 Fuß 6 Zoll. Die Hautfarbe der Obongo ist ein schmutziges Gelb. Ihr Vorderhaupt ist auffallend niedrig und schmal und die Jochbeine dringen stark vor, auch lag in ihren Blicken eine unbezähmbare Wildheit. Die Bildung der Hände und Füße, besonders der Zehen, sowie das Größenverhältniß der vorderen Gliedmaßen zum ganzen Körper erschienen normal, und nur die Beine fielen durch ihre Kürze auf. Da die Obongo beständig unter einander heirathen und keine Blutnähe scheuen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir sie nur als einen verschlechterten Menschenschlag zu betrachten haben. Sie bekleiden sich mit den abgelegten Denguis oder Hüftenröcken, die sie von den Aschango erbetteln und beerdigen ihre Todten in hohlen Bäumen. Sie ernähren sich von der Jagd, besonders durch Aufstellen von Fallen, oder, wenn es an Wild mangelt, von Wurzeln und wilden Früchten.

Am 5. Juli brach der Entdecker von Niembuai wieder auf. Anfangs senkte sich der Pfad in ein Thal hinab, stieg aber bald wieder bei Mongon bis zu 2488 Fuß absoluter Erhöhung Die Aschango, durch deren Gebiet sich die Karawane jetzt bewegte, reden die Aschirasprache, unterscheiden sich aber nur wenig von den Ischogo, brechen auch wie diese die oberen vorderen Schneidezähne aus, feilen die anderen spitz und rupfen sich außerdem noch die Wimpern und Augenbrauen aus. Rother Puder, womit die Haut beschmiert wird, ist beiden Stämmen gemeinsam. Das Hochland, welches sie bewohnen, ist hügelig und waldig, und dort sollte am 21. Juli der Entdecker sein äußerstes Ziel Mu=a=u Kombo erreichen. Die Bewohner von Mu=a=u Kombo gehörten einem anderen Stamm der Aschango an, als diejenigen, mit denen man bisher zu thun hatte. Anfangs fand man Schwierigkeiten, Träger zu miethen, endlich schienen sie auf Du Chaillu's Werbungen einzugehen. Am Nachmittag entleerte sich jedoch das Dorf, denn die Aschango hielten, wie man richtig errieth, eine geheime Berathung. Angeblich konnten sie sich nicht entschließen, den Reisenden weiter gegen Osten zu begleiten, weil sie mit dem nächsten Aschangodorf in Fehde lebten. Du Chaillu sendete deshalb drei Commi seiner Leibwache in der Richtung des feindlichen Dorfes aus. Sie stießen allerdings auf Bewaffnete, aber diese ergriffen bei ihrem Anblick die Flucht. So war die Zeit unverrichteter Dinge bis zum 26. Juli verstrichen. An diesem Tage erschienen vier Botschafter der feindlichen Ortschaft in Kriegstracht, aber mit Bananenblättern in den Händen, um den Bewohnern von Mu=a=u zu erklären, daß sie es als einen Kriegsfall betrachten würden, wenn man „das Gespenst" (Oguizi) nach ihrem Dorfe führe. Der Häuptling Kombo hielt unsern Reisenden in seiner Hütte versteckt, damit ihn die Botschafter nicht sehen sollten, er selbst aber hieß die Commi=Neger zur Einschüchterung der Abgesandten ein Scheinscharmützel mit ihren Schießgewehren ausführen. Dies geschah, und

ein unglücklicher Zufall wollte, daß die Flinte des tapferen Igala zu niedrig angeschlagen wurde, so daß die Kugel einen der Botschafter niederstreckte. Die Bestürzung war auf beiden Seiten groß, da nach den Rechtsansichten der Neger jeder Todtschlag, selbst der unverschuldete, nur durch den Tod des Urhebers gesühnt werden kann. Die Kriegstrommeln wurden gerührt, und es war nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Aschango den Todtschlag als eine Nationalsache zu rächen gedachten. Du Chaillu sammelte seine Leute, vertheilte eilig Kriegsvorräthe und die werthvollsten Gegenstände seiner Habe unter sie, um zum Rückzug gerüstet zu sein. Doch nahm er vorher einen Vorrath Perlen, sowie Zeuge, und breitete beides auf die Straße aus, um es als Sühne für den Gefallenen anzubieten. Einer der angesehenen Einwohner kam auch herbei, um ein Palaver (mündliche Verständigung) vorzuschlagen; aber plötzlich erscholl ein Weheruf aus einer der Hütten und ein Weib sprang heraus in tiefster Bestürzung. Die Unglückskugel war nämlich nicht blos durch das Gehirn des Botschafters geflogen, sondern auch noch durch die dünnen Wände der Hütte gedrungen und hatte dort eine Frau getödtet. Krieg! Krieg! erscholl es nun von allen Ecken. Der Rückzug wurde jetzt unverzüglich angetreten und nicht zu früh, denn bald schwirrten die Geschosse der Aschango den Abziehenden nach. Igala erhielt eine Wunde in das Bein und Du Chaillu ein Geschoß in den Finger, welches bis zum Knochen einschnitt. Die Commi-Neger waren mit größter Kaltblütigkeit durch das Dorf gezogen ohne zu feuern; als sie aber in den Wald gelangten, beschleunigte die Furcht ihre Schritte, und endlich flüchteten sie, indem sie zugleich einen Theil der aufgeladenen Habseligkeiten, darunter unersetzliche Photographien, Tagebücher, Flaschen mit seltenen Thieren u. s. w. in den Busch warfen. Um sie zum Stehen zu bringen, befahl Du Chaillu Halt! und Kehrt! Man ließ die Feinde sich nähern, und als sie sichtbar wurden, sendete er ihnen und einer der Commi Kugeln zu. Zwei Feinde sanken und, die Verfolgung gerieth dadurch ins Stocken. Es währte jedoch nicht lange, so hörten die Flüchtigen, daß ihnen von neuem nachgesetzt wurde. Die Feinde waren ihnen bald wieder auf den Fersen und ein scharfer Schmerz in der Hüfte belehrte Du Chaillu, daß er abermals getroffen sei, und zwar von einem Pfeil in die Hüfte. Der Pfeil war, wie sich später ergab, vergiftet gewesen, da er aber durch den ledernen Pistolengurt gefahren war, ehe er ins Fleisch drang, so hatte sich am Leder das Gift abgestreift. Igala hatte sich sogleich wieder den Feinden zugewendet und den Bogenschützen, der seinen Herrn getroffen, niedergestreckt. Bald nachher verbarg sich der tapfere Neger hinter einem Baum und ließ die anderen fortziehen. So wie sich die Verfolger näherten, sprang er vor und schoß den nächsten Bogenschützen nieder. Die Flüchtlinge näherten sich jetzt dem Dorfe Mobana, und wie sie erwarteten, standen dort alle Krieger bereits unter den Waffen. Sie umgingen daher Mobana, dessen Bewohner sich alsbald ihren Verfolgern anschlossen. Die Flucht ging immer bergauf, bergab. Bei der nächsten günstigen Gelegenheit blieben wieder zwei Commi zurück, warteten auf die Nachsetzenden und feuerten ihre Gewehre ab, diesmal nur einen Gegner verwundend. Du Chaillu, der sich durch den Blutverlust ermattet fühlte, sah ein, daß man den Rückzug nicht länger in gleicher Art fortsetzen könnte, sondern die Feinde zurückschlagen müsse. Wiederum war es Igala, der sich mit einem zweiten Commi-Neger in den Hinterhalt legte, Du Chaillu dagegen verbarg sich mit dem Rest seiner Leibwache unter einem Gebüsch weiter vorwärts. Als ein dichter Haufe der Verfolger nahe genug heran gekommen war, erhoben sich die beiden Kameraden

und feuerten. Ein Aſchango ſank todt nieder, ein anderer fiel ſchwer verwundet. Jetzt ſprang Du Chaillu mit den Seinigen hervor und bei ihrem Anblick wichen die Aſchango zurück.

Man hatte ſie jetzt wirklich abgeſchüttelt, denn wenn ſie auch noch eine Zeitlang die Verfolgung fortſetzten, ſo blieben ſie doch immer weiter und weiter zurück. Auch wurde das Land immer offener. Du Chaillu ließ bei Einbruch der Nacht die Seinigen raſten, ohne daß ſie weiter geſtört worden wären; nur ein einzigesmal wurden ſie aufgeſchreckt durch die Schritte eines Mannes, der aber als zur Leibwache gehörig erkannt wurde und den man vermißt und für verloren gehalten hatte. Er hatte ſich jedoch beim Beginn des Gefechtes von ſeinen Kameraden entfernt und war dann auf Seitenwegen ihnen nachgeſchlichen. Um Mitternacht weckte Du Chaillu ſeine Leute, denn es galt jetzt in aller Stille ein gefährliches Défilé zu durchſchreiten. Vor ihnen lag nämlich das Dorf Niembuai, und die einzig gangbare Straße führte durch die lange Gaſſe dieſer Ortſchaft hindurch. Gefechtbereit, mit geſpannten Gewehren ſchritten ſie in der Mitte zwiſchen den Häuſern hindurch. Alles ſchien zu ruhen, nur in einer einzigen Hütte ließ ſich noch ein Harfenſpieler hören; ſchon hatte man das Ende der Gaſſe erreicht, als dieſe plötzlich durch einen hellen Feuerſchein erleuchtet wurde. Es war der Häuptling des Ortes, welcher aus einer Hütte trat, den Erſchreckten aber die freundlichen Worte zurief: „Seid ihr des Oguizi Leute? Geht, geht, wir wollen keinen Krieg mit euch!“ Der alte Mann hatte ſie erwartet, um ihnen durch das Dorf zu leuchten, welches ſie übrigens froh waren im Rücken zu haben. Als der Morgen des 27. Juli graute, zündeten ſie bei einem Maniokfelde ein Feuer an und röſteten ſich etliche Wurzeln zum Frühmahle; dann aber ſetzten ſie ſchleunig ihren Rückmarſch weiter fort. Ein Mißgeſchick wollte es, daß ſie, an einem Doppelwege angekommen, den unrechten Pfad einſchlugen und ihren Irrthum nicht eher gewahrten, als bis ſie ſich vor einem völlig fremden Dorfe befanden. Der Häuptling nahm ſie indeſſen wohlwollend auf und ließ ihnen ein Mahl aus Hühnern und Bananen kochen. Dort holte ſie Maguga ein, einer ihrer vormaligen Aſchangoführer, den Du Chaillu früher vor ſchweren Mißhandlungen geſchützt hatte, und der nun aus Dankbarkeit ihnen nachgeeilt war, um ſie auf Seitenwegen zunächſt nach Mongon zu bringen. Unter ſeiner Führung durchſchritten ſie am 30. Juli das letzte Aſchangodorf und hielten ſich erſt jetzt in völliger Sicherheit. Die Gutartigkeit der Iſchogo und der weſtlichen Stämme bewährte ſich jetzt in der Stunde der Prüfung. Du Chaillu war nicht mehr der reiche Mann, der Glasperlen und bunte Zeuge mit vollen Händen ausſtreute, er wurde aber dennoch mit der größten Gaſtfreiheit aufgenommen, ja ſelbſt als er nach Dilolo kam, dem Dorfe, welches ſich früher ſeinem Durchzuge widerſetzt hatte, luden ihn die Bewohner, welche ihr damaliges Betragen bereut hatten, zu einem Beſuche ein. Die Commi-Neger waren überall gefeierte Helden und mußten ihre Kriegsthaten erzählen. So lange ſie ſich noch auf dem Aſchango-Gebiet befanden, übertrieben ſie nur mäßig, wenn ſie die Zahl der gefallenen Feinde auf 18 angaben; je mehr man ſich aber der Küſte näherte, deſto höher ſtiegen die Ziffern und lauteten zuletzt auf 150 Todte und Verwundete. Am Rembo (Fernando Vaz) hatte das Ewiwa, wie die Neger die Blattern nannten, furchtbare Verheerungen angerichtet, Ortſchaften, ja ganze Stämme waren ausgeſtorben, und ehe Du Chaillu das Land verließ, erreichte ihn die Kunde, daß die Seuche abermals unter entfernteren Stämmen wieder ausgebrochen ſei.

Bald nach ſeiner Ankunft an der Küſte warf ein engliſches Handelsſchiff

vor dem Fernando Vaz Anker, und mit ihm kehrte der Entdecker Ende 1865 nach England zurück. Nach dem Ausland.

46. Die Entdeckung des Mwutan-Nzige (Luta-Nzige).

Seit Jahrtausenden beschäftigte sich die geographische Forschung mit der Auffindung der Nilquellen, und obwohl der Alexandriner Geograph Ptolemäus (2. Jahrhundert n. Chr.) uns mittheilt, daß dieser Strom in Seen tief im Innern Afrika's seinen Ursprung habe, eine Nachricht, die ihm wahrscheinlich von arabischen Kauffahrern aus Aden geworden war, so hat diese viel bezweifelte Mittheilung doch erst in dem 6. und 7. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch die Reisenden Speke, Grant und Baker in überraschender Weise Bestätigung gefunden. Speke drang in den Jahren 1857 und 1858 von der Ostküste Afrika's aus bis zum Südende des Nyanza Ukerewe vor, und begab sich 15 Monate später noch einmal in Begleitung von Grant nach diesem beträchtlichen See, da er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß aus ihm der Nil hervorkommen müsse. Als er im Jahre 1862 das Westufer des Ukerewe umwanderte, fand er im Norden wirklich den gesuchten Ausfluß in einem beträchtlichen Strome und verfolgte eine Zeit lang dessen Lauf. Widrige Umstände hinderten ihn, den nach Westen gewendeten Lauf des Stromes weiter zu verfolgen. Ein günstiges Geschick führte den heimreisenden Entdecker und seinen Begleiter in Gondokoro mit ihrem Landsmann Baker zusammen, der, bereits mit der Erforschung des Nils und seiner Hauptnebenflüsse beschäftigt, entschlossen war, den zweiten, von Speke Luta-Nzige genannten Quellsee, aufzusuchen. Am 27. März 1863 brach Baker in Begleitung seiner muthvollen Frau und einer Anzahl Eingeborner auf, wandte sich anfangs östlich, dann aber südwestlich, durchzog mehrere fast völlig unbekannte Länder und gelangte endlich an den von Speke als Nil bezeichneten Strom, den er gleich diesem an den Karumafällen überschritt. Von dem südlicher gelegenen M'ruli, der Residenz des Königs Kamrasi, aus wendete er sich südwestlich und erreichte unter Leitung eingeborner Führer den 14. März 1864 endlich den erwarteten, von den Eingebornen M'wutan Nzige genannten See.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, erzählt Baker, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, den, weil ich ihm bei der Ankunft am See eine doppelte Hand voll Perlen versprochen, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne heitere Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal durchschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen! Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche — im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont — glänzend in der Mittagssonne, und im Westen erhoben sich in einer Entfernung von 50 bis 60 englischen Meilen blaue Berge aus dem Busen des Sees bis zu einer Höhe von 7000 Fuß über seinen Wasserstand.

Den Triumph jenes Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich; — hier lag der Lohn für alle unsere Arbeit — für die jahrelange Zähigkeit, mit welcher wir uns durch Afrika hindurchgeplagt hatten.

Ich stand etwa 1500 Fuß über dem See und blickte von der steilen Granitklippe hinab auf diese willkommenen Wasser — auf jenen ungeheuren Behälter, der Aegypten ernährte und Fruchtbarkeit brachte, wo Alles Wildniß

war — auf jene große Quelle, die der Menschheit so lange verborgen blieb, jene Quelle der Güte und des Segens für Millionen menschlicher Wesen.

Der Zickzackweg, auf welchem man zum See hinabsteigen mußte, war so steil und gefährlich, daß wir uns genöthigt sahen, unsere Ochsen mit einem Führer zurückzulassen, der sie nach Magungo an der Einmündung des Nil in den See bringen und auf unsere Ankunft warten sollte. Wir begannen zu Fuße den steilen Paß hinabzusteigen. Ich ging, ein starkes Bambusrohr ergreifend, voran. Meine Frau wankte in äußerster Schwäche den Paß hinab, indem sie sich auf meine Schulter stützte und alle zwanzig Schritte stehen blieb, um auszuruhen. Nachdem wir, durch jahrelanges Fieber geschwächt, aber für den Augenblick durch den glücklichen Erfolg gestärkt, etwa zwei Stunden mühsam gestiegen waren, erreichten wir die wagerechte Ebene unterhalb der Klippe. Ein Spaziergang von etwa einer englischen Meile durch flache sandige Wiesen mit schönem Rasen, der hier und da mit Bäumen und Gebüsch bestanden war, brachte uns zum Rande des Wassers. Die Wellen rollten auf ein weißes Kieselgestade. Ich stürzte mich in den See und trank, durstig von Hitze und Ermüdung, mit dankerfülltem Herzen tief aus den Quellen des Nil. Weniger als eine Viertelmeile vom See lag ein Fischerdorf, Namens Vacovia, in welchem wir uns jetzt niederließen. Alles roch nach Fisch und Alles sah wie Fischerei aus, Harpunen lehnten an den Hütten, und Schnuren, fast so dick wie der kleine Finger, waren zum Trocknen aufgehängt und daran eiserne Angelhaken von einer Größe befestigt, die viel sagte für die Ungeheuer des Sees.

Am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang nahm ich den Compaß und ging nach den Gestaden des Sees, um das Land aufzunehmen. Es war schön und hell, und mit einem starken Fernrohr konnte ich zwei große Wasserfälle erkennen, welche die Wände der Berge auf der gegenüberliegenden Küste spalteten. Obgleich der Umriß der Berge auf dem hellblauen Himmel deutlich hervortrat und die dunklen Schatten auf ihren Wänden tiefe Schluchten andeuteten, so konnte ich doch keine anderen Gestalten erkennen, als die zwei großen Wasserfälle, die wie Silberfäden auf der dunklen Vorderseite der Berge aussahen. Eine Grundfläche war nicht zu sehen, selbst nicht von einer Höhe von 1500 Fuß über dem Wasserspiegel aus, von wo ich den See zum ersten Male erblickte, sondern die hohe Bergkette im Westen schien sich plötzlich aus dem Wasser zu erheben. Diese Erscheinung mußte von der großen Entfernung herrühren, indem die Grundfläche unterhalb des Gesichtskreises lag, denn dichte Rauchsäulen stiegen scheinbar von der Oberfläche des Wassers auf; sie mußten durch das Verbrennen von Prairien am Fuße der Berge entstanden sein. Der Häuptling versicherte mir, es sei bekannt, daß große Canoes von der anderen Seite herübergefahren, aber es erfordere vier Tage und Nächte harten Ruderns, um die Reise auszuführen, und viele Boote seien bei dem Versuch verloren gegangen.

Der Strand war vollkommen reiner Sand, auf welchem die Wellen dahinrollten, gleich dem des Meeres, Unkraut auswerfend, genau so wie man auf der englischen Küste das Seegras sieht. Es war ein großartiger Anblick, auf diesen ungeheuren Wasserbehälter des gewaltigen Nils zu schauen und zu sehen, wie die schweren Wogen sich auf den Strand wälzten, während weit nach Südwesten hin das Auge ebenso vergebens nach einer Grenze suchte, wie auf dem atlantischen Ocean. Ich war im höchsten Grade gerührt, als ich diese herrliche Scene genoß. Meine Frau, die mir mit so großer Ergebung gefolgt war, stand an meiner Seite, blaß und erschöpft — ein Wrack auf den großen Küsten des Albertsees (so nannte Baker den Mwutan Nzige), den wir so lange

zu erreichen geſtrebt. Noch kein europäiſcher Fuß hatte je auf ſeinen Sand getreten und noch keines weißen Mannes Augen hatten je ſeine ungeheure Waſſerfläche gemeſſen. Wir waren die Erſten; und hier war der Schlüſſel zu dem großen Geheimniß, welches zu enthüllen ſelbſt Julius Cäſar ſich ſehnte, aber vergebens. Hier war das große Becken des Nils, das jeden Tropfen Waſſer aufnahm, von dem vorübergehenden Regenſchauer bis zu dem brauſenden Gebirgsſtrom, der aus Centralafrika gen Norden abfloß. Das war der große Waſſerbehälter des Nil. Der See war eine ungeheure Einſenkung weit unter das allgemeine Niveau des Landes, von jähen Klippen umringt und im Weſten und Südweſten von großen Bergketten begrenzt, die ſich 5—7000 Fuß über den Stand ſeiner Waſſer erhoben — er war daher der eine große Behälter, in welchen alles Waſſer abfließen mußte, und aus dieſer ungeheuren Felſencisterne nahm der Nil ſeinen Ausgang, ein Rieſe ſchon bei ſeiner Geburt.

Am folgenden Morgen konnte Keiner von unſerer Geſellſchaft von der Erde aufſtehen. Dreizehn Männer, der Knabe Saat, vier Frauen und wir ſelbſt lagen Alle am Fieber darnieder. Die Luft war heiß und ſchwül und das Land ſchrecklich ungeſund. Die Eingeborenen verſicherten uns, daß alle Fremden in ähnlicher Weiſe litten, und daß in Vacovia Niemand leben könne, ohne wiederholte Fieberanfälle zu bekommen.

Ungeachtet meiner täglichen Bitten, daß man uns ohne Verzug Boote liefern möge, waren in Vacovia acht Tage vergangen, und während dieſer Zeit litt die ganze Geſellſchaft mehr oder weniger am Fieber. Endlich meldete man, daß Canoes angekommen ſeien, und ich wurde erſucht, ſie anzuſehen. Es waren blos einzelne Bäume, nett ausgehöhlt, aber viel kleiner als die großen Canoes auf dem Nil bei M'ruli. Das größte Boot war zweiunddreißig Fuß lang; ich wählte jedoch für uns eines von ſechsundzwanzig aus, das aber breiter und tiefer war. Auf dieſem rohen Fahrzeug ſchifften wir uns an einem ſtillen Morgen ein, wo kaum ein ſanfter Wellenſchlag die ebene Oberfläche des Sees bewegte. Jedes Canoe hatte vier Ruderer, an jedem Ende zwei. Ihre Ruder waren von ſchöner Geſtalt, aus einem einzigen Stück Holz gehauen, das Blatt etwas breiter als das eines gewöhnlichen Spatens, aber auf der inneren Seite vertieft, ſo daß es dem Ruderer eine große Gewalt über das Waſſer gab. Nachdem ich mit einiger Schwierigkeit mehrere Hühner und getrocknete Fiſche gekauft hatte, ſtellte ich die größere Zahl meiner Mannſchaft in die geräumigeren Canoes.

Die Ruderer arbeiteten tapfer, und die Canoes, obgleich ſchwer beladen, durchliefen etwa vier engliſche Meilen in der Stunde. Eine Aufregung gab es in Vacovia nicht; der Häuptling und zwei oder drei Begleiter waren Alle, die kamen, um uns abfahren zu ſehen; ſie hegten Verdacht, daß man etwa Zuſchauer einladen könne, als Ruderer zu helfen, deshalb war die ganze Bevölkerung des Dorfes ausgeriſſen.

Als wir die Küſte verließen, bat der Häuptling um einige Perlen; er erhielt ſie und warf ſie in den See, um die Bewohner der Tiefe zu verſöhnen, damit nicht Flußpferde die Canoes umwürfen.

Unſere erſte Tagereiſe war köſtlich. Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landſchaft höchſt reizend. Zuweilen waren die Berge auf der Weſtküſte nicht zu erkennen, und der See ſchien von unbegrenzter Breite zu ſein. Wir fuhren an der Küſte hin etwa dreihundert Fuß von dem öſtlichen Ufer; bisweilen paſſirten wir Flächen von Sand und Gebüſch, die vom Waſſer bis zum Fuße der Bergklippen vielleicht eine Meile breit waren; andere Male ruderten wir gerade unter ſtaunenerregenden Höhen von etwa 1500 Fuß

vorüber, die schroff aus der Tiefe aufstiegen, so daß wir die Canoes von den Wänden abwehrten und uns unsere Weiterfahrt dadurch unterstützten, daß wir mit Bambusrohren am Felsen schoben. Diese jähen Felsen bestanden alle aus Urgestein, häufig aus Granit und Gneiß, und waren an vielen Stellen mit rothem Porphyr vermischt. In den Klüften standen schöne immergrüne Gewächse von allen Farben, darunter riesenhafte Euphorbien, und wo immer nur ein Flüßchen oder eine Quelle durch das dunkle Laubwerk einer Schlucht schimmerte, wurde es von der graziösen und federartigen wilden Dattel beschattet.

Im Wasser spielten große Heerden Flußpferde, aber ich versagte mir es, auf sie zu schießen, da der Tod eines solchen Ungeheuers uns sicherlich wenigstens einen Tag aufhielt, weil die Bootsmänner das Fleisch nicht preisgegeben hätten. Krokodile waren außerordentlich zahlreich, sowohl in als außer dem Wasser; wo nur ein sandiger Strand sie zum Sonnen einlud, waren mehrere Ungeheuer zu sehen, die wie Baumstämme in der Sonne lagen. Am Rande des Strandes über dem Hochwasserstandszeichen befanden sich niedrige Büsche, und aus diesem Versteck kamen die Krokodile eiligst ins Wasser herabgelaufen, beim Nahen der Canoes in Schrecken gesetzt. Enten und Gänse waren nicht vorhanden, weil es keine Futterplätze gab; bis dicht ans Ufer war tiefes Wasser.

Baker setzte seine Erforschungsfahrten auf dem See 13 Tage lang fort, bis er endlich Magunga erreichte, den Ort, wo Speke's Nil von den Karumafällen her einströmt. Von den Höhen um Magunga sah er mittelst des Fernrohrs deutlich, daß der Strom im Norden den See wieder verläßt, da im tropischen Afrika der Wasserlauf der Flüsse an dem breiten Schilfsaume der Ufer leicht zu verfolgen ist. Erkundigungen bestätigten seine Vermuthung. Den einmündenden Nil gedachte er aufwärts bis zu den Karumafällen zu verfolgen, doch mußte er diesen Entschluß aufgeben, nachdem er nur sechs deutsche Meilen gefahren war. Das bisher 150—200 englische Ellen breite Strombett wurde durch steile Granitwände bis auf 50 Ellen eingeengt; in diese Schlucht stürzte die Wassermasse 120 Fuß tief in einem Satze herab. Baker gab dem Katarakt den Namen „Murchinsonfall", und setzte von hier aus unter vielen Gefahren seine Reise nach Gondokoro fort. — So sind schnell nach einander die beiden Quellseen des Nil entdeckt worden, während weitere Fragen, namentlich in Betreff der südlichen Ausdehnung des Mwutan, ihrer Lösung durch Livingstone harren. Bakers Entdeckungen stehen an Wichtigkeit der Ergebnisse hinter denen von Speke nicht zurück, wie überhaupt die Enthüllung dieser Seeregion zu den wichtigsten geographischen Entdeckungen unseres Jahrhunderts gehört.

Nach S. Baker.

47. Die Victoria-Fälle, das Wunder Südafrika's.

Zu den interessantesten, von dem berühmten Afrika-Reisenden David Livingstone trefflich beschriebenen Entdeckungen gehören die ziemlich in der Mitte des Continentes gelegenen und vom Zambesi im mittleren Laufe gebildeten Victoria- oder Mosioatunya-Fälle, die der Reisende folgendermaßen schildert: „Da wir an der Stelle angelangt waren, von wo wir nach Nordosten abzubiegen gedachten, beschloß ich, am folgenden Tage die Victoria-Fälle zu besuchen. Seit unserer Ankunft im Lande hatten wir viel von denselben gehört, ja man hatte uns einmal gefragt: „Habt ihr in eurem Lande auch Rauch, der einen großen Lärm macht?" Die Leute wagten es nämlich nicht, die Fälle in der Nähe zu untersuchen; sie blickten sie nur mit Staunen

aus der Ferne an und ſagten in Bezug auf den Rauch und den Lärm: „Mosi oa tunya“ (d h. hier toſt Rauch). Früher hieß der Ort Schongwe; die Bedeutung dieſes Namens kenne ich nicht. Das Wort, welches Topf bedeutet, klingt ähnlich, und vielleicht ſoll es heißen: ſiedender Keſſel. Nach zwanzig Minuten Fahrt von Kalai aus ſahen wir zum erſten Male die Rauchſäulen, die ſich in einer Entfernung von $1^1/_4$ Meilen erhoben, gerade wie wenn große Strecken Gras in Afrika angebrannt werden. Es ſtiegen fünf Säulen auf, deren Spitzen ſich mit den Wolken zu vermiſchen ſchienen. Unten waren ſie weiß, höher aber wurden ſie dunkel, ſo daß ſie faſt wie Rauch ausſahen. Die ganze Scene war außerordentlich ſchön; die Ufer und die auf dem Fluß verſtreuten Inſeln ſind mit Waldbäumen der verſchiedenſten Farben und Geſtalt geſchmückt. Während unſeres Beſuchs blühten mehrere Bäume. Jeder Baum hat ſeine eigene Phyſiognomie. Hier ſteht über alle erhaben der große ſtarke Baobab, von deſſen Armen jeder einzelne den Stamm eines anſehnlichen Baumes abgeben könnte, neben Gruppen ſchlanker Palmen, welche mit ihren federartigen Zweigen, die ſich am Himmel abſpiegeln, viel zur Verſchönerung der Scene beitragen. Wie mit Hieroglyphenſchrift rufen ſie dem Beſchauer faſt immer die Worte zu: weit von der Heimath; denn ſie geben jedem Gemälde, jeder Landſchaft ein fremdländiſches Ausſehen. Der ſilberfarbige Mohonono, der in den Tropen die Ceder des Libanon vertritt, bildet einen angenehmen Contraſt zu dem dunkelfarbigen Motſouri, der wie eine Cypreſſe geſtaltet iſt und jetzt mit ſchönen ſcharlachrothen Früchten bedeckt war. Manche Bäume ſind großen Eichen ähnlich, andere unſeren Ulmen und Kaſtanien; aber Niemand kann ſich nach dem Schönſten, was er anderwärts geſehen, den ſchönen Anblick vergegenwärtigen. Noch kein Europäer iſt vor mir hierher gekommen. Das Einzige, was man vermißt, iſt ein Hintergrund mit Bergen. Die Fälle ſind auf drei Seiten von drei- bis vierhundert Fuß hohen Bergketten eingeſchloſſen, die mit Waldbäumen bedeckt ſind, zwiſchen denen der rothe Erdboden durchſchimmert. Etwa eine halbe Meile von den Fällen ließ ich den Kahn zurück, mit dem ich bis hierher gekommen war, und beſtieg einen leichteren mit Leuten, die mit den Fällen genau bekannt waren, und in der Mitte des Stromes fahrend, zwiſchen hervorſtehenden Felſen hindurch, mich an eine Inſel brachten, die hart am Rande des Abgrundes lag, über welchen das Waſſer hinunterſtürzte. Hier war Gefahr, von der Strömung zu beiden Seiten der Inſel mit fortgeriſſen zu werden; aber der Fluß war jetzt niedrig, und wir fuhren an eine Stelle, wo es, wenn das Waſſer hoch ging, ganz unmöglich war zu fahren. Aber obwohl wir die Inſel erreicht hatten und nur wenige Ellen von der Stelle entfernt waren, von wo aus ein Blick das ganze Räthſel löſen ſollte, ſo glaube ich doch, daß Niemand ſehen kann, wohin die Waſſermaſſe geht; ſie ſchien ſich in die Erde zu verlieren, da die gegenüberliegende Seite des Spaltes, in dem ſie verſchwand, nur achtzig Fuß entfernt war. Wenigſtens konnte ich es mir nicht erklären, bis ich voll Scheu bis an den äußerſten Rand kroch und in einen großen Spalt ſchaute, der von einem Ufer des Zambeſi bis zum anderen reichte; da ſah ich, daß der Strom etwa tauſend Ellen breit war, hundert Fuß tief hinunterſtürzte, und dann plötzlich in einen Raum von fünfzehn bis zwanzig Ellen eingeengt wurde. Die Fälle ſind nichts weiter, als ein Riß in den harten Baſaltfelſen vom rechten nach dem linken Ufer des Zambeſi, der ſich am linken Ufer noch etwa ſieben bis neun deutſche Meilen weit fortſetzt. Wenn man ſich die Themſe unmittelbar unterhalb des Tunnels bis nach Gravesend mit niedrigen, baumbedeckten Hügeln angefüllt dächte, ſtatt des Schlammes ein von ſchwarzen Baſaltfelſen umgebenes Bett,

und einen Spalt von dem einen Ende des Tunnels nach dem anderen, durch die Schlußsteine des Bogens hindurch, und vom linken Ende des Tunnels noch sieben Meilen durch Hügel fortgesetzt, ferner vom Flußbette aus einen hundert Fuß weit hinuntergehenden Weg, die Ränder des Spaltes achtzig bis hundert Fuß von einander entfernt, sodann die Themse, die in diesen Abgrund hinunterstürzt, dann ihre Richtung ändern und vom rechten nach dem linken Ufer zu fließen müßte, und endlich wallend und tosend durch die Hügel weiter flösse, — so hätte man eine ungefähre Idee von dem wundervollsten Anblick, den ich je in Afrika gehabt habe. Wenn man rechts von der Insel in den Spalt hinunterblickt, sieht man nichts als eine dichte weiße Wolke, auf welcher sich, als wir dort waren, zwei glänzende Regenbogen zeigten. Aus dieser Wolke erhob sich eine große Dunstsäule zwei- bis dreihundert Fuß hoch, welche dicker wurde, die Farbe von dunklem Rauch annahm und in einem dichten Regen herunterfiel, der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Dieser Regen fällt namentlich auf der entgegengesetzten Seite des Spaltes, und wenige Ellen vom Rande steht eine Gruppe immergrüner Bäume, deren Blätter stets naß sind. Von ihren Wurzeln rieseln eine Unzahl kleiner Bäche in den Abgrund zurück; aber während sie an der steilen Wand herabrinnen, leckt sie die aufsteigende Dunstsäule rein vom Felsen weg, und sie steigen wieder empor. Sie fließen beständig hinunter, erreichen aber nie den Boden.

Links von der Insel sieht man das Wasser auf dem Boden, eine weiße Masse, die nach der Verlängerung des Spaltes zu, welcher sich nahe am linken Ufer des Flusses abzweigt, ihren Weg nimmt. Ein Felsstück liegt links von der Insel und ragt aus dem Wasser unten hervor; von da fällt das Wasser wohl immer noch ungefähr hundert Fuß Die Wände des riesigen Spaltes sind senkrecht und bestehen aus einer Felsmasse ein und derselben Art. Der Rand an der Seite, über welche das Wasser hinunterstürzt, ist zwei bis drei Fuß ausgewaschen, und Felsstücke sind hinuntergefallen, so daß der Rand wie eine Säge aussieht. Die gegenüberliegende Seite ist ganz gerade, die linke Ecke ausgenommen, wo sich ein Riß zeigt und ein Stück herunter zu fallen droht. Das Ganze ist noch ungefähr in demselben Zustande, wie zur Zeit seiner Bildung. Der Fels ist dunkelbraun, nur etwa zehn Fuß vom Boden nicht, bis wohin jährlich das Wasser steigt. Links von der Insel kann man gut sehen, wie die Wassermasse, welche eine der Dunstsäulen entsendet, ganz hell aus dem Felsen hervorsprudelt und in einem dicken, ununterbrochenen Strahl, schneeweißer Wolle ähnlich, bis auf den Boden hinunter läuft. Als er so zu sagen in Stücke sprang, die alle derselben Richtung folgten, gingen von jedem Schaumstrahlen aus, wie Stahl, in Sauerstoff geglüht, Funken sprüht. Die schneeweiße Fläche sah wie Myriaden kleiner Kometen aus, die sich nach derselben Richtung bewegten, und von denen jeder Schaumstrahlen hinter sich zurückließ. Ich habe über diese Erscheinung nirgends Etwas gelesen. Es scheint die Wirkung des Wassers zu fein, das in einer Masse klar aus dem Felsen quillt und nur allmählich sich in einzelne Arme theilt.

An drei Stellen nahe bei diesen Wasserfällen, darunter auch auf der Insel in der Mitte des Stromes, auf welcher wir uns befanden, richteten drei Batoka-Häuptlinge Gebete und Opfer an die Barimo. Sie beteten mitten im Tosen des Wasserfalls, im Angesicht des glänzenden Regenbogens in den Wolken. Sie müssen mit Ehrfurcht auf die Scene blicken. Furcht mag sie zur Wahl dieses Ortes bestimmt haben. Der Fluß selbst ist geheimnißvoll für sie. Die Schiffer singen: „Liambey, Niemand weiß, woher er kommt und

wohin er geht.“ Das Farbenspiel des doppelten Regenbogens in den Wolken, das sie sonst nur am Himmel bemerkten, mag sie auf den Gedanken gebracht haben, daß dies die Wohnung der Gottheit sei.

Ich sah die Fälle bei niedrigem Wasserstande und die Dunstsäulen in einer Entfernung von $1^1/_4$ Meilen. Bei hohem Wasserstande soll man die Säulen mehr als zwei Meilen weit sehen, und man hört das Tosen bis über Kalai hinaus, das etwa eben so weit entfernt liegt.

David Livingstone.

48. Eine Wildniß im Caplande.

Wir trafen in einer bergigen Gegend am großen Fischflusse mit einem berittenen Jäger zusammen, der von neun Hunden begleitet war. Die Gegend, die wir mit einander durchzogen, war völlige Wildniß, nur von wilden Thieren bewohnt, und der Weg, der hier durch dieselbe führte, war von Elephanten gebahnt. Hier und da sah man die Fußtapfen dieser Thiere, aber auch von Büffeln, Antilopen, Wölfen und Pavianen; mehrere Elephantengerippe lagen am Wege, theilweise noch von der schwarzen eingeschrumpften Haut, wie mit einem Leichentuche bedeckt. An einer Stelle lag das Gerippe eines Rhinoceros dicht neben seinem mächtigen Feinde. — Ein enger Felsenpfad führte endlich auf einen Platz, wo ein Trupp von Elephanten weidete. Ruhig fraßen die Thiere ihre Zweige, ohne die Ankommenden zu bemerken, selbst als diese auf sie zielten. Plötzlich wurden sie durch den Knall der Flinten aufgeschreckt. Ein Elephant fiel tödtlich getroffen und endete mit einem lauten Klaggeschrei, während die übrigen in wilder Hast flohen. Rechts und links knickten die Aeste der Bäume krachend, und die großen den Palmen ähnlichen Euphorbien, die in diesen Wildnissen so häufig sind, brachen wie Stöcke zusammen. Der Jäger und die Hottentotten, meine Begleiter, setzten den fliehenden Thieren nach, während ich selbst ermüdet zurückbleiben mußte.

Nach kurzer Rast machte ich mich mit dem bei mir gebliebenen Knaben wieder auf, um den Andern nachzukommen. Da vernahmen wir auf einmal den schwerfälligen Galopp eines nahenden großen Thieres. Der Knabe trug einen brennenden Stecken, um auf einer Anhöhe unseren Gefährten ein Anzeichen zu geben, wo wir zu finden seien. Mit diesem Brande setzte er schnell Gras und Gebüsch in Flammen und eilte dann mir, der ich indeß schnell den Berg hinauf geflohen war, nach. Die große, dunkle Gestalt des Thieres, das er für ein Rhinoceros erkannte, war ihm bereits ganz nahe gewesen, jetzt wurde es durch das Feuer zurückgescheucht, und wir beiden waren gerettet.

Doch die Nacht brach herein. Der Knabe setzte nun auch hier das Gebüsch in Flammen, während ich einmal über das andere meine Flinte abschoß, den Gefährten unseren Aufenthaltsort anzuzeigen. Aber unsere Schüsse, sowie die sie begleitenden Hallohs blieben ohne Antwort, und so mußten wir einsam in der Wildniß verweilen. Die Sterne leuchteten hell und schön am dunkeln Himmel. Von Zeit zu Zeit wurden aus der Ferne allerlei seltsame Töne und Stimmen hörbar, auch wohl ein dumpfes Brüllen, als ob eine Heerde von Elephanten über den Berg heranzöge. Dann ward Alles wieder still, bis sich das Geheul oder heisere Gebell eines nahenden Wolfes vernehmen ließ, der aber, von der heller aufschlagenden Flamme zurückgeschreckt, wieder floh. Bisweilen ward die nächtliche Stille auch durch das Krächzen eines Nachtraben unterbrochen, der nach der Schlucht hinabflatterte, wohin ihn Aasgeruch

lockte. Plötzlich vernahmen wir ein sonderbares Geräusch, das sich ganz nahe vernehmen ließ. „Es ist eine Hyäne!“ rief der Knabe. Ihr häßliches Geheul ertönte jetzt schauerlich durch die Stille der Nacht, aber auch sie wurde durch die Flamme zurückgescheucht, jenes überall im Caplande angewandte Mittel, um Raubthiere fern zu halten.

Endlich brach der langersehnte Morgen an, und mit ihm fanden sich unsere Gefährten wieder zu uns.

Nach Cowper Rose.

49. Die eingeborene Bevölkerung des südlichen Afrika.

Die Bevölkerung des Caplandes und seiner angrenzenden Länder besteht aus Vertretern aller Völker der Erde. In früherer Zeit, so lange das Capland noch holländische Colonie war, waren es namentlich Holländer und zum Theil Franzosen, welche sich hier niederließen, theils von Ackerbau, meist aber von Viehzucht zu leben. Dies ist anders geworden, seitdem die Colonie an England abgetreten worden ist. Zeitweilig sind zahlreiche englische Colonistenschaaren seitdem eingewandert und haben sich hier niedergelassen. — Die nationalen Eigenthümlichkeiten der Holländer und der Engländer sind auch am Cap dieselben geblieben, daher befassen wir uns nicht mit ihnen, sondern mit der farbigen eingeborenen Bevölkerung dieses wunderbaren Landes, nach welchem fast ein jedes farbiges Volk der Erde ein Probestück gesandt zu haben scheint.

Die Urbevölkerung zerfällt in Hottentotten, Namaquas, Buschmänner und Kaffern. Erstere, die Hottentotten, mögen die ursprünglichen Besitzer des Caplandes sein, sind aber jetzt auf eine sehr geringe Zahl zusammengeschmolzen und werden sich noch weiter beträchtlich vermindern; vielleicht in hundert Jahren ist die ganze Bevölkerung dieses Stammes ausgestorben, und vergeblich wird man sich nach einem Hottentotten umsehen. Sie sind meist sehr schwächlich und nur ausnahmsweise fünf Fuß lang. Das Kopfhaar ist so spärlich und so kurz gekräuselt, daß die glatte Kopfhaut wie mit kleinen Warzen oder Pfefferkörnern übersäet erscheint. Dieser Umstand zog ihnen von den Colonisten den Spottnamen der „Pfefferköpfe“ zu. Ebenso häßlich ist aber auch die ganze Gesichtsbildung. Der Schädel ist abgeplattet, seine Formen gehen in das Affenähnliche über. Statt der Nase finden sich nur ein Paar senkrecht geschlitzte große Nasenlöcher, wogegen zwei außerordentlich dicke aufgeworfene Lippen wenigstens den dritten Theil des ganzen Gesichts ausmachen. Um sie für so viel Häßlichkeit einigermaßen zu entschädigen, gab ihnen die Natur so niedliche kleine Hände und Füße, daß Schuhe und Handschuhe europäischer Kinder von neun Jahren mit größter Bequemlichkeit von erwachsenen Hottentotten getragen werden können. Zu Dienstboten für das Haus sind die Hottentotten völlig ungeeignet, ihre Ausdünstung ist von so starkem Geruche, daß, wenn ein Hottentott im Zimmer war, es mehrerer Stunden bedarf, ehe der Geruch sich völlig verliert. Dabei ist derselbe so widrig und ekelhaft, daß sicher jeder noch so hungrige Europäer seine Speise unangerührt lassen würde, wenn ein Hottentott die Tafel bediente. — Weder der Boer noch der englische Farmer setzen sich, wie es der deutsche Landmann zu thun pflegt, mit ihren schwarzen Dienern an einen gemeinschaftlichen Tisch, andere höher stehende Stände thun es noch viel weniger, und nur der christliche Missionair unterläßt es nie, die Hottentotten zu seinen Tischgenossen zu machen und mit ihnen an ein und derselben Tafel zu speisen oder Thee zu

trinken. Man glaubte früher, daß dieſer höchſt widerliche Geruch ſeine Urſache theils in einem mit Fett vermiſchten Einreibungsſtoffe, theils in der großen Unreinlichkeit der Hottentotten habe; allein dieß iſt falſch, ſelbſt der reinlichſte Hottentott ſtinkt, wenn er mehr als gewöhnlich ausdünſtet. Taucht er ſich auch täglich in ein Seifenbad, der Geruch bleibt derſelbe.

Lebte der Hottentott früher als Knecht beim Boer, ſo iſt dies jetzt weniger der Fall, da dieſer lieber andere Farbige in ſeine Arbeit nimmt. Seine Trägheit, Unzuverläſſigkeit und Dieberei machen ihn faſt zu jeder Arbeit unbrauchbar. Hierzu kommt ſeine Liebe zum Branntwein. Ein Schnaps macht ihn zu Allem willig, für eine Flaſche Fuſel reitet er die ganze Nacht Courier, verkauft ſein Weib, begeht einen Mord. Gleichwohl iſt er dabei ſo uneigennützig, daß er immer einen großen Schluck im Munde wegträgt, um dieſen einem Freunde oder einer Geliebten zu bringen. In der Kleidung gleicht er dem Grenzboer; Lederſchuhe und Hoſen, Friesjacke und ein alter Filzhut mit herabhängender Krempe bilden die vorzüglichſten Stücke. Kommt noch ein Meſſer, eine Zunderbüchſe, ein Stahl zum Feueranſchlagen, ein Stück Tabak oder wilder Hanf (Tacha) hinzu, ſo iſt der Hottentott reich wie ein König. Viele Tage ſtreift er ohne hinreichende Nahrung herum, hängt ſich an Alle, um nur etwas wegſchnappen zu können; quält ihn der Hunger zu ſehr, dann wird ein Riemen um den Leib gebunden und ein Knoten über den Magen gedreht, deſſen Druck den Heißhunger in Ermangelung beſſerer Mittel mäßigen muß. Findet ſich endlich etwas zum Eſſen, dann verzehrt er ſo viel auf einmal, daß von dem Genoſſenen mindeſtens drei Mahlzeiten hätten gehalten werden können. Tritt man in die Binſenhütte des Hottentotten, ſo erblickt man eine Anzahl herumkriechender nackter Kinder, die, je nach zufällig erhaltener Nahrung, mit Bäuchen, dreimal größer als ſie ſelbſt, verſehen, oder nach langem Hungern, wie faltenreiche Säcke zuſammengeſchrumpft, dem Beſucher ſich darſtellen. Unter ihnen kauert ein Weib, deſſen alleinige Aufgabe es ſcheint, Tacha aus einem hohlen Knochen zu rauchen, während der Herr Gemahl, auf dem Rücken liegend, die Kalabaßviol (die Hälfte eines hohlen mit zwei Saiten beſpannten Kürbiſſes) ſtundenlang fiedelt. Es iſt merkwürdig, wie groß das muſikaliſche Talent dieſes Volkes iſt. Kann der Hottentott eine Geige erlangen, ſo wird er in kurzer Zeit eine Art Virtuos.

Hottentotten bleiben nur ſo lange im Dienſt, bis ſie ſich „ausgefüttert" haben, d. h. bis ſie durch gehörige Speiſe wieder etwas feiſt geworden ſind. Haben ſie dieſes Ziel erreicht, verlaſſen ſie den Boer gewöhnlich in der Nacht ohne alle Urſache. Jeder Coloniſt weiß, daß ein paar tüchtige Hiebe Fleiß und Ordnung eher herzuſtellen vermögen, als hundert Beweisgründe. Der Hottentott, wenn er freimüthig iſt, geſteht ein: Der Hottentott thut nicht gut, wenn er ſeinen Herrn nicht fühlt; dann und wann ein Hieb und nicht allzuviel Koſt, und er iſt der beſte Dienſtbote von der Welt.

Jenſeit der weſtlichen Grenze der Kapcolonie bis zum Wendekreiſe des Krebſes bewohnen die Namaquas jene Oeden, die ſich in großen unfruchtbaren Sandebenen längs der Küſte und nördlich nach dem Innern ausbreiten. Die Unfruchtbarkeit des Bodens zwingt ſie, ihre Wohnſtätten oft zu verändern und mit ihren kleinen Rindern, dürftige Weide ſuchend, umherzuziehen. Die Namaquas und die nördlicher wohnenden Demararas haben die kleinſten Rinder, die auf der Erde exiſtiren. Ackerbau treiben ſie nicht und Induſtrie aller Art iſt ihnen fremd. Sie treiben daher auch keinen Handel, ausgenommen, daß ſie, jedoch nur höchſt ſelten, und nur Solche, welche der colonialen Grenze nahe wohnen, Felle wilder Thiere, Stücken Rhinocerushaut

und Straußfedern verkaufen, oder gegen einige, auch ihnen nothwendige Artikel, wie Messer, Beile, zu vertauschen suchen. Die Namaquas bedienen sich zur Jagd und zum Krieg des Bogens und Pfeiles wie die Buschmänner, und auch des Kirie, den sie mit einer solchen Genauigkeit und so eigenthümlich wirbelnd zu schleudern verstehen, daß sie aus einem Fluge Namaquas-Rebhühner (sehr kleine, wohlschmeckende Rebhühner, welche in sehr großer Zahl dort angetroffen werden) oft ein Dutzend zu Boden bringen. Allein sobald sie im Besitze einiger Mittel sind, handeln sie meist gegen einige Damararinder oder Straußfedern ein Gewehr und Pulver und Blei ein. Nichts schätzt der Namaqua so hoch, als diese drei Dinge, denn da er von dem zahlreichen Wilde seinen hauptsächlichsten Unterhalt beziehen muß und seine einfachen Jagdgeräthschaften sehr unzuverlässig sind, bringt er außerordentliche Opfer, um sich in Besitz eines guten Gewehres zu setzen. Leider erlangt er meist nur eine jener Flinten, die England in großen Massen importirt, nicht zum Gebrauch, sondern nur zum Verkauf, wofür er nichtsdestoweniger einen fabelhaften Preis bezahlt. Der Namaqua zahlt gewöhnlich für ein Pfund Pulver 20 preußische Thaler.

Die Namaquas sind eine durchaus verschiedene Race von den Nachbarstämmen: sie sind von größerer Statur als die Buschmänner und Hottentotten; dünn, schmächtig, mager; Kopf und Brust scheinen sich mehr in die Breite als Länge auszudehnen, was, wo diese Eigenthümlichkeit scharf ausgeprägt ist, einem verschrobenen Gesichte in einem schlechten Spiegel ähnlich ist. Auf der glatten Kopfschwarte stehen die warzenähnlichen Haarkräusel noch vereinzelter; die Augenlider sind nach Chinesenart geschlitzt; die Backenknochen außerordentlich hervorstehend. Ihre vorzüglichste Kleidung besteht in weichen rohen Fellen. Sie sind friedlich und nur dann mit ihren Nachbarstämmen gen Osten, den Buschmännern, in Streit, wenn diese zu viel Wohlgefallen an den Namaquarindern finden.

Die Wenigen dieser Namaquas, welche in die Colonie kommen, um Dienste zu nehmen, findet man gewöhnlich als Hirten bei den Boeren, da dieser Dienst ihren Gewohnheiten am meisten zusagt. Sieht man nahe der westlichen Grenze hinter einer Heerde eine lange, hagere, vertrocknete, aschgraue Figur einherschreiten, welche auf der Schulter auf einem langen Kirie ein paar kleine, lederne, schmutzige Knapsäcke, eine kleine Kalabasse und einen Schafpelz trägt, und die meisten Worte mit einem eigenthümlichen Zungenschlage (n'ga) beginnt, so ist dies ein Namaqua. Die Namaquas besitzen außer einigen Rindern fast gar nichts. Der Eine oder Andere unter ihnen besitzt ein altes Gerippe von Wagen; auf diesem bringen sie zuweilen nach der Colonie solche Artikel, für welche sie zu Hause keinen Markt haben würden. Mit einem solchen Wagen, rüttelnd und krachend, als ob er alle Augenblicke auseinanderfallen könnte, und dessen Speichen mit Riemen für bessere Haltbarkeit durchflochten sind, bespannt mit 6 oder 8 elenden kleinen Namaquarindern, legen sie dennoch ungeheuere Strecken durch jene Wüsten tiefen Sandes zurück. Natürlich geht es nach Schneckenart: nur drei bis vier Stunden des Tags ist der Wagen in langsamer Bewegung. Oft ist dieser Wagen ziemlich schwer mit allerlei Artikeln beladen, mit Fellen des Gnu, des Rhinoceros, Springbockmatten, großen Stücken Pfeifenstein (Serpentin — weicher marmorirter Seifenstein, der mit Leichtigkeit in allerlei Formen geschnitten, aber vorzugsweise zu Pfeifenköpfen verarbeitet wird); Straußfedern, Hörnern ꝛc., und oben darauf mehr als ein Dutzend Menschen, denn die Namaquas reisen gern in Gesellschaft.

Die Fracht vertauſchen ſie meiſtens für „einen Apfel und ein Ei", wie die Holländer ſagen, d. h. für Bagatellen, z. B. für etwas ſchlechten Farina, den ſie beſonders lieben, etwas Pulver und Blei und die zwei Gegenſtände ihres ſehnſüchtigſten Verlangens — Tabak und — zur Schande der Weißen ſei es beigefügt — Branntwein, denn es iſt immer das Erſte, womit der Weiße den Wilden bekannt macht. Darauf ſchicken ſie ſich zur Rückreiſe an. Den erſten Tag ſind ſie gewöhnlich alle betrunken; den zweiten ſammeln ſie das Zugvieh, das unterdeſſen weggelaufen war, und den dritten Tag beginnt endlich die langſame Schneckenfahrt wieder heimwärts. Gewöhnlich bringen ſie von einer langen mühevollen Reiſe außer Pulver und Blei kaum mehr zurück als den lahmen Wagen und die mageren Rinder; alles Eß- und Trinkbare geht auf der Reiſe auf. Stete Ortsveränderung iſt dieſen Nomadennaturen eine liebe unentbehrliche Gewohnheit, und eine ſolche Reiſe das größte Vergnügen, welches ſie kennen.

Irgend eine Religion beſitzen die Namaquas nicht; auch keine Art von Regierung. Nur einzelne Stämme leben unter Häuptlingen.

Wie wüſt auch das Namaqualand iſt, ſo fehlen ihm doch intereſſante Partien nicht. Der Küſte entlang begegnet man zuerſt der breiten Mündung des majeſtätiſchen Gariep, auch Orangefluß genannt, des größten Stromes Südafrika's. Er wäre eine ziemliche Strecke ſchiffbar, wenn ſeine Mündung nicht durch eine breite Bank aus Schlamm geſchloſſen würde, welchen die Sturzbäche faſt des ganzen ſüdlichen Kontinentes auf dieſem einen Wege dem Meere zurollen. Dieſer prächtige Strom liegt, wie alle Flüſſe der Colonie, leider in ſeinem ganzen Laufe in einem tiefen Flußbette, und kann daher nicht, wie der Nil, ſein befruchtendes Waſſer auf die umliegenden dürren Oeden ergießen. Aus dieſem Grunde beleben ſeine Gewäſſer nur die Ufer. Aber dieſe, und die Inſeln, welche der Fluß häufig bildet, ſind mit all der Pracht geſchmückt, welche die Tropen nur aufweiſen können. Nahe dem 28. Breiten- und 21. Längengrade ſind reißende Strömungen und viele Waſſerfälle, die an wilder Schönheit ihres Gleichen nicht haben. Die tobenden Gewäſſer vereinigen ſich endlich und der Strom ſtürzt in ſeiner ganzen Breite donnernd in einen tiefen, düſtern Abgrund von ungefähr 400 Fuß. Unten zieht ſich ein dichter Wald hoher Bäume quer über den Strom, durch deren dichtes Laub man nichts mehr von dem unteren Gewäſſer erblickt, ſo daß es ſcheint, als ob die Erde hier auf einmal den gewaltigen Strom verſchlungen habe. Weiter abwärts zeigt ſich der Strom wieder und toſt mit betäubendem Geräuſch über loſe Felſentrümmer, die ſeine ungeſtüme Fluth aus dem Abgrund emporgeſchleudert und hier angehäuft hat.

Einſam und traurig iſt zwar das Land, doch herrſcht reges Leben an den Ufern des Gariep. In den tiefen ſtillen Lagunen, welche der geſchwollene Strom ſich ſeitwärts wühlt, und die er gefüllt verläßt, wenn er in ſein Bett wieder zurückſinkt; wo an wehenden Weiden, üppigem Gebüſche und hohen Palmieten, zierliche, von Gräſern geflochtene Vogelneſter hängen; bunte, kolibriähnliche Vögel ſich auf den leichten Federbüſchen der Schilfe wiegen, taucht von Zeit zu Zeit ein träger Hippopotamus auf und ſtreckt mit behaglichem Grunzen ſeine Schnauze über den Grasrand empor. Plötzlich kracht das trockene Schilf und eine düſtre Maſſe brauſt hindurch und dreht ſich ſchnaubend nach allen Seiten: ein Rhinoceros, das aus der dürren Ebene gekommen, um hier ſeinen Durſt zu löſchen und an den grünen, ſaftigen Zweigen ſich zu ſättigen. Dort ſteigt eine Heerde Affen herab; die Aefflein reiten auf dem Rücken der Alten, und mit ſtoßweiſem Gebrüll, das wie aus einem

gewaltigen Sprachrohr hervorzugehen scheint, rufen sie einander. Auch sie, gesättigt mit Skorpionen und Spinnen, die sie unter losen Steinen aufgejagt, und mit kleinen Zwiebelgewächsen, die sie aus dem Sande gescharrt, kommen zum Wasser. Durch Binsen und Schilf schleichen verstohlen Rehe und prüfen mit großen fragenden Augen das Terrain: der braune runde Duikerbock, der langgehörnte Gemsbock, der ungestaltete Kudu und viele andere mehr. Früher graste auch der stattliche Elephant an den grünen, mit blauen Lilien geschmückten Ufern, hat sich jedoch schon längst weiter in das Innere zurückgezogen. Hier ertönt des Nachts das seltsame Gewimmer der gefleckten Hyäne, die faulenden, animalischen Stoffen, welche das Wasser angespült, nachzuspüren pflegt. Hier liegt am frühen Morgen der Löwe und Leopard in dem dicken Gewirre gigantischer Binsen und Schilfe auf der Lauer nach Rehen und Springböcken, welche früh nach dem Strome kommen, um zu trinken. Zur selben Zeit findet sich auch der wilde Büffel ein, jedoch die gefährlichen Gäste witternd, stampft er wüthend den Boden; neigt das mächtige Gehörn wie zum Angriff; besinnt sich eines Besseren und fliegt pfeilschnell herum; peitscht seine Flanken mit der langen weißen Quaste seines Schwanzes und verschwindet in einer Staubwolke in der Ebene. Hier und da steckt eine schöngefleckte Zibethkatze den Kopf aus dem Gebüsche und schaut klug umher; dann folgt vorsichtig und zögernd ein feines, schwarzsammtnes Füßchen: aber sie erspäht etwas Bedenkliches, ihre Augen leuchten und mit einem verdrießlichen Geknurre verschwindet sie wieder. Nicht minder lebendig ist es auch im Strome selbst. Hier und da taucht ein Biber auf und zimmert unter den Hölzern; dort schiebt sich schwerfällig und träge eine große Schildkröte einher; tief flattern wilde Enten und furchen die spiegelnde Fläche; Schnepfen schießen in jähem Fluge von einem Rohrgebüsch zum anderen und das flinke Volk der Becassinen scherzt zwischen Schilf und taucht in die klare Fluth. Auf seichten Stellen stolzirt der langbeinige, purpurne Flamingo zur Seite des schimmernden Ahinga; am Rande der Lagunen steht einbeinig in philosophirender Ruhe der graue Kranich und schaut unbeweglich in die stille Fluth. Von den Gebüschen, umsäumt mit zahllosen weißen Glocken der Calla aethiopica, ertönt der schrille Ton des Perlhuhns, der laute Ruf der Rebhühner und der Fasane.

Aber während reges Leben und üppige Vegetation die Ufer dieses Stromes zu den interessantesten Stellen machen, die man auf der Erde finden kann, ist die umliegende Gegend eine traurige, dürre Oede, durch welche der Strom sich wie ein isolirtes grünes Band hindurchzieht. Anstatt grüner Ebenen und lachender Wiesen breiten sich gelbliche, röthliche, graue, purpurne Sandflächen in unabsehbarer Ferne, durchschnitten von verwittertem, grauweißen Gestein, als ob durch Feuer verkalkt, und darüber ruht eine stille todte Luft und ein bronzener Himmel.

Nördlich vom Gariep ist das Land noch trauriger, fast ohne Quellen, und erfreut sich nur seltener Regen. Die ganze Vegetation beschränkt sich auf vereinzelte Büsche des zarten Buschmanngrases; einige kaum fußhohe, stachelichte Büsche mit klebrigen Blättern, den fleischigen Speckboom (Portulacaria afra); den dürren, blaßgrünen Kannabos (Laroxylon salsola), dessen Asche die Eingeborenen an Stelle des Salzes gebrauchen; die immergrüne dornichte Mimose und wilde Wassermelonen, obwohl man nicht begreift, wie diese saftigen Rankengewächse aus dürrem, heißem Sande so viel Feuchtigkeit anziehen können. Noch eines schönen Gewächses, welches man immer auf den Mimosen sieht, müssen wir Erwähnung thun: der Parasiten des Loranthus-Geschlechtes mit ihren schönen, feuerrothen Blumenbüscheln.

Der nächste Grenzstamm gegen Osten ist das bekannte Buschmannvolk. Aehnlich dem Hottentotten, ist er nur noch wilder und roher als dieser. Er erreicht nur eine Höhe von drei bis vier Fuß, ist jedoch durchaus wohlgebildet und von zuweilen tadelloser Gesichtsbildung. Seine Farbe ist tief schwarz, erscheint jedoch in Folge einer feinen Staubkruste meist aschgrau. Sein Haar ist kurz und kraus wie Wolle, und zolllange Löckchen von der Dicke eines Rabenfederkiels hängen gleich Fransen über Stirn und Schläfe herab. Während der Hottentott gewöhnlich sanft ist, hat der Buschmann alle Eigenthümlichkeiten eines wilden reißenden Thieres. Seine Waffen sind Bogen und Pfeil und ein kurzer Stock mit dickem Knopf von zähem, hartem Holze, der Kirie, den er mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu schleudern versteht. Noch gefährlicher ist sein Pfeil. Derselbe besteht aus einem dünnen Schilfrohre, an welches bald ein spitzer Knochen, bald ein roh gearbeitetes Stück Eisen mit Widerhaken befestigt ist. Da die Spitze in ein tödtliches Gift getaucht ist, so folgt selbst auf die leichteste Verwundung sehr schnell der Tod. Dieses Gift wird aus dem Safte der Euphorbie und eines Zwiebelgewächses gewonnen; andere Gifte setzt der Buschmann angeblich aus dem Gifte der Schlangen, der Skorpionen und der Spinnen zusammen. Ist ein Thier, und wäre es der stärkste Ochse, von einem solchen Pfeile verwundet, so stürzt es betäubt zusammen. Der Buschmann folgt seiner Fährte, findet er es, so schneidet er die nächsten Fleischpartien aus und frißt so lange, bis er nicht mehr kann; darauf legt er sich nieder und verdaut, frißt hernach wieder, selbst wenn das Fleisch stinkend geworden, bis endlich der Vorrath aufgezehrt oder Raubthiere ihm seine Beute streitig gemacht haben. — Der bekannte Reisende Lichtenstein beschreibt uns die Buschmänner in folgender Weise: „Es erschienen zwei Männer, die uns der Reihe nach um Tabah, d. h. Tabak, anbettelten und sich dann hinter einen Strauch setzten, um ihn neben einem kleinen Feuer recht behaglich zu rauchen. Ich verweilte eine Stunde bei ihnen, ihr Wesen und Thun betrachtend, und muß gestehen, daß der Buschmann in Geberden und Mienen mehr einem Affen, als einem Menschen gleicht. Vorzüglich der eine dieser beiden, ein alter Bursche von wenigstens funfzig Jahren, mit greisem Haar und spitzem Barte, das Gesicht mit tiefem Schmutze überzogen, hatte ganz die Physiognomie der kleinen blauen Affen aus dem Kafferlande. Was diesem Vergleiche aber noch volle Wahrheit gab, war die Lebhaftigkeit der Augen und die Beweglichkeit der Augenbrauen, die sich bei jeder Veränderung der Mienen auf und nieder zogen; auch die Nasenflügel und Mundwinkel, ja sogar die Ohren bewegten sich mit und drückten den flüchtigen Wechsel von Begierde und mißtrauischer Aufmerksamkeit auf die Umgebungen aus; dagegen war kein einziger Zug des Gesichtes, in welchem sich Bewußtsein des Denkvermögens oder irgend eine mildere, über das Thierische hinausgehende Regung des Gemüths verrathen hätte. Als ihm nun vollends ein Stück Fleisch gebracht ward und er, von seiner sitzenden Stellung halb aufstehend, den Arm mißtrauisch lang darnach ausstreckte, es schnell zu sich zog und dann geschwind in das Feuer steckte, mit den Augen noch immer umherblinzelnd, ob es ihm vielleicht Jemand wieder nehmen würde: da hätte man schwören mögen, er habe das Alles einem Affen so abgelernt. Bald zog er das Fleisch wieder aus der Asche, wischte es eilig mit der rechten Hand auf dem linken Arme ab, fuhr dann nach dem Munde damit und riß mit den Zähnen große, mehr als halbrohe Bissen davon ab, die ich noch ganz in die magere Kehle konnte hinabgleiten sehen. Endlich kam er auf Knochen und Sehnen, wo ihm seine Zähne den Dienst versagten, und nun erst bediente er sich eines am Halse hängenden

Messers, womit er sich die mit den Zähnen gefaßten Bissen dicht vor dem Munde abschnitt, was er freilich bei dem weit vorstehenden Munde besser thun konnte als ein Europäer. Nachdem nun der Knochen rein abgenagt war, steckte er ihn wieder in's Feuer, zerschlug dann zwischen zwei Steinen die Enden, sog das Mark aus und stopfte ihn mit Tabak. — Nun nahm er den dicken Knochen tief in den Mund und schluckte den Rauch in langen Zügen ein, wobei er die Augen zukniff, wie Jemand, der ein Glas köstlichen Weins mit größtem Behagen austrinkt. Nach drei oder vier Zügen reichte er den Knochen seinem Kameraden, der auf ähnliche Weise einige Züge daraus rauchte und ihn dann bis auf Weiteres noch brennend in seinen ledernen Sack steckte. Hierauf sahen mich beide vergnügt an und machten sich über mich lustig, daß ich ihnen so neugierig zugesehen."

Die Kaffern bewohnen, in viele Stämme getheilt, als zahlreichstes und mächtigstes Volk den östlichen Theil Südafrika's. Sie sind in geistiger und körperlicher Hinsicht ungemein bevorzugt, mit tüchtigem Verstande begabt und mit Hottentotten und Buschmännern gar nicht zu vergleichen, weise im Rathe und tapfer in der Schlacht, scharfsinnig, schlau und edelmüthig, erkenntlich selbst für die kleinste Wohlthat. Sowohl Männer als Frauen haben eine Höhe von sechs Fuß und darüber; kleine oder verkrüppelte Personen sollen von ihnen getödtet werden. Es ist zu verwundern, daß dieses Volk von europäischen Sitten fast gar nichts angenommen hat, nur an die Stelle des Assagai oder Wurfspießes ist das Gewehr getreten. Leute dieses Volkes, welche die englische Regierung zu ihrer weiteren Ausbildung nach Europa schickte, wo sie ganz nach europäischer Weise auch längere Zeit lebten, warfen sogleich nach ihrer Rückkehr alles Europäische von sich und nahmen wie Tzatzoe, ein Gaika-Häuptling, mit dem Carroß (Pelzmantel von Leopardenfellen) die wilde Majestät eines Kaffernhäuptlings wieder an. Auch bei anderen Gelegenheiten zeigten sie, wie nichtig ihnen alles Europäische sei. Schickte z. B. der Gouverneur der Capcolonie alljährlich den versammelten Häuptlingen unter besonderen Feierlichkeiten bunte Kleidungsstücke, so nahmen die Kaffern sie zwar gleichgültig an, aber keiner trug sie. Und die Frauen standen in solchem Nationalstolze ihren Männern nicht nach. Schöne seidene Damenkleider wurden den Häuptlingsfrauen von der Regierung geschenkt; doch die fast unbekleideten Kaffernweiber warfen sie spottend einander zu, keine bekleidete sich mit ihnen. Als einst zwei Kaffernhäuptlinge zu einem englischen Abgeordneten eingeladen waren, machten sie in ihrer schönen herkulischen Gestalt solchen Eindruck auf denselben, daß er fast ganz vergaß, Wilde vor sich zu haben, obwohl sie fast nackt, nur mit den Lederschuhen (Mokassins) und dem Carroß bekleidet waren. Bei Tafel aßen sie ganz nach europäischer Weise, hüteten sich aber sorgfältig, von dem ihnen gereichten Weine zu trinken. Beide sprachen ganz geläufig englisch. Nach aufgehobener Tafel reichte man ihnen zwei mit goldgestickten Kragen und Aufschlägen versehene Uniformröcke als Geschenk, allein wie staunte jener englische Abgeordnete, als sie, den Flitterstaat mit verächtlichem Blicke kaum ansehend, den Carroß über die Schulter warfen und sich ablehnend, doch mit Artigkeit verneigten. Als sie sich entfernten, hatten sie beide vergessen, die ihnen zugedachten Kleidungsstücke mitzunehmen. Sowohl Männer als Frauen verstehen sich recht wohl auf die Bearbeitung verschiedener Metalle, sowie auf Verfertigung großer hölzerner Näpfe, in deren Außenseite sie allerlei Figuren schneiden. Ihre Kleidung, die freilich nur höchst einfach ist, wird mit dünnen Sehnenstreifen zierlich genäht. — Das hauptsächlichste Geschäft der Frauen bleibt das Bestellen der Gärten, in denen Mais und

Kafferkorn, sehr viel Tabak, Kürbisse und Wassermelonen gezogen werden. Die Männer dagegen besorgen das Zuchtvieh, jagen oder vertreiben sich die Zeit mit Gesprächen. Die Hauptnahrungsmittel des Kaffern bestehen in Milch und Kafferkorn, welches sie in einem harten hölzernen Mörser mit hölzerner Keule stampfen, um ein schwarzes Brod daraus zu backen. Fleisch ißt der Kaffer nur dann, wenn er eins seiner Zuchtthiere zu tödten genöthigt ist oder wenn er Vieh erbeutet; aber freilich ißt er dann auch unmenschlich und nichts als Fleisch, das er fast roh verschlingt.

Die Wohnung des Kaffern ist ein kleines dünnes Haus in der Form eines Bienenkorbes, dessen Eingang so eng ist, daß ein Mensch auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Eine Anzahl solcher Hütten, welche meist in einem Kreise zusammengebaut sind, bilden den Kraal oder das Dorf. Gewöhnlich steht der Kraal auf einer Anhöhe, deren Grund ausgehöhlt ist, um als Speicher für Gartengewächse und als Pulverkammer verwendet zu werden. Der Reichthum des Kaffern besteht in Rindern, mit ihnen bezahlt er seine Braut, sowie seine Schuld. Geldstrafen werden in Rindern erlegt, Rinder zu erbeuten, beginnt er Krieg, und den Frieden erkauft er mit demselben Zahlungsmittel. Selbst der reichste Kaffer hat vor dem ärmsten in Lebensweise, Wohnung, Kleidung keine Abzeichnung, beide sind einander gleich, nur daß ersterer mehr Rinder besitzt. Die ganze Nation ist in eine Menge Stämme getheilt, die wieder unter kleinen Häuptlingen stehen, jedoch über sich von einander unabhängige Oberhäupter anerkennen.

Meist nach Ed. Kretzschmar.

50. Eine Ansiedelung im Caplande.

Wir langten im April in der Simonsbai an, verweilten jedoch nicht länger als nöthig in derselben und schifften von da längs des größten Theiles des Caplandes nach der Algoabai, dem Ziele unserer Seereise. Es war am 12. Mai, als unser Schiff fast ohne Bewegung vor der Einfahrt in den Knysnahafen stehen blieb. Das Land erhob sich urplötzlich von der Küste zu festen waldbedeckten Gebirgsmassen, in deren Hintergrunde hohe, nackte, abgerissene Felsspitzen aufstiegen. Ein Vorgebirge nach dem anderen drängte nach dem Ocean zu, auf beiden Abhängen von waldigen Gründen und Buchten begrenzt, so daß Bilder des Lieblichen und Furchtbaren stets mit einander abwechselten und der ganzen eigenthümlichen Landschaft den Reiz der Mannichfaltigkeit verliehen. Alles verkündigte, daß hier ein gewaltiger Erdtheil dem Oceane entstieg und mit furchtbaren Gebirgsmassen der brandenden Woge Trotz bot. — Die Großartigkeit der Natur ist hier in ihrer ganzen ungebeugten Kraft zu schauen, doch machte uns die furchtbare Wildheit ohne Spuren menschlichen Fleißes und menschlichen Anbaues ernst und schweigend, ja erfüllte uns fast mit Schrecken, dachten wir daran, daß wir hier uns niederlassen sollten. — Endlich blähete der Wind die Segel und schon am 15. liefen wir in die durch viele Schiffbrüche berüchtigte Algoabai ein. Zehn bis zwölf Schiffe mit Auswanderern lagen bereits vor Anker, daher mußten wir warten, bis diese sammt Gepäck ans Land gebracht worden waren, dann sollte auch an uns die Reihe kommen. Darüber verstrich noch mancher Tag, und nicht ohne bange Besorgniß gedachten wir an jene schrecklichen Stürme, die in dieser unsicheren Bai schon manchem Schiffe den Untergang brachten. Endlich wurde auch unser Schiff gelichtet und unsere Habe an's Ufer gebracht.

Unser Bestimmungsort lag am Baviansfluß, etwa 34 deutsche Meilen landeinwärts. Schon am 13. Juni machten wir uns auf die Reise. — Die

südliche Erdhälfte hat um diese Zeit ihren Winter, daher waren die Nächte kalt, die Tage glichen unseren schönen Septembertagen. Holländische Colonisten beförderten mit sieben Lastwagen uns und unser Gepäck nach der künftigen Heimath. Vor jeden Wagen waren 10—12 Ochsen gespannt, welche von Sclaven geführt wurden. Die Wagen selbst waren dem bergigen und unebenen Lande angemessen, an Straßen war nicht zu denken. Eine ausgespannte leinene Decke schützte den Reisenden vor Sonne und Regen, die Ochsen waren paarweise zusammengekuppelt und durch ein starkes Tau mit dem Wagen verbunden, auf dessen Vordertheile der Treiber mit einer Peitsche von ungeheurer Länge saß. Ein junger Hottentott lief dem Gespann voraus und führte das erste Ochsenpaar an einem an die Hörner desselben befestigten Riemen. Noch gegen Abend dieses ersten Tages erreichten wir einen merkwürdigen Salzsee, dessen ganzer Rand, sowie ein großer Theil seiner Oberfläche mit einer dicken Salzrinde bedeckt war. Wir nahmen uns einen reichlichen Vorrath mit und setzten unsere Reise durch die Wildniß des Gebüsches fort, welches die Ufer dieses Sees umgiebt. Die Dämmerung brach herein und wir machten auf einem offenen Platze im Gebüsche Halt. Unsere Boers (Bauern, holländische Colonisten) machten uns auf etwaige Ueberfälle von Löwen und Elephanten aufmerksam und trafen deshalb Vorkehrungen. Feuer wurden angezündet, die langen Flinten vom Wagen herabgenommen und bereit gelegt, die Ochsen aber zu größerer Sicherheit mit den Hörnern an die Wagenräder befestigt. Nun erst setzten sie sich zum Abendessen und zündeten die große, dem Boer eigenthümliche Tabakspfeife an, während die Sclaven und Hottentotten, um ein großes Wachtfeuer gelagert, sich in ihrer Weise vergnügten. Wir setzten die Theekessel an's Feuer, bald einte Alle, den riesigen Boer wie den winzigen Buschmann, den kräftigen Schotten wie den schmächtigen Hottentotten, das würzige Getränk, und wunderbar klangen die fremden Sprachen vor unseren Ohren, während ein pfiffiger Buschmann jedes Glied der Gesellschaft auf's Sprechendste nachzuäffen verstand. Doch die Nacht rückte heran; wir Ansiedler zogen uns in unsere Zelte zurück, die Pfeifen der Boers verlöschten, sie selbst hüllten sich in ihre weiten Mäntel. Auch das schnalzende Geschwätz der Hottentotten und Buschmänner verstummte; unter dem schafledernen Carroß oder Mantel zusammengekrümmt, die Füße gegen das Feuer, das Gesicht zur Erde gewandt, lagen sie den wilden Thieren nicht eben sonderlich unähnlich. Alles war still; der Mond beleuchtete die wilde Landschaft, und nur aus der Ferne ließ sich das Geheul der Hyäne von Zeit zu Zeit vernehmen.

So die erste, so jede der folgenden Nächte. Während einer ununterbrochenen Reihe von 8 Tagen passirten wir nach und nach mehrere, nicht eben wasserreiche Flüsse. Waren ihre Ufer zu steil, dann mußten oft 20 bis 24 Ochsen vor einen Wagen gespannt werden, und in der Nähe des Zuureberges wurden die Wege so steil und gefährlich, daß kein in Europa üblicher Wagen ausgehalten hätte. Der Anblick des Landes bot dem Auge bald dunkles Gestrüpp, bald reiche, parkähnliche Landschaften, verschönt durch dunkle Massen Tannengrün; bald aber auch wieder trostlose Dürre wilder Gebirge oder ausgedörrter und verlassener Flächen mit großen Ameisenhaufen und Heerden wilder Ziegen. Antilopen und Guagga's eilten oft in weiten Fernen vorüber, dagegen war nur selten an einem mit Weiden besetzten Bache das einsame Landhaus eines Boers oder Viehzüchters zu sehen.

Den 21. Juni erreichten wir Roodewal, einen Militärposten am großen Fischfluſſe, und wurden von unseren Landsleuten mit herzlicher Gast-

freundschaft empfangen. Seit zwölf Tagen hatten wir kein Haus betreten, ja kaum zehn bis zwölf gesehen. Noch waren acht deutsche Meilen bis zu jener uns zum künftigen Aufenthalte angewiesenen Gegend zurückzulegen, daher verweilten wir einige Tage, um uns von den Beschwerden der Reise zu erholen und andere Boers zur Fortschaffung unserer Habe in Dienst zu nehmen, da die bisherigen nur bis Roodewal gedungen waren. Nachdem wir endlich am 23. Juni aufgebrochen und den großen Fischfluß überschritten hatten, gelangten wir an demselben Tage an die Wohnung des Feldcornets Oppermann und erhielten nun zum Schutz gegen etwaige Ueberfälle der Kaffern ein Geleit von bewaffneten Boers. Der Weg blieb fahrbar bis zu dem Thale des Bavianflusses, eines kleinen Astes vom großen Fischflusse. Die ganze Gegend war furchtbar wild, überall schauerliche Abgründe und nackte Felsen, und nur weiterhin erblickte das Auge ein fruchtbares Thal, in dessen Hintergrunde herrliche Wälder sichtbar wurden. Doch auch hier war unsere Heimath noch nicht; über alle Beschreibung schlechte Wege, wie sie nur von afrikanischen Boers zu überwinden waren, sollten uns noch weiter führen. Zwei Wagen brachen zusammen, noch ehe wir ans Ziel gelangten, das Thal erweiterte und verengte sich nochmals, ja die Felsen treten drohend so nahe an einander, daß die Wagen ihren Weg im Bette des Stromes, der freilich jetzt nur ein murmelnder Bach war, selbst nehmen mußten. Endlich, nach fünf Tagen, gelangten wir auf den Rücken einer hohen Gebirgskette, von der wir das ganze zu unseren Füßen liegende Thal übersehen konnten. Der holländische Feldcornet wies es uns mit den Worten an: „End nu, Mynheer, daar leg uwe veld“ (und nun, mein Herr, da liegt Ihr Land). Steile, dürre Gebirge, die sich im Hintergrunde, zum Theil in scharfe, kegelförmige, 4 bis 5000 Fuß hohe, jetzt mit Schnee bedeckte Spitzen erheben, umgaben auf allen Seiten ein freundliches, grünes Thalbecken, welches von einem kleinen Flusse durchschlängelt ward. Seine Länge mochte eine Meile betragen, seine Breite wechselte zwischen einer viertel und halben Meile, Mimosenhaine und grüne Wiesen, auf denen eben Heerden von Guagga's und Antilopen weideten, bedeckten es. Das war unsere neue Heimath, in welcher wir am 29. Juni unsere Zelte zum ersten Male aufschlugen.

Unsere Wagen gingen nun zurück; wir machten uns an den Aufbau unserer Hütten und schon am folgenden Tage wurden wir von dem Vice-Landdrost von Cradock, welcher in Begleitung eines Feldmessers zu uns kam, in unser neues Besitzthum eingewiesen, zugleich aber auch auf die Gefahren aufmerksam gemacht, denen wir ausgesetzt wären. Hottentotten waren zu unserem Schutze bestimmt, doch nur erst später konnten dieselben aus den Sclaven der umwohnenden Boers ausgehoben werden, so daß wir jetzt selbst die nächtliche Bewachung übernehmen mußten. Mit der uns umgebenden Thierwelt wurden wir bald vertraut; einige Heerden Guagga's durchzogen die dürftig mit Gras und Gebüsch bewachsenen niedrigen Abhänge der Gebirge, Antilopen sprangen anmuthig in den Hainen und Dickichten herum und den Rietbock verjagten wir aus dem Rohrversteck des Flusses, wenn wir Rohr zum Baue unserer Hütten holten. Eine schöne Hirschantilope, fast von der Größe eines Pferdes, ward vor unseren Augen von dem Rietschweine getödtet, und selbst der Löwe kündigte sein Dasein an. In einer finsteren Nacht, während welcher der Regen so stark fiel, daß das Wachtfeuer kaum brennend zu erhalten war, wurden wir plötzlich um Mitternacht durch sein Gebrüll dicht in der Nähe unserer Zelte geweckt. Starres Entsetzen bemächtigte sich unser aller. Mit den Waffen in der Hand eilten wir zum Wachtfeuer, verstärkten

es zur hochauflodernden Flamme und schleuderten leuchtende Brände nach den Büschen, wo wir die Bestie vermutheten. Da verstummte sein Gebrüll, doch schon nach einigen Tagen, als eben einige unserer Leute am Flusse Rohr mäheten, trat er am hellen lichten Tage aus demselben, blickte unsere Sichelmänner einige Minuten fest und ruhig an und zog sich darauf anfangs langsam, dann schneller zurück. Sein Brüllen, welches wie die Brandung über die Erde rollte, da das Thier den Rachen dabei tief zum Boden hält, erschreckte uns noch öfter, und es vergingen mehrere Monate, ehe wir uns mit ihm messen und ihn dabei erlegen konnten. Selbst die Hyäne ließ ihr scheußliches Geheul laut werden und raubte uns während der Nacht einige Schafe, so daß wir die von der Behörde uns gesandte Schutzwehr von Hottentotten herzlich willkommen hießen. Diese Leute hielten sich brav und leisteten uns gegen räuberische Buschmänner, welche bereits einige Rinder gestohlen hatten, gute Dienste. Das Wetter ward rauher und regnichter, ja am 7. Juli hatten wir sogar Schnee, welcher fast 3 Zoll hoch im Thale lag, das freilich aber auch gegen 4000 Fuß über dem Meere liegen mochte. Unser nothwendigstes Geschäft war nun, die nöthige Anzahl Pferde, Zugvieh und Schafe zu erhalten. Wir wandten uns deshalb an den nächsten, ungefähr drei deutsche Meilen entfernten Hof und bedienten uns bei unseren Einkäufen eines der holländischen Sprache mächtigen Hottentotten als Dolmetscher. Schon im Anfang September begannen wir zu pflügen und zu säen, zu graben und zu pflanzen. Allerlei Gesäm ward ausgestreut und der Erde anvertraut, denn kein Gewächs der fernen Heimath sollte uns fehlen. Setz-, Pfropf- und Schnittreiser bezogen wir aus dem benachbarten Tarkathale, und in unserem Obstgarten gab es bald Aepfel-, Birnen-, Pfirsich-, Aprikosen-, Mandel-, Wallnuß-, Pflaumen- und Orangenbäume, sowie auch eine Allee von 400 Feigenbäumen und einen kleinen Weingarten. Der größe Theil der Anpflanzungen gedieh recht gut, Gemüse aller Art wuchsen im Ueberfluß. Als mit Anfang des Novembers der südliche Frühling sich einstellte und die Tage wärmer wurden, da kamen auch Zugvögel aller Art, als Turteltauben, Drosseln, Finken, Kakadu's u. s. w., ja am Himmel zogen schwere Gewitter herauf und erschütterten mit ihren furchtbaren Donnerschlägen die Luft. Im December schwellte ein dreitägiger Regen den Fluß hoch an und füllte das sonst fast trockene Bachbette mit wildreißenden Fluthen. Als die Wärme nun immer mehr zunahm, wurden die Viehweiden versengt, der Fluß, mit Ausnahme einer Quelle, hörte auf zu fließen, ja selbst Gärten und Bäume litten unter der großen Trockenheit. Dennoch gediehen die Feldfrüchte und Gartengewächse im Ganzen recht wohl und auch der Viehstand mehrte sich auf erfreuliche Weise.

So verging das erste Jahr. Das aber ward mir klar, daß unsere Niederlassung beim alleinigen Anbau des Getreides unmöglich gedeihen konnte, wollten wir uns nicht auch mit Viehzucht befassen. Hierzu bedurften wir aber Weideland, zu dessen Erlangung ich mich im September 1821 in aller Frühe nach Cradock aufmachte. Ein Hottentottenknabe war mein Führer. Nachdem wir das Gebirge überstiegen und unser liebliches Thal überschaut hatten, gelangten wir nach dreistündigem Ritte auf steilen, steinichten, von Guagga's und anderem Hochwilde gebildeten Pfaden an die Wohnung eines alten holländischen Boers. Drei bis vier mit Stroh gedeckte Häuser, sowie einige Rohrhütten für die Sclaven bildeten den Hof, der ein treues Abbild aller Höfe der Umgegend war und daher als solcher näher beschrieben werden soll. Gegen dreißig Hunde sprangen mit entsetzlichem Lärmen auf uns zu, zeigten uns ihr scharfes Gebiß und würden uns zur Nachtzeit schwer zugesetzt haben,

wurden aber jetzt vom Sohne des Boers schnell auseinander getrieben. Will Mynheer afzadel? (Will der Herr nicht absatteln) war die erste Frage, und ich entschloß mich zum Bleiben, obwohl es noch zeitig war. Der alte Boer hielt eben sein Mittagsschläfchen, eine in der Colonie durchgängig herrschende Gewohnheit, erschien aber bald, langte die Flasche vom Sims und trank mir ein Zoopje (Schlückchen) daraus mit der Versicherung zu, daß es ein guter, selbst bereiteter und gezogener Pfirsichschnaps sei. Die Hausfrau setzte den Theekessel an's Feuer und bot mir den Thee, wie jedem Gaste, ohne Zucker und Milch dar. Unser Gespräch bewegte sich um die neuesten Nachrichten aus Europa, worauf der alte Colonist sich nach unseren Verhältnissen erkundigte und mir dagegen die seinigen mittheilte. Er hatte noch 8—10 Brüder, die alle in der Umgegend als Viehzüchter lebten, und seine Familie bestand aus sechs Söhnen und sechs Töchtern. Auch in seinen Gebäuden führte er mich herum. Sie glichen mehr Scheunen, hatten starke aus an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaute Mauern, die mit einer Mischung von Sand und Kuhmist berappt und mit Muschelkalk geweißt waren. Ein Binsendach erhob sich über ihnen. An den Querbalken hingen allerlei Werkzeuge, Häute, Fleischvorräthe, große Peitschen von Rhinoceros- und Flußpferdhäuten, Leoparden- und Löwenfelle, Reihen von Zwiebeln und getrocknetem Obste, auf dem Boden lagen Straußeneier und Federn, Tabakrollen, Bambus zu Peitschenstöcken, selbstgemachte schöne Seife u. s. w. Sogar ein Butterfaß und eine einfache Kornmühle waren vorhanden. Das Vorhaus, in welchem wir saßen, hatte einen vom Lehme der Ameisenhaufen gemachten Fußboden und ward jeden Morgen sorgfältig mit Wasser abgewaschen, in welchem zum Schutz vor Ungeziefer und den überaus lästigen Fliegen des Caplandes Kuhmist aufgelöst ist. Die Fenster waren ohne Glas und wurden während der Nacht durch ungegerbte Guaggafelle geschlossen. Elastische Flechten aus Rindslederriemen trugen in der Schlafkammer die guten Federbetten; hölzerne Tische, Stühle und Schemel, ein großer eiserner Topf zum Seifekochen, hölzerne Krüge mit blank gescheuerten kupfernen Reifen, hölzerne Teller und zinnerne Schüsseln, Kohlenbecken und Theekessel, sowie endlich eine große holländische Bibel mit großen kupfernen Schließen vervollständigten das Bild dieser ächt holländischen Viehzüchterwirthschaft. Man zeigte mir die Gärten, sowie das Feld, welches für die ganze zahlreiche Familie kaum 20 Acker betrug, obwohl mehr als 3000 Acker Land zu diesem Hofe gehörten. Nur das Vieh hatte ich noch nicht gesehen. Plötzlich, als wir eben zu den Kraals oder Viehställen gehen wollten, rief der Alte in froher Stimmung aus: Maar daar koomt myn vee! (doch da kommt mein Vieh!) und von drei Seiten stiegen dicke Staubwolken auf. Ein seit Jahren aufgehäufter 15—20 Fuß hoher Düngerdamm bildete eine feste Masse, zwischen welcher die Rinderheerden ihre Stallung fanden. Es währte nicht lange, als die Widder erschienen, dann kamen die Heerden der Mutterschafe und Ziegen und endlich gegen 700 Stück Rindvieh. Die ganze Familie sah dem Einzuge der Heerden zu; es war als ob man jedes Stück Vieh kenne, selbst ohne zu zählen, und versicherte schließlich, daß Alles in Ordnung sei. Und warum sollte man solchen Ausspruch nicht thun können? Schon dem Kinde wird in früher Jugend die lebhafteste Theilnahme für das Vieh durch Aussetzung einer Anzahl Jungvieh eingeflößt. Diese Heerde wächst mit den Jahren und bildet einst die Mitgift, mit welcher der junge Mann später in den Stand gesetzt wird, als Vee-Boer aufzutreten, oder mit welcher die junge Frau die Heerden ihres angetrauten Mannes vermehrt.

Nach Thomas Pringle.

III. Bilder aus Europa.

51. Athen.

Wir landeten in Piräus, der mehr und mehr aufblühenden Hafenstadt von Athen, wohin uns kurze Zeit darauf die Eisenbahn beförderte. Die Landschaft, in welcher Athen liegt, hat, trotz der Nacktheit ihrer Berge, eigenthümliche Reize. Drei Gebirge umrahmen sie; der Parnaß, der die Grenze von Attika und Böotien bildet, und sich bis zu dem Golfe von Lepanto hinzieht, sendet einen seiner Hauptzweige in südlicher Richtung bis zu dem saronischen Meerbusen, wogegen der Hymettus im Südosten bis zu dem nördlicher gelegenen Pentelikon sich erstreckt und gleich diesem von seinem höchsten Punkte eine reizende Fernsicht bietet. Die Schattirungen und Farbentöne, in welchen diese Gebirge dem Auge des Beschauers sich darstellen, namentlich des Abends vor Sonnenuntergange, sind so eigenthümlicher Art, daß man leicht das mangelnde Grün vergißt und seine Blicke kaum von dem wunderbaren Farbenspiele wegwenden kann.

Das heutige Athen liegt auf der Stelle des alten, doch hatte dieses in der Zeit seiner Glanzperiode eine größere Ausdehnung, wie die aufgefundenen Grundmauern beweisen. Gleichwohl breitet es als aufblühende Stadt sich immer mehr aus, so daß es bald seinen früheren Umfang erreicht haben wird. Der Schutt, auf welchen man beim Graben von Fundamenten jedesmal stößt, sowie einige alte Denkmäler, die bis zur Hälfte in diesen vergraben sind, geben den sichern Beweis, daß das Athen von heute mehr als 10 Fuß höher als das alte liegt. Dieses ist es, welches in seinen nicht wenigen Ueberresten unsere Aufmerksamkeit erweckt und dauernd fesselt. Die gegenwärtige Hauptstadt Griechenlands würde nur geringeren Reiz haben, erinnerte nicht jeder Fußbreit Landes, jeder Stein an das alte Athen, das reich an herrlichen Tempeln und Statuen, Theatern, öffentlichen Gebäuden, Siegespforten und Grabmälern war. Die heutige Stadt bedeckt nur im Norden und Osten der Akropolis einen Theil des früheren Gebietes, das besonders im Süden und Südwesten dieser Burg vormals bedeutend war. Dort, im südwestlichen Theile, ist jetzt Alles noch mit zertrümmerten Mauerresten wie übersäet. Die Straßen, einige neue ausgenommen, sind nach orientalischer Weise uneben, eng, schmutzig, die Häuser aus Koth und unbehauenen Steinen erbärmlich zusammengeklebt; hier und da ist ein Gärtchen zwischen ihnen, ja bisweilen sieht man auch eine Cypresse, eine Palme oder einen Maulbeerbaum die flach gedeckten Häuser überragen. So das Athen von heute. Wie ganz anders in jener Zeit, als das lebhafteste, gewandteste, an Körper und Geist auf's freieste ausgebildete griechische Volk die in Trümmern gesunkenen Stätten bewohnte. Welches Treiben vom Morgen bis auf den Abend, welches

Drängen dort auf dem mit Tempeln, Hallen und Staatsgebäuden geschmückten Marktplatze! Mit dem Beginne des Tages begann auch das Wogen und Fluthen des Volkes, das hier zu Unterhaltung und Tödtung der Langweile, zu Handel und Wandel zusammenfloß und in ein Gewühl von streitenden und rathschlagenden Parteien sich theilte. Hier ein Zusammentritt der Richter, dort eine Sitzung der Staatsmänner mit einem Rednerstuhle für Sachwalter und Staatsmänner, da endlich eine Versammlung des ganzen stimmfähigen Volkes zu gemeinsamer Berathung. Bald mehr, bald minder erhaltene Bauwerke erinnern an diese vormalige Größe. So in der Nähe des heutigen Bazars die Ueberbleibsel eines Gebäudes, das man als die Stoa des Hadrian bezeichnet und das einst zu Nutz aller Lernbegierigen erbaut, aus einer Colonade von 120 korinthischen Säulen bestand. Es war mit Statuen reich verziert, und die Decke blendete von Gold und Alabaster. Jetzt ist hier eine Caserne errichtet. Wir begeben uns von diesem Trümmerhaufen nach dem ziemlich wohl erhaltenen Theseustempel, dort auf einem Hügel im Nordwesten der Akropole. Die aus pentelischem Marmor bestehenden dorischen gerieften Säulen haben im Laufe von mehr als 2300 Jahren eine bräunlichgelbe glänzende Schattirung angenommen, welche ihnen einen zarten Goldschimmer verleiht. Von dem Hügel dieses Tempels aus erblickt man auch das von vier dorischen Säulen getragene, freilich jetzt von elenden Hütten umgebene Portal, welches vormals den alten Marktplatz vom neuen schied. Doch welche geschichtliche Bedeutung hat jener kahle Felsenhügel im Westen der Akropolis? Es ist der Areopag. Noch heute sieht man an seiner südlichen Seite eine in Stein gehauene schmale Treppe, welche zu dem Platze leitete, auf dem die Areopagiden zur Nachtzeit unter freiem Himmel Gericht hielten. Auf jener roh aus dem Felsen gearbeiteten Bank saßen sie, während auf den zwei vor ihnen befindlichen Steinen der Kläger und der Angeklagte standen. Hier vertheidigte in gewaltiger Feuerrede der Apostel Paulus die neue Lehre. — Keiner der heidnischen Weltweisen wußte sie zu würdigen, sie erschien Allen als eine Thorheit. Von hier aus begeben wir uns in südwestlicher Richtung zur Rednerbühne der Pnyx. Sie ist eine großartige Ruine, an die Felsen eines Bergabhanges lehnend und schon vor Perikles Zeiten für Volksversammlungen erbaut. Ueber dem kreisrunden, kolossalen, doch höchst einfachen Gebäude erblickt man noch die in den Felsen gehauenen Sitzreihen, sowie die gleichfalls in Stein gehauene Erhöhung für die Redner. Hier auf dem Standorte der Volksversammlungen sprachen ein Themistokles, Perikles und Demosthenes, hier wurde aber auch ein Aristides verbannt und ein Sokrates wegen seiner angeblich die Jugend verderbenden Lehren zum Giftbecher verurtheilt. Im Südosten der Akropole steht noch der Bogen des Hadrian, ein Marmorbau, welcher, ohne Thor zu sein, das vormalige Altathen von dem durch Kaiser Hadrian angelegten Neuathen trennte. Die Zierde dieses Stadttheiles aber war das am Ufer des Ilissos stehende Olympeion, der Tempel des Zeus, einst von 120 korinthischen Säulen aus pentelischem Marmor umgeben, deren Pracht die fünfzehn heute noch stehenden uns verkünden. 650 Jahre wurde an diesem Tempel gearbeitet, denn Pisistratus begann ihn 530 v. Chr. und erst Kaiser Hadrian vollendete ihn. Die kolossale Statue des olympischen Jupiters war aus Gold und Elfenbein gearbeitet, und alle Städte, welche Colonien Hadrian's waren, stifteten eherne Bildsäulen in demselben.

Doch um die Stätte vormaliger Herrlichkeit ganz zu überschauen, genügt es nicht, von Ruine zu Ruine, durch Trümmern und enge Straßen zu wan-

dern, nur von der Akropolis aus vermögen wir das weltberühmte Gebiet mit unseren Augen zu beherrschen. Wir betreten die auf den von allen Seiten jäh abfallenden Kalkfelsen 150 Fuß hoch erbaute Burg auf dem einzig möglichen Wege. Sie ist ringsum von Mauern umgeben, welche theilweise aus der ältesten Zeit stammen. Rechts vor dem Eingange zeigt der Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin zwei Hallen von je vier jonischen Säulen in anmuthiger Leichtigkeit. Den Eingang in die Akropolis aber bilden die Propyläen, Säulenhallen im jonischen Style mit gerieften Pfeilern. — Tritt man durch den östlichen Vorhof auf die flache Höhe der Akropole, so fällt der Blick sogleich auf das Parthenon, den Tempel der jungfräulichen Göttin Minerva, ein Gebäude, welches auch in seinen Ueberresten ein Muster des edelsten Baustyls bleiben wird, wie es schon in seiner dorischen Einfachheit das herrlichste Gebäude des ganzen Alterthums war. Die Größe der Umrisse, der Glanz des Marmors, die tadellose Uebereinstimmung der Verhältnisse erfüllen die Seele des Beschauers mit jener Klarheit und Ruhe, welche der Hauptausdruck der Werke der griechischen Kunst aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe sind. Ueber 2000 Jahre erhielt sich dieses Prachtgebäude, die Zerstörungswuth roher Barbaren wagte sich nicht daran, bis endlich 1687 der venetianische Feldherr Morisini, welcher Athen drei Tage lang bombardirte, einen Theil des Gebäudes zerstörte: eine Kugel schlug in das Pulvermagazin, welches die Türken in das Parthenon verlegt hatten. An der östlichen Vorderseite stehen jetzt nur noch acht Säulen und mehrere Säulengänge an den Seiten. Von den Statuen des Innern ist nur die des Hadrian noch vorhanden. Die Türken hatten auch diesen Prachtbau durch Anbaue verunstaltet, doch sind dieselben wie noch gar manche andere der Akropolis verschwunden, so daß derselbe, obwohl Ruine, in Ehrfurcht gebietender Schönheit sich unseren Blicken zeigt. Nördlich vom Parthenon erheben sich die Ueberreste des Erechtheions in reizenden Formen aus dem sie umgebenden Schutte. Es waren zwei an einander gebaute Tempel, von denen der eine der Athene Polias, der andere der ihr treu gebliebenen Pandrosos, der Tochter des Kekrops, gewidmet war. In dem ersteren verehrte man das vom Himmel gefallene Standbild der Athene, während sich im zweiten der heilige Oelbaum befand, welchen Athene im Streite mit Poseidon oder Neptun hervorrief, sowie jene Salzquelle, welche dieser mit dem Dreizack aus dem Felsen schlug.

Doch nicht blos die erhabenen Ueberreste vormaliger Herrlichkeit fesseln uns an die Akropolis, sondern auch die reizende Fernsicht von diesem hohen Standpunkte. Von den dunkeln Gipfeln des Kythäron und Pentelikon, zwei einige Meilen im Nordwesten und Norden der Stadt gelegenen Bergen, senkt sich das Land herab bis an den saronischen Busen, in welchem duftumflossen Aegina und Salamis schwimmen. Ja noch weiter hin zeigen sich die Berge von Argos, von Trözena bis Akrokorinth, dessen lichte Mauern herüberschimmern. Wenden wir uns aber, so erblicken wir den in Südosten lang sich hinziehenden Hymettus und darüber hinaus die blaue See bis zu dem durch die Höhenzüge von Euböa begrenzten Horizonte. Hier in nächster Umgebung zieht in nordwestlicher Richtung jener Olivenwald, wo sich Platon's Akademie befand. Rechts hin bemerkt man neben anderen Ruinen am wasserlosen Ilissos die Rennbahn des Herodes Attikus, das Stadion, mit amphitheatraler Erhöhung. Auch die Natur ist hier eine andere geworden; statt der Schattenhaine des Lykeions, wo Aristoteles lehrte, wächst jetzt nur verkrüppeltes Gesträuch auf öder Haide. — Wenden wir uns der Nordseite zu, dann erblicken wir das alte, vormals türkische Athen (Setines) mit seinen Holz- und Lehm-

ſpelunken, ſeinen ſchmutzigen Buden und Bazars. Neue anſehnliche Straßen mit freundlichen europäiſchen Häuſern durchbrechen bereits dieſes Winkelwerk, und mit beſonderer Genugthuung weilt unſer Blick auf neuen Gebäuden: auf der im Nordweſten hinter dem Theſeustempel ſich erhebenden Sternwarte, dem mehr nördlich liegenden und mit einer Marmorhalle geſchmückten Univerſitätsgebäude, und dem im Nordoſten am Fuße des Lykabettos ſchimmernden Königspalaſte, einem großen, weiten, viereckigen Gebäude, das, mit einem Marmorportikus geſchmückt, hoch über die Hauptſtadt hinwegſchaut. Dem Reſidenzſchloſſe gegenüber öffnet ſich auf einen freien, aufwärts ſteigenden und mit Alleen beſetzten Platz die Hermesſtraße, welche ganz Athen von Weſt nach Oſt in gerader Linie durchſchneidet. Mit ihr kreuzt ſich im rechten Winkel die Aeolus-Straße, welche die Athenen-Straße in gleicher Richtung nebenlaufend hat. Außer dieſen drei breiten Hauptſtraßen giebt es noch andere neue, aber nur wenige Gebäude ſind erſt auf denſelben zu ſehen.

Auf dieſen Straßen herrſcht ein ſo reges Leben, daß man Athen für weit bevölkerter halten könnte, als es iſt. Wagen und Reiter eilen nach orientaliſcher Weiſe raſch vorüber, dicke Staubwolken wirbeln ihnen nach. Die Athenenſtraße iſt der Ort des lebhafteſten Verkehrs. In ihr wogt gegen Abend eine buntſcheckige Menſchenmaſſe auf und nieder. Da erblickt man neben den Trachten des Abendlandes den griechiſchen Stutzer in blendend weißer Fuſtanella*), blauem Jäckchen, brauner ſeidner Weſte und einem mit bunten Knöpfchen verzierten Vorhemdchen. In ruhig abgemeſſener Haltung ſchreitet ein Palikar (freiwilliger, unregelmäßiger Krieger), ein kräftiger ſchöner Mann vorbei. Jacke und Weſte ſind bei ihm reich mit Gold- und Silberſtickerei verziert; der krumme Türkenſäbel in reicher ſilberner Scheide ſchleift am langen rothſeidenen Gehänge an ſeinen Füßen. Kühn und kräftig blickt ſein feuriges Auge. Die ſchöne junge Griechin mit dem rothen, goldbeſetzten Fez auf den dunklen Locken ſchreitet leicht dahin. Mancherlei Trachten der verſchiedenen Gegenden des Landes und ſeiner Inſeln begegnen ſich einander, unter denen dem Fremden beſonders die flügelartig, blos am Rückentheile angenäheten Schlitzärmel der geſtickten Jacken auffallen, ſowie jene weiten Faltenhoſen, welche nur von unten an den Beinen etwas aufgebunden ſind, hinten dagegen beim Gehen zwiſchen den Füßen hin- und herſchlottern.

Athen iſt in raſchem Aufblühen begriffen. Schon jetzt hat es mit Zurechnung des Militärs und der Fremden über 44,000 Bewohner, eine Bevölkerung, die freilich noch nicht an die des alten Athen reicht, das 72,000 Bewohner zählte, aber dennoch viel beträchtlicher iſt, als jene unter türkiſcher Herrſchaft, wo die weltberühmte Stadt zum Dorfe herabgeſunken war.

52. Die Neugriechen.

Der Grieche iſt lebendig, gewandt und mit vielen Anlagen ausgeſtattet, aber ſobald er zur Welt kommt, lernt er ſchon ſich verſtellen, daher wird er liſtig, falſch, lügneriſch, betrügeriſch und kriechend gegen Höhere, von denen er Macht und Einfluß erringen kann, dagegen ſtolz und aufbrauſend gegen jene,

*) Eine weiberrockartige, bis über die Knie reichende, mit vielen Falten verſehene Beinkleidung von weißem Baumwollenzeug, zu welcher oft 50 und mehr Ellen verwandt werden. — Das griechiſche Fez iſt 10—12 Zoll hoch und hat in der Mitte einen goldbeſponnenen Knopf mit ſeidener Troddel. Es giebt den Mädchen ein niedliches, huſarenmäßiges Ausſehen. Arme Frauen tragen ein rothes Käppchen, Kalpak genannt.

die unter ihm stehen; er ist oft ärgerer Quäler derselben, als es je die Türken sein konnten. Dem augenblicklichen Vortheile Alles aufopfernd, denkt er nicht an die Zukunft; sein auflodernde Feuer schlägt jeder Unglücksfall nieder, und im Glücke ist er aufgebläht und hochmüthig; er ist wankelmüthig, zänkisch und habgierig, dabei in so hohem Grade eitel und aufgeblasen auf die Berühmtheit seiner Vorfahren und seines Befreiungskampfes, daß es gar oft in's Lächerliche fällt; in seiner Prahlsucht und Ruhmredigkeit sucht er dem Fremden die abgeschmacktesten Ungereimtheiten über seine Heldenthaten aufzubinden; obwohl damals kaum der Wiege und den Windeln entlaufen, so hat er doch schon als Capitano einige hundert Türken kopfi gemacht*). Ich habe solche Helden sprechen hören, die bei Beendigung des Befreiungskampfes kaum 10 bis 12 Jahre alt gewesen sein konnten, und doch tragen sie auf der Brust das Denkzeichen, auf das sie mit nicht wenig Selbstgefühl jeden Augenblick herabsehen.

Zu allen diesen Lastern gesellen sich noch die des Verraths, der Undankbarkeit, des Intriguengeistes und der Grausamkeit; auch ist die im Befreiungskampfe so hoch gepriesene Tapferkeit der Griechen nichts weniger als so ausgezeichnet, wie sie gerühmt wurde. Hauptsächlich der gemeine Grieche ist mehr feig, als tapfer; dieses zu beobachten, habe ich bei den in Griechenland fortwährend herrschenden Unruhen mehr als einmal Gelegenheit gehabt. Bei einem Ueberfalle, wo sich nur einigermaßen Gefahr für sie zeigte, und wo es zu erwarten gewesen wäre, daß sie mit der verzweifeltsten Tapferkeit ihre Freiheit und ihr Leben vertheidigt hätten, warfen sie sogleich ihre Waffen weg und ergaben sich, und das nicht, um sich den Gesetzen zu unterwerfen und von der Großmuth ihres Königs Gnade zu erwarten, nein, aus Feigheit.

Man könnte hier einwenden wollen, wie es denn bei dieser Feigheit möglich gewesen sei, einen so langwierigen Kampf mit der weit überlegenen Macht der Türken zu führen. Wer dieses Land gesehen hat, — wer alle seine Schlupfwinkel, die gegen den Feind den natürlichsten Schutz gewähren, — wer die Schluchten und Felsen kennt, hinter welchen sie sich verborgen halten und bei jeder günstigen Gelegenheit auf den Feind hervorstürzen konnten, — dem ist es leicht, diese Einwendung zu widerlegen. Indessen fehlte es auch damals und jetzt noch nicht an tapferen Männern, die eine wahre Zierde Griechenlands sind. Wer kennt nicht die Namen eines Marco Bozzaris, Karaïskakis, Miaulis und so vieler Anderer? — Uebrigens machen auch viele der jetzigen taktischen Offiziere, besonders aber die Inselbewohner, von dem Gesagten eine sehr ehrenvolle Ausnahme; diese sind weit offener und redlicher als jene des Festlandes, und dabei die kühnsten und verwegensten Seeleute, wie sie nicht leicht ihres Gleichen finden.

Seit der Anwesenheit der Deutschen und sonstiger vieler Fremden sind die Frauen, namentlich in den Städten, bei Weitem nicht mehr so schüchtern und zurückgezogen, wie ehemals; nur die der geringeren Klasse beobachten immer noch die alte Sitte, sich in ihre Wohnungen einzusperren. Die Nationaltracht der Frauen ist in allen Provinzen und auf allen Inseln verschieden; indessen haben sich die Frauen aus den höheren Ständen bereits an die fränkische Tracht gewöhnt.

Was die Männer betrifft, so findet man unter ihnen, wenn auch nicht immer schöne, doch selten unangenehme, oft aber edle Gestalten. Sie

*) „Die Köpfe abgeschlagen;" die gewöhnliche Art der Griechen und Deutschen, sich gegenseitig verständlich zu machen.

tragen den Kopf hoch, den Körper gerade, mehr nach hinten als nach vorn übergebeugt. Ihre Haltung ist frei, ihr Betragen gewandt und ihr Gang leicht. Ihre Tracht ist schön und erinnert lebhaft an jene des Alterthums; bei ihrer Schönheit ist sie gewöhnlich so reich und so sehr mit Gold- und Silberstickereien überladen, daß nicht selten eine einzige Kleidung eines vornehmen Griechen auf mehrere tausend Drachmen kommt. Bei aller Pracht der Kleidung sind doch die Griechen im Allgemeinen, besonders aber in den niederen Ständen, sehr unreinlich, wodurch sehr vieles Ungeziefer erzeugt wird; der Fremde ist wohl nirgends, auch bei aller möglichen Reinlichkeit, so sehr von Ungeziefer, besonders aber von Flöhen und Wanzen geplagt, als in Griechenland. Keine Wohnung ist frei von diesen Insecten, wenigstens von den letzteren nicht, und ein gemeiner Grieche ohne Ungeziefer ist eine eben so große Seltenheit, als ein Grieche ohne Eigennutz und Falsch. — Die Lebensart der Griechen ist sehr einfach, was wohl mitunter auch seinen Grund in ihren Religionsgebräuchen finden mag; sie haben sehr häufig und oft mehrere Wochen lang Fasten, die sie mit der strengsten Gewissenhaftigkeit halten; sie essen oft Tage lang nichts, als ein Stück Brot, eine Zwiebel oder einen Knoblauch, oder einige Oliven oder auch ein Stück Schafkäse, dagegen können sie aber auch recht unmäßig sein, und es giebt unter den Griechen Trunkenbolde, wie aller Orten.

Alles bis jetzt von den Griechen im Allgemeinen Gesagte läßt sich mit wenigen Ausnahmen insbesondere auch auf die Athener anwenden. Wie der Athener sich aber von jeher durch ein gefälligeres Aeußere, durch Kleidung und Sprache, die weit wohlklingender als anderswo ist, und durch höhere Bildung ausgezeichnet hat, so noch jetzt. Seine Artigkeit nimmt ein, sein zuvorkommendes, gastfreundschaftliches Betragen gefällt und zieht an, obgleich er im Allgemeinen seiner Verschlagenheit wegen verrufen ist. Trotz des Sprichwortes: „Gott behüte uns vor den Juden von Salonichi, den Griechen von Athen und den Türken von Negropont", ist doch der vorherrschende Charakter der Athener bei Weitem nicht so verwerflich, als der von dem größten Theile seiner Landsleute.

Die geistigen Fähigkeiten der Griechen zeigen sich in manchen Fächern und Wissenschaften auf eine ungemeine Weise, am bewundernswertheſten aber in der Erlernung fremder Sprachen, und nichts Seltenes ist es, Griechen aus der geringsten Volksklasse zu finden, die außer ihrer Muttersprache wenigstens noch italienisch oder französisch, in neuerer Zeit auch gar häufig deutsch sprechen. Bei allen diesen natürlichen Anlagen und geistigen Fähigkeiten ist dennoch der Grieche äußerst abergläubisch. Der Aberglaube begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe.

Besonders zur Fröhlichkeit geneigt ist der Grieche; dies mag wohl am meisten der schönen Natur, die hier beständig den Menschen erfreut, zuzuschreiben sein; daher kommt es auch, daß Feste nicht leicht irgendwo mit mehr Jubel und Lust gefeiert werden, als in Griechenland. Hochzeiten, Kindtaufen, der erste Maitag ꝛc., dieses alles giebt Veranlassung zu den fröhlichsten Festen, an denen fast Alles Theil nimmt; mit ganz besonderem Gepränge aber begehen sie das Osterfest. — Der jetzige griechische Tanz soll ganz dem der Alten ähnlich sein; die Tanzenden schreiten, sich bei den Händen fassend oder Tücher haltend, in abgemessenen zierlichen Schritten im Kreise herum, ohne die Reihe zu verlassen. Der Chorführer giebt die bald schnelleren, bald langsameren Bewegungen an und erweitert oder verändert den Kreis. Zigeunerbanden oder auch Griechen selbst machen mit einer Trommel und einer

erſchrecklich mißtönenden Pfeife, oft auch mit einer ſchnarrenden Mandoline, die Muſik zu dieſem Tanze, oder die Tanzenden ſingen dazu. So vergnügen ſie ſich oft ganze Tage und Nächte hindurch, und zwar mit einer ſolchen Leidenſchaftlichkeit, daß ſie ſich auf jedem ihrer Geſichtszüge ausdrückt.

Noch immer lieben die Griechen Geſang, Muſik und Dichtkunſt; aber der Geſang, ſo wie die Muſik, ſind ohrenzerreißend, und die Dichtkunſt iſt, obſchon blumenreich, doch nicht immer anſprechend; es liegt zu viel Gezwungenes, Ungelenkes und zu wenig Natürliches in ihren Verſen, doch giebt es auch manche fröhliche, muntere Lieder, die den Hörer überraſchen und durch glückliche Wendung gefallen. In Beziehung auf Malerei und plaſtiſche Kunſt ſind die heutigen Griechen eben ſo weit zurück, als ihre Vorfahren darin ausgezeichnet waren; was jedoch die nicht zur Kunſt gehörenden Handwerke betrifft, ſo giebt es wenige, in denen ſie ſich nicht mit allen anderen Ländern meſſen könnten. In Stickereien, Färbereien und verſchiedenen anderen Gewerben leiſten ſie Vorzügliches. Die Schreiner und Zimmerleute ſind jedoch ſehr weit zurück; dieſe ſind aber auch nur mit ſo einfachen Werkzeugen verſehen, daß ſie unmöglich etwas Ordentliches damit zu Stande bringen können. Auch die Arzneiwiſſenſchaft liegt in Griechenland noch ſehr im Argen. Aderläſſe und Blutegel ſind faſt die einzigen Mittel, die bei allen und den ſchwerſten Krankheiten angewendet werden. Gewöhnlicher werden jedoch ſogenannte Hausmittel gebraucht, und zum Verwundern iſt es, wie deren Anwendung oft einen günſtigen Erfolg bewirkt.

H. Sander.

53. Eine Apenninenreiſe zwiſchen Parma und Genua.

Um die weniger bekannten Thäler der Apenninen, nebſt der Oekonomie der Hirten auf den dortigen Gebirgshöhen kennen zu lernen, reiſte ich von Parma ab und mußte die ganze hohe Gebirgskette durchwandern, welche Parma von Toskana und Genua abtrennt. Die Reiſe quer über dieſes Gebirge läßt ſich zu Pferde machen, wird aber meiſtentheils zu Fuße unternommen, indem die Pfade, welche auf und über daſſelbe führen, noch rauher und ſteiler ſind, als die meiſten Alpenwege. Parma liegt vom Fuße des Gebirges drei Stunden entfernt. Hart an dieſem erhebt ſich das ehemalige Schloß Sala, wo wir unſer erſtes Nachtlager aufſchlugen. Wir brachen mit Anbruch des Tages aus unſerem Nachtquartier auf und marſchirten etwa zwei Stunden dem Fuße der Hügel entlang, in gleicher Richtung mit dem Laufe des Po, auf Fußwegen, die jetzt in einer Linie mit der Ebene fortliefen, dann unter grünen Bogengängen, Lauben und Kaſtanienbäumen ſich höher hinaufzogen, ſo daß man bald eine bezaubernde Ausſicht genoß. Die Hügel, welche die Apenninen begrenzen, ſind mit Bächen durchfurcht und zahlreichen Wohnungen beſetzt. Am häufigſten wird in dieſen Gegenden der Weinſtock gebaut, und wo für dieſen der Boden nicht milde genug iſt, da verbreitet das ſich weit ausdehnende Laubwerk des Kaſtanienbaumes ſeine kühlenden Schatten.

Bei dem Dorfe Berzola verließen wir die fruchtbaren Flächen der Lombardei und wandten uns nun auf einmal gerade nach Süden hin. Nicht lange, ſo traten wir in das verſchüttete Thal ein, welches von der Parma periodiſch verheert wird. Indem wir bis zu der Quelle dieſes Fluſſes hinaufſtiegen, fingen wir zugleich an, in die wilderen Theile dieſer Gegend einzudringen. Sieben Stunden lang ging es in dieſem Thale aufwärts und immer fort in dem Bette des Fluſſes, das gerade jetzt in einen ausgetrockneten, mit

Trümmern bedeckten und in der Breite von einer halben Stunde zwischen zwei Gebirgsketten sich hinziehenden Strich Geschiebes verwandelt war, so daß auch nicht der kleinste Fleck Landes mehr zum Anbau, ja nicht einmal mehr Raum genug zu einem Fußsteige übrig blieb. Zu unseren Seiten erhoben sich zwei parallel laufende Ketten von Anhöhen, die uns anfänglich blos in der Gestalt lachender Hügel erschienen, dann aber, sowie wir weiter vorrückten, sich zu einer bedeutenden Höhe emporhoben und endlich an die hohe Apenninenkette selbst anschlossen, von der sie gleichsam als Nebenarme zu betrachten sind, welche von Süden gegen Norden hinlaufen, während die Mittelkette sich von Westen gegen Osten erstreckt. Diese Verästungen ziehen sich ununterbrochen der ganzen Länge der Apenninen nach fort und sind offenbar Gräte, welche dem heftigen Andrange der Gewässer widerstanden haben.

Während der ersten Stunde unseres Aufsteigens waren jene Hügelabhänge von zahlreichen Wohnungen belebt; Weinberge wechselten mit bebauten Gründen, und von Zeit zu Zeit sah man mitten aus den Umschattungen der Kastanienwälder sich einen Kirchthurm herausheben; sowie aber der Wanderer weiter in dem Thale vorrückt, werden auch diese Lebenszeichen alle seltener. Bald verschwinden Weinreben und Ulmen. Die Abhänge, allzu steil, als daß sie bebaut werden könnten, bieten dem Auge nur hier und da noch einen Weideplatz und einige Bäume und Trümmer dar. Als Seltenheit trifft man noch auf eine einzelne, kleine und dunkle, mit Steinplatten bedeckte Wohnung, deren zugespitztes Dach auf die Nähe der Schneeregion schließen läßt. Auch die schönen Kühe des flachen Landes sucht man in dieser Gegend umsonst, und die mageren Weideplätze werden von ziemlich elendem Vieh, von gefleckten Hammeln und einigen Ziegen abgeweidet. In den letzten Stunden unseres heutigen Marsches sahen wir auch diese einzige noch übrige Spur von Leben verschwinden. Das Thal ward auf einmal viel schmäler; ungeheure Felsen drängten die Parma in ein enges Bett zusammen; die Gebirge bekleideten sich mit einem größeren Charakter und stellten sich dar in breiten Massen von Felsen und Wäldern, mit einem Worte, unsere gesammten Umgebungen gewannen das Aussehen der Alpen. Der Fußpfad, welchem wir folgten, zog sich plötzlich über eine große Felsenmasse hinauf, von deren Höhe uns im gleichen Augenblicke ein Abgrund, dessen Tiefe die schäumenden Fluthen durchwühlten, eine über denselben kühn und schmal geschlagene Brücke, jenseits aber, auf einem mit Waldung bedeckten Hügel, das Ziel unserer heutigen Reise, der Kirchthurm von Bosco, in die Augen fiel. Das Dorf Bosco, der Hauptort dieses Bergbezirkes, gewährt einen höchst sonderbaren Anblick. Es hat durchaus keine Aehnlichkeit mit anderen Dörfern und mahnt eher an einen Weiler in Otaheiti, als an eine europäische Ortschaft. Von Gassen oder aneinandergereihten Häusern ist keine Rede und eben so wenig von Gärten oder bebauten Grundstücken.

Die Sonne war bereits aufgegangen, als wir dieses Dorf verließen, um weiter gegen den hohen Grat der Apenninen aufzusteigen. Unsere Karawane hatte ein recht stattliches Aussehen. Das ganze Dorf hatte mit der rührendsten Gastfreundschaft dazu beigetragen, uns mit Mundvorrath zu versehen, die angesehensten Einwohner wollten uns begleiten, und wir führten bei unserer Abreise aus dem Pfarrhause nicht weniger als fünfzehn Pferde mit. Bald leitete der Weg uns tief in einen dichten, den ersten Absatz des Gebirges bedeckenden Kastanienwald hinein, bald über Grasplätze; bald, und öfter noch, über moosbekleidete, mit den ungeheuren, aus der Erde hervorstechenden Wurzeln der Kastanienbäume versetzte Felsenstücke. Unter diesen Schattengewölben,

in welche nie ein Sonnenstrahl eindringt, herrscht ewige Kühle. Zwei Stunden bedurften wir, um den Wald, der eine herrliche Zierde des Bezirkes von Bosco ausmacht und nebenbei für das Manna der Wüste gelten kann, zu durchreisen. Jetzt befanden wir uns am Fuße eines Felsengrates, und als wir über diesen hinweg waren, so traten wir in die Region der Buchen ein. Nun mußte man immer steiler hinaufsteigen, so daß unsere Pferde Mühe hatten, vorwärts zu klimmen. Nach Verlauf von zwei Stunden riefen endlich unsere Führer, sie erblickten das „heilige Wasser" (l'Acqua Santa). In der That befanden wir uns, nachdem wir einen letzten Berggipfel erstiegen hatten, am Ufer eines kleinen, mit reinem, lebendigem Wasser angefüllten Sees, der eine runde, dem Krater eines Vulkans gleichende Form hat und mit einer 2 bis 300 Fuß hohen ordentlichen Randeinfassung umgeben ist. Der mit Buchen bedeckte Abhang dieser Einfassung spiegelte sein Grün in der klaren Fluth des Wasserbeckens, und wäre an dieser Stelle der Pflanzenwuchs etwas weniger reich, so würde man sich an die Ufer der höchsten Alpenseen versetzt glauben.

Die Einwohner schreiben dem Wasser dieses keinen sichtbaren Abfluß habenden Sees von Acqua Santa mancherlei vortreffliche Eigenschaften zu und die Reise dorthin wird als eine Art von Wallfahrt betrachtet. Ich wußte nicht, auf was für einer Höhe wir uns gerade befinden mochten; inzwischen mußte sie, nach den Schneemassen zu schließen, die um uns herlagen und den Winter überlebt hatten, ziemlich beträchtlich sein.

Jenseits des Sees von Acqua Santa beginnen die großen Sommerweideplätze der Apenninen, welche sich von dem Magra-Thale an, das die niedrigen Berge von Genua von denjenigen von Toskana, Parma und Modena scheidet, über alle Gebirgsgruppen hinziehen. Die Eintheilungen dieser Weiden werden durch Felsenspitzen bestimmt, von denen jedoch die meisten in ihre eigenen Grundvesten zusammengesunken und in lange Schutthaufen verwandelt sind. Einige ziemlich gut gebaute Sennhütten gewähren den Hirten eine Zuflucht; die Heerden aber halten sich fortwährend unter freiem Himmel auf.

Bis jetzt hatte ich nur noch die mitternächtliche Seite der hohen Gebirgskette durchwandert, deren Gipfel erst noch in der Entfernung von einer halben Stunde Weges vor mir lag. Auf dieser Höhe ist die Wasserscheide und der Grenzpunkt zwischen den vormaligen Gebieten von Genua, Parma und Modena. Um auf dieselbe zu gelangen, mußte noch ein mit dichtem und frisch bethautem Rasen bekleideter Abhang erstiegen werden. Schon dieser beherrscht die sämmtlichen Ketten der nördlichen Apenninen; vollends aber in dem Augenblicke, wo der oberste Gipfel erreicht ist, entfaltet ein grenzenloser Horizont sich vor des Wanderers Blicken. Noch nie war mein Auge durch einen so hehren Anblick entzückt worden: ganz Oberitalien lag ausgebreitet zu meinen Füßen. In wolkenloser Ferne schnitt die lange Kette der Alpen, von Frankreich bis Illyrien, so weit nur das Auge reichte, in den Horizont ein und umfing, wie mit einem Silberrahmen, die unermeßliche, von dem Po durchschlängelte Fläche, indeß ich das Erdreich — von dem hohen Ruhepunkte, auf dem ich mich befand — gleichsam stufenweise, bis an das Ufer des Meeres hinab, immer niedriger werden und zuletzt in den dunstigen Morgenhorizont versinken sah. Deutlich ließen sich die Meerbusen und die Schlösser von Spezzia unterscheiden, und begierig verfolgte mein Blick die prächtige Linie, welche entlang der Küste von Toskana sich hinzieht. Kein Reisender wird es bereuen, den Nebenausflug nach dem hier beschriebenen Standpunkte, der allerdings zu den merkwürdigsten in ganz Europa gehört, unternommen zu haben. Uebrigens

läßt dieſe Reiſe, die vielleicht noch intereſſanter iſt, als diejenige durch die Eisgebirge Savoyens, ſich einzig zur Sommerzeit unternehmen. Die meiſten Reiſen durch Italien werden aber im Winter gemacht, wo man dann zwar wohl mit Kirchendenkmälern und Gräbern bekannt wird, hingegen nichts von allen den großen Reichthümern der Natur, womit jenes ſchöne Land ausgeſtattet iſt, zu Geſicht bekommt.

Jetzt befand ich mich an den Grenzen von Modena. Ein niedlicher, ſechs Fuß breiter, längs der Gebirgsabhänge künſtlich angelegter Weg zum Hinabſteigen fand ſich vor und leitete von Berg zu Berg bis an das Thal hinunter, das die Magra durchfließt und in welchem Pontrémoli liegt. Dieſer Weg hat den einzigen Zweck, den Heerden den Zugang zu ihren Bergweiden zu erleichtern. Sowie man auf dem erwähnten Pfade tiefer gegen das mittelländiſche Meer hinabſteigt, fängt auch die Natur an, in veränderter Geſtalt zu erſcheinen. Jene fruchtbaren Felder und Getreidepflanzungen und jene Wieſen mit ihren Kanälen, jene Eichen und Weidengebüſche verſchwinden; man befindet ſich unter ſüdlichem Himmel und durchwandert Gehölze von Steineichen, von Cypreſſen und Lorbeeren; und ſtatt der kleebewachſenen Wieſengründe ſieht der Wanderer Hyacinthen und Tuberoſen unter ſeinen Füßen blühen und treiben. Es ſind dies die Genueſiſchen Gebirge. Jenſeits der Magra, welche die niedrigen Bergketten von den hohen Apenninen, die wir jetzt durchreiſt hatten, ſcheidet, betraten wir den Grund und Boden von Genua, mit aller ſeiner Pracht, ſeinem Elende und ſeiner Verlaſſenheit. — Der Weg führte über unfruchtbare, mit Zwergkaſtanienbäumen beſetzte Höhen und Abhänge, durch einige von den Waldſtrömungen zur Hälfte ausgewühlte Thäler und durch Dörfer von elendem Ausſehen, deren Einwohner das Gepräge des Verbrechens auf der Stirne zu tragen ſchienen, nach Compiano, einem Flecken, der ganz Europa mit Affen- und Wildthierführern verſieht; und endlich langte ich auf einem ſchmalen Pfade bei der Poſtſtation von Bracco an.

In Betreff der Cultur dieſer Gebirge bleibt mir nur weniges zu bemerken. Da es an Weiden fehlt, ſo würde man auch hier die Induſtrie der Hirtenvölker umſonſt ſuchen. Der ganze Viehſtand iſt auf Ziegen und etliche Hammel beſchränkt. Die Kaſtanienbäume, wenngleich von dürftigem Wuchſe, liefern die Hauptnahrung der Einwohner. Einige Aushilfe verſchaffen die in den Thälern wachſenden Olivenbäume und Weinreben, ſowie auch der türkiſche Weizen. Was aber den Haupterwerb dieſes Volkes ausmacht, das ſind die durch das Meer bedingten Küſtengewerbe, wie Fiſcherei und Hafenarbeiten und das Auswandern.

So hatte ich denn die ganze nördliche Kette der Apenninen durchreiſt und befand mich nun an der Küſte von Genua. Dieſer entlang ſetzte ich meinen Weg fort bis oben an den Meerbuſen, wo jene berühmte Stadt den Thron, von dem ſie dieſe Meere beherrſcht, ſcheint aufgeſchlagen zu haben.

Nach Chateaubrieux.

54. Die Maremmen.

Die Weſtküſte Italiens gehört in vielen ihrer einzelnen Strecken zu den verrufenſten Gegenden dieſes ſonſt von der Natur ſo reich geſegneten Landes. Unter dieſen Küſtenſtrecken ſind es aber beſonders die Maremmen in Toskana und die pontiniſchen Sümpfe zwiſchen Rom und Neapel. Erſtere werden wir durch nachſtehende Reiſe näher kennen lernen.

Pisa lag hinter uns, vor uns dagegen ein wohlangebautes fruchtbares Land, in welchem wir einige Stunden dahinfuhren. Pisaner Landleute in ihrer eigenthümlichen Arbeitstracht, in einem langen weißen Hemde mit kurzen Aermeln bestehend, gegen welches die dunkeln Gesichter und Arme grell genug abstachen, zogen theils an uns vorüber, theils erblickten wir sie auf den zur Seite der Straße liegenden Feldern in großer Thätigkeit. Doch die Ortschaften wurden allgemach seltener und kleiner; lange Strecken unangebauten hügeligen Landes, nur mit Gesträuch und Laubholz bewachsen, zeigten sich den Blicken, und der darüber hängende graue Himmel veranlaßte uns, die eben betretene Landschaft mit unseren norddeutschen Haidegegenden zu vergleichen, nur daß anstatt der Kiefern hier dunkle grüne Laubhölzer, wilder Wein, wilde Oelbäume, Pantoffelholzbäume oder Korkeichen, sowie auch wilde Feigenbäume von zum Theil krüppelhaftem, knorrigem Wuchse mit dem niederen, aber üppigen Grase den dunkeln Erdboden bedeckten. Auf der trefflichen Straße begegneten uns lange Kohlentransporte. Man bedient sich zur Fortschaffung der Kohlen nicht der Wagen, sondern der Pferde und Maulesel, denen man die Kohlensäcke zu beiden Seiten breit und hoch genug aufladet. Drei dieser Lastthiere sind gewöhnlich von einem rußigen Gesellen als Treiber begleitet, der durch dicke Gamaschen die Füße gegen Vipernbisse geschützt hat und dabei einen hohen spitzigen Hut, sowie einen rothbraunen dicken Mantel um die Schultern trägt. Recht abenteuerlich und fremd sieht es aus, wenn diese schwarzen Gestalten durch die finstere Haide auf der verödeten Straße einherziehen, zumal da in jener selbst oft die sonderbarsten Formen dem Wanderer sich darstellen. Da man wegen der hier herrschenden höchst ungesunden Luft (der Malaria, d. i. böse Luft) die Holzungen nicht regelmäßig benutzen kann, so wird von Zeit zu Zeit, ohne Rücksicht auf Holzart und Boden, ein Stück Waldung abgebrannt. Man ackert darauf das durch Asche gedüngte Land und es bringt dasselbe in den ersten beiden Jahren vielen Weizen hervor, kehrt aber bald zur früheren Unfruchtbarkeit zurück. Nun ergrünt neues Gestrüpp auf dem verlassenen Lande, während hier und da ein alter halbverbrannter Baumstamm gleich einem schwarzen, kurzen, dicken Unhold aus dem jungen Gesträuch mürrisch und tückisch hervorragt. Gleich wunderliche Gestalten bieten auch die Korkeichen und Pantoffelholzbäume dar, da von ihnen alle drei Jahre die Rinde abgeschält wird. Diese Bäume stehen nun blutroth im grünen Gebüsch, und gleich einer gewaltigen Riesenschlange umrankt sie der zwar nicht unfruchtbare, doch nur kleine Beeren hervorbringende wilde Weinstock.

Aber auch die Thierwelt sollte in diesem eigenthümlichen Landschaftsgemälde nicht fehlen. Wir bemerkten in den Haiden braune Schafe, schwarze fast haarlose Schweine, sowie auch Rinder und Pferde, die alle vom October bis Juni hier weilen, um dann beim Eintritt der Hitze in die Gebirge zurückzukehren. Nur die Büffel bleiben dann noch in der Maremma und befinden sich in den heißen feuchten Steppen ganz vortrefflich; sollte es ihnen aber gar zu heiß werden, dann gehen sie in die zahlreichen Sümpfe, legen sich bis an den Hals in das Wasser und nähren sich von frischem Seegrase. Es sind große Gestalten, unserem größten Rinde ähnlich und tragen auf dünnem Halse einen breiten Kopf mit abwärts gekrümmten kurzen Hörnern. Ihre Farbe ist schwarzbraun, Hals und Kopf zottig, der Blick tückisch und bösartig. Gleichsam die Neger unter den Rindern, werden sie dem Fußgänger nicht selten gefährlich, während sie den Reiter fliehen. Gezähmt eignen sie sich vortrefflich als Zugvieh. Sie werden auch gemolken und es giebt ihre Milch

den in Rom so beliebten Käse. Ihr eigentliches Vaterland ist Afrika, von wo sie der Longobardenkönig Agilulf zugleich mit dem wilden Pferde nach Italien verpflanzte. Unter den übrigen Thieren dieser Haiden ist auch der Wolf noch zu erwähnen, der von den Bergen herabsteigt, den Heerden nachzieht und in diese nicht selten einfällt.

Wir waren in der Maremme, jenen theils trockenen, theils sumpfigen Ebenen der schönen Alpenhalbinsel, in denen die tückischen lebensfeindlichen Geister der Malaria ihre Herrschaft aufgeschlagen haben und sie als Eigenthum beanspruchen, ohne daß es dem Menschen bisher gelungen wäre, diesen schrecklichen Tyrannen daraus zu vertreiben und sich diese höchst fruchtbaren Gegenden zum bleibenden Eigenthum zu machen. Fragen wir aber nach dem Grunde der Versumpfung dieser Küstenstrecken, so ist es in dem von uns eben durchwanderten Theile besonders der Ombrone, ein Fluß, welcher hoch aus dem Gebirge herabstürzend, auf fünf Pfund Wasser ein Pfund Erde mit sich führt und dieses an seinem Ausflusse absetzt. Die Kraft seines Laufes wird dadurch gehemmt, sein Bett erhöht und ein Sumpf erzeugt, in welchen das Meerwasser bei Sturmfluthen eindringt, ohne daß es darauf einen raschen Abfluß finden könnte, zumal das Meer längs der Küste Dünen bildet, hinter denen der Sumpf sich um so sicherer erhält. In dieser Vermischung des See- und Flußwassers gedeihen aber gewisse Pflanzen, besonders eine Charaart, die hier in Unmassen wächst und, wenn sie in den heißen Monaten verfault, einen Gestank verbreitet, der fast allem thierischen Leben feind ist, ja selbst die Metalle mit Rost bedeckt.

Dieses stehende Wasser ist ein wesentlicher Grund, daß diese vormals so blühende, von einer großen römischen Straße durchzogene, und mit vielen ansehnlichen Städten besetzt gewesene Gegend bereits seit mehreren Jahrhunderten zur Wüste geworden, welche die wenigen Bewohner vom Monat Juni an — wenn nicht schon früher — fliehen müssen, wollen sie der giftigen Atmosphäre nicht erliegen. Mit Recht sagt das Sprüchwort von der Maremma: „Man wird in einem Jahre in ihr reich, stirbt aber schon in sechs Monaten." Der Arbeiter, der, von den Apenninen herabsteigend, es wagt, die in größter Ueppigkeit stehenden reifen Saaten zu mähen, wird zwar gut bezahlt, bringt aber neben dem reichlichen Lohne meist bösartige Fieber mit auf seine Berge, wenn er nicht unten in der Ebene der giftigen Luft zum Opfer fiel. Wir frugen nach den Einwirkungen der Malaria auf den Menschen und erfuhren, daß dieselbe zuerst ein kaltes Fieber erzeuge, welches leicht und oft in bösartigere Fieber ausarte und namentlich Milz und Leber heftig angreife. So erzählte man uns von dem italienischen Naturforscher Brocchi, welcher den Muth hatte, sich außerhalb Roms in der Nähe einer durch ihre verpestende Luft berüchtigten Kirche vier Nächte hindurch im September aufzuhalten, während sowohl die Geistlichen dieser Kirche, als auch die Bewohner der umliegenden Häuser in dieser Zeit die Nacht auf den öffentlichen Plätzen Roms zuzubringen pflegen. Schon nach der vierten Nacht erkrankte Brocchi; ein anderer junger kräftiger Mann ward bereits nach der ersten Nacht vom Fieber ergriffen. Hält man sich längere Zeit in der Maremme auf, so stellen sich die zerstörendsten Krankheitserscheinungen ein, das Gesicht wird bleich und gelb, die Züge fallen ein, das Auge bekommt ein mattes Licht, der Unterleib schwillt auf, der Gang wird schleppend.

So bilden die Bewohner dieser Gegenden den schroffsten Gegensatz zu ihren gesunden, starken, leicht beweglichen, lebensfrohen Landsleuten, welche oft nur wenige Meilen entfernt auf den Gebirgen wohnen. Und dennoch verlassen

dieſe armen Menſchen im Frühlinge ihre geſunde Heimath und ſteigen in die Maremme herab, um die angebauten Theile derſelben zur Ausſaat für das Getreide zu beſtellen. Da ſieht man oft hundert Pflüge, bald von drei und vier Waldochſen oder Büffeln gezogen, welche, faſt in einer Linie gehend, gleichzeitig ein Feld von faſt einer deutſchen Meile Länge bearbeiten. Die auf ſolche Weiſe bearbeiteten Ländereien ſind weder widerſpenſtig noch undankbar. Bald grünen die reichſten Saaten in üppigſter Fülle; kommt die Erntezeit, ſo ſtrömen die Gebirgsbewohner aus Savina, Lucca und den Abbruzzen herbei, um in möglichſt kurzer Zeit — die Gefahr gebietet Eile — die Frucht zu ſchneiden. Wie durch einen Zauberſchlag iſt die große Einöde bevölkert, und wie zur Zeit der Beſtellung dieſe noch Morgens ein unermeßliches Brachfeld, ſchon am Abend ein ſchön geackertes Land war, ſo war ſie heute noch ein von goldenen Aehren erglänzendes Feld und morgen bereits ein dürres Stoppelfeld. Es kann kaum anderswo ſo auffallende Gegenſätze als in dieſen Steppen Italiens geben.

Doch nicht der Ackersmann iſt der einzige Menſch, welcher ſich in die Maremme wagt, mehr thut es noch der Hirt. Gleich jenem ſteigt er zur Zeit des Schnees von ſeinen Bergen herab, um im Frühjahr mit ſeiner Heerde dahin zurückzukehren. Dieſer wilde, aber freie und gaſtfreundſchaftliche Hirt erſcheint faſt ſtets zu Pferde, die Lanze in der ſehnigen Fauſt. Beſchaut er mit ſeinem feurigen Auge den unbegrenzten Horizont, dann entgeht nichts ſeiner Aufmerkſamkeit. Wehe dem rebelliſchen Stiere oder dem ausartenden überwilden Zuchthengſte, der die geringſte Unordnung in der Heerde verurſacht: augenblicklich färbt ſich das Eiſen mit dem Blute des Ruheſtörers, gebändigt und beſchämt kehrt er zur Ordnung oder zu der ihm angewieſenen Stelle zurück. Selbſt das wilde Thier erkennt im Menſchen ſeinen Herrn und unterwirft ſich ſtillſchweigend und fügſam dem Joche. Dieſe Hirten haben ſich an günſtigeren Stellen Hütten mit Schirmdächern von Stroh errichtet, unter denen ſie vor dem Platzregen Schutz ſuchen. Ihre Geſtalt erſchien uns höchſt abenteuerlich, denn gleich den Faunen der alten Götterlehre ſchlenderten ſie in haarigen Ziegenhoſen und Ziegenweſten einher, nicht wenig verwundert über den ſtattlichen Wagen, in welchem wir vorüberfuhren.

Man hat Alles gethan, um dieſen höchſt fruchtbaren Küſtenſtrich bewohnbar zu machen. Schon der Großherzog Leopold I. von Toskana glaubte die Luft durch Anbau zu beſſern und zog Tauſende von arbeitſamen Menſchen herbei, verſprach Belohnungen und Befreiungen von Abgaben und hatte die Freude, nicht allein römiſche Bauernfamilien, ſondern ſelbſt eine Colonie Lothringer in die Maremma einziehen zu ſehen. Die böſe Luft hat ſie alle aufgerieben. Man hat darauf das Land auszutrocknen geſucht, den Ombrone eingedämmt, durch die Sumpfſeen Canäle gezogen und das erdeführende Waſſer hineingeleitet, ja ſelbſt dem Einbruch des Meerwaſſers zu wehren geſucht, allein noch immer iſt es nicht gelungen, die giftigen Aushauchungen beſeitigt zu haben, obwohl nicht zu leugnen iſt, daß dieſe angeſtrengten Bemühungen nicht ohne jede Wirkung geblieben ſind.

Nach Klemm und Didier.

55. Wahl und Huldigung eines Papſtes (Pius IX.).

Papſt Gregor XVI. war geſtorben, ſein einbalſamirter Leichnam auf dem hohen Paradebette in der Mitte der Sixtiniſchen Kapelle drei Tage lang ausgeſetzt, ſodann in den St. Petersdom getragen und in einer der Seitenkapellen

so aufgestellt worden, daß die Füße durch das Eisengitter in den Gang des Hauptschiffes hinausragten. Hierher drängte sich nun die gläubige Menge zum letzten Fußkusse. Während dieser Zeit wurde unter dem hohen Gewölbe des St. Petersdomes ein mächtiger Katafalk in Form eines griechischen Tempels erbaut, über welchem auf achtseitigem Fußgestelle sich die Bildsäule der Religion erhob, während an den vier Säulen des Tempels vier kolossale weibliche Figuren standen, die Mildthätigkeit, Klugheit, Mäßigkeit und Staatsweisheit darstellend. Vier etwa 50 Fuß hohe Standleuchter an den vier Ecken der Stufen, welche zum Tempel hinaufführten, trugen in drei Reihen eine außerordentliche Menge großer Wachskerzen, welche mit den Kerzen über dem Dache gemeinschaftlich die Figur der Religion mit dem stärksten Lichtglanze umgaben. Dagegen hing im Innern des Tempels über dem daselbst aufgestellten Sarkophage nur eine einsame Ampel und verbreitete ihr schwaches Dämmerlicht. Drei Tage verblieb der Leichnam des Papstes in dieser feierlichen Aufstellung, dann ward er während der Nacht in jener Mauernische beigesetzt, in welcher bis jetzt die irdischen Ueberreste seines Vorgängers Pius VIII. geruht hatten. Diese aber wurden nun hinabgetragen in die Katakomben unter dem Hauptaltare, wo in langen Reihen die Sarkophage früherer Päpste stehen. Große Seelenmessen folgten an den nächsten drei Vormittagen, worauf zum Schluß die sämmtlichen Cardinäle den Sarkophag mit Weihwasser besprengten.

Kaum war die vorgeschriebene Trauerzeit beendet (etwa vierzehn Tage nachher), als sämmtliche Cardinäle das Conclave auf dem Quirinal bezogen. Man versteht unter Conclave sowohl die Versammlung der Cardinäle zur Vollziehung einer neuen Papstwahl, als auch den Ort derselben. In dem Palaste, wo die Wahl stattfindet, ward für jeden einzelnen Cardinal eine kleine, innen mit Tuch überzogene und mit den nöthigen Einrichtungen versehene Zelle erbaut und jede derselben durch's Loos an die einzelnen Cardinäle vertheilt. Eine solche Zelle besteht aus zwei Abtheilungen, wovon die eine für den Cardinal, die andere für seine zwei bis drei Secretäre oder Conclavisten bestimmt ist. Jede dieser Zellen besitzt ein kleines Fenster und erhält ihr Licht von der Galerie aus. Vor dem Palaste aber ist eine bedeutende Truppenabtheilung versammelt, um die hier versammelten Cardinäle gegen etwaige Volksbewegungen zu Gunsten irgend einer beliebten Persönlichkeit sicher zu stellen. Daher mußten sich schon am Abende nach dem feierlichen Einzuge alle nicht zu dem Conclave gehörigen Personen entfernen, alle Fenster bis auf das einzige oberhalb jeder Zelle wurden vermauert, und nur ein Thor, aber auch dieses von innen und außen verschlossen, und eine Seitenpforte blieben für den unerläßlichsten Verkehr. Alle Speisen gelangten durch vier Oeffnungen im Hauptthore in das Innere. Ueber die wirklich erfolgte Verschließung des Conclave wird eine Urkunde abgefaßt. Die Wahl selbst geschieht durch die Cardinäle; auch kann nur aus ihrer Mitte der Papst erwählt werden. Stellvertreter für die Cardinäle sind nicht zulässig, eben so ist auch aller schriftliche und mündliche Verkehr mit den im Conclave befindlichen Cardinälen untersagt. Geheime Abstimmung bezeichnet den Erwählten, und es wird dieselbe so lange fortgesetzt, bis zwei Drittel der Stimmen sich für Einen erklärt haben. Die Stimmzettel werden nach jeder erfolglosen Wahl in einem besonderen Kamine verbrannt, und der aus dem Schornstein desselben aufsteigende Rauch ist dem draußen harrenden zahlreich versammelten Volke Beweis, daß die berathenden Kirchenfürsten sich über einen neuen Papst noch nicht vereinigen konnten. Man kann denken, mit welcher Ungeduld Alle nach

jenem Schornsteine blicken. Können die Cardinäle nach Ablauf der drei ersten Tage über einen neuen Papst noch nicht zur nöthigen Stimmenzahl kommen, so erhalten sie in den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur ein Gericht. Ist aber die Wahl erfolgt, so erklärt der Gewählte auf Befragen seine Annahme und giebt zugleich den Namen an, welchen er als Papst führen will. Nach verrichtetem Gebete wird er darauf mit dem päpstlichen Ornate bekleidet und empfängt von den Cardinälen mittelst Handkusses und zweimaliger Umarmung die erste Huldigung. Bei der Wahl Pius' IX. war das Volk in allgemeiner Spannung, denn eben als die Cardinäle nach dem Conclave fuhren, verlautete das Gerücht, man wolle den beim Volke beliebten Kapuzinergeneral, Cardinal Micara, ohne Weiteres zum Papste ausrufen. Doch es war dies nur Gerücht, Niemand machte den leisesten Versuch dazu. Man fürchtete den päpstlichen Stuhl wochenlang erledigt zu sehen und in dem vom Quirinal aufsteigenden verhängnißvollen Rauche das Zeichen, daß die versammelten Eminenzen sich nicht vereinigen könnten. Da verbreitete sich plötzlich schon am zweiten Abende des Conclave — den 16. Juni 1846 — durch ganz Rom das Gerücht, Cardinal Ghizzi sei zum Papste erwählt. Der Ceremonienmeister des Conclave hatte nämlich bei Herbeischaffung eines vollständigen päpstlichen Anzuges sich ganz gelegentlich nach Schuhen oder Pantoffeln von der möglichst kleinsten Gattung umgethan. Die in äußerster Spannung Harrenden verfolgten die einzige aus dem Conclave gekommene Nachricht und waren der Ueberzeugung, daß der neugewählte Papst nur klein von Person und kein Anderer, als Cardinal Ghizzi sein könne. Doch man hatte sich geirrt. Schon am andern Morgen ging in Rom von Mund zu Mund die Nachricht, daß in der verflossenen Nacht Cardinal Mastai-Feretti, einer gräflichen Familie in Sinigaglia entsprossen, zum Papste erwählt worden sei. Sofort strömte ganz Rom nach dem Quirinal, wo bereits aller Augen auf den vermauerten Balkonbogen gerichtet waren. Dieser mußte sich öffnen, bevor der neue Kirchenfürst hervortreten konnte. Der Platz vor dem Palaste war viel zu klein, die ganze Masse des Volkes aufzunehmen. Alle Dächer und Fenster der angrenzenden Paläste waren mit erwartenden Menschen bedeckt. Da, bald nach neun Uhr, entstand am untersten Ende der frischen Mauer eine Oeffnung, welche in unglaublicher Schnelle sich aufwärts vergrößerte, bis sie kurz darauf Manneshöhe erreicht hatte. Zuerst kam eine Menge schwarzgekleideter Hofbeamten heraus, denen der Cardinal-Diaconus Sforza folgte. Derselbe verkündete aus einem Manifeste dem anwesenden Volke die Wahl des neuen Papstes und seinen Namen Pius IX. Bald darauf erschienen auch sämmtliche Cardinäle, alle in violettfarbenem Hauskleide mit rothen Käppchen auf den Häuptern. Die ersteren Beamten hatten sich vom Balkon entfernt, die Cardinäle allein füllten ihn jetzt. Ein Kreuz in der Maueröffnung ward sichtbar, hinter ihm der neue Papst im Ornate der päpstlichen Hauskleidung. Er war tief bewegt, und als er die Rechte zum ersten Segen erheben wollte, bedeckte er mit dem Tuche in der Linken das Angesicht und weinte. Das Volk aber fiel auf die Kniee, entblößte das Haupt und rief unter dem Schwenken der Tücher und Hüte: Evviva il santo Padre, Pio Nono (es lebe der heilige Vater, Pius IX.).

Die Clausur des Conclave hatte aufgehört, die Cardinäle eilten über die von der Menge bedeckten Straßen heim in ihre Paläste. Das Militär, mit grünen Zweigen auf den Tschako's, durchzog die Stadt mit klingendem Spiel, alle Glocken ertönten, bis am Nachmittage um fünf Uhr der neue Papst seinen feierlichen Zug vom Quirinal nach St. Peter hielt, um hier am Grabe des

Apostels Gott zu danken und die Huldigungen der Cardinäle entgegenzunehmen. Er saß im goldenen Staatswagen, welcher von acht prachtvoll geschirrten Rossen gezogen ward. Ein Diacon ritt mit hohem, goldenem Kreuze auf einem schön gezäumten weißen Maulthiere dem Wagen voran, während die päpstliche Nobelgarde zu Pferde demselben folgte. Lauter Jubel des Volkes erscholl aller Orten, aus allen Fenstern wehten die Tücher, die Glocken aller Kirchen läuteten, und beim Betreten der Engelsbrücke erdröhnten die Kanonen. In der Sixtinischen Kapelle angelangt, empfing der Papst am Altare die Huldigung sämmtlicher Cardinäle, indem ihm dieselben Fuß, Knie und Schultern küßten. Doch der feierlichste Moment war, als die großen Bronzethüren des Haupteinganges der St. Peterskirche sich dem neuen Fürsten zum ersten Male aufthaten und dieser auf dem goldenen Stuhle hereingetragen wurde, zu beiden Seiten die weißen Pfauenwedel und umgeben von der Schweizer Hellebardenwache in mittelalterlicher Tracht. Rauschende Musik ertönte durch die weiten, großartigen Tempelhallen, bis der Zug am Hauptaltare angekommen war, wo auf dem daselbst aufgeschlagenen Throne der Papst sich niederließ.

Wenige Tage darauf erfolgte in derselben Kirche unter dem höchsten Gepränge die feierliche Krönung. Die einfache goldene Mitra ward dem neuen Herrscher abgenommen und dafür die mit Edelsteinen reich geschmückte Papstkrone mit den Worten auf das Haupt gesetzt: „Nimm die dreifache Krone und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Lenker des Erdkreises, der Stellvertreter unseres Heilandes Jesu Christi bist, welchem sei Ehre und Preis in Ewigkeit. Amen!“ — Unter dem Geläute aller Glocken, dem Donner der Kanonen, ertheilte hierauf der neue Papst den ersten großen Segen der ganzen katholischen Christenheit. Rom aber strahlte, wie an den vorhergehenden Abenden, so auch am Abende der Krönung, in glänzender Beleuchtung.

Ein neuer Papst und noch das alte Rom!

Nach der „Illustrirten Zeitung“.

56. Die heilige Woche in Rom.

Zu keiner Zeit des Jahres ist die Zahl der nach Rom ziehenden Fremden so beträchtlich, als in der sogenannten heiligen oder Charwoche, jener Woche, welche mit dem Palmsonntage beginnt und mit dem Ostersonntage endet. — Eine Reihe prachtvoller Ceremonien, deren Zweck die Darstellung des Leidens und Sterbens Christi, sowie seiner siegreichen Auferstehung ist, zeichnen sich durch Großartigkeit vor dem aus, was andere Städte und Länder an kirchlichen Festen aufzuweisen haben. Wir sind Zeugen dieser Feierlichkeiten, die im Laufe der Jahrhunderte kaum irgend eine wesentliche Veränderung erfahren haben und in ihren Haupttheilen alljährlich regelmäßig wiederkehren. —

Der Morgen des Palmsonntages bricht an, die Kirchen hüllen sich in Trauer. Die Altäre, die Kreuze, die Bilder werden mit violetten Decken überhängt und die Messe lesenden Priester tragen Chorröcke von derselben Farbe bis zum Ostersonntage. Wir und mit uns eine außerordentliche Volksmenge sind in der St. Peterskirche. Eine allgemeine Bewegung verräth die Annäherung des Oberhirten der katholischen Christenheit. In feierlichem Zuge nahen zu Zwei und Zwei die Bußväter, Priester, welche im Auftrage des Bischofs die noch vorbehaltenen Sünden erlassen und als geistliche Strafrichter eine besondere Würde einnehmen. Die Cardinäle im Chorrock folgen ihnen, dann aber erscheint der Papst, getragen auf einem Thronsessel, über welchen

ſich ein Dach ausbreitet. Zwei weiße Pfauenwedel werden zu beiden Seiten getragen, der Papſt ſelbſt aber ſteht mit ausgebreiteten, ſegenſpendenden Händen, das Haupt mit einer ſilbernen Biſchofsmütze, der Mitra, bedeckt, gleich einer Bildſäule da. Der Zug bewegt ſich bis in die Nähe des Hochaltars. Der heilige Vater ſteigt herab, verrichtet ein kurzes Gebet und begiebt ſich dann nach dem für ihn aufgeſchlagenen Throne, um hier die Einſegnung und Vertheilung der Palmenzweige zur Erinnerung an den Einzug Chriſti in Jeruſalem vorzunehmen. Alle höheren Beamten, geiſtliche und weltliche, treten zu Zweien heran, empfangen die geweihte Palme, beugen das Knie und küſſen das Kreuz auf dem Pantoffel des Papſtes. Ein Cardinal hält die Meſſe ab und von dem Chore tönen die feierlichen Geſänge der Paſſionsmuſik.

Es iſt $21\frac{1}{2}$ — nach unſerer Zeit $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags — der oberſte der Bußväter (Großpönitentiarius) erhebt und begiebt ſich in das päpſtliche Bußgericht nach Johann im Lateran, der eigentlichen Hauptkirche Roms. Hier ſetzt er ſich ohne Chormantel und nur mit der viereckigen Cardinalsmütze bedeckt, nieder und ſchlägt mit einem langen Stabe zuerſt die kirchlichen Würdenträger (Prälaten), dann alle die übrigen Anweſenden leicht auf den Kopf. Für dieſe Handlung der Demuth wird ein hunderttägiger Ablaß ertheilt. Findet ſich Niemand mehr in dem Beichtſtuhle ein, ſo entfernt er ſich unter Dankſagung gegen die Prälaten, welche ihn begleitet haben, um dieſelbe Ceremonie am Mittwoch in St. Maria-Major und am Charfreitage in St. Peter vorzunehmen.

Der Montag und Dienſtag der heiligen Woche gleichen auch zu Rom, wie an allen anderen Orten, den übrigen Tagen des Jahres, doch werden die Kirchen mehr als gewöhnlich beſucht. Die großen Feierlichkeiten beginnen erſt die Mittwoch mit der Todtenmeſſe in der Sixtiniſchen Kapelle. Es iſt 22 Uhr, 2 Stunden vor Sonnenuntergang. Die ganze Kapelle, welche kaum 500 Menſchen in ihren Prachträumen aufzunehmen vermag, iſt von Menſchen überfüllt. Die herrlichſte Muſik, Pſalmen und Klagelieder, ertönt in tief ergreifenden himmliſchen Tönen, gleich als ob Engel um ein verlorenes Paradies weinten. Die Sonne iſt ſchon untergegangen und ihre letzten Strahlen erglänzten in den Fenſtern der Kapelle, da ertönt das tief ergreifende Miſerere (Sei mir gnädig, Gott, Pſalm 57). Aller Augen füllen ſich mit Thränen und die Seele wird von heiligem Schauer ergriffen. — Der Papſt trug einen rothen, goldgeſtickten Talar und die ſilberne Mitra, die Cardinäle violette Chormäntel. Auf dem Altare brennen 13 Kerzen, eine nach der anderen wird ausgelöſcht, nur die übrig bleibende dreizehnte wird unter den Altar geſtellt, zur Erinnerung an den Abfall der zwölf Apoſtel und die Treue der Mutter Chriſti. Während des Miſerere aber kniet der Meſſe leſende Prieſter nieder und lieſt mit entblößtem Haupte, doch lauter, feierlicher Stimme, das ſchöne Gebet des ſiebenundfünfzigſten Pſalmen, bis gegen den Schluß die Stimme immer eintöniger wird und endlich verſtummt. Das Gebet war beendet und alle Anweſende ſchlugen nun mit Stöcken auf die Sitze und Bänke, um die Mißhandlungen des Herrn anſchaulich zu machen. Die Muſik iſt wahrhaft betäubend, ſelbſt Kindergeſchrei verſtärkt den Lärm noch und das Volk findet hieran ſo viel Geſchmack, daß es nicht ſobald aufhört. Da hält ein Meßdiener die unter den Altar geſtellte Kerze in die Höhe und ſofort erfolgt eine allgemeine Stille.

Die Meſſe iſt zu Ende. Alle Kirchen leeren ſich von der großen Zahl der Gläubigen, und in buntem Gemiſch ſtürzen ſich dieſelben nach dem St. Petersplatze. Ein Wort geht über Aller Lippen: „Der Segen! der Segen!“

Die päpſtlichen Soldaten zu Fuß und zu Roß haben bereits den weiten Platz bedeckt, das Volk liegt auf den Knien in den Gängen und auf den gewaltigen Freitreppen der Baſilika (Peterskirche). Lärm und Unordnung nehmen zu mit der Menſchenmaſſe, da tritt plötzlich feierliche Stille ein, ein Freudenruf ertönt, die allgemeine Bewegung verkündigt die Ankunft des Papſtes. — Von zwölf roth gekleideten Dienern auf einem Throne von Sammet, unter einem prächtigen Thronhimmel getragen, von Cardinälen umgeben und unter dem Vortritt von Biſchöfen und Prälaten, ſowie in Begleitung von Schweizern und Edelgarde, bewegt ſich das Oberhaupt der katholiſchen Kirche durch den großen Saal der Baſilika und gelangt ſo bis an das große offene Bogenfenſter, welches die Loge des Segens heißt. Immer noch ſitzend und die Tiara auf dem Haupte, verlieſt er die Sündenvergebungsformel, dann erhebt er ſich, richtet die Hände gen Himmel und ſpricht über Stadt und Welt den Weiheſpruch der göttlichen Gnade: „Es ſegne Euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geiſt.“ Bei dieſen Worten erdröhnen die Kanonen der Engelsburg, die Trompeten ſchmettern, die Trommeln wirbeln, alle Glocken läuten, und aus dem Munde der vielen Tauſende, welche hier unbeweglich auf den Knieen liegen, ertönt das Amen! Amen! der Menſchheit zum Herrn des Himmels.

In früherer Zeit erneuerte der Papſt bei dieſer Gelegenheit noch vor Ertheilung des Segens den Bann über die „Ketzer und Unbußfertigen“, eine Handlung, welche die Verkündigung der Bulle in coena domini genannt wird. Der Unterdiaconus zu ſeiner linken Hand verlas die Bulle lateiniſch, der Diaconus italieniſch, dann wurden die Kerzen angezündet, die Bulle zerriſſen und in alle Winde ausgeſtreut, worauf Papſt und Cardinäle ihre Kerzen wieder verlöſchten und ſie unter die Menge warfen. Dieſer Gebrauch findet gegenwärtig nicht mehr ſtatt, die jetzt verleſene und herabgeworfene Bulle verheißt allen Anweſenden volle Sündenvergebung.

Am grünen Donnerſtage ſtrömt in aller Frühe die Menge des Volkes nach der Peterskirche, um hier Zeuge der Ceremonie der Fußwaſchung zu ſein. In einer der Seitenkapellen erhebt ſich ein einfacher Thronſeſſel, ein langer Auftritt iſt für die dreizehn Apoſtel beſtimmt, dreizehn arme Prieſter oder Diaconen, auch Pilgrime aus den verſchiedenſten Ländern der Chriſtenheit. Die dreizehn Apoſtel haben ſich auf den Bänken niedergelaſſen, Alle tragen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckige weiße Mütze. Ihr rechter Fuß iſt entblößt, da dieſer vom heiligen Vater gewaſchen werden ſoll. Das Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit tritt mit vorgebundener Schürze herein, begiebt ſich zu den dreizehn Apoſteln und wäſcht hierauf aus einem ſilbernen, reich vergoldeten Waſchbecken ihnen die Füße, trocknet ſie ab und küßt ſie ſodann. Jeder der Apoſtel empfängt hierauf vom Schatzmeiſter eine goldene und eine ſilberne Medaille und von einem der Cardinäle einen Blumenſtrauß. Dieſer Feierlichkeit folgt die Abendmahlsfeier, doch wird dieſelbe nicht in der Peterskirche, ſondern in einem Saale des Vatikans (päpſtlichen Palaſtes) abgehalten. Der Papſt war im Chorhemde, die dreizehn Apoſtel, ſeine Gäſte, ſaßen an einer Tafel. Er ſegnete zuerſt das Oſterlamm ein, reichte dann den Apoſteln das Waſſer zum Händewaſchen und bediente ſie — eingedenk der Worte: Der Größte unter euch ſoll euer Diener ſein; denn wer ſich ſelbſt u. ſ. w. — während des Eſſens.

Noch einmal wird am Abend des grünen Donnerſtages das Miſerere in der Sixtiniſchen Kapelle geſungen. Die Nacht iſt hereingebrochen, der Thron

des Papstes seines Schmuckes entkleidet und ohne Baldachin. Das Kreuz und der Altar sind schwarz verhängt, die Kerzen bestehen aus gelbem Wachs. Das große Kreuz, welches vor dem Hauptaltare der St. Peterskirche hängt und das, aus Kupferplatten bestehend, mehr als zwanzig Fuß mißt, strahlt allein im Glanze von 666 Lichtern. Ganz Rom ist jetzt von Donnerstag Mittag an — denn man feiert hier den grünen Donnerstag als Todestag Christi — bis zur Messe am stillen Sonnabend in tiefer Trauer. Die Glocken sind verstummt, die Uhren verkündigen die Stunden nicht mehr und Knaben sind an ihre Stelle getreten, welche mit einer Art Schnarre durch die Straßen laufen und die Zeit anzeigen. Tritt man in die Kirchen, so findet man hier kein Weihwasser mehr, selbst die Weihrauchräucherungen sind verschwunden. Auf dem Altare stehen keine weißen, sondern nur noch gelbe Kerzen; das Zeichen des Kreuzes wird nicht mehr geschlagen, der Segen vom Papste nicht mehr ertheilt, selbst die Trommeln der Soldaten geben nur noch einen dumpfen traurigen Ton.

Am Morgen des Charfreitages versammeln sich der Papst, die Cardinäle, die Bischöfe und die Prälaten vor dem Kreuze in der Sixtinischen Kapelle. Alte Trauergesänge ertönen in ernstfeierlicher Weise durch die heiligen Räume. Da erhebt sich plötzlich der Papst und mit ihm die Cardinäle und steigen mit nackten Füßen und entblößtem Haupte, die Hände gefaltet, hinunter in die Basilika von St. Peter, um hier die Reliquien des Kreuzes, der Lanze und des Schweißtuchs der heiligen Veronika zu verehren. Der Papst kniet vor seinem Betpulte, vor dem schwebenden, erleuchteten Kreuze über dem Beichtstuhle des heiligen Petrus. Die mehr als hundert Lampen, welche hier das ganze Jahr brennen, sind jetzt verlöscht. Die Cardinäle knien auf hölzernen Bänken hinter dem Papste; Alle haben die Zeichen äußerer Würde bis auf die Siegelringe abgelegt, selbst die Chorröcke sind von gemeinem Stoffe.

So bricht der stille Sonnabend an, an welchem unter anderen zwei Feierlichkeiten, die Taufe und die Confirmation der Neubekehrten, im Lateran des heiligen Johannes stattfinden. Diesmal war es ein jüdischer Jüngling, welcher die heilige Taufe empfing. Er war mit einem weißen Kleide nach Art der ersten Christen angethan, legte sein Glaubensbekenntniß ab und ward darauf getauft. Am Sonnabend ertönen auf einmal alle seit drei Tagen verstummten Glocken. Die Kanonen der Engelsburg krachen in den Lärm hinein, der sich plötzlich in demselben Augenblicke in allen Straßen der Stadt erhebt. Längs der Häuserreihen sind alte Töpfe, Schüsseln und Krüge aufgepflanzt, welche man für diesen Tag schon lange aufgehoben hat. Unter diese Gefäße legt man Kanonenschläge und brennt sie ab. Das Freudengeschrei des Volkes mischt sich in ihr Krachen, das von den Fenstern aus durch Flinten- und Pistolenschüsse erwidert wird. Alles ist in freudigster Bewegung. Die Pforten des Grabes sind gesprengt, die Trauerwoche ist zu Ende!

An demselben Tage wird auch in der päpstlichen Kapelle das Feuer und das Osterlicht geweiht. Alle Familien sitzen beim Ostermahle zusammen, das stets in einer Eiersuppe, einem großen Osterfladen und zur Erinnerung an das Osterlamm aus einem Zicklein besteht. Keine Familie aber verzehrt das Mahl, bevor es nicht vom Pfarrer des Sprengels, der von Haus zu Haus geht, geweiht ist. Die Römer sind an diese Sitte so gewöhnt, daß selbst die Armen an die Thür der Klöster gehen, um sich die zur Bereitung des Ostermahls nöthigen Lebensmittel zu erbetteln. Die Kapuziner werden hierbei besonders in Anspruch genommen, von ihnen erhalten die Armen Eier, Lammfleisch und Wurst nebst einigen Gläsern Wein. In allen Häusern ist man

geſchäftig und ſcheuert von oben bis unten, gleich als wolle man den alten Menſchen ausziehen und in einem neuen Leben wandeln.

So bricht der erſte Oſtertag an. Der Papſt ſelbſt hält in St. Peter das Hochamt in aller Pracht des ſiegenden Chriſtus. Der hoheprieſterliche Talar wallt über ſeine Schultern, die dreifache Krone ſitzt auf ſeinem Haupte. So wird er von dem Volke mit dem tiefſten Schweigen und der größten Ehrerbietung empfangen; eine große Menge von Cardinälen in Chormänteln und reichen Meßgewändern von Silberſtoff und Goldſtickerei, die fremden Patriarchen, alle anweſenden Biſchöfe und Prälaten, die Edelgarde und ein glänzendes Gefolge umgeben ihn. Das Hochamt wird vom Papſte ſelbſt gefeiert und bei der Erhebung der Hoſtie ſinken 30,000 Andächtige in die Knie. Hierauf folgt die Communion. Nachdem der Papſt die Hoſtie durchbrochen und ſich ſelbſt gereicht hat, giebt er die andere Hälfte, in zwei Theile getheilt, ſeinen beiden Diaconen. Hierauf trinkt er von dem geweihten Blute, aber nicht aus einem Kelche, ſondern aus einem goldenen Rohre, damit kein Tropfen auf die Erde falle. Nach beendeter Meſſe ſpendet er hierauf, wie am grünen Donnerſtage, den päpſtlichen Segen. Auch jetzt ertönt das Geläute aller Glocken, die Trommeln wirbeln und die Kanonen der Engelsburg krachen darein.

Die Menge des Volkes zerſtreut ſich, um ſich zur letzten Feier der heiligen Woche, der Erleuchtung der Peterskirche und dem Feuerwerke, vorzubereiten. Mit Eintritt der Nacht bedeckt ſich die St. Peterskirche mit luftigen Geſtalten, welche an Seilen hängend, gleich Vögeln von einem Säulenkapital zum andern klettern, auf- und abſteigen, ſelbſt auf den Vorſprüngen der Kuppel umherlaufen, durch die Säulen der Laterne bis auf den vergoldeten Knopf kriechen, ja bis zum Kreuze hinaufklettern, dem höchſten Punkte dieſes mächtigen Gebäudes. Es ſind Arbeiter, welche die Erleuchtung der Peterskirche vorbereiten. Wie man ſagt, hören dieſe Leute Meſſe, beichten und erhalten die Abſolution, ehe ſie an ihr halsbrecheriſches Werk gehen. Bald erglänzt die ganze Fronte von St. Peter und die daran ſtoßende Colonade in dem milden Lichte von 50,000 Papierlaternen. Doch dieſer Glanz iſt nur Vorſpiel; eine Stunde darauf ſcheint der ganze koloſſale Prachtbau in Flammen zu ſtehen, indem gleichzeitig eine große Anzahl von Gefäßen mit Holzſpähnen und Terpentin angezündet werden. Die Wirkung, obwohl nur von kurzer Dauer, iſt wahrhaft zauberiſch. Eine mächtige Bewegung ergreift plötzlich die ganze Volksmenge. Alles wälzt ſich über die Brücke von St. Angelo nach dem jenſeitigen Tiberufer. Das Feuerwerk der nahen Engelsburg iſt von hier aus am beſten zu ſehen. Plötzlich ſteigen 3500 Raketen zu gleicher Zeit in die Luft und bilden einen wahren Feuerkreiſel, die weltberühmte Girandola. Die ganze Tiber ſcheint bei dieſem Flammenmeere in Feuer zu ſtehen. Iſt das Feuerwerk vorüber und blickt man dann nach der für einen Augenblick vergeſſenen St. Peterskirche, ſo leuchtet ſie in ihrer Herrlichkeit wie ein Stern aus dunkler Nacht. Und hiermit endet die heilige Woche.

Nach der „Illuſtrirten Zeitung" und Poujoulat.

57. Die Einkleidung einer Nonne.

Als ich einſt an einem ſchönen Frühlingsmorgen über den kleinen Platz vor der Kirche Sant Andrea delle Fratte meiner Wohnung zuſchritt, ſah ich vor dem Eingange der Kirche einige Staatscarroſſen von Cardinälen

halten. Ich fragte, was es gäbe, und erhielt zur Antwort: una sposa di Dio, eine Himmelsbraut.

Ich folgte dem Zuge der in die kleine Kirche eindringenden Neugierigen und kam noch gerade zur rechten Zeit, um einen guten Platz in dem beschränkten Zuschauerraume zu gewinnen. Denn der größere Theil des Hauptschiffes der Kirche war abgesperrt für die zur Feierlichkeit eingeladenen Verwandten und Freunde der Himmelsbraut.

Es vergingen nahezu zwei Stunden, bis alle geladenen Gäste erschienen waren, und ehe der Cardinal, der das feierliche Amt einsegnen sollte, umgeben von zahlreicher und glänzender Dienerschaft, seinen Einzug hielt. Noch aber war von der Hauptperson nichts zu sehen. Endlich entstand eine Bewegung im Volke, und durch die Doppelreihe diensthuender Schweizergarden und Ehrenherren des Cardinals schritt langsam und feierlich eine hohe stattliche Jungfrau, fast wie eine Königstochter anzuschauen. Auf dem wunderbar schönen, hochgetragenen Haupte strahlte eine kleine Krone von Diamanten, und die ganze hohe und schlanke Gestalt war von einem weißen, glänzenden Altasgewande umflossen, dessen lange Schleppe ein Page nachtrug. Obgleich die von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen niedergeschlagen waren, schien sie doch von Zeit zu Zeit triumphirend umherzublicken, als wollte sie allen Versammelten zeigen, daß sie aus freiem, freudigem Entschlusse den nichtigen Freuden dieser Welt entsage. Auf ihren Wangen schien die Fülle des Lebens zu glühen, und um die schwellenden Lippen spielte ein Lächeln ruhiger Seligkeit. Kurz vor ihrem Erscheinen hatten geschäftige Geistliche gedruckte Blätter unter die Zuschauer vertheilt. Es waren Gedichte zur Verherrlichung des Festes und der neuen Gottesbraut, schwülstig und hochtrabend, wie diese Art von Poesie in Italien bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt. Ich ersah aus denselben, daß die schöne Jungfrau dem gräflichen Geschlechte der Rosa's angehöre.

Zuerst schritt dieselbe auf einen kleinen, mit rothem Sammet beschlagenen Betschemel zu, der für sie eigens in der Nähe des Altars aufgestellt war. Hier sank sie auf ihre Knie und verrichtete ein kurzes Gebet. Nach Beendigung desselben wurde sie zu dem Hauptaltare geführt, wo sie der Cardinal im Ornate empfing und ihr den Segen ertheilte, worauf sie zwischen ihren Aeltern auf der vordern Sitzreihe Platz nahm. Auch der Cardinal ließ sich auf seinem erhöhten Prachtsessel nieder. Dagegen erhob sich, ihm gegenüber, ein junger Mönch in Franziskanertracht, der in einer langen feurigen Rede die Seligkeit und die himmlischen Freuden des Klosterlebens im Gegensatze zu den Täuschungen und Verwirrungen der Außenwelt schilderte, und zuletzt mit einem begeisterten Lobe auf die Jungfrau schloß, welche das bessere Theil erwählt und sich entschlossen habe, Jugend, Glanz und Schönheit zu Ehren Gottes in seinem Dienste zu opfern. Als er geendet hatte, erhob sich der Cardinal wieder zu einem Gebete vor dem Altare und zu einem Segensspruche, bei dessen letzten Worten ein Doppelchor von Sängern eine sehr schöne Cantate anstimmte. Inzwischen war mir die schöne Jungfrau aus den Augen verschwunden. Ich suchte sie vergebens auf ihrem Platze zwischen den ehrwürdigen Aeltern. Plötzlich aber ertönte ein allgemeines Murmeln der Bewunderung durch die Zuschauermenge. Ich blickte auf und bemerkte, daß ein kleiner seidener Vorhang hoch oben über dem Altare, an der Stelle, wo sonst irgend ein Heiligenbild zu hängen pflegt, sich langsam emporhob. Ein goldenes Gitter wurde sichtbar, und hinter demselben erblickte man wie ein lebendes Bild die noch im vollen Brautschmuck glänzende Jungfrau vor einer alten Aebtissin knien. Im Hintergrunde der Gruppe standen zwei jüngere

Nonnen, welche, wie die Aebtissin, in ihrer schwarzen Klostertracht einen wunderbar ergreifenden Contrast bildeten gegen die in der vollen Pracht bräutlichen Glanzes strahlende und bis zu diesem Augenblicke noch der Welt angehörende blühende Gestalt der knienden Jungfrau. Die Hände der Aebtissin ruhten segnend auf dem schönen Haupte. O quanto è bella, bellissima, (wie schön, wie wunderschön ist sie!) murmelte es rings um mich her, und alle Augen leuchteten vor Bewunderung.

Jetzt trat eine der Nonnen aus dem Hintergrunde vor, ein weißes Atlaskissen mit goldenen Quasten auf ihren Armen tragend. Auf dieses legte die Himmelsbraut das wunderschöne Haupt, und ein leises Zucken flog über ihre Züge, als man ihr die diamantene Grafenkrone vom Haupte löste. Unterdessen war auch die zweite Nonne hervorgetreten. Sie beugte sich nieder zu der Knienden, und mit dem starken Schnitt einer Scheere trennte sie die Fülle der prachtvollen schwarzen Flechten von dem edlen Haupte. In dem Augenblicke, wo dieselben auf das weiße Atlaskissen niederfielen, breitete sich ein weites schwarzes Schleiertuch über die ganze Gestalt des knienden Opfers und entzog dasselbe den Blicken der Menge. Als das Tuch bald darauf wieder hinweggenommen wurde, war das weiße Atlasgewand verschwunden, und die strahlende Himmelsbraut erschien jetzt im dunklen Klostergewande, das zurückgeschlagene Schleiertuch über dem Haupte, vollständig zur Nonne umgewandelt. Die Aebtissin erhob sich, segnete noch einmal die neue Schwester und zog sich sodann mit ihren beiden Begleiterinnen zurück.

Die Neueingekleidete verharrte noch eine Zeit lang regungslos in ihrer knienden Stellung, die Hände über die Brust gekreuzt, in brünstiges Gebet versunken. Dann erhob sie sich langsam und stand hoch aufrecht da, die Blicke zum Himmel gerichtet, die Hände über die Brust gekreuzt, in seliger Verzückung. Das schräg einfallende Sonnenlicht umspielte ihr Haupt, welches wie von einer himmlischen Verklärung übergossen schien. Als ihre Arme und Blicke niedersanken, stand plötzlich ein Engel zu ihrer rechten Seite. Es war ein kleines, wunderliebliches Mädchen von sechs bis sieben Jahren, dem man Flügel an den Schultern befestigt, einen Kranz weißer Rosen um die langen dunkeln Locken geschlungen und eine große brennende Wachskerze in die Hand gegeben hatte. Der Engel ergriff die niederhängende Hand der jungen Nonne und zog sie fort nach der Richtung, in welcher die Aebtissin verschwunden war. Der seidene Vorhang senkte sich leise nieder, der Chorgesang, welcher während der ganzen Scene fortgedauert hatte, verhallte, und ein Leben voll Schönheit und Jugend war für ewig in diesen Mauern lebendig begraben. Selbst ihre Aeltern wird sie nicht mehr sehen, denn die Ordensregel, welche sie erwählt hat, gestattet dieses nicht. Und nur, wenn die Aebtissin künftig im Vereine der Schwestern sagen wird: „Beten wir auch für die Seele eines unserer Verwandten, welcher verschieden ist," mag die Arme denken, daß vielleicht ein geliebtes Glied ihrer Familie die Augen für immer geschlossen hat.

Ad. Stahr.

58. Der Carneval zu Rom.

Die Carnevalszeit ist zu Rom die heiterste im ganzen Jahre und beginnt ungefähr zehn Tage vor Aschermittwoch, jenem bekannten ersten Tage in der Fastnachtszeit, in welcher alle rauschenden Freuden, sowie der Genuß mancher Speisen dem Katholiken streng verboten sind. Was man alsdann entbehren muß, wird zum Carneval im Voraus eingebracht, wo die ausgelassenste Fröhlichkeit ein freies Feld für ihre Späße findet.

Wir verleben den Carneval zu Rom, und der Corſo, jene ſchnurgerade 3500 Schritt lange, von meiſtentheils prächtigen Gebäuden eingefaßte Straße, iſt der Schauplatz dieſer tollen Zeit. Alle Balkone, alle Fenſter dieſer Häuſer ſind mit Teppichen behangen, und auf den Pflaſtererhöhungen zu beiden Seiten der Straße ſtehen Stühle, ſo daß der gewaltige Corſo an einen Rieſenſaal erinnert, deſſen Decke der Himmel iſt. Es war am 14. Februar, als die große Glocke des Capitols das Zeichen zum geſetzlichen Beginn der Carnevalsluſt gab. In gold- und farbenſtrahlenden Staatscarroſſen bewegte ſich der Zug des Senators von Rom, des Fürſten Corſini, den Corſo langſam auf und ab und eröffnete die heiterſte Weltluſt, und in demſelben Augenblicke begab ſich ſeine Gemahlin, die junge Fürſtin Torlonia, an der Spitze der frommen Schweſterſchaft des Coloſſeums, deren Haupt ſie iſt, im unſcheinlichen Bußgewande in die einſamen Räume dieſer zum Tempel geweihten größten Ruine der Welt, um in dieſer menſchenverlaſſenen Einſamkeit des alten heidniſchen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Feſtluſt zu erflehen, welche gleich ferner Wogenbrandung zu den Beterinnen aus dem neuen chriſtlichen Rom in die ſtille Einöde herüberdringt. An jedem der acht Carnevalstage wiederholt ſich dieſer Gegenſatz und giebt einen recht ſchlagenden Beleg von dem Beſtreben des Katholicismus, Luſt und Leid ſcheinbar mit einander zu vereinigen. Hier die ſtrengſten Bußübungen, dort die ungebundenſte Heiterkeit. Doch der Carneval mag ſelbſt ſprechen.

„Hier ſind Blumen, hier ſind Blumen!“ iſt der uns umſchwirrende Zuruf. An allen Straßenecken des Corſo haben Blumenverkäufer ihre farbeſtrahlenden und duftſpendenden Vorräthe aufgeſtellt. Benachbarte Straßen und Plätze wimmeln von Frauen und Mädchen, Burſchen und Knaben, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem Zurufe entgegenhalten: „Hier ſind Blumen, Herr, Blumen! Blumen! Friſche Blumen! o was für ſchöne Blumen!“ Alle Landleute der Umgebung Roms brachten ihren Blumenſchmuck zur Stadt, um hier beim Beginn des Frühlings ſchon eine reiche Ernte zu halten. Von allen Seiten wird gekauft, ganze Körbe werden davongetragen, Jeder will mit Flora's duftenden Kindern irgend eine freundliche Neckerei verüben.

Schon ſind lange Wagenreihen in den Corſo eingerückt und fahren längs deſſelben auf- und abwärts. Freunde und Bekannte begrüßen ſich und werfen ſich mit Sträußchen und Confetti, kleinen Gypskugeln. Alle Fenſter, alle Balkone ſind von Frauen und Mädchen eingenommen, ein Kopf überragt den andern. Man ſucht ſeine Bekannten auf oder macht Bekanntſchaften, wirft mit Blumen, Confekt, Confettis und — wird geworfen. Kein Wagen fährt vorüber, man wirft hinein, und Alle, welche darin ſitzen, werfen heraus. So fliegen Käſtchen mit verzuckerten Kügelchen, gebrannte Mandeln, Bonbons und anderes Naſchwerk, zwiſchen Buchsbaum, Myrten, Zweigen blühenden Lorbeers, zwiſchen Maßlieben, Anemonen und Veilchen auf und nieder, hin und her, rechts und links. Schon iſt der Corſo ein unabſehbar durcheinanderfluthender Menſchenſtrom geworden, in welchem ſich die Wagenreihen, oft gänzlich ſtockend, nur langſam und mit Mühe hintereinander fortbewegen. — Es iſt nicht möglich, im dichten Gedränge weiter zu kommen. Wir treten bei einem unſerer Freunde ein und betrachten vom Balkon der erſten Etage eines vierſtöckigen Hauſes das wunderbare Schauſpiel. Gleich einer buntgeſchmückten ungeheuren Feſthalle, über welche der ſonnigſte Frühlingshimmel ausgebreitet iſt, erſcheint die faſt endlos lange Straße. Alle Häuſer, bis zu den höchſten Dachfenſtern hinauf, ſind Kopf an Kopf von Menſchen gefüllt,

während unten im bunteſten, märchenhaften Menſchengewimmel Tauſende der luſtigſten Masken einander durchfluthen. Hier einfache Dominos, dort Griechen und Türken, Mohren und Perſer, Pulcinellen (Hanswürſte) beiderlei Geſchlechts, rothe gehörnte Teufel, Doctoren, Advocaten und Quackſalber, rieſige Kliſtierſpritzen ſchwingend und fußlange Uhrſchlüſſel an fingerdicken Uhrketten. Alles rennt und ſpringt, oder windet und drängt ſich, je nach Gelegenheit unter tauſend Scherzen und Späßen neckend durcheinander. Männer gehen als Frauen, Frauen als Männer, und das mit ſolchem Geſchick, daß man oft ſchwer das Wahre findet. Selbſt Prachtequipagen der vornehmen Welt ſind mit Masken gefüllt; der Kutſcher meiſt als Frauenzimmer verkleidet, vorn auf dem Bocke, heraufgeklettерte Masken hinten auf dem Tritte. Die maleriſchen Trachten der Umgegend finden ſich unter den Masken in treueſter Nachahmung vertreten; hier der Fuhrmann von Velettri, da der Maulthiertreiber vom Gebirge, dort der Hirt aus der Campagna. Selbſt die römiſchen Räuber und Banditenhauptleute in ihrer ſo äußerſt maleriſchen weltbekannten Tracht haben ihre Doppelgänger geſendet, und da alle wirklichen Waffen auf's ſtrengſte verboten ſind, ſo ſieht man ſie mit hölzernen Flinten und Piſtolen in den ſeidenen Schärpen, die lange hölzerne Flinte im Arme, um mit ihr Blumenſträuße auf ihre Schlachtopfer abzuſchießen. Nur eine Art Masken ſind verboten, es ſind die geiſtlichen, ſowie die Nachahmung der Ordenstrachten. Keine taucht im Gewühle des Corſo auf. Ja die Geiſtlichen, Mönche wie Prieſter, vermeiden es ſorgfältig, während des Carnevals ſich auf dieſem Tummelplatze allgemeiner Fröhlichkeit ſehen zu laſſen. Paſſirt ja einmal ein Einzelner durch das Getümmel, gleich hagelt es dichte Confettiſchauer von allen Seiten auf ihn zu, bis der Unglückliche entweder in eine Seitengaſſe entweicht oder in irgend ein Haus ſchlüpft. Dagegen ſieht man auch die Glieder dieſes Standes in zahlreicher Vertretung an den Fenſtern und auf den Balkonen an der harmloſen Luſt theilnehmend.

Unter den Masken dieſes erſten Tages zeichnete ſich ein Wagen in der Form eines Schiffes aus, die Schiffsmannſchaft in der maleriſchen Tracht der franzöſiſchen Seeleute. Der Capitän, mit dem großen Sprachrohre an ihrer Spitze, wechſelte mit allen vorüberfahrenden Wagen die vollen Ladungen ſeiner Kanonen. Die reizendſten von allen männlichen Masken ſind die Gärtner, welche mit langen ſcheerenartigen Zangen (ähnlich den verſchiebbaren Scheeren in Soldatenſchachteln), Scalette genannt, hier Blumen und Blumenſträuße, dort Kränze, Kronen und Früchte, da wieder feine Zuckerwaaren und andere Geſchenke zwei, ja ſelbſt drei Stockwerke zu den Fenſtern ihrer Freunde und Freundinnen hinaufreichen. Dieſe ausgelaſſene Fröhlichkeit dauert meiſt acht Tage hintereinander und wechſelt mit Pferderennen und anderen Volksbeluſtigungen ab. Endlich naht der letzte Tag. Das Pferderennen längs des Corſo iſt vorüber, die Wagen rücken wieder in denſelben ein, dichte Volkshaufen bewegen ſich auf der Straße, und Alles iſt bemüht, noch die wenigen Stunden hier in ausgelaſſener Heiterkeit zu verleben. So ſtellt ſich endlich das nächtliche Dunkel ein, raſch und plötzlich, wie hier im Süden, wo die Dämmerung den geſchiedenen Tag abſchließt.

Hier und da ſieht man Lichter zum Vorſchein kommen. An den Fenſtern, auf den Gerüſten vor den Häuſern bewegt es ſich nun plötzlich; wie mit einem Zauberſchlage haben die Lichter ſich ſo vermehrt, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen (moccolo) flimmt und flammt. Auf den Balkonen und Kutſchen hängen bunte durchſcheinende Papierlaternen, zierliche Armleuchter mit Wachskerzen, und ſelbſt von den Dächern herab ſchwanken

auf zusammengebundenen zehn bis zwanzig Fuß langen Rohren oft eben so viele Kerzen. Fußgänger tragen nicht selten hohe Lichterpyramiden auf den Köpfen, und ist dies nicht der Fall, wenigstens eine Kerze hält Jeder in der Hand, mag er nun im Fenster, in der Kutsche, auf dem Balkon stehen oder auf der Straße gehen. Der sternenbesäete Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flimmernde bewegte Lichtmeer unten, wodurch der Corso in eine hunderttausendfach leuchtende Milchstraße von Sternen erster Größe verwandelt wird. Ist es doch, als schaute man in einen Feensaal, überblickt man von einem der Balkone den langen, langen Corso in seiner Lichterpracht, mit all' dem Bunten, Blitzenden, Glänzenden und den wunderbaren Wiederscheinen und Streiflichtern. Dabei ist das Ganze noch durch die Pracht der Carrossen, den Schmuck der Masken und die dazwischen tanzende, drängende, springende, rennende und jauchzende Menge gehoben, unter welcher sich nun der althergebrachte Kampf zwischen Aufklärung und Verfinsterung erhebt.

Die Hauptlust dieses Moccoloabends besteht nämlich darin, einem Jeden, sei er nun bekannt oder unbekannt, das brennende Moccolo (Wachslichtchen), welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen oder das seinige wieder anzuzünden, dabei aber schelmisch genug das Zündlicht auszublasen. Selbst der Ernsthafteste vermag sich dem Jubel, der allgemeinen Kinderlust nicht zu entziehen, Alle verfolgen den vorgesetzten Zweck mit einer Schlauheit und einem Eifer, mit Anwendung von Listen und Schlichen, deren sich nur die ausgelassenste Jugend bedienen kann. Ein Krieg gegen Alle hat begonnen. Jeder ist Angreifer und Angegriffener zugleich. Wo der stärkste Athemzug zum Ausblasen des Moccolo nicht hinreicht, erfindet die List alle möglichen Arten von Löschmaschinen. Hüte und Taschentücher werden in Bewegung gesetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen Mühe hat, sich der nächsten Nachbarn zu erwehren, es entspinnt sich dazu noch ein lustiger Kampf zwischen Stockwerk und Stockwerk. Tücher, an lange Rohre gebunden, werden von oben herab, von unten hinauf gleich Fahnen geschwenkt, um die Moccolo auszulöschen oder abzuschlagen. Keinem Worte, keinem Versprechen ist zu trauen, denn keines wird gehalten, und der, welchem du eben erlaubtest, seine Kerze an der deinen anzuzünden, bläst dir in demselben Augenblicke, in welchem er seinen Zweck erreicht hat, mit einem lauten: „Welche Schmach, ohne Moccolo, ohne Moccolo!" dein Lichtstümpfchen aus. Es ist, als ob eine Art von Trunkenheit sich Aller bemächtigt hätte. Alle dahinfahrenden Wagen sind im Belagerungszustande. Man sitzt und steht darin, klettert hinauf, steigt herab, bläst von vorn, hinter dem Rücken, von den Seiten her die Lichter aus, und ist der Angriff gelungen, dann tönt's: „Ohne Moccolo!" — Römer und Römerinnen bewegen sich in diesem Wirrwarr, wie Fische im Wasser. Sie eilen an dir vorüber, verlöschen im Umsehen deine Kerze, wie hoch du sie auch halten magst, und entreißen dir wohl gar mit einem blitzschnellen Griff und ehe du dich noch besinnen kannst, auch noch die zweite unterdeß wieder angezündete, und gleich erhebt sich das anmuthig neckende, verhöhnende: „Ohne Moccolo, ohne Moccolo! o welche Schmach, ohne Moccolo!"

So toben die Geschlechter, alle Alter, alle Stände gegen einander. Unten im Corso steigt man auf die Tritte der Kutschen; kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind noch sicher. Das meiste Gedränge zieht sich nach der Mitte der Straße. Niemand vermag sich hier noch vom Platze zu rühren. Die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf der vielen ausgeblasenen Kerzen und Fackeln, das fortwährende Geschrei so vieler tausend Kehlen macht selbst den gesundesten Sinn schwindeln.

Doch mitten in diese hellflammende Lust, diesen originellen Taumel, mit welchem der Held Carneval unter Fackelschein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave-Maria-Läuten von den zahllosen Kirchthürmen der ewigen Stadt, und schnell, wie er begonnen, endet all' der strahlende Glanz des heitersten Festes, ausgelöscht wie eine Kerze mit einem Hauche. Die Massen lösen sich auf, um den übrigen Theil des Abends in Gesellschaften bei Musik und Tanz zuzubringen, bis die Mitternachtsglocke den Anbruch der Aschermittwoch und mit ihm den Beginn der ernsten Fastenzeit verkündet.

Nach A. Stahr.

59. Eine Reise auf den Vesuv während eines Ausbruchs.

An einem heißen Sommertage rollten wir auf der großen schönen Straße von Neapel über Portici und Resina nach dem Vesuve, der bereits seit einigen Tagen nach mehrjährigem Schweigen wieder zu toben begonnen hatte. Die Straße, welche wir zu passiren hatten, betrug bis an den Fuß des Berges gegen vier Stunden und war mit vielen Hunderten von Menschengruppen bedeckt, welche mit uns ein Ziel verfolgten. Ein uns wohlbekannter Führer erwartete uns bereits und so traten wir auf dem Rücken guter Esel, sowie mit dem nöthigen Mundvorrath und Fackeln versehen, unsere Vesuvreise an. Gleich hinter Resina ging der Weg zwischen Weingärten bergan. Der Kegel des Vesuvs blieb uns noch hinter den Weinbergen verborgen, doch hörten wir bereits das fernem Donner gleichende Rollen im Schooße des Berges und das Niederprasseln der hoch in die Lüfte geschleuderten Steine. Allmählich verlor sich immer mehr und mehr das bebaute und durch verwitterte Lava höchst fruchtbare Land, und bald ritten wir über weite schauerliche Lavagefilde, die, furchtbar zerrissen, von finsteren Schlackenhöhlen durchwühlt, mit scharfkantigen Blöcken chaotisch übersäet waren. Rings um uns lag ein Feld des ewigen Todes, dessen klaffende Schlünde und gähnende Tiefen uns gleich Gräbern anstarrten. Zwischen ihnen zogen sich bereits gleich Strömen gerinnenden Blutes die brandrothen Bänder der Lavaströme. Fahlgelbes Gestein grinste aus Asche und Geklipp uns an, und die muldenförmigen Thalsenkungen waren bald mit einer blasigen Lavagruppe, bald mit einem grauen Schlamme überzogen, der sich im Sturze versteinert hatte. Hinter dieser öden Wüste folgte dann wieder Leben und Fruchtbarkeit, und nach anderthalbstündigem Ritt erreichten wir den gegen Lavaströme gesicherten und mit lachenden Traubengeländern bedeckten, westlich vorspringenden Hügel San Salvatore.

Vor dem hier gelegenen weißen Häuschen des Eremiten stiegen wir ab und traten an den Rand des Hügels, um eine Aussicht zu genießen, die den schönsten auf der Erde an die Seite zu stellen ist. Rundum in stundenweiter Ausdehnung lag der Todtenacker schwarzer Lava, umgeben vom frischen Grün der ihn umarmenden Weingärten. Weiter abwärts erglänzten zwischen Kaktussträuchern und Feigenbäumen die weißen Winzerhäuschen, noch tiefer der den Golf umspannende, schimmernde Kranz belebter Städte. Rechts der von Menschen wimmelnde Strand von Neapel und das doppelt getheilte Häusermeer, und von dem malerischen Hintergrunde der hohen Abruzzen sich abschließend, die fruchtbare Campagna Felice mit Capua, Caserti und Madaloni, links dagegen die prangende, den Golf von Neapel im Süden umfangende Landzunge von Sorrent, mit ihrer Bergreihe und den von Orangenwäldern beschatteten Orten Massa, Sorrent und Castella Mare, dazwischen aber das Himmel und Erde verbindende, unermeßliche Meer mit den Zauberinseln Capri, Ischia, Procida

Digitized by Google

und Niſida. Ueber dieſer wunderherrlichen Landſchaft ſpielten beim Sonnenuntergange die reizendſten Farbenſchattirungen, vom tiefſten Violettblau der Tiefe, bis zum Purpurviolett der Höhen, und vom Dunkelgoldblau des Meeres, bis zum hellſten Roſenroth der Caps und der Inſeln übergehend. Eben tauchte die Sonne im reinſten Strahlenſchein ins Meer. Wir aber ſtanden ſchweigend da, im Anſchauen des noch nie geſehenen, über Alles erhabenen Naturſchauſpiels verſunken, bis die Dunkelheit über das Land fiel und nur das Meer noch ſchimmerte, ſo daß die Inſeln wie in Silber ſchwammen. Ich konnte den Blick nicht abwenden, ſo weit war mir noch nicht die Bruſt in Gottes ſchöner Welt geworden.

Da mahnte unſer Führer Antonio uns zum Weitergehen. Wir machten uns auf und gelangten bald zum Rande des Kegels, wo wir unſere Thiere verlaſſen mußten, um den ſteilen, mit Lava überſchütteten Weg mit dem Stocke in der Hand zu Fuße zu machen oder Vorſpann zu nehmen. Letzteres ſieht höchſt drollig aus. Um den Leib deſſen, welcher Vorſpann nimmt, wird ein Gurt gebunden, an dem zwei Stricke befeſtigt ſind. Zwei Männer ziehen an dieſem und ſchleppen den Bevorſpannten hinter ſich her, ſo daß derſelbe nur die Füße zu heben braucht. Schwächere Perſonen laſſen ſich auf einem Tragſeſſel fortbringen. Wir unſerntheils erreichten ohne ſonderliche Anſtrengung den Gipfel, während zwei wohlbeleibte Franzoſen faſt auf allen Vieren vorwärtskeuchten und einem lachend und ſchreiend vorbeijagenden Trupp Italiener zur Zielſcheibe ihres Witzes wurden.

Während dieſer Zeit war es Nacht geworden. Das Geprаſſel der Steine dröhnte, gleich einem niedervonnernden Waſſerſturze, immer lauter. Das in Strahlen aufſchießende Feuer des Berges und die Gluth des Himmels wurde immer furchtbarer. Leichte Blitze zuckten durch die Luft, aber noch immer verſperrten uns Lavafelſen die volle Ausſicht. Wir waren mit Schweiß bedeckt und ſetzten uns deshalb in einer von erſtarrter Lava gebildeten Höhle nieder, um zum Weiterſteigen neue Kräfte zu ſammeln. Bald ging es weiter. Der Kegel des Veſuv iſt oben zu einer, mehrere tauſend Schritt im Durchmeſſer haltenden Ebene abgeplattet. Auf dem Nord- und Südrande dieſer Ebene erheben ſich in Hufeiſenform zwei Hügel von einigen hundert Fuß Höhe. Zwiſchen ihnen liegen, gleich rieſigen Maulwurfshaufen von innen heraus in die Höhe geſchüttelt, die Krater. Haben ſie ſich in Folge der Ausbrüche geleert und ausgehöhlt, dann ſtürzen ſie wieder zuſammen. Der eben thätige Krater mochte die Höhe der beiden Seitenhügel haben, und wirbelte aus ſeinem Haupte eine bald braune, bald tiefſchwarze Aſchenſäule qualmend in die Luft. Dazwiſchen ſchoß in Pauſen ein gelbrother, rieſiger Feuerbaum von glühenden Steinen, welche mit grauenvollem Getöſe bald wieder in den Schlund zurückſtürzten, bald an allen Seiten des Abhanges hinabrollten. Rechts von dem Hauptkrater erhob ſich eine Gruppe von etwa zehn kleinen Nebenkratern, die alle kochend und puſtend Gas und Lava ausſpieen und gleich einer kochenden, breiartigen Maſſe ihre weichen Decken bald hoben, bald ſenkten, ohne ſie ſprengen zu können. Zu unſeren Füßen wand ſich gleich einem feuerfarbenen Fluſſe ein durch tiefe Ritzen zu ſchauender Lavaſtrom und ſchoß, ſich ſeitwärts in mehrere Arme theilend, den Berg hinab. Mit dem Geſehenen noch nicht zufrieden, forderte nun Antonio uns auf, den linken jener zwei Hügel zu beſteigen, um dem Krater in den Rachen ſehen zu können. Er ging voran, wir folgten ihm, erklommen den nördlichen, ganz aus todter Aſche beſtehenden Hügel und lagerten uns auf dem höchſten Punkte des ſtets ſchwankenden Erdbodens. Es iſt unmöglich, das beſtändig in Farbe und Ge-

ſtalt wechſelnde, von Rauchſäulen und zuckenden Blitzen durchbrochene Prachtfeuerwerk zu beſchreiben. Auf allen Stellen, bald ſeitlich, bald oben, brachen Flammen hervor, und gleich als wolle der tobende Rieſe es nicht dulden, ihn in ſeiner Zorngluth zu beſchauen, ſchleuderte er eine Menge Steine nach unſerm Standpunkte, welche praſſelnd am Fuße unſers Hügels niederſtürzten. Da der Steinhagel zunahm, ſo ſtiegen wir wieder zur Hochebene hinab und fanden hier zahlreiche Gruppen von Fremden, welche in allen Sprachen in Ausrufe der Verwunderung und des Schreckens ausbrachen, beſonders wenn ein Steinhagel näher als gewöhnlich niederfiel.

Wir wandten uns nun zu den zehn kleineren Kratern und konnten in den erſteren, da er kein Gas mehr ausſtieß, hinabſehen. Er glich faſt einem rund ausgemauerten Kalkofen, in welchem die Lava wie flüſſiges Metall ſtand. — Als wir den anderen Kratern uns näherten, ſtießen ſie ſolche Maſſen Schwefeldampf aus, daß ſie uns bald zum Rückzuge nöthigten; ja ehe wir noch entwichen waren, ſchleuderte einer der hölliſchen Trichter mehrere Lappen weicher Lava uns tückiſch nach, von denen einer einem unſerer Begleiter auf den Hut fiel. Hier ſprudelte er auseinander, doch ein haſelnußgroßes Stück blieb in den Haaren des Nackens hängen und drang ziſchend in das Fleiſch, wurde jedoch noch ſchnell von Antonio mit der Mütze weggeſchlagen. — Raſchen Schrittes flohen wir davon, da donnerte auch der große Krater gewaltiger, und ſein Gebrüll wurde ſo arg, daß ich glaubte, er müſſe jeden Augenblick berſten. Nicht die heftigſte Kanonenſchlacht, nicht der ſtärkſte Donner laſſen ſich mit dieſem entſetzlichen Lärm vergleichen, ſowie es überhaupt unmöglich iſt, Alles zu beſchreiben, was jenem Höllenſchlunde entſtieg. Feuermaſſen wirbelten über uns und wir bedurften unglaublicher Aufmerkſamkeit, um nicht von ihnen getroffen zu werden. Die ausgeworfenen Steine beſchrieben tauſend leuchtende Bogen und regneten in Feuerbällen, gleich einer ungeheuren Feuerfontaine, auf allen Seiten hernieder. Eine Leuchtkugel, groß wie ein Menſchenkopf, fuhr über unſere Häupter hinweg, und ein kleiner glühender Ball ſtürzte unmittelbar vor unſeren Füßen nieder. Im Nu war er blau und erſtarrt, ſo daß wir ihn zwiſchen zwei kalten Steinen als Andenken mit uns nehmen konnten. —

Das mahnte zu eiliger Flucht, und nur nachdem wir aus dem Bereiche der gefährlichen vulkaniſchen Eſſen waren, mäßigten wir unſere Schritte und ſchwenkten ſeitabwärts nach einem Lavaſtrome, deſſen Bett ſich von fern als blutrother Saum abzeichnete. Antonio ſtieß ſeine Fackel ein paar Fuß tief in die Lavaritze unter uns hinab und zog ſie augenblicklich brennend hervor. Dann rief er: „Folgt mir jetzt Schritt für Schritt auf dem dunklen Wege, damit wir nicht in neue Gefahr gerathen. Wir dürfen nur mit dem Winde gehen, um die erſtickenden Dämpfe der Lavagluth zu vermeiden.“

Viele Fremde ſchlugen mit uns denſelben Weg ein oder waren bereits vorangegangen. Allenthalben ſah man Fackeln an der Spitze magiſch beleuchteter Gruppen. Dem Lavaſtrome abwärts folgend, kamen wir an den Punkt, wo der Hauptſtrom ſich in zwei andere theilte. Der Anblick war prächtig. Die Lava verbreitete hier eine viel größere Hitze und floß viel ſchneller, ja verſchwand ſogar an einigen Stellen unter ſchwarzen Klippen, um nach einiger Zeit wieder ſprudelnd hervorzuquellen, dabei losgeriſſene Stücke mit ſich führend. Unſere Uhren zeigten über Mitternacht, als wir in Reſina wieder wohlbehalten ankamen.

Nach Mayer.

60. Wanderung durch Pompeji.

Von der brausenden Locomotive fortgezogen, gelangen wir längs der Meeresküste vor Portici und Resina vorbei; ein Pfiff und der Zug hält — wir sind vor Pompeji, jener alten, im Jahre 79 nach Christi Geburt während eines furchtbaren Ausbruchs des Vesuvs durch außerordentliche Asche- und Lavamassen gänzlich überschütteten römischen Stadt. Jahrhunderte lag sie, die vormals herrliche Stadt, begraben; Niemand wußte, wohin sie gekommen, wo sie vormals gestanden habe, bis man endlich im Jahre 1711 beim Graben eines Brunnens auf Gebäude kam, welche dem gleichzeitig mit verschütteten Herculanum angehörten. Zwar wurden weitere Nachforschungen vorläufig nicht angestellt, doch als man im Jahre 1738 beim Grundgraben zu einem königlichen Lusthause auf ein neues Bauwerk, und zwar ein altes Theater, stieß, da bekam man Lust, die Nachforschungen weiter zu verfolgen, und fand bald, daß man es mit einer vormaligen, nun aber gänzlich verschütteten Stadt zu thun habe. Dies konnte keine andere als das bereits genannte Herculanum sein. Pompeji konnte nur unweit davon gleichfalls unter Lava und Asche verborgen liegen. Schon 1750 hatte man es aufgefunden, und seit dieser Zeit ist durch Entfernung der Ueberschüttungsmassen ungefähr der dritte Theil der Stadt an das Tageslicht getreten. Ihn wollen wir jetzt beschauen.

Wir befinden uns auf dem Marktplatze von Pompeji, vor uns die stillen Straßen, die verfallenen Tempel, die zertrümmerten Häuser, deren Innerstes dem Auge offen steht. Auf unserer Wanderung durch die Straßen erblicken wir die tausenderlei Anzeichen vom vormaligen Vorhandensein einer geschäftigen Menschenmenge und ihrem alltäglichen Verkehr. Die Spur des Eimerseiles auf dem steinernen Rande des ausgetrockneten Brunnens ist noch deutlich zu erkennen, die Gleise der Wagenräder auf dem Straßenpflaster, die Ringel von Trinkgefäßen auf den steinernen Tischen der Weinläden, die Amphoren in den Kellern der Privathäuser, vor vielen hundert Jahren einst auf's Lager gebracht und seit jener Zeit noch nicht angerührt: alles dies wirkt in eigenthümlich erschütternder Weise auf unser Gemüth. Draußen vor dem Thore liegen noch die Baumaterialen zur Verzierung und zum Wiederaufbau der durch die vorhergegangenen Erdbeben beschädigten Tempel und Privatgebäude. Es ist, als ob die Arbeiter jeden Augenblick an ihr Tagewerk zurückkehren sollten, und man vergißt ganz, daß ein Zeitraum von fast achtzehnhundert Jahren dazwischen liegt. Die Straßen sind gerade, aber schmal und mit großen Lavasteinen gepflastert. Längs ihrer beiden Häuserreihen ziehen sich Trottoirs hin und selbst in der Mitte des Fuhrwegs giebt es große breite Schrittsteine, auf denen die Fußgänger zu Zeiten heftiger Regengüsse zu gehen pflegten. Dort, wo sich die Straßen beugen, sieht man geschmackvolle Brunnen, ja in zwei Höfen selbst Springbrunnen mit Muscheln und Steinchen ausgelegt. Die Häuser selbst sind mit nur wenigen Ausnahmen einstöckig, und da sie nach der Straße heraus selten Fenster haben, überdies ohne Dächer sind, da die auf ihnen einst ruhenden vulkanischen Massen dieselben zusammendrücken mußten, so machen sie den Eindruck steinerner, von vielen Thüren durchbrochener Mauern.

Um die Bauart der Häuser der Alten genauer kennen zu lernen, treten wir in eins derselben. Wir wählen ein ansehnlicheres und treten durch die Wohnung des Thürstehers, von dem über der Thürschwelle angebrachten „Salve“ (sei begrüßt) freundlich willkommen geheißen, durch den stets offenen

Eingang. An dieſen ſtößt eine Vorhalle (vestibulum) mit dem Vorſaale (atrium), der wieder mit einem Empfangzimmer (tabulinum) in Verbindung ſteht. Der der Familie beſtimmte Theil dieſes Hauſes lag von der Straße abgewendet nach dem Garten zu. Eine offene Säulenhalle (peristylium) umſchloß den inneren Hof, in welchem ein Gemüſe- und Blumengarten mit Fiſchbehälter angebracht war. Noch heute bemerkt man in den kleinen Schlafzimmern die Erhöhungen, auf denen die Betten ſtanden, ſowie in anderen Zimmern Gemälde und Bücher. Nirgends fehlte die Hauskapelle oder das sacrarium mit den Hausgöttern, ja die Farben der Wände und Gemälde ſind ſo lebhaft, daß man meint, der Maler ſei nicht lange erſt hinweggegangen. Der Fußboden beſteht meiſt aus einem kunſtvollen Moſaik, in welchem bisweilen Gemälde von hohem Kunſtwerthe dargeſtellt ſind. Das umfangreichſte aller in Pompeji ausgegrabenen Privatgebäude iſt das des M. Arrius Diomedes. Es liegt hart am Thore nach Herculanum, durch welches man in die Gräberſtraße, die ſchönſte und durch ihre großartigen Grabmonumente intereſſanteſte der ganzen Stadt eintritt. Dieſes Haus enthält drei Stockwerke, von denen die beiden unterſten ſehr gut erhalten ſind. Die Wände ſind mit zierlichen Wandgemälden bedeckt, deren Farben in ſolchem Feuer glänzen, als wären ſie nur erſt vor wenigen Tagen aufgetragen worden. Man fand hier eine Menge vortrefflicher Gemälde, goldener und ſilberner Münzen, prächtig gearbeiteter Vaſen, Armſpangen und ähnliche Gegenſtände, ſowie endlich in dem unterſten Geſchoß, welches einen ſchönen, gewölbten, trockenen und ziemlich hellen Keller bildet, achtzehn Skelette von Erwachſenen und zwei von Kindern. Der ganze Keller war mit einem Aſchenbrei ausgefüllt, in welchem ſich die Form der menſchlichen Körper ausgeprägt und verhärtet erhalten hatte, nachdem nur noch die Gebeine übrig geblieben waren.

Ueberall hin war die Aſche gedrungen. In den Weinkellern drang ſie in die irdenen Gefäße und erfüllte den Wein bis zum Rande mit Staub. In den Gräbern verdrängte ſie die Aſche der Todten aus der Urne; der Mund, die Augen, ja ſelbſt die Schädel aller Gerippe füllten ſich mit dieſer furchtbaren Maſſe. Dieſelbe beſteht, wie man noch an jenen Stellen, wo eben gegraben wird, ſehen kann, theils aus größeren oder kleineren Bimsſteinen, theils aus grauſchwarzem, feinkörnigem Lavaſande. Noch jetzt laſſen ſich genau die Schichten unterſcheiden, mit denen das vulkaniſche Unwetter den Boden bedeckte. Die unterſte Schicht beſteht aus einer ungefähr fußhohen Lage leichter Bimsſteine, häufig von der Größe einer Kinderfauſt. Darüber lagert eine dicke Sand- und Aſchenſchicht; dann kommen nochmals Bimsſteine, wieder Sand und Aſche und ſo fort, bis endlich die oberſte Decke von einer fruchtbaren, reich mit Gebüſch und Reben bewachſenen Gartenerde gebildet wird.

Gleich neben dem oben genannten Thore ſtoßen wir auf ein Haus, das vormals eine Soldatenwache geweſen ſein mag; beim Wegräumen der vulkaniſchen Maſſen fanden ſich in ihm eine Menge Waffen; die Außenwände waren von den Soldaten mit allerlei Figuren bemalt, ja an dem Thore klebte noch der Theaterzettel, welcher außer dem aufzuführenden Stücke auch noch anzeigte, daß an demſelben Tage Seiltänzer ſpielen würden. In der Werkſtatt eines Bildhauers fand man eine Menge fertiger, halbfertiger und kaum angefangener Bildwerke von weißem Marmor. Ein großer Hof, welcher vielleicht einem Fuhrmanne gehört hatte, enthielt eine Menge Pferdegerippe, Wagen und Geſchirre, und in den vielen vorgefundenen Kaufmannsläden gab es, gleich wie bei unſeren Materialiſten, einen langen Tiſch mit gewaltig großen Krügen, in denen vormals wahrſcheinlich Oel und Wein enthalten war.

Die Backöfen der Bäcker hatten mit den unsrigen die größte Aehnlichkeit, und in ihren Läden fanden sich noch Brote. Im Hause eines Wundarztes entdeckte man eine große Menge sauber gearbeiteter chirurgischer Instrumente. In der Nähe eines Theaters fand man ein Menschenskelett mit einem Geldbeutelchen und da gleich daneben Weintrauben, Nüsse, Oliven, Brot und selbst eine große Pastete entdeckt wurden, so ist leicht anzunehmen, daß jener Mensch eben eine Erquickung kaufen wollte, als der Tod ihn ereilte. In dem Keller eines Landhauses fand man unfern der Thüre siebenundzwanzig weibliche Gerippe, neben welchen Hals- und Armschmuck lag, und an der Thür desselben Hauses wurden zwei männliche Gerippe ausgegraben, von denen das eine in der einen Knochenhand noch einen Schlüsselbund hielt, in der anderen aber einen Beutel mit Geld und geschnittenen Steinen. Ein weibliches Gerippe fand man in einem anderen Hause an einem Arbeitstischchen sitzend, den Knäuel noch vor sich liegend, ja 1824 grub man ein schönes Bad aus, in welchem auf bronzenem Sessel ein weibliches Skelett saß, dessen Arme und Hals mit goldenen Bändern und Juwelen geschmückt waren. In einem anderen Hause fanden sich drei kleinere dicke Glastafeln, und 1828 grub man fünf gläserne Becher aus, in denen sich die darin befindlichen Oliven so gut erhalten hatten, als seien sie von der letzten Ernte. In einem fest verschlossenen, eisernen Wasserkessel fand man noch Wasser vor, welches ganz gut schmeckte. Neben dem Eingange eines anderen Hauses stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Nimm dich vor dem Hunde in Acht!“ und unmittelbar dabei erblickte man auch wirklich das Hundehäuschen. Den wichtigsten Fund glaubte man aber in einem Hause zu machen, in welchem siebzehnhundert Bücherrollen, die auf einem Bücherbrete der Reihe nach aufgestellt waren, entdeckt wurden. Diese Rollen waren aus den Zwiebelhäuten der Papyrusstaude gemacht, allein die eingedrungene Asche hatte sie fast gänzlich verkohlt, so daß viele unter den Händen der Gelehrten zerrissen. Durch Anfeuchten gelang es zwar, der Sprödigkeit vorzubeugen, allein die Besorgniß, die übrigen Rollen gänzlich zu zerstören, ließ ihre Aufwickelung unthunlich erscheinen, und dies um so mehr, da der Inhalt dieser Rollen nicht eben von Bedeutung war.

Einen besonders schönen Eindruck machen die verschiedenen Tempel, als der des Jupiter, der Isis, der Venus u. s. w., durch ihre größtentheils gut erhaltenen Säulen. Wandeln wir aber nach der Südwestseite der Stadt, so gelangen wir in einen weiten Raum, welcher an drei Seiten von Mauern umgeben ist, an der Vorderseite aber in eine durch fünf Säulen getrennte geöffnete Vorhalle ausgeht. In sein Inneres eingetreten, erblicken wir vier Reihen von gewaltigen Säulen, durch welche der ganze innere Raum in drei große Abtheilungen getheilt wird. Hier ward einst vor allem Volke öffentlich Gericht gehalten. Auf dem erhöhten Sitze saß der Richter, Kläger und Verklagter standen vor ihm, das Volk aber bewegte sich in den drei Abtheilungen, vor der Gluth des Sommers, wie vor den Regengüssen des Winters durch das schirmende Dach geschützt. Unter den öffentlichen Gebäuden und Plätzen zieht das Forum unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich, jener Platz, welcher der Mittelpunkt alles geschäftlichen und bürgerlichen Lebens und Treibens in der alten Welt war. Säulengänge umgeben es. Von gleicher Wichtigkeit sind auch die beiden Theater, sowie der Circus für die Kampfspiele. Erstere befanden sich neben einander, und das eine, das größere, dem tragischen Schauspiele gewidmet, ward von dem Volke während des Tages besucht, wogegen man in dem kleineren, dem komischen Theater, nur Abends bei Beleuchtung spielte. Hier grub man auch mehrere prachtvolle Candelaber aus, sowie

auch einige Theaterbillets; letztere waren aus Thierknochen gefertigt und zeigten römische Zahlen nebst griechischen Buchstaben. Beide Theater enthielten halbkreisförmige, sich stufenweis erhöhende Sitzreihen, auf denen im ersteren 5000, im anderen 1500 Menschen Platz finden konnten. Noch weit größer aber war der Circus oder das Amphitheater. Dieses Gebäude ist unter allen Denkmälern Pompeji's am besten erhalten und macht auf uns, wenn wir im Innern unten auf dem Kampfplatze stehen, einen gewaltigen Eindruck. Die Form des Ganzen ist ein länglicher Kreis oder eine Elipse. Von außen betrachtet besteht es aus zwei Reihen sich über einander erhebender Bogen, innerhalb welcher gewölbte Gänge hinter den Sitzen herumlaufen. Auf diesen Wölbungen ruhen die steinernen Sitzstufen, welche hinreichenden Raum für 15 bis 20,000 Menschen darboten. Hier wurden die Fechterkämpfe, sowie die Kämpfe mit wilden Thieren gegeben, und noch beim Wegräumen des über dem Amphitheater lastenden Schuttes fand man außer einigen Menschengerippen auch die Gerippe von acht Löwen. Von den obersten Sitzreihen hat man die herrlichste Aussicht über das Meer, die Sorrentinischen Gebirge, die Todtenstadt und den Vesuv, das Zerstörte und den Zerstörer, Alles in einem ruhigen, sonnigen Bilde vereinigt.

Zwei Fünftel Pompeji's sind vom Schutte befreit, und nach den bisher entdeckten Schätzen zu schließen, müssen unter den Ulmen, Wein- und Olivengärten, welche, in üppiger Fülle prangend, unser Auge erblickt, noch beträchtliche Ueberreste und Denkmäler des Alterthums verborgen sein. Pompeji hatte, wie die Ausgrabungen nachweisen, fünf Thore und eine doppelte Mauereinfassung.

Nachdem wir Alles dies gesehen, wenden wir uns zu dem Wirthshause an der Eisenbahn, um mit dem von Nocera kommenden Zuge nach Neapel zurückzufahren.

61. Besteigung des Aetna.

Des Morgens um 7 Uhr weckten uns die Strahlen der hellen Sonne; der Himmel war rein und blau; der Aetna sandte eine senkrechte Rauchsäule in die Lüfte. Eilends rüsteten wir uns, und nicht ohne Erstaunen aller Nicolosier saßen wir in einer Stunde zum dritten Male auf, um unser Glück gegen den feindseligen Vulkan auf's Neue zu versuchen. In Begleitung des freundlichen, klugen und kühnen Führers Antonino Barbagallo verließen wir unter Segenswünschen Nicolosi und ritten ohne Aufenthalt an den Lavalagern vorüber bis an's Ende der Waldregion zur Ziegenhöhle; hier unter den anmuthigen Eichen frühstückten wir ein wenig; das liebliche Grün des Waldes schwamm im heitersten Blau des Himmels und ein Hirt blies romantische Melodien auf der Schalmei, während seine munteren Ziegen auf einer blühenden Trift, mitten in dem sonst flüssigen Feuermeere, weideten; die See floß fernhin mit dem Himmel zusammen. Die treuen Maulthiere trugen uns auch jetzt wieder behutsam über die verworrenen Lavapfade der wüsten Region empor; diesmal aber ritten wir bei der verhängnißvollen Grotte del Castelluccio ohne Aufenthalt vorbei, oftmals voll Angst und Sorge; denn die Wolken fingen schon wieder an, ziemlich wild durch einander zu fliegen, jedoch gab es Augenblicke, wo der Himmel rein und hell war.

Bei dem „Hause der Engländer", $^3/_4$ Stunden unter dem Gipfel, genossen wir schon einen Theil der herrlichen Aussicht, die unser wartete, hernieder auf's Meer und die ganze Insel. Die Wolken zogen in eiligen Heeres-

massen, als ob es zu einer Schlacht ginge; Alles, und unsere Seele am meisten, war voll Unruhe. Unser trefflicher Antonino wußte uns in Eile eine kleine Tafel zu bereiten, war aber aus großer Bescheidenheit, wie sehr wir ihn auch nöthigten, nicht dazu zu bringen, mit uns zu speisen. Bald hatten wir die Schnee- und Lavafelder am Fuß des ungeheuren Aschenkegels hinter uns und stiegen nun wirklich, was uns schon zweimal mißglückt war, ihn selbst hinan, sonst ein saurer Weg, da man bei jedem Tritt in den losen Vulkansand fast eben so viel zurücksinkt, als man vorwärts strebt, uns aber gab die Freude starke Flügel. Schon zogen wir über die gelben Schwefellager hin, schon fing der Boden an hin und wieder zu glühen und aus vielen hundert ganz kleinen Kratern zu rauchen; um das Doppelhorn selbst aber rollten sich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns das erhabene Ziel klar sehen. Endlich rief der Führer, der einige Schritte vor uns war: „Sehet hier den höchsten Krater!“ welche Worte uns auf's Neue beflügelten; in wenigen Minuten standen wir am Rande des gräßlichen Dampfkessels, dessen Rachen Berge ausgespien hat, deren einige größer sind, als der Vesuv bei Neapel oder der Brocken in Deutschland.

Wir wollten sogleich in den Krater hinabsteigen, und, wiewohl unser entschlossener Führer uns im Voraus von der gegenwärtigen Unmöglichkeit versicherte, da der Rauch nicht senkrecht aufstieg, sondern den Krater erfüllte, so war er doch gleich bereit, den Versuch zu machen. Wir folgten eine kleine Strecke; allein der dicke, fast handgreifliche Schwefeldampf hüllte uns bald in schwarze Nacht ein und würde jede Lunge zersprengt haben, auch wenn sie einem polnischen Stiere angehört hätte.

Wir stiegen alsdann auf das südliche Horn und lagen hier unter Rauch, Dampf und Donner auf heißem Schwefel. Die glühende Asche verbrannte, der Schwefeldampf erstickte uns, der Sturm wollte uns in die Tiefe schleudern; die Seele war kaum der unwiderstehlichen Macht der erhabensten Eindrücke gewachsen. In den tiefen Thälern voll schwarzer Lava und weißen Schnees und über den starren Stahlguß des Meeres, das sich schief an den Himmel hinauf lehnte, zogen unermeßliche Wolkenheere langsam herbei; wenn sie sich aber dem Vulkan naheten, packte sie der wilde Orkan, vor dem wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, warf sie mit Riesenmacht zehntausend Fuß herab in die Ebene und Meere Siciliens und Italiens.

Wir begaben uns hierauf, am Rande des Kraters herum, zu dem nördlichen Horn und genossen hier ein Schauspiel, das ohne Zweifel an Erhabenheit und fast zermalmender Größe Alles übertrifft, was sonst die Sinne des Menschen zu erfassen im Stande sind. Mit brausendem Kochen flogen die Rauchballen aus dem Krater herauf, wo sie dann alsbald der tobende Sturmwind, der wie Artillerie oder zahllose Glocken jeden andern Laut verschlang, unbarmherzig zerriß und mit Blitzesschnelligkeit der Tiefe zusandte. Der spitzige Kegel, auf dem wir standen, war mit gelbem Schwefel, weißem Salze und schwarzer Asche überzogen, die Sonne schien höchst seltsam durch den gelben Dampf und gab diesem sonderbaren Gemälde einen so gräßlichen und wilden Ton, daß, wenn man blos die nächsten Umgebungen anblickte, man nicht anders als in der Residenz des Anführers der höllischen Schaaren zu sein vermeinte. Toben, Wuth, Verwüstung und Brand überall; nirgends ein lebendiges Geschöpf, oder nur ein Grashalm, dem das empörte Element Gnade angedeihen ließe; wie nun aber, wenn der Vulkan die Rauch- und Feuersäule, die sich vielleicht aus dem tiefen Schlunde des Meeres heraufwälzt, zwanzigtausend Fuß in die Lüfte emportreibt! Richteten wir indeß unsere Blicke

in die Ferne, so schien es wirklich, daß wir hier alle Herrlichkeiten der Erde zu unsern Füßen sahen. Wir überschauten den ungeheuern Berg, der selbst aus der Erde auferstanden ist, und viele hundert Söhne und Enkel neben sich erzeugt hat; die klarste Lichtbläue des Himmels ruhte über Meer und Land; das Dreieck Siciliens streckte seine Spitzen nach Italien und Afrika aus, und die See sahen wir um das Vorgebirge von Trapani herum fließen. Zu unseren Füßen lagen die kühnen Felsen der äolischen Inseln, und Stromboli dampfte heftig aus den Fluthen empor. Die neptunischen und heräischen Gebirge, bedeckt mit den dichtesten Wäldern, breiteten sich in allen ihren Aesten vor unseren Augen über die ganze Insel aus. Oestlich sahen wir, wie auf einer großen Landkarte, den ganzen Halbstiefel Kalabriens, den tarentinischen Meerbusen und das jonische Meer, Kap Spartivento, und die Meerenge von Messina. Wie ist es aber möglich, nur eine dunkle Ahnung von den zahllosen Farben des Himmels, der Erde und des Meeres, die hier das Auge beinah' blenden, in der Seele des Entfernten zu erwecken!

Nachdem wir etwa 2 Stunden dieses ungeheure Schauspiel betrachtet hatten, trabten wir sehr schnell den Aschenkegel zum „Hause der Engländer" herab, allwo wir das fröhlichste Siegesmahl hielten, das gewiß damals, wenigstens in solcher Höhe, gefeiert wurde. Dann ließ Antonino die Saumrosse durch den Fußboten auf den Weg nach der Grotte del Castelluccio bringen; wir selbst aber schritten gegen Westen, alle mit geschlossenen Augen an der Hand unseres Führers, bis zum Rande des Val del Bue. Dieser gräßlichste Schlund, den unsere Augen je sahen, ist dadurch entstanden, daß ein unterirdischer Lavastrom die über ihm stehenden Berge einriß; daher die infernalischen, braunrothen Farben dieses mehr als eine halbe Meile langen Abgrundes, und, obgleich man keine Spur einer Vegetation erblicken konnte, so war dennoch die Mannigfaltigkeit der Farbentöne unendlich. Wir wälzten große Lavastücke hinab, sie zerstoben aber, ehe sie noch die Hälfte ihres furchtbaren Weges zurückgelegt hatten, und man hörte sie nicht aufschlagen. Gegen diese entsetzliche Lavafurche ist selbst der Schlund des Rheines bei der Via mala in Graubündten freundlich und angenehm; hier aber schaut man der wildesten Verheerung gleichsam in's Herz hinein.

Während wir noch dieses außerordentliche Thal betrachteten, bereitete uns der Aetna schon ein neues, wundervolles Schauspiel. Da eben die Sonne im westlichen Meere unterging, lief der riesenförmige Schatten des Vulkans mehrere Meilen weit über das dunkelblaue Meer gegen Italien hin und richtete sich alsdann, gleich einer ungeheuren Pyramide, hoch in die Lüfte am Saum des Horizontes empor, so daß die Sterne auf seinem Scheitel zu schimmern schienen. So schloß dieser reichste und glückseligste Tag unserer Reise und vielleicht unseres Lebens. Dann bestiegen wir die Maulthiere, die uns sicher über die zerrissenen Lavafelder, im tiefen Dunkel um Mitternacht, nach Nicolosi trugen.

Nach A. W Kephalides.

62. Palermo.

Wahrlich! Palermo ist ein Paradies. Zwei gigantische Felsenwälle in seltsam ausgezackten Formen umarmen, weit hinein gegen Norden in's Meer dringend, das schönste Wasserbecken der Welt, auf dem bald Dampfschiffe und stolze Dreimaster in ernster Ruhe unbeweglich liegen, bald zahllose Boote in geschäftiger Eile umherhüpfen. Südwärts umbordet die mächtige Stadt den

Hafen und breitet sich in der üppigen Ebene gegen jene schön geformten Hügel aus, welche sie im Rücken theatralisch umgeben, und deren grünende Matten, mit Orangenhainen, Cypressenwäldchen und glänzenden Schlössern besäet, hoch über die platten Dächer der palermitanischen Paläste schauen. Von der einen Seite erhebt der ungeheure Granitfelsen, Monte Pellegrino, sein graues Haupt, während von der anderen das Safrancap gleich einem langen Speere in das Meer ragt. Fast kein Grashalm bekleidet den Monte Pellegrino; Alles aber bedeckt der mildeste Himmel mit Gold, Azur, Violen und Rosen. Der Hafen wimmelt beinahe gleich dem lebhaftesten Markte einer großen Stadt. Hier nahen sich Bettler in kleinen Booten den großen Kauffartheischiffen, springen, fiedelnd auf Geigen und klimpernd auf Guitarren, in ihrem Kahn umher, als ob sie eine Tarantel gestochen hätte, bis man ihnen ein paar Centesimo giebt; dort schwanken ganze Nachen voll schöner Mädchen auf und nieder durch die blauen Fluthen, um neugierig die Schiffe zu besehen; von verschiedenen Seiten tönen Trommeln, Pfeifen und kriegerische Janitscharenmusik von den Verdecken. Die Capitäne unterhalten sich in weiter Ferne durch Flaggensignale und laden sich wechselseitig durch diese stumme Sprache ein. Dort kündigt ein Kriegsschiff durch Kanonenschuß und Abfahrtsflagge an, daß es segelfertig liege; auf den zweiten Pfiff des Hauptmanns hängen 50 bis 70 Matrosen in luftiger Höhe an den Tauen, und binnen wenigen Minuten spannt das Seeungeheuer seine Riesenflügel aus und schwebt davon. Einige exercíren, Andere trocknen die Segel, noch Andere treiben auf den Verdecken allerhand Possen. Dampfschiffe, ihre schwarzen Rauchwolken in die Luft emporwirbelnd, kommen und gehen. So ist in diesem ewig wechselnden Gewirre keine Stunde der anderen ähnlich.

Die Stadt ist ins Kreuz gebaut. Zwei lange schnurgerade Straßen, der vom Gestade her sanft aufsteigende Cassaro oder Toledo und die Via Macqueda, durchschneiden sich ungefähr auf der Hälfte ihrer Länge im rechten Winkel. Der Punkt, wo sie zusammentreffen, heißt Piazza di Quattro Cantoni (der Vier-Ecken-Platz), geschmückt mit vier Brunnen und eben so vielen Bildsäulen spanischer Beherrscher Siciliens. Von der Mitte dieses achtseitigen Platzes sieht man die vier Hauptthore, östlich das Meer, nach den übrigen Gegenden hin das Gebirge. In den genannten beiden Straßen wogt das bunteste Gewühl, prangen die stattlichsten Paläste, vereinigt sich in Bazars und Gewölben der glänzendste Luxus. Dagegen fand ich die meisten Nebenstraßen krumm, winklig und voll Unrath. Auch hier schweben zum Behuf des Trocknens weiße und farbige Kleidungsstücke, Gardinen und Maccaroni als seltsame Verzierung aus allen Fenstern in der Luft. Vor den Thüren arbeiten unter dem Schutze ausgespannter Zelttücher die meisten Handwerker; Mädchen knüpfen vor aller Augen Fransen, flechten Gewebe aus Aloefasern und verfertigen in großen Rahmen schöne, weiße Stickereien; öffentliche Schreiber, welche vorzugsweise Liebesbriefe für Andere fertigen, haben ihre Tische an allen Ecken; eben so sitzen Advokaten zwischen Actenstößen und ertheilen ihren Clienten unter freiem Himmel Rath. Das getümmelvolle Treiben auf der Straße dauert bis Mitternacht. Auf dem Platze der Marina, längs der Hafenbucht, in der halben Länge der Stadt, hört man alle Abende Militärmusik. Die Marina selbst bietet einen der angenehmsten Spaziergänge, die man in Europa findet. Eine in dem Mauerwerke angebrachte Steinbank, Trottoirs, Gasbeleuchtung und eine doppelte Allee immergrüner Bäume gewähren die nöthige Bequemlichkeit und Schatten. Paläste reihen sich an Paläste; vor denselben zieht sich eine mit Bänken versehene Terrasse hin, unter-

halb welcher allabendlich die vornehme Welt in brillanten Equipagen, untermischt mit Reitern zu Pferd und zu Esel, ihre Corsofahrt hält.

Nicht weniger belebt ist der Hafen. Da sitzt auch der öffentliche Erzähler, von früh bis spät seine Geschichten aus der Ritterzeit und Feenwelt auftischend; neben ihm sucht der Improvisator das Zwerchfell seiner Zuhörer durch witzige Einfälle zu erschüttern und läßt sich nicht stören durch den ungestümen Declamator, der mit sprühenden Augen seine Verse herunterdonnert: Alles ganz wie in Neapel. Einige hundert Bettler von jedem Alter und Geschlecht, die außer einem schmutzigen Lumpen um die Mitte des Leibes nichts auf dem verbrannten Körper tragen, rennen wie Besessene durch alle Gassen oder liegen ausgestreckt im Staub und im Kothe da und halten, jämmerlich winselnd, Einem die Hand entgegen, ohne den hin und herrollenden Equipagen aus dem Wege zu gehen, so daß die Kutscher genöthigt sind, sie zu umfahren. Ich sah einen mehr als siebenzig Jahre alten Mann, der täglich bei heißem Sonnenschein, wie bei schauerndem Regen, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf dem nämlichen Flecke mitten in einer Straße lag, nackt, wie ihn Gott erschaffen, und oft mit Koth so überspritzt, daß man in ihm kaum einen Menschen erkannte. Ein wohlgenährter Domherr, den ich zufällig kennen gelernt und mit dem ich eines Tages bei dem Alten vorüberging, antwortete mir auf meine Frage, wie doch so etwas geduldet werden könne, ganz gelassen: „Ach mein lieber Herr, wir sind hier an dergleichen Dinge längst gewöhnt!“

Vom Hafen gelangt man über den Platz der Marina bald in den Garten der „Flora“, wo man unter duftigen Laubgängen, Fontainen und seltenen Pflanzen lustwandelt. Vor dem Treibhause steigt eine mächtige Dattelpalme hoch in die Luft und breitet da ihre mächtige Blätterkrone aus, an deren Grund die langen Fruchttrauben eben zur Reife gediehen. Hier versammelt sich an schönen Abenden zahlreich die schöne Welt. Die Männer sind von der Natur fast noch mehr begünstigt, als das weibliche Geschlecht. Im Allgemeinen aber sind die sicilischen Frauen und Mädchen sehr reizend. Ein griechisches Antlitz, mit brennenden Augen und umschattet von rabenschwarzen Locken, ruht auf einer schönen Gestalt, die sich mit edlem Anstand bewegt, der selbst den Landmädchen eigen ist. Ueber den Kopf hängen sie große Krepptücher, welche zugleich den ganzen Oberkörper verhüllen. Als Farbe herrscht zartes Gelb durch alle Schattirungen vor; dazwischen kommt auch Carmoisin vor und Abends beim Spazierengehen weiße Mousselintücher, die allerdings zu dem dunklen Teint am besten kleiden. Außerdem tragen die Frauen beim Ausgehen schwarze Mäntel mit einer Art Kapuze, welche sie aber nie über den Kopf ziehen.

Klöster giebt es wohl an hundert. Die oberen Stockwerke der ganzen Straße Toledo sind mit vergitterten Fenstern versehen, hinter welchen die Opfer des älterlichen Aberglaubens schmachten; denn nicht selten weiht die Mutter ihr Kind gleich bei der Geburt dem Kloster. Man sieht Kinder von sechs und noch weniger Jahren in der Ordenstracht des Klosters, dem sie bestimmt sind, an der Hand eines Paters einherschreiten, ebenso Mädchen an der Hand der Mutter in gleicher Tracht. Durch alle Straßen ziehen bettelnde Brüder der Franziskaner, Kapuziner u. s. w., Kästchen mit Reliquien in den Händen tragend, die sie den Gläubigen zum Küssen anbieten. Oft sehen die Reliquienkästchen so ekelhaft von den unzähligen Küssen aus, daß einem nicht Allzufrommen der Appetit vergehen möchte. Da aber diese Menschen alle auf gleiche — Frömmigkeit, wie sie es nennen, Anspruch machen, so küßt auch ohne Unterschied Jeder mit großer Begierde das Bild, wofür einige Bajoccos

in die neben dem Heiligen angebrachte Büchse fallen. Nicht minder treiben auch diese Bettelbrüder Handel mit Reliquien. Hier sind Stücke der Kleider von Märtyrern und Märtyrerinnen; diese heilen Zahnweh, andere Kopfschmerzen und alle übrigen Leibesgebrechen. Solcher Reliquien von Heiligen giebt es so viele, daß man glauben sollte, alle diese Heiligen müßten eine sehr starke Garderobe gehabt haben. In dem Innern der meisten Mönchswohnungen herrscht eine ungeheure Unordnung und Unreinlichkeit.

Bei heißen Sommertagen, wo in der abendlichen Kühle viele Tausende der Bewohner dieser Stadt in den Straßen lustwandeln, erstaunt man, wenn man eine Dame oder einen Herrn an einer rohen Gurke, einem Kohlrabi, einem Salatkopf nagen, oder ein Bündel Radieschen oder eine gekochte Artischocke verzehren sieht. Unseren Damen mit ihrer verwöhnten Zunge möchten diese Leckerbissen wohl sehr ungenießbar vorkommen; aber dort ist das gar nichts Neues. Der Südländer liebt diese Speisen außerordentlich und gewiß weiß Niemand in ganz Sicilien, wie man einen deutschen Gurkensalat zurichtet. Als wir einst in einem Speisehause Gurkensalat bestellten, trug der Wirth ungeschälte Gurken, in vier Stücke zerschnitten, mit Essig und Oel begossen, auf. Unwillig darüber, beschrieben wir ihm, wie er die Gurken zurichten sollte; er aber sagte gerade heraus, daß er solche porocria (Sauerei) in seinem Leben nicht gemacht habe und auch nicht machen werde. Die Lieblingskost sind die Macaroni; diese zieht der Italiener allen anderen Speisen vor. Vornehme, Tagelöhner, Lazzaroni, kurz Alle finden gleichen Geschmack daran. Man findet sie in hunderterlei Formen, bald in kleinen und größeren Sternchen, schneckenförmig, in Faden so dünn wie ein Haar, bis zur Stärke eines Daumens. Die langen fadenartigen sind die beliebtesten. In jedem Wirthshause dampft von früh bis in die Nacht der Wasserkessel. Man kauft sich nach Belieben Macaroni, geht in die erste Schenke, steckt sie, ohne weiter zu fragen, in den Kessel, wenn derselbe nicht besetzt ist, verlangt eine Schüssel und geht einstweilen nach Parmesankäse. Unterdeß sind die Macaroni weich gekocht; man legt eine Schicht in die Schüssel, reibt mit einem nie fehlenden Reibeisen Käse darauf, dann wieder eine Schicht Macaroni, wieder Käse und so fort bis ans Ende. Hierauf wird mit den Fingern zugelangt und jedesmal das, was man zwischen sie bekommt, so hoch gehalten, daß die Macaroni, die sehr lang sind, den Mund erreichen.

In allen bedeutenden Straßen sieht man Buden von Limonadenhändlern. Auf ihren Tischen strotzen die köstlichsten Messinaer Limonaden, Orangen und Pomeranzen, die das Auge ergötzen. In schön geformten Gläschen spielen Gold- und Silberfischchen, was besonders des Abends, wo die Buden schön erleuchtet sind, einen herrlichen Anblick gewährt. Gewöhnlich sind nett gekleidete Mädchen die Verkäuferinnen.

Im Spätjahre lernte ich ein mir noch unbekanntes Volksfest der Sicilianer kennen. Als ich nämlich eines Tages am Meeresufer spazieren ging, war sowohl auf dem Ufer selbst, als in dessen Nähe auf dem Meere eine unzählige Menschenmenge aus allen Ständen versammelt, welche mit Feuergewehren unaufhörlich in die Luft schossen. Als ich näher kam, sah ich, daß es den truppweise von dem festen Lande des nördlichen Europa herüberkommenden Vögeln galt. Es waren Schwalben, Staare und andere Zugvögel. Die Wonne, welche diese Menschen bei dem Morde dieser Thierchen beseelte, war unbeschreiblich, und ein ewiges Gebrülle und Jauchzen erfüllte die Luft. — O, — dachte ich bei mir selbst, — ihr armen Kleinen! In meinem deutschen Vaterlande seid ihr vielleicht manchem Fallstricke entronnen und hier müßt ihr

noch, so nahe an dem Ziele eurer gefahrvollen Reise, ohne allen Zweck verbluten. Denn ich sah nicht, daß man sie aufhob; nur Hunde zerfleischten hier und da eins der gefallenen unglücklichen Vögelchen.

Zum Schlusse gedenken wir noch eines kirchlichen Hauptfestes der Palermitaner, das der heiligen Madonna. Am Abend vor demselben zogen bereits durch alle Gassen Processionen, jede von zwei oder drei Dudelsäcken, einigen Castagnetten und einem Feuerwerker begleitet, der alle zwei bis drei Minuten eine Rakete in die Luft steigen ließ. Ueberall standen Buden, mit Liqueurs und süßem Backwerk auf's zierlichste angefüllt. Die Dudler dudelten, die Castagnetten klapperten, die Raketen knallten, die Processionsgänger, commandirt von einem nebenher gehenden Priester, schrien ihre Rosenkränze ab, die Liqueurverkäufer schrien ihre Waare aus. Auf dem Fleischmarkte wurde gekocht, gebraten, gebacken, und vor der mit tausend Kerzen beleuchteten Kirche San Francesco, dem Ziele aller Processionen, standen, von Fackelträgern umringt, die Gallawagen der Senatoren, die der unbefleckten Madonna alljährlich an diesem Abende zweitausend Gulden opfern. So dauerte der Tumult bis in die Nacht. — Am andern Morgen war der Cassaro mit Menschen vollgepfropft, alle Fenster und Balkons waren mit Damen besetzt. Gegen 10 Uhr begann die Procession von der Kirche San Francesco aus nach der Kathedrale. Voraus zieht paarweis die hier stets in mannigfaltig bunten Uniformen erscheinende Jugend, geführt von ihren Lehrern und mit Besen in der Hand, scheinbar die Straße reinigend. Ihr folgen verschiedene adlige Brüderschaften, worunter die der Fürsten, Grafen und Barone, barfuß, in grauen oder weißen, um den Leib mit ledernem Gürtel zusammengeschnallten Ueberhemden, deren mit zwei kleinen runden Gucklöchern versehene Kapuzen das ganze Gesicht verhüllen. Neben jedem Vermummten geht ein Bube, mit den Händen das von der flackernden Kerze abträufelade Wachs auffangend und auf dem oft sehr unreinlichen Kopfe die Mütze seines hohen Gönners tragend. Dann kommt eine Abtheilung Militär und eine Schaar Bedienten, die vor den prächtigen Wagen der mehr oder weniger hohen Staatsbeamten mit Fackeln einhergehen. Nach einer Blechmusik, die einen gräulichen Marsch spielt, ziehen die geistlichen Orden auf, und hinter dem Erzbischof tragen vierundzwanzig Männer auf einem vergoldeten Altare das schwere silberne Madonnenbild, mit Edelsteinen reich geschmückt und von unzähligen Kerzen umflimmert. Von Zeit zu Zeit wird mit einem silbernen, hochgeweiheten Glöcklein ein Zeichen gegeben, worauf man den Altar niederläßt.

Als das Glöcklein auch wieder einmal erklang und der Altar niedergelassen wurde, erscholl aus einem Hause ein gellendes, Mark und Bein durchschauerndes Geschrei. Wildes Gemurmel durchlief den Zug und auf allen Gesichtern drückte sich gespannte Erwartung aus. Vier baumstarke Männer trugen aus dem Hause eine Frau von mittleren Jahren herab. Ihre Kleider waren zerrissen, ihr rabenschwarzes Haar hing aufgelöst auf der entblößten Brust nieder, ihre dunkeln, weit geöffneten Augen sprühten Flammen und dem fürchterlich verzerrten Munde entquoll weißer Schaum. Es war eine Besessene. Je mehr sie sich dem Altare näherte, um so gräßlicher wurden ihre Geberden, um so durchdringender ihr Geschrei. Endlich hob man sie in die Höhe, drückte ihre Stirn an das Madonnenbild, läutete mit dem Glöcklein ihr vor den Ohren: und siehe da! der Satan wich; sie wurde ruhig, ließ die Arme sinken, schloß die Augen zu und die Gerettete wurde unter dem Jubel des Volkes wieder in ihr Haus zurückgebracht.

Der Zug bewegt sich weiter. Auf die Madonna folgt eine starke mili-

tärische Bedeckung, hinter dieser in langen Zügen Volkshaufen betend, singend und „Viva“ schreiend. Mächtig lodernde Pechfackeln von zwölf bis funfzehn Fuß Länge, so dick, daß sie ein Mann nicht umarmen kann, und so schwer, daß die Träger derselben alle zehn Schritte wechseln müssen, beschließen, von halbnackten Burschen getragen, den Zug. Fällt ab und zu ein brennendes Stück auf die Menge, so entsteht ein allgemeines Gelächter. In der Kathedrale angelangt, wird die glanzvolle Madonna auf ein hohes, inmitten der Kirche aufgerichtetes Gerüst gestellt, wo sie acht Tage lang zur Anbetung ausgesetzt bleibt und dann unter denselben Ceremonien wieder nach San Francesco zurückgebracht wird.

Nachdem die Madonna aufgestellt ist, kommen die kleinen Processionen. Drei bis vier solcher Züge stürmen durch verschiedene Thüren auf einmal in die Kathedrale, und je näher sie dem Bilde rücken, desto kräftiger blasen die Dudler, desto ungestümer wird mit den Castagnetten geklappert, während die vermummten Brüderschaften ihr Vivat schreien. Vor dem Bilde angelangt, gebietet der commandirende Priester Stille. Alle werfen sich auf die Knie; er aber betet eine Art von Beschwörung ab, welche die Knienden ihm nachsprechen und die jedesmal mit dem Ausrufe: „Es lebe die heilige Madonna! Es lebe Jesus Christus! Es lebe die heilige Dreieinigkeit!“ endigt, wobei der Priester wild die Arme auf- und niederschlägt, um die Schreienden anzufeuern.

Den Schluß von alle dem macht wilder bacchantischer Jubel, der über Mitternacht hinausdauert.

63. Ein Besuch der Katakomben von Palermo.

In einem eigenthümlichen Zickzack- zwischen ummauerten Gärten kreuzend, deren versteckte Herrlichkeit nur hier und da durch eine überhangende Palme oder hochaufstrebende Cypresse bemerkbar ward, erreichten wir bald das Kloster der Capuziner, wo sich jene berühmten Katakomben befinden, die unter den Sehenswürdigkeiten Palermos gewöhnlich in erster Reihe aufgezählt werden. Unser Wagen hielt im Schatten eines mächtigen Kastanienbaums, und da mein Freund nach einigen dem Führer entschlüpften Aeußerungen die Behaglichkeit einer kleinen Siesta dem in den Klosterhallen zu gewärtigenden Genusse vorzog, folgte ich allein dem Signor Gregorio nach der Eingangshalle, wo auf bloßes Kopfnicken der Pater Guardian erschien und über eine Treppe von ungefähr 30 Stufen nach einer Art von Kellerthür voranschritt, die sich sofort dröhnend aufthat. Ein wahrhaft mephitischer Verwesungsgeruch, der uns sogleich entgegenqualmte, war nur der harmlose Vorläufer eines nunmehr sich erschließenden Schauspiels, so gräßlich, so schauderhaft, wie nur die ausgelassenste Phantasie in Fieberhitze sichs erträumen könnte. Wer immer von Katakomben hört, denkt sich darunter durch hohes Alterthum geheiligte unterirdische Gänge, wo in geheimnißvollen Nischen schwere Sarkophage stehen, oder allenfalls blanke Skelette, in langer Folge an den Wänden gereiht, mehr Verwunderung als Grausen erregen, wie aus Schilderungen der Katakomben von Rom, Paris und anderen Städten der Begriff sich gebildet. Wer aber dachte jemals daran, einen monströsen Kirchhof, worin Tausende von Leichnamen jeglichen Geschlechts, Alters und Standes, von den fernsten Jahrhunderten her bis auf die jüngsten Monate, alle Stadien des Verwesungs- oder richtiger Verstaubungsprocesses zur Schau tragen, mit eigenen Augen bloß- und offengelegt zu finden? Das Capuzinerkloster bei Palermo bietet diesen ungeheuerlichen Anblick. In einem unterirdischen Gewölbe, das aus vier weitläufigen,

ein Quadrat bildenden Gängen mit von oben einfallendem mattem Tageslichte besteht, sieht man die Todten Palermos aller Zeiten, gekleidet und theilweise geputzt, wie es ihre Zeit- und Lebensverhältnisse mit sich brachten, in einer schauderhaften Versammlung vereinigt. In drei- bis vierfachen Reihen übereinander stehen die Männer an den Wänden, die Frauen und Kinder dagegen liegen, nur durch Glastafeln sichtbar, ebenfalls in mehrfacher Uebereinanderstellung in hölzernen Kasten näher dem Boden. Man wandelt auf Tod, man berührt und athmet ihn; wohin das Auge flieht, nichts als gräßlich verzerrte Todtenfratzen, halbzerfressene Schädel, einsinkende Gestalten, braune, hautumzogene Knochenhände, und alles Das noch hundertfach schauriger gemacht durch die bunten Kleiderlappen und Putzflitter, welche um diese stockdürren Glieder und pergamentartigen Larven in seltsamer Mannigfaltigkeit schlottern. Aus wurmzernagten Capuzinerkutten grinsen schwarze Gesichter mit leeren Augen, lederähnlich umspannten Knochenwangen und über dem krampfhaft verbissenen Mund noch zausig hinabzottelndem Bart; leere Harnische wölben sich um verfallenes Gebein, das nur noch mit Draht kümmerlich zusammengehalten ist, und die halb zahnlosen Kinnladen strecken sich wie knirschend unter den aufgeschlagenen Visiren vor. Weiterhin brüsten sich wieder Gestalten in Perrücken und allem nur erdenkbaren lächerlichen und bizarren Kopfschmuck; der scheint zu lachen, jener zu frieren, dieser wieder mit weit vorgereckter schwarzer Zunge in gräßlichem Schmerze aufzustöhnen — überall die furchtbar sich gleichende Physiognomie des Todtseins in tausendfach wechselnder Gestaltung. Dann wieder die der nähern und nächsten Zeit angehörenden Todten, die, noch nicht zur Mumie geworden, in ihren entstellten Zügen nur eine um so grauenvollere Verwandtschaft mit dem Leben zeigen: hier langgestreckte Krieger in prächtigen Galauniformen, wie man sie draußen noch zu Hunderten umhergehen sieht, dort Herren in schwarzen Fracks mit auf der Brust gekreuzten gelben Händen, die gerade in diesem Salonschmuck den allerscheußlichsten Anblick gewähren. Und zuletzt gar die Frauen! Reichgeschmückt, wie zum glänzendsten Hoffeste, liegen sie in ihren schmalen, farbigen Truhen mit lächerlich-gräßlicher Anmaßung; Fratzengesichter, die alle Häßlichkeiten des verzerrendsten Todeskampfes an sich tragen, lugen aus Spitzen und Seide und reichem Blumenschmuck hervor, Sammet und Goldstoff bauscht um eingesunkene eckige Glieder, und den zierlich silbergestickten, weißen Atlasschuh füllt nur zum dritten Theil ein brauner Knochenfuß. Hier und da hängen auch frische Blumen in Sträußen und Gewinden um die modernden Reste, und der Zettel, den jede Leiche zwischen den Fingern hält, worauf Name, Geburts- und Sterbetag angegeben, belehrt uns, daß hier ein Mädchen, erst vor wenigen Monaten in der Blüthe des Lebens verschieden, späte Liebesgabe von treuen Hinterlassenen empfing — aber die Blumen sind welk und fahl, dem Hauch des Todes, der da weht, kann nichts, was blühen soll und duften, widerstehen. Denn es ist eine fürchterliche Atmosphäre, die in diesen Grüften brütet, und man glaubt den Moderduft zu schauen, wie er sich als graulicher Staub um alle diese verkommenen, wurmstichigen Erscheinungen webt. Oft ist es auch, als regte sichs hie und da in einem dunkeln Winkel, als nähme eine oder die andere dieser klapperdürren Puppen etwa eine bequemere Stellung an, aber es war doch nur der Luftstrich, der im Vorbeigehen die Kleiderfetzen oder eine zerzauste Haarlocke bewegte, oder eine geheimnißvoll lauernde Katze war zwischen einem der Popanze weggehuscht, daß es klapperte und dröhnte.

Nach den gewöhnlichen kirchlichen Gebräuchen werden die neuankommenden Leichen entkleidet, in ein dunkles Gewölbe gebracht und dort, mit eingeschnürten

Gliedern auf einem Roſt ausgeſpannt, durch ſechs Monate einem raſchen, aber natürlich unvollkommenen Verweſungsproceß ausgeſetzt, der durch ein, unter dem Roſte wegrieſelndes Waſſer noch beſchleunigt werden ſoll. In dem dadurch erzeugten halb mumienhaften Zuſtande wird der Körper wieder abgenommen, angekleidet, und zwar in den meiſten Fällen nur in eine ſchlichte Capuzinerkutte, und den Tauſenden ſeiner Vorgänger angereiht, wo er ſtehen und harren ſoll bis an das Ende der Dinge, und wo nur die feierlichen Beſuche ſeiner Angehörigen, die an großen Feſttagen ihn mit neuen Kleidern und Blumen herausputzen, ſeine ewige Ruhe ſtören.

L. Goldhann.

64. Die Spanier.

Die Spanier ſind eine gemiſchte Nation, Abkömmlinge von allen jenen Völkern, welche in früherer und ſpäterer Zeit hier hauſten, und ſtammen daher theils von den uralten Bewohnern, theils aber auch von den Römern, Weſtgothen, Sueven und ſelbſt von den Arabern ab. Ihre Hautfarbe iſt brauner, als die der übrigen europäiſchen Völker, ihre Statur mittel, doch meiſt mager, das Auge feurig und ſchwarz, der Körper feſt und kräftig, der Geiſt leicht erregbar, hochbegabt, doch wenig ausgebildet. Die ſchroffſten Gegenſätze finden ſich in dem Charakter des Spaniers. Bald zeigt er ſich tapfer, kühn, großmüthig, geduldig, unermüdlich, treu, ſanft; bald aber auch feig, träge, faul, räuberiſch, grauſam und falſch. Während er bei vielen Vorfällen im Leben gleichgiltig und geduldig ſich zeigt, reißt ihn die Leidenſchaft oft zu den entſetzlichſten Handlungen. Keine Sorge für die Zukunft quält ihn, er lebt nur für den Augenblick; trifft ihn ein Unglück, mag es der Tod eines Hundes oder Eſels oder der Verluſt eines ſeiner Lieben ſein, er tröſtet ſich mit den Worten: „Was thut's," oder: „Man muß ſich darein finden." Die unzähligen Abſtufungen, welche die Amtsverhältniſſe bei uns hervorbringen, ſind dem Spanier ganz unbekannt. Daher iſt der Verkehr unter den einzelnen Ständen weit ungezwungener, und ſelbſt der Vornehmſte wird von dem Geringen ohne Umſtände: guten Tag, mein Herr Juan, Alphonſo oder Fernando angeredet. Mag er ein Herzog oder Markgraf ſein, du findeſt ihn wie auf der Straße, ſo auch im Theater und bei den Thierkämpfen, mitten unter dem dichten Haufen. Er bittet den erſten beſten Handwerker um Feuer für ſeine Cigarre und ſpricht mit dem Bauer ſo höflich, wie mit ſeines Gleichen; nie ſagt er ſeiner Dienerſchaft ein hartes Wort, und ſelbſt den Bettler redet er mit „Ew. Gnaden" an.

Gleichwohl genießt der ſpaniſche Grande oder Große eine Menge Vorrechte, nennt ſich Vetter des Königs, bleibt bedeckten Hauptes in ſeiner Nähe und wird von demſelben, wie jeder andere Spanier, mit „Du" angeredet.

Die Lebensart des Spaniers iſt höchſt einfach. Sein Wohnhaus hat in der Regel außer dem Erdgeſchoß nur ein Stockwerk und entbehrt faſt alles deſſen, was wir zur Bequemlichkeit rechnen. Die Zimmer ſind hoch, lang und mit viereckigen Ziegelſteinen gepflaſtert; Alles iſt in ihnen auf Kühlung abgeſehen. Daher herrſcht aber auch eine Art von Kellerluft, die jedoch dem Spanier weniger als uns auffällt, da er ſtets einen Mantel trägt. Nur die Fenſter reicher Leute ſind mit Scheiben verſehen, gewöhnlich verſchließt ſie nur ein hölzerner Laden, in deſſen Mitte ſich viereckige Löcher befinden, welche mit einem in Oel getränkten Papier verklebt, nur ein ſpärliches Tageslicht eindringen laſſen. Dagegen ſind die meiſten Fenſter zugleich Doppelthüren, durch

welche man auf die keinem Hause fehlenden Balkons gelangt. Tritt man in ein Zimmer, so findet man selbst bei den Reichen nicht sonderlich viele und prachtvolle Möbels, so daß nicht selten die Wohnung eines vermögenden Handwerkers in Deutschland mit mehr Luxus ausgestattet ist, als die eines spanischen Granden. Die Kleidung des Spaniers ist fast in allen Provinzen verschieden, doch findet bei den reicheren Ständen die auch bei uns gewöhnliche Tracht immer mehr Eingang. In Madrid, sowie in allen großen Städten, machen die Frauen einen fast unerhörten Aufwand. Die Frau des Handwerkers kleidet sich in Sammet und Seide, um als Sennora zu erscheinen; die Gattin des Beamten wetteifert mit den Damen der Grandezza, und kaum kann sich hier die höchst zierliche Mantille neben dem französischen Damenhute behaupten. Die Mantille ist ein großer schwarzer Schleier, welcher vom Kopf über die Schulter herabhängt und sich auf der Brust wie ein Shawl kreuzt. Obwohl der Madrider viele natürliche Anlagen, Geist und Witz besitzen soll, so bleibt er doch ohne alle tiefere Bildung und verachtet es, mit seinem Pfunde zu wuchern. Das Kaffeehaus, der Besuch des Prado — einer durch ihre schattigen Baumgänge berühmten, die ganze Ostseite der Stadt umschließenden, fast 10,000 Fuß langen Promenade — das Schauspiel und Abendgesellschaften machen seine liebsten Beschäftigungen aus. Die Arbeitsscheu hat der Madrider mit allen Castilianern gemein. Dagegen unterscheidet er sich, obwohl mitten in Castilien wohnend, nicht nur durch die höchst unreine Aussprache des Castilischen, sondern auch durch mehrere, ihm eigenthümliche, hervorstechende Charakterzüge. Bei den Söhnen Madrids suchst du vergeblich nach dem schweigsamen Ernste des Castilianers, der trüben Melancholie des Estremano oder Manchego. Das trotzige, zurückhaltende Benehmen das Cataloniers, sowie die leidenschaftliche Gluth des Valencianers, oder die übersprudelnde Heiterkeit und eitle Prahlsucht des Andalusiers sind ihm fremd; dagegen ist er ein Mischmasch aller dieser Elemente, welche bei ihm zu einer höfischen Abgeschliffenheit gekommen sind. Die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Bewohner Spaniens versteht er in der Weise des Spottes und Tadels auszubeuten, wie denn überhaupt ein Spanier von seinen Landsleuten selten etwas Gutes zu reden weiß. Eine Provinz beschuldigt die andere, und von jeder kann man im Umgange mit Spaniern eine Menge lustiger Geschichten erfahren.

Hat sich ein General in einer Schlacht feig benommen, so sagt man mit Achselzucken: „Er ist ein Andalusier.“ Jede körperliche Anstrengung ist dem genußsüchtigen Andalusier bis in den Tod verhaßt, ja, er ist ihrer fast unfähig. Zum Kriegsdienste taugt er wenig und im letzten Bürgerkriege mußte man gewöhnlich die Hälfte der Soldaten aus Andalusien auf Troßpferde und Wagen packen. Es ist nicht unwahrscheinlich, was man von diesen tapferen Kriegern in Spanien erzählt, daß deren fünf einst auf einem einzigen Maulthiere gewesen wären. Dabei ist der Andalusier höchst lebendig, stolz, und Sprache, Ton, Geberden, Tracht, ja sein ganzes Wesen verräth den Hang zur Großthuerei. Unaufhörlich spricht er von sich selbst und seinen Thaten; seine Lüge wird zur Unverschämtheit. Zeigt man ihm aber den gehörigen Widerstand, dann wird er sehr bald kleinlaut und bescheiden.

Ganz anders der Aragonese. Sein Stolz stützt sich auf Kühnheit und Muth; Ausdauer und Tapferkeit sind ihm eigen. In seinem ganzen Wesen spricht sich Kraft, Härte, aber auch kalte Abgeschlossenheit aus. Mit großer Zähigkeit hängt er an heimischen Sitten und Einrichtungen, und von seinem Eigensinne sagt das Sprichwort: „Giebst du dem Aragonesen einen

Nagel, so wird er ihn eher mit dem Kopfe, als mit dem Hammer einschlagen." Zu seinem festen männlichen Wesen gesellt sich Adel der Gesinnung; eine Verirrung, ja selbst ein Verbrechen wird er eher verzeihen, als niedrige Gemeinheit. Mit kaltem Blute wird er dem den Dolch ins Herz stoßen, welcher einen Verrath an den Gesetzen der Ehre oder an den Pflichten der Freundschaft begangen hat. Begegnet dir Jemand in Spanien grob, ist er undienstfertig, ja wohl gar unverschämt, so brauchst du nicht in Zweifel zu sein, welcher Provinz er angehöre, er ist sicher ein Aragonese. Man erzählt sich folgende charakteristische Anekdote von ihm: Ein großer Weinbergsbesitzer hatte einst eine so reiche Weinernte gemacht, daß ihm die nöthigen Gefäße zur Aufnahme des Weines fehlten. Da ließ er unter Trommelschlag im nächsten Städtchen ausrufen, wer Lust habe, könne sich Wein bei ihm umsonst holen. Auf diese Einladung stellten sich am ersten Tage eine Menge Leute mit Krügen und Flaschen ein; aber schon am zweiten Tage erschien Niemand. Von neuem beauftragte der Herr seinen Hofmeister, den Leuten anzuzeigen, daß noch immer Wein bei ihm zu haben sei. Der Hofmeister begab sich auf den Markt unter die dort versammelte Menge, welche ihm schweigend eine Zeitlang zuhörte, bis endlich Einer im Namen seiner Mitbürger hervortrat und die Erklärung abgab: „Will der Herr Markgraf, daß wir seinen Wein abholen sollen, so mag er uns auch Käse dazu geben, wo nicht, so rühren wir weder Hand noch Fuß."

Weit geschliffener und gewandter ist dagegen der Catalonier. Freiheitsliebe, Stolz und Selbstgefühl schwellen seine Brust, jeder Willkür und Unterdrückung ist er Feind. Mit großer Sorgfalt widmet er sich der Bebauung seines steinigen Bodens, und in allen Thälern seiner gebirgigen Heimath finden sich reiche Olivenpflanzungen, sowie andere Obstbäume, besonders Nuß-, Mandel-, Orangen- und Citronenbäume. Er ist der zuverlässigste Freund, aber auch im hohen Grade rachsüchtig, heftig und im Jähzorn stets zum Messer bereit. Zieht er in den Krieg, so fehlt es ihm zwar nicht an Tapferkeit, wohl aber an Mannszucht. In Streifcorps leistet er als Guerilla die trefflichsten Dienste; überall umschwirrt er den Feind und seine Schnellfüßigkeit und Ausdauer grenzt an's Unglaubliche. Während der spanischen Revolutionsstürme machten 500 Freiwillige den Weg von Catalonien nach Madrid in fünf Tagen. Als die baumlangen, wildaussehenden Leute, die rothe Beutelmütze auf dem Kopfe, die bunte Manteldecke auf der Schulter, das Gewehr im Arm und das lange Messer im scharlachfarbenen Gürtel in Madrid einwanderten, setzten sie die ganze Stadt in Angst und Schrecken. Und dies nicht ohne Grund. Denn noch ehe sie vor dem Sonnenthorplatze Halt machten, hatten sie bereits auf ihrem Wege durch die Stadt zwei Menschen getödtet. Reist man dagegen durch Catalonien, so findet man alle Glieder des Hauses in emsiger Thätigkeit. Während der Mann keine Arbeit scheut, und selbst den unfruchtbarsten Boden seinem Fleiße dienstbar zu machen sucht, ist die Frau daheim mit Spitzenklöppeln beschäftigt. In allen Ortschaften sieht man Gruppen von Mädchen und Weibern auf den Hausfluren oder Straßen beisammensitzen und mit emsiger Hand die Hölzer des Klöppelsacks regen, aus deren seltsam verwickeltem Spiele der Stoff zur Mantille der wohlhabenderen Spanierin hervorgeht. Nirgends hört man Guitarrenspiel und Gesang, selbst die öffentliche Aufführung der Nationaltänze fehlt, denn die allgemeine Losung lautet: „Erwerb"; ihm strebt man mit unermüdlicher Ausdauer nach. Nur durch solche allgemeine Rührigkeit ist der Handel von Barcelona zum Welthandel geworden; sein Hafen der besuchteste der ganzen Halbinsel, die Stadt selbst einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa.

Ganz das Gegentheil vom Catalonier ist der Castilianer. Er gilt für prahlerisch und zeichnet sich durch eine besondere Vorliebe zum Nichtsthun aus, und zwar nicht etwa wie der Andalusier, um sich in Muße zu belustigen, sondern sich eben des Müßiggangs zu erfreuen. Geh' in die castilianischen Provinzialstädte. Der Lazzarone rührt keine Hand zum Arbeiten, so lange ihn nicht das unmittelbarste Bedürfniß zur Thätigkeit treibt. Da liegt eine ganze Schaar jener castilianischen Braunmäntler auf dem Pflaster des Marktes von Burgos in der Sonne hingestreckt, unbeweglich wie die Krokodile auf dem Sandufer des Senegal. Du fragst einen dieser Leute, ob er für Geld dein Packet nach dem Gasthofe tragen wolle, und der lang hingestreckte Castilianer giebt sich anfangs gar nicht die Mühe, dir zu antworten. Nur auf die wiederholte Frage versetzt er, indem er sich auf die andere Seite umdreht: „Ich habe schon meinen Real (ungefähr 18 Pfennige) verdient, mehr brauche ich für heute nicht und morgen mag für sich selbst sorgen."

Der Galizier, aus jener nordwestlichen Provinz Spaniens, ist von seinem Nachbar das Gegenstück. Unermüdlich als Arbeiter wandert er noch jung aus seiner armen bergereichen Provinz in die Fremde, nach Madrid, nach Lissabon u. s. w., um dort als Lastträger und Aufläder, hier als Hafenarbeiter ein kleines Capital zusammenzubringen. Ist es ihm gelungen, dann geht er in die Heimath zurück, denn wie bei allen Völkern, bei denen der Dudelsack Nationalinstrument ist, hat der Galizier einen unvertilgbaren Zug nach der Heimath. Da er am Heimweh völlig erkrankt, ja selbst daran sterben kann, so taugt er, trotz aller seiner Tapferkeit, nicht zum Soldaten; sein Geiz ist zum Sprüchwort geworden, doch ist er grundehrlich. Da er ungeschickt, wenig geschliffen und von beschränktem Verstande ist, so gilt er allgemein unter dem Namen: El Gallego als der Tölpel im spanischen Lustspiele, der gehänselt wird und zuletzt noch Prügel bekommt. Verwandt ist ihm sein Nachbar, der Asturier, doch läßt dieser sich leichter abschleifen und schulen. Deshalb wird er in der Fremde auch vorzugsweise als Bedienter in wohlhabenden Häusern gesucht, und durch Anhänglichkeit und Treue versteht er oft sich ein unbeschränktes Vertrauen zu erwerben.

Den schlimmsten Ruf unter allen Spaniern haben die Valencianer, die Bewohner jenes schönen, an der Ostküste des mittleren Spaniens gelegenen Landes, das man mit Recht einen Garten nennen kann. Ein fast immer heiterer Himmel breitet sich über den herrlich angebauten, üppigen Fruchtfeldern und reizenden Obst-, Wein- und Gemüsegärten aus. Reif und Nebel sind dem Einwohner nur der Beschreibung nach bekannt. Zwischen den lieblichsten Baumgruppen liegen niedliche Dörfer, und malerische Thäler ziehen sich nach dem Gebirge hin. Weintrauben von 6 bis 14 Pfund ziehen die Reben fast zu Boden und geben Wein und Rosinen. Mandeln, Feigen, Datteln und alle herrlichen Früchte des Südens wachsen hier im Ueberfluß. — Freilich gilt dies nur von dem Küstensaume, während steile und wildzerrissene Berge den westlichen Theil des Landes bedecken. Man gesteht dem Valencianer Sparsamkeit, äußerste Nüchternheit und ganz besonders Arbeitsamkeit zu. Der Fleiß, den er auf den Anbau des Bodens verwendet, ist wahrhaft bewundernswürdig. Da bricht er Canäle durch die Felsen der Gebirge, um das Wasser oft meilenweit auf seine Aecker zu leiten; an jedem spärlichen Quell legt er Felder an, und ist der Abhang zu steil, so bildet er aus lose übereinander gelegten und mit Erde bedeckten Steinen Stufen, die er mit Mais und allerhand Gemüse bepflanzt. Kann er kein Wasser auf die Abhänge leiten, so bepflanzt er sie mit Wein, und will auch dieser nicht gedeihen,

so setzt er den Johannisbrotbaum hin, der auch auf dem schlechtesten Boden fortkommt. Und dennoch genießt er den schlimmsten Ruf. Er ist treulos, feig, blutgierig, die geringste Beleidigung reizt ihn zur glühendsten Rachsucht, daher kommen hier so viele Meuchelmorde vor, daß man auf jeden Tag im Jahre wenigstens einen rechnen kann. Außerdem ist er sehr heiter und vergnügungssüchtig, witzig, gefällig, lebhaft, Freund von Musik und Tanz. Seine Kirchenfeste gleichen mehr weltlichen Schauspielen und sind alles Andere mehr, als christlich.

Den besten Ruf durch ganz Spanien haben die Bewohner des Baskenlandes. Sie gelten als treu, zuverlässig, arbeitsam, ehrbar in Zucht und Sitte, tapfer und freiheitsliebend; nur unbeugsamen Starrsinn wirft man ihnen vor. Sagen die neuesten amtlichen Berichte, daß die größte Anzahl der Verbrechen, namentlich Mord, Todtschlag und gefährliche Verwundung, jetzt unter dem wohlhabenden und fleißigen Baskenvolke vorkommen, so läßt sich dies nur aus der bodenlosen Verwilderung erklären, welche ein siebenjähriger, wüthender Bürgerkrieg zur Folge haben mußte. Die geringste Zahl der Verbrechen findet sich bei dem armen, einfachen, bereits früher erwähnten Völkchen von Asturien.

Nach v. Rochau und Willkomm.

65. Ein Stiergefecht zu Sevilla.

Mehr als 14,000 Menschen hatten sich in der Arena von Sevilla versammelt, dem Stierkampfe beizuwohnen: Menschen aus allen Ständen, von jedem Alter und Geschlecht, geschmückt wie zu einem seltenen Feste, und Alle in einem solchen Rausche von Erwartung und einem solchen Taumel von Jubel und Freude, wie der Nordländer in seinem ganzen Leben nicht einen Menschen sieht. Das Auge ist geblendet von dem Farbenschimmer der malerischen Trachten, von dem Schwenken der Fahnen und Tücher und von dem Glanze der Sonne — denn es ist 4 Uhr Nachmittags. Dazu wogt, wie fernes Meeresbrausen, über der ganzen Versammlung geschäftiges, verlangendes Gemurmel, aus dem hier der Fluch eines hindurchdrängenden Majo (Stutzers), dort das Geschrei einer halberstickten Matrone hervortönt, weiter drüben erklingt der gellende Schall eines Blechhorns, näher hier das Rasseln einer Trommel, der spitze, durchdringende Laut einer Pfeife; ein buntes, durcheinander dröhnendes Orchester, von dem ungeduldigen Volke probirt, um schon jetzt die Wuth des Kampfes, der sich allgemach vorbereitet, zu schüren. Und in der That, dieser Sturm erregt selbst des Zuschauers Sinne zu einer Leidenschaft, ja Wildheit, die einem Anblick, wie der kommende, vorangehen muß, wenn man darin gleich dem Spanier das größte Vergnügen der Welt genießen will.

Der Kampfplatz ist von amphitheatralisch sich erhebenden Bänken und Logen umgeben; in der Mitte der letzteren befindet sich die Loge des Corregidor (Aufsehers), der die Spiele ausrüstet und leitet; darunter der Sitz des Musikchors. Die unterste Bankreihe erhebt sich 6 bis 8 Fuß über den Erdboden, so daß die Zuschauer bequem über die hölzerne Wand hinwegsehen können, welche ringförmig die placa des toros (Kampfplatz) umläuft und noch durch einen 8 bis 10 Fuß breiten Gang von den eigentlichen Sitzen getrennt ist. Diese Wand hat 4 breite Flügelthore, durch welche die Lanzenreiter einziehen, einen besonderen Eingang für die Stiere und acht schmale Oeffnungen, durch welche die leichtfüßigen Chulos aus der Arena in den innern Gang schlüpfen können, wenn sie zu scharf verfolgt werden. Nicht weit von der

Pforte, durch welche der Stier eintritt, hinter einem Verschlage, standen zwei Männer, ein Arzt und ein Priester mit dem Viaticum, damit dem Kämpfer, der vielleicht heute bluten sollte, die ärztliche Hilfe und der geistliche Trost nicht fehle.

Mit dem Schlage halb Fünf öffnete sich das der Corregidorloge gegenüberliegende Thor und unter Trompetenschmettern erschienen zuerst 6 lanzenschwingende Picadores zu Pferde. Es waren kräftige Männer, ein breitrandiger grauer Filzhut überschattete das dunkle Gesicht, auf der goldgestickten, seidenen Jacke prangten quastenähnlich über die Schulter gelegt zwei große Blumensträuße, die Füße umgaben Lagen von Eisenblech und Kork, um Stöße und Sturz weniger gefährlich zu machen. Die Lanze ist nur mit einer kurzen Eisenspitze versehen, denn der Picador soll den Stier weniger verwunden, als reizen. Während die Reiter in kurzen gefährlichen Sätzen den Kampfraum durchmaßen, brach das Volk in lauten Jubel aus; die Pfeifen schrillten, die Trommeln dröhnten, die Fahnen und Tücher wurden geschwenkt zu Ehren der Picadores, die sich dankend verbeugten. Doch die Scene erneut sich: sechs Chulos treten ein, junge, kecke Gestalten, ganz und gar in Seide gekleidet, über den Arm den 5 Ellen langen brennendrothen Shawl oder Mantel, mit welchem sie den Stier wild zu machen wissen. Auch ihnen schallt der lärmende Gruß entgegen, sie danken, aber nur flüchtig; denn nun soll er erscheinen, der Held des Tages.

Ich wußte nicht, wen mein Nachbar, der so freundlich war, in seiner Freude einige erklärende Worte an mich zu richten, durch er bezeichnete, ob den Stier oder den Hauptkämpfer. Er meinte den letzteren; das sah ich, als dieser erschien. — Doch wer beschreibt den Wahnsinn, der halb Spanien ergreift, wenn Don Montes, der große Stierfechter, in der Runde erscheint! Er ist der Abgott der Nation, und gegen ihn ist ein König nichts. Ah el divino Montes! schallte es aus mehr als zehntausend Kehlen auf ein Mal. Der gefeierte Espada oder Schwertmann, der schlanke, kräftige und überreich geputzte Don Montes schreitet vor, über seinem gelblichen Gesichte liegt ein siegesgewisser Stolz, das kleine, stechende Auge läuft in gefährlicher Hast rundum, in der Rechten blitzt das Mordschwert, er senkt es, vornehm nachlässig dankend für den noch immer nicht endenden Beifall.

Doch plötzlich ward Alles athemlos still. Montes hatte die Arena verlassen, die Picadores stellten sich schweigsam und kampfgewärtig an der hölzernen Wand des Circus auf, und die Chulos vertheilten sich, ihre Shawls und Mäntel entfaltend, auf dem weiten Raume des Platzes. „Jetzt! jetzt!“ raunte mein Nachbar mir zu. Der Corregidor winkte mit einem weißen Tuche, ein Trompetenstoß erscholl, der besondere Eingang öffnete sich und der Stier trat in die Arena, von einem mehr als tausendstimmigen Geschrei empfangen. —

Der Stier, halb scheu, halb wild, steht still, sieht sich um, scharrt, stampft mit den Füßen, wendet sich hierhin und dorthin, als ob er den Feind wählen wolle, dann plötzlich laut aufbrüllend, den Kopf gesenkt, die glänzenden Hörner zum Auffpießen bereit, stürzt er auf den nächsten Picador los. Dieser hat im Augenblicke eine Wendung gemacht, und der Stoß geht in die Luft, während der Picador mit unbegreiflicher Geschicklichkeit die Lanzenspitze in den Hals des Thieres senkt. Der Stier läßt von ihm ab, und mit einem fürchterlichen Brüllen, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, rennt er im Kreise der Schranken herum. Nun beginnt der erste der Chulos sein verwegenes Spiel. Im vollen Galopp läuft er auf den Stier zu, das rothe,

flatternde Tuch in langen Bogen schwenkend, und während dieser einen Ansatz nimmt, ihn zu durchbohren, springt er jetzt rechts, jetzt links vor ihm her, immer mit dem Mantel die tödtlichen Stöße auffangend, bis am Ende das gereizte Thier den Kopf in dem langen Gewande verwickelt hat. Ein heulender Beifall lohnt dem Kühnen. Indeß schon hat sich der Toro (Stier) von der verhaßten Hülle befreit, und nun nimmt ein zweiter, jetzt ein dritter Chulo die Rolle auf. Keck fliegen sie vor dem schäumenden Thiere daher, das aus seiner Wunde blutend und mit verhaltenem Gebrüll seinen Peinigern nachstürzt, immer wüthender, je weniger es die Schnellfüßigen erreicht, bis dennoch der Eine, von dem tobenden Stier in die Enge getrieben, nicht mehr rechts noch links auszuweichen weiß. Der Chulo scheint verloren, die schmale Thür, die seinen Genossen zur Flucht sich öffnete, ist zu ferne; er steht allein und wehrlos der Wuth des Thieres gegenüber: da wirft er rasch den Mantel dem heranstürzenden Stiere vor die Füße, und im Augenblick trägt ihn ein kühner Sprung über die 6 Fuß hohe Barriere hinweg in den innern Gang, wo ihn das jubelnde Volk mit Bravorufen empfängt.

Der Stier, bis zur Raserei gehetzt, stürzt nun wieder auf die anderen Picadores los, und jetzt kostet es Pferde-, ja zuweilen Menschenleben. Bis an das Genick bohrt er den Kopf in den Bauch der Pferde, die wild aussetzen und die Reiter abschleudern. — Immer heißer, gefährlicher wird der Kampf, immer dichter fallen die Lanzenstiche auf den Hals des Stieres, aber in der Wuth achtet er derselben nicht und greift einen Picador nach dem andern an.

Zweimal hob er Roß und Reiter mit einem Stoße von der Erde empor und ließ sie dann fallen. Einem dritten Pferde stieß er die Hörner tief in die Brust, das Pferd bäumte sich wild wiehernd hoch auf, um dem Stiere auf den Nacken zu springen, da duckt sich dieser noch ein Mal nieder, zum zweiten Stoß ausholend, und schlitzt dem fast über ihm schwebenden Thiere den Leib der Länge nach auf. — „Bravo! Bravo!" jubelte das Volk, indeß der Stier sich schüttelte, daß es wie ein blutiger Regen um ihn herumflog.

Ein neues Zeichen wird gegeben. Die theils verwundeten, theils ihrer Pferde beraubten Picadores ziehen sich zurück, um den Chulos nochmals Platz zu machen. Diese haben die Shawls und Mäntel von sich geworfen und hüpfen leicht und graziös in den Circus, in jeder Hand einen mit Blumen und bunten Papierstreifen umwundenen Pfeil, dessen Spitze sich zu einem Widerhaken umbiegt. Um den Stier noch mehr zu reizen oder ihn von neuem anzustacheln, wenn ihn Kampf, Wunden und Blutverlust ermüdet, müssen sie diese Stäbchen in das Genick des Thieres häkeln. Dies ist ein Spiel, bei dem man nicht weiß, ob man mehr die Verwegenheit oder die Gewandtheit des Toreadors bewundern soll. Der Chulo läuft hinter dem wüthenden Toro her, bis dieser plötzlich umsetzt. Nun stellt er sich auf die Fußspitzen, biegt sich mit einem Pfeil in jeder Hand so weit vorn über als möglich, läßt den Stier gerade auf sich losstoßen und macht eine Seitenbewegung, setzt ihm in dem Augenblicke, wo der Kopf des Ungethüms gerade unter seinen Armen hindurchstürmt, die Eisenhaken in's Genick und springt seitwärts oder gar zwischen den Hörnern hinweg, ehe der Stier Zeit gehabt, ihn emporzuschleudern. Immer neue Pfeile tragen seine Peiniger heran, er versucht umsonst sie abzuschütteln, vielmehr verdoppelt sich der Schmerz bei jeder Bewegung. Der Toro wird matt. Auch er hat Wunden empfangen, und zwar immer im Genick; sein Blut fließt, bisweilen spritzt es hoch heraus und überrieselt Kopf und Nacken. Die Chulos schwirren ihm immer dichter

vor den Augen herum, necken ihn, machen ihn schwindlig; er dreht und wendet sich, betäubt, verwirrt; er greift selten mehr an.

Und abermals erscholl ein Signal, und Fuego! Fuego! (Feuer! Feuer!) rief's von allen Seiten. Die Chulos kamen mit brennenden Lunten herbei, hingen auch diese an den Hals des Thieres, und mit einem Male entzündet sich auf demselben ein ganzes Feuerwerk mit Raketen, Schwärmern, Schlangen und Körben. Der Stier stürzt im Kreise herum, den Kopf gesenkt, vertheilt er die Stöße in die Luft, er brüllt, setzt rechts und links aus; ja, so verkehrt sich die Natur: er starrt plötzlich, hält einen Augenblick inne und macht wilde Sätze rücklings, als ob er dadurch vor sich selber fliehen könnte. Nun endlich schlägt das Feuer bis zur Stirn empor, der wüthende Schmerz macht sich im fürchterlichen Gebrüll Luft, und wer einen Tropfen spanisch Blut in sich hat, stimmt ein: Kinder, Männer, Jungfrauen, Greise, Matronen, Alle jauchzen in wilder Lust, bis der Stier wieder im Kreise herumzustürzen beginnt und den Schluß des Schauspiels vorbereitet.

Da tritt Don Montes auf. Die Chulos sind zerstoben und eine schauerliche Stille lagert sich auf all' den Tausenden der Zuschauer; mit ängstlicher Spannung scheint Jeder den Augenblick zu erwarten, der entscheiden soll, ob heute der Mensch oder das Thier sein Leben zum Opfer bringen werde. Aber keck geht Montes dem wüthenden Thiere entgegen, und dies bleibt vor ihm wie angewurzelt stehen. Ist es die Ruhe, ist es der Blick, was bändigt? Vielleicht Beides. Der Matador entfaltet einen rothen Mantel, der Stier stürzt darauf zu; aber Montes springt ihm entgegen, schreit ihn an, und das Thier hält plötzlich inne. Ruhig nimmt Montes den Mantel über die Schulter und schreitet über den Platz; der Stier will nachstürzen, Montes dreht sich und der Stier dreht gleichfalls um und nimmt, mit entsetzlichem Gebrüll, nach der entgegengesetzten Seite seinen Lauf.

Ich war stumm und starrte Don Montes an, der eine so übernatürliche Macht über das Thier besaß. Doch jetzt sind Beide an die Barriere gelangt, Beide kehren um, und nun, entfernt aus dem Bereiche der Zauberkraft seines Blickes, stürmt der Stier gegen Montes los. Der ihm entgegen; sie treffen auf einander, der Stier hat einen wohlgezielten, fürchterlichen Stoß auf ihn geführt, aber Montes hat ihn an den Hörnern ergriffen und ist in einem tollkühnen Satze über das Thier hinweggesprungen! — Ein tausendfach donnerndes Bravo zerriß die Lüfte. Und plötzlich befällt den ruhigen Montes der ganze Wahnsinn dieses Kampfes, er ergreift den breiten, schlachtmesserähnlichen Degen, und, heulend wie das Thier, stürzt er auf dieses los und stößt ihm, während es auf den ausgebreiteten Mantel stürmt, das Schwert bis an das Heft in den Nacken. Durch das Abprallen des brüllenden Stiers wird der Degen wieder frei, und ein Blutstrom ergießt sich über den bereits triefenden Kampfplatz. Das verwundete Thier setzt noch zwei Mal an, und jedes Mal durchfährt im Augenblicke, wo Alle Montes schon gespießt sahen, sein Degen den Hals, bis es mit letzter Kraft in die Höhe sprang und niederstürzte, um zu verröcheln.

Das Spiel war beendet. Die todten Pferde und der Stier wurden von vier bunt ausstaffirten Maulthieren weggeschleift und die Arena gereinigt, um den grausamen Kampf von neuem zu beginnen, an dem der Spanier sich nicht satt sehen kann.

Die Preise für die Zuschauerplätze sind ziemlich hoch. Für Logen, welche 8—12 Sitze enthalten und im Ganzen vermiethet werden, zahlt man 8—12, ja selbst 16 Thaler Preußisch; für tiefer gelegene Sitze auf Bretterbänken ohne

Lehnen 1—1⅓ Thlr., und für die letzten Plätze 12—16 Sgr., je nachdem sie in der Sonne oder im Schatten liegen. Actienunternehmungen, an denen sich die Wohlthätigkeits-, Kranken- und Erziehungsanstalten wesentlich betheiligen, veranstalten die Stiergefechte; ihnen fließt die Haupteinnahme zu.

66. Die Wanderungen der Merinoherden in Spanien.

Es gab eine Zeit, in welcher Spaniens Schafherden die vorzüglichsten der Erde waren, spanische Wolle, weit und breit berühmt, jeder anderen vorgezogen ward. Dies ist nicht mehr der Fall. Vor beinahe hundert Jahren ward das spanische Merinoschaf nach dem damaligen Kurfürstenthum Sachsen gebracht und seit jener Zeit eine Wolle daselbst gewonnen, welche weit vorzüglicher als die spanische ist. Man hat daher in neuerer Zeit Versuche gemacht, die Schafzucht Spaniens durch sächsische Schafe zu veredeln, indem hier gekaufte Herden nach dem alten Stammlande zurückgebracht wurden. — Gleichwohl ist die Schafzucht Spaniens so eigenthümlicher Natur, daß wir uns an der Hand eines kundigen Führers mit ihr bekannt machen müssen.

Durchwandert man im Frühjahr oder Herbst die weiten Ebenen des inneren Spaniens, so begegnet man gar oft ungeheuren Herden weißer, langwolliger Schafe, welche von einer Anzahl bewaffneter, zum Theil sogar berittener Hirten begleitet und einer großen Meute starker bissiger Hunde bewacht und in Ordnung gehalten, auf der Wanderung nach einem fernen Weideplatze begriffen sind. Dies sind Merinoherden, welche, meist Eigenthum großer Grundbesitzer von Leon und Altcastilien, nicht selten die Zahl von 10,000 und darüber erreichen und unter einem besonderen Oberhirten oder Mayoral stehen, der von einer großen Anzahl anderer Hirten (meist über Herden von 200 Stück) unterstützt wird. Mayoral wie Unterhirten oder Pastoren bilden einen eigenthümlichen Menschenschlag. Aehnlich den Nomaden, kommen sie entweder niemals, oder nur auf sehr kurze Zeit in ihre Heimath, sondern sind den größten Theil des Jahres auf der Wanderung, wo sie ihre jedesmalige Wohnung bald in Zelten, bald in Laub-, Erd- oder Steinhütten finden. Der Merinohirt ist ein kräftiger, sonnenverbrannter, bärtiger, schmutzig und verwildert aussehender Geselle, so daß man bei seinem ersten Anblicke einen Räuber vor sich zu haben vermeint. Ueber einer schmierigen, schwarzbraunen Lederjacke trägt er häufig ein ärmelloses Wams von Merinofell, die Wolle nach außen gekehrt, und über den kurzen Beinkleidern an der Vorderseite des Oberschenkels Lederstücken, welche gleich Panzerschienen an der Rückseite festgeschnallt sind. Die mit Lumpen umwickelten Füße stecken in unförmigen Schuhen von Rindsleder, und das struppige, niemals gekämmte Haar wird von einem spitzigen, breitkrämpigen, durchlöcherten Hute oder auch von einer schirmlosen Mütze von Merinofell bedeckt. Ein meist zerfetzter, oder mit zahllosen, verschiedenfarbigen Flecken bedeckter Mantel hängt diesen wilden Naturkindern um die Schulter; eine bald blutrothe, bald violette Schärpe ist um die Hüften geschlungen und enthält außer geschnittenem Tabak, Cigarrenpapier und einem Geldtäschchen, besonders ein großes Einschlagemesser mit fußlanger spitziger Klinge. — Eine langrohrige Flinte mit Zubehör an Patronen und Zündhütchen, sowie ein fast mannslanger dicker Stock von gebeiztem Weißdorn vollenden die Ausrüstung dieser halb wilden, rohen und verwegenen, doch meist gutmüthigen und ehrlichen Menschen. —

Wir gesellen uns zu ihnen dort auf der Hochebene von Raynosa im Norden von Burgos. Es ist Mai. Eine großartige Alpenlandschaft von

süddeutschem Charakter breitet sich vor unseren Blicken aus. Hohe, schneebedeckte, abenteuerlich gezackte Felspyramiden umschließen den nördlichen Horizont in westlicher und östlicher Richtung. Wildromantische Felsschluchten durchfurchen die Hochfläche, welche, so weit nur das Auge reicht, mit einem saftigen jungen Graswuchse bekleidet ist. — Butterblumen, Wiesenkresse und blaue Waldveilchen bedecken die weite Grastrift, welche gegen Westen mit steilem, felsigem Abfall in ein anmuthiges Thal übergeht. Ein munterer, krystallheller Forellenbach durchrauscht die felsigen Ufer. Es sind die Quellen des Ebro, dessen Wasser aus dem mütterlichen Schoße der Erde hervorsprudelt, und bald von Erlen und Weiden beschattete Mühlen in klappernde Bewegung setzt.

Auf diesen Hochflächen, mehr als 4000 Fuß über dem Spiegel des atlantischen Oceans, weiden, bald in größeren, bald in kleineren Gruppen, viele Tausende von Merinoschafen, so daß die unermeßlichen grünen Bergmatten wie mit weißlichen beweglichen Flecken bestreut erscheinen. Das Merinoschaf ist von mittlerer Größe und zeichnet sich durch einen kleinen Kopf und schlanke Beine aus. Seine Wolle ist oft mehr als fußlang, schwach gekräuselt und mit einer dicken Schmutzrinde bedeckt. Ist dagegen das Schaf gewaschen oder werden die Herden gut gehalten, dann ist sie glänzend weiß. Füße und Schnauze des Schafes sehen meist schwarz aus. — In seinen Mantel gehüllt, steht auf einer vorspringenden, eine freie Umsicht gestattenden Felszacke der Hirt, bald auf seinen Krummstab, bald auf die lange Flinte gelehnt. Die schnellfüßigen Wolfshunde umkreisen die Herde mit lautem Gebell und treiben jedes Schaf zurück, welches sich zu weit entfernte. Der Mayoral reitet unter Begleitung einer Anzahl Hirten, denen er Befehle ertheilt, langsam über die Ebene nach jener aus Baumstämmen aufgeführten Baracke, aus deren flachem Dache ein dicker Rauch aufsteigt und nach welcher soeben einige hundert Stück dickwollige Merinos getrieben wurden. Es ist jetzt die Zeit der Wollschur, jene Baracke aber die Schwitzkammer, in welche die Schafe vor dem Scheren gesperrt werden. Diese Vorrichtung giebt zu eigenthümlichen Festen und Vergnügungen Veranlassung. Kaum ist die Sonne hinter den Bergen niedergesunken und jede Herde in die sie umzingelnden Hürden eingetrieben worden, als Hunderte von Feuern in den weiten, in nächtliche Dämmerung gehüllten Gefilden aufflammen, welche eben so viele Hatos oder Hirtenbivouaks bezeichnen. — Gesang und frohes Gelächter, untermischt von den Tönen des Tambourins oder des Dudelsacks, durchhallt die stille Abendluft, und beim Nähertreten an eines der hochaufsprühenden Feuer erblicken wir gegen hundert Wollscherer und Wollsortirer, welche von den Eigenthümern der Herden aus Alt-Castilien hierher gesandt wurden, um die Merinos zu scheren und die Wolle zu sortiren. Ihre niedrigen, aber breitkrämpigen schwarzen Filzhüte, ihre mit silberplattirten Knöpfen dicht besetzten schwarzbraunen Tuchjacken, Tuchhosen und Gamaschen, und ihre breiten, mit bunten Stickereien verzierten Ledergürtel unterscheiden sie auf den ersten Blick von den schmutzigen, zerlumpten Hirten. Das kecke Benehmen, das blitzende schwarze Auge, die gelbliche Hautfarbe läßt uns in Vielen den Gitano oder Zigeuner erkennen. Mit ihnen kam noch anderes Gesindel, Frauen und Mädchen auf die Hochebene, um unter Lärmen und Tanzen um das hochauflackernde Feuer einen guten Theil der Nacht hinzubringen. Dabei kreist von Zeit zu Zeit der mit blutrothem Wein gefüllte Weinschlauch in der Runde herum, und Männer wie Frauen sprechen ihm tüchtig zu. Ja, hat die wilde Lust ihren Höhepunkt erreicht, dann steigen wohl auch Raketen zischend empor, und Kanonenschläge

durchrollen in vielfachem Echo die Gründe und Schluchten der wilden Gebirgslandschaft. — Erst der fallende Thau und der scharfe Morgenwind machen dem Lärmen ein Ende und zwingen die von Wein, Tanz und Geschrei erhitzte Gesellschaft in den Zelten und Hütten der Hirten Schutz gegen die Kälte der ersten Morgenstunden zu suchen.

Die Mitte des Sommers naht, der August hat begonnen, die Frühlingsweideplätze sind längst verlassen, und wir finden dieselben Herden auf den Hochflächen von Soria wieder. Diese Hochebenen ragen noch höher über den Spiegel des Meeres empor, als jene von Raynosa. Furchtbare Stürme durchpeitschen sie während des Herbstes, Winters und Frühlings. Tiefe Schneemassen bedecken sie im Winter, dichte Nebel umhüllen sie im Frühling und Herbst, so daß nur der Sommer Menschen wie Viehherden den Aufenthalt auf ihnen gestattet. Fast nirgends erblickt das Auge einen Baum, die Gewalt der Stürme würde ihn nicht aufkommen lassen. Nur niedrige Sträucher, Halbsträucher und Kräuter bedecken fleckweise den mit scharfkantigem Gerölle überschütteten Boden. Hier auf dieser bedeutendsten Hochebene Europa's bringen die Merinoherden Alt-Castiliens die hohen Sommermonate zu, nachdem sie gegen Ende des Juli auf den höchsten Punkten angekommen sind. Muthig kämpfen die Merinowidder mit ihren gewaltig großen, spiralförmig gewundenen, nach hinten gekrümmten, meist schon in früher Jugend abgestutzten Hörnern gegeneinander. Doch der Aufenthalt in diesen Gegenden kann nur von kurzer Dauer sein. Gegen Ende des Septembers stellen sich die kalten, nassen, für die Schafe höchst verderblichen Nebel ein; der Mayoral läßt die bisher zerstreuten Herden zusammentreiben, die Zelte abbrechen, die Lastthiere packen, und in geordnetem Zuge tritt die ganze Cabana oder Herde ihre Wanderung nach den warmen Gefilden des fernen Estremadura an. An der Spitze der großen Herde reitet der Mayoral. Die dazu gehörigen einzelnen Herden, jede von einem Hirten und einem Hunde geleitet, folgen ihm, bis endlich die von mehreren Hirten und Hunden überwachten Widder den Schluß bilden. Seit undenklichen Zeiten zieht die Merinoherde nach den Vorschriften der Mesta auf denselben Wegen. Alle passiren frei, keine Abgabe wird in den verschiedenen Ortschaften entrichtet, und jeder Grundbesitzer, dessen Felder die Straßen durchschneiden, hat die Verpflichtung, zu beiden Seiten des Weges eine 90 Fuß breite Schaftrift freizulassen — eine Einrichtung, welche dem Aufblühen des Ackerbaues ungemein nachtheilig ist. Da die Mayorals auch noch jetzt das Recht haben, von jedem Waldbaume, an dem ihre Wanderung vorübergeht, und selbst in den Gegenden von Estremadura, wo sie die Winterszeit zubringen, einen Ast zur Errichtung von Hütten, sowie der Hürden für die Schafe, und endlich selbst als Brennmaterial, zur Bereitung der Speisen, abzuhauen, so verwüsten sie in dem an und für sich waldarmen Spanien die Bäume nur noch mehr, da derartige Verstümmelungen dieselben meist kernfaul machen. Die Reise, welche die Merinoherden zurückzulegen haben, um in ihre Winterquartiere zu gelangen, beträgt ungefähr 112 deutsche Meilen, wozu sie 40 Tage bedürfen. Geht der Weg durch bebaute Gegenden, so müssen die Schafe, in dem engen Raume zusammengedrängt, schnell laufen und werden von den Hunden fortwährend mit lautem Gebell umsprungen und am Fressen verhindert. Gelangen sie dagegen in die unangebauten Strecken, so geht die Reise täglich kaum eine und eine halbe Meile weiter. Solche unangebaute Strecken finden sich besonders in Neu-Castilien — es sind Salzsteppen, welche zu den ödesten und traurigsten Landschaften Europa's gehören. So weit das Auge nur reicht, erblickt es keinen Baum, keinen Strauch, kein grünes Feld,

nur nußfarbene, büschelförmig wachsende Salzpflanzen sind über den blendend weißen nackten Gyps- und Mergelboden zerstreut. Die Hirten eilen mit ihren Herden durch diese fürchterlichen Einöden, da die von den Schafen mit großer Begierde gefressenen Salzpflanzen einen nachtheiligen Einfluß auf die Beschaffenheit der Wolle ausüben sollen.

Gegen Ende des Octobers oder in den ersten Tagen des Novembers treffen die Merinoherden in den weiten Ebenen des südlichen Estremadura ein, um hier die Winterweide zu beziehen. Nun weilen sie auf der Serena, einer berühmten fetten Trift im Süden des Guadianathales, zwischen diesem und der westlichen Sierra Morena gelegen. — Bietet die Serena im Sommer in Folge der großen Sonnenhitze und des völligen Mangels an Regen einen höchst traurigen Anblick, so ist dies jetzt im Winter ganz anders — Niemand würde dieselben Fluren nur wiedererkennen. In Folge vorangegangener Regengüsse ist bereits der Frühling angebrochen, junger, kurzer, hellgrüner Graswuchs bedeckt in kleinen, zwar nahe, aber nicht dicht beisammenstehenden und deshalb keinen Rasen und keine Wiesen bildenden Büscheln den Boden. Die immergrünen Eichen, aus denen die vereinzelten Laubgehölze bestehen, sind mit jungen Blättertrieben geschmückt und durch den Regen vom Staube des Sommers reingewaschen. Die ganze Pflanzenwelt athmet Frühlingsfrische und Leben, indem sie durch den häufig gefallenen Regen aus ihrem Sommerschlafe, in welchen sie in Folge der Sonnengluth und des Wassermangels, gerade wie bei uns in Folge der Winterkälte, versunken war, erweckt worden ist. Doch dieser Frühling ist ein schnell vorübergehender. Der Blumenflor verschwindet mit den abblühenden Zwiebelgewächsen, der Narcisse, dem Schneeglöckchen, den lilafarbenen Traubenhyacinthen und der rosenrothen Herbstzeitlose. Nur der Rasenteppich bleibt den ganzen Winter hindurch frisch und eignet sich deshalb vortrefflich zur Winterweide. —

Kaum sind die Hirten hier angelangt, so beziehen auch die Herden die gewohnten, ihnen wohlbekannten Weiden. Die Hatos, von leicht über einander gelegten und mit Erde verbundenen Steinen erbaut, werden aufgerichtet, mit Baumästen und Rasen überdeckt und inwendig mit der Rinde der in diesem Theile Estremadura's häufig wachsenden Korkeiche ausgekleidet. Derartige Hütten sind besser als Zelte, da diese zu wenig Schutz gegen die auch in jenen warmen Gegenden häufigen Stürme, Regengüsse und Schneegestöber gewähren. Neben den Hütten werden die Hürden errichtet, in welche während der Nacht die Schafe eingeschlossen sind. Jeden Abend wird die ganze Herde in der Nähe des Hatos des Mayorals von den außerhalb der Hürden liegenden Hunden bewacht, da die Wölfe den Heerden aus den höheren Gebirgsgegenden nur zu oft folgen und ihre räuberischen Einfälle versuchen. — Hier auf der Winterweide werden auch die Lämmer geboren, und vor dem Wegzuge nach der Frühlingsweide mit einem glühenden Eisen gebrannt. Naht der April, dann bricht man die Hütten ab, und wie gekommen, so zieht man nach den Frühlingsweiden hoch im Norden, auf welchen wir gleich zu Anfang die Herden zuerst erblickten.

Nach Moritz Willkomm.

67. Gibraltar.

Je näher man Gibraltar kommt, desto majestätischer erscheint der in drei Kuppen gespaltene Felsen. Auf der mittelsten und höchsten Spitze steht das Signal-Haus, auf dessen Walle stolz die englische Flagge weht. Nach

Süden zu läuft der ziemlich sanft geneigte Felsen in eine felsige Landzunge aus, an deren äußerstem Ursprunge, Punta de Europa genannt, inmitten furchtbarer Festungswerke der Leuchtthurm steht. Die nördliche Kuppe stürzt jäh ab. Hier bezeichnen 3 Reihen von Oeffnungen die innerhalb des Felsens angebrachten Batterien. Eine Reihe schwimmender Tonnen deutet die Grenze des englischen Gebietes an, wo immer mehrere englische Kriegsschiffe vor Anker liegen. Hier erst gewahrt man den üppigen Baumwuchs und die zahllosen Landhäuser, die sich vor der Stadt längs des Strandes hinziehen. Es war halb 10 Uhr, als wir am Hafendamm des Wasserthors anlegten. Der englische Thorbeamte war sehr höflich. Wir mußten indeß noch 3 Stunden vor dem Thore warten, ehe es uns auf Verwendung des preußischen Konsuls „ausnahmsweise" gestattet wurde, das Thor zu passiren und nach gestellter Bürgschaft eine Aufenthaltskarte zu empfangen, um in Gibraltar bleiben zu dürfen. Die Licencia ermächtigt nämlich blos zum Eintritt in die Stadt. Wer länger als einen Tag bleiben will, bedarf der Bürgschaft eines Einwohners. Nichts ist jedoch leichter als dies, indem die in Gibraltar wohnhaften Juden gegen einen halben Piaster oder etwas mehr gern bereit sind, Bürgschaft auf so lange, als man will, zu leisten. — Während der langen Wartezeit hatte ich Gelegenheit, die vielen Nationen zu beobachten, die sich am Hafen herumtrieben. Engländer, Schotten, Spanier, Italiener, Mauren, Juden, Neger und Mulatten: Alles wogt bunt durcheinander. Die Mauren zeichneten sich durch die stolze Ruhe aus, die auf ihren starkbebarteten, von dem weißen Turban halbverhüllten Gesichtern thront. Kaum würdigten sie die afrikanischen Juden eines Blickes, die mit aller möglichen Geschmeidigkeit und Redseligkeit ihre Dienste anboten. Die afrikanischen Juden gehen ebenfalls in morgenländischer Tracht; nur tragen sie statt der Turbane lederne Käppchen und statt der gelben Pantoffeln der Muhammedaner schwarze Pantoffeln. Die fast olivenbraunen Marokkaner kleiden sich meist in Roth und lieben grüne Turbane. Sowohl Mauren als Marokkaner umhüllen sich mit dem weißen faltenreichen Burnus (Mantelkragen). Die Juden tragen einen Aermelmantel, und ihre Frauen weite, mit schwarzem Sammet verbrämte Mäntel aus rothem Tuch, die eine haubenartige Kapuze haben und zwei Schlitze, um die Arme hindurchzustecken. Keiner dieser Afrikaner darf sich in Gibraltar ansiedeln; trotzdem leben viele fast immer hier, indem sie nach abgelaufener Aufenhaltsfrist nach Afrika gehen und dann alsbald wiederkommen.

Durch das Wasserthor gelangt man auf einen großen, von Kasernen umschlossenen Platz und von da in die Königsstraße (King-Street), die schönste der Stadt. Man glaubt sich in ein anderes Land versetzt! Die Häuser haben keine Balkons und sämmtlich grüne Jalousien, sind gelb, auch wohl schwarz angestrichen. Eine Cigarrenfabrik folgt der andern; große Gasthöfe, Wein- und Porterstuben, Kaffeehäuser, Waarenlager, Kunst- und Buchhandlungen: alles Mögliche ist auf engem Raum dicht zusammengedrängt. Dazwischen gewahrt man die Buden der maurischen Kaufleute, die, schweigsam rauchend und aus kleinen Porzellantassen Kaffee schlürfend, auf weichen Polstern vor ihren niedrigen Tischen sitzen, auf denen Roseneſſenzen, wollene und seidene Schärpen, Teppiche, Felle und dergleichen ausgebreitet sind. — Unangenehm ist der Kalkstaub, den der Wind durch die nicht gepflasterten, sondern bloß chaussirten Gassen treibt. Diese steigen zum Theil so steil am Berge auf, daß die Schwelle des einen Hauses dem Dache des anderen gleich steht. Manche Gassen sind auch bloß in das Gestein gehauene Treppen. — Mit einer Aufenthaltskarte kann man beliebig die Thore passiren. Von diesen führt

das Südthor nach dem dicht davorliegenden Promenaden-Garten (Alameda-Garden). Dies ist ein mit den herrlichsten ausländischen Gewächsen erfüllter Park, dessen Bänke und Lauben reizende Blicke auf den Golf, die spanischen Gebirge und die afrikanischen Küsten gewähren. Hier steht das bronzene Standbild des Herzogs von Wellington. Ueberall zwischen den Anlagen bemerkt man in den Schanzen lange Kanonenreihen. Furchtbar ist auch die etwa 100 Fuß hohe Punta de Europa befestigt; auf allen Felskuppen erheben sich Batterien und kleine Forts. Bei hellem Wetter erkennt man von hier aus mit bloßen Augen die Wälle und Gebäude von Ceuta, obwohl die Entfernung $7\frac{1}{2}$ Stunden beträgt.

Von der Stadt aus kann man auf verschiedenen, mannigfach sich windenden Wegen bis zur Höhe des Signal-Hauses emporsteigen und von dort aus den ganzen Berg nach Belieben in Augenschein nehmen. Nur zur Besichtigung der berühmten unterirdischen, mit Kanonen gespickten Kasematten bedarf es einer besonderen Erlaubniß des Gouverneurs. Diese Kasematten sind lange Gänge, die man in den lebendigen Fels eingehauen hat. In diesen Gängen stehen auf einem wenig erhöhten Pflaster von kleinen Kieselsteinen die durch roh ausgehauene Oeffnungen schauenden Kanonen, neben jeder auf der einen Seite eine Kugel-Pyramide, auf der andern der Kanonier-Kasten. Uebrigens füllen sich diese Aushöhlungen beim Gebrauch der Kanonen bald so sehr mit Pulverdampf, daß es die Artilleristen nicht aushalten können, weshalb bei allen Probeübungen Unglücksfälle vorgekommen sind. — Der Felsen von Gibraltar hat einen Umfang von $1\frac{1}{2}$ Meilen, ist über eine Stunde lang und etwa ein Drittel davon breit. Der höchste Gipfel liegt 1439 Fuß über dem Mittelmeer. Die Aussicht von da oben ist deshalb so eigenthümlich, weil man gleichsam wie ein Vogel in der Luft über dem Meere schwebt. Grausig schauen sich die furchtbar zerklüfteten, zum Theil senkrecht in die Tiefe fallenden Felswände des Ostabhanges an. An dieser Seite hausen die einzigen Affen Europa's in den vielen kleinen Schluchten und Höhlen, die sich zwischen den Klippen befinden. Sie nähren sich vorzüglich von den jungen Schößlingen der Zwergpalme, die hier außerordentlich häufig wächst und Stämme von 3—4 Fuß bildet. Es ist der sogenannte türkische Affe (Simius sylvanus s. inuus), dieselbe Art, die man bei uns gewöhnlich mit den Bären herumführen und tanzen sieht, gelbbraun und ungeschwänzt. Sie zeigen sich selten; nur einmal sah ich ein halb Dutzend, die sich lustig zwischen den Büschen tummelten und an den Felsen herumkletterten. Zu gewissen Zeiten des Jahres erscheinen indeß manchmal Herden von 40—50 Stück, die aber bald wieder verschwinden. Sie dürfen bei hoher Geldstrafe weder getödtet noch gefangen werden. Daher kommen sie auch ganz dreist bis an die Brustwehr des Signal-Hauses heran und lassen sich füttern; ehe man es sich aber versieht, werfen sie unter den fürchterlichsten Grimassen mit Steinen. — Unter den Höhlen ist am besuchtesten die St.-Michaels-Höhle. Sie liegt nach Afrika zu, mehrere hundert Ellen über der See. Ihre Mündung ist eine gähnende Felsenspalte, etwa 12 Fuß im Geviert. Nicht weit vom Eingange steht eine von der Natur gebildete Säule, die wie der Stamm einer ungeheuren Eiche emporsteigt, als sollte sie die Decke stützen. Ein äußerst jäher Pfad führt über 100 Fuß abwärts, wo die Höhle an einem Abgrund endet, der zu unerforschten Tiefen führt. Alle Versuche, ein Ende zu finden, sind bis dahin vergeblich gewesen; ein steiler Abhang und Abgrund folgt da dem andern in scheinbar endloser Folge; dann und wann zeigen sich vorspringende Ränder, die den Waghälsen Gelegenheit geben auszuruhen und ihre Strickleiter für ein noch tieferes Hinabsteigen zu befestigen.

Mancher Offizier oder Soldat der Besatzung hat auf diese Weise schon sein Leben einbüßen müssen. Auch an anderen Stellen bemerkt man finster drohende Schlünde und schaurige Höhlen, die sich nach allen Richtungen hin ausdehnen und unter der Erde verzweigen, so daß man leicht zu der Ansicht kommt, das ganze Gestein sei im Innern wie Bienenzellen durchlöchert.

Die Besatzung Gibraltars besteht aus 3—4000 Mann; die übrige Bevölkerung kann man auf 16,000 Seelen anschlagen. Obgleich diese aus Leuten aller Art zusammengesetzt ist, so herrscht doch eine bewundernswürdige Ordnung in allen Verhältnissen. Nirgends sieht man auf den äußerst reinlich gehaltenen Straßen einen Bettler; jeder Stand und jede Nation haben ihre besonderen Rechte; es herrscht vollkommene Religionsfreiheit. Trotzdem ist Gibraltar wenig mehr als ein Raubnest, da von hier aus unter dem Schutze der Engländer der Schmuggelhandel nach Spanien auf die unverschämteste Weise betrieben wird.

Nach Moritz Willkomm.

68. Die Küsten der Bretagne und ihre Bewohner.

Die nordwestlichste Provinz Frankreichs ist die Bretagne. Kühn ragt sie in den atlantischen Ocean hinaus und bietet seinen Fluthen Trotz. Mit furchtbarer Macht dringen diese seit Jahrtausenden auf die Felsen der Küste ein, und obwohl im nie ermüdenden Kampf immer und immer zurückgeworfen, so ist ihr Angriff dennoch kein vergeblicher. Die ausgewaschenen Ufer, die längs der Küste sich hinziehenden gefährlichen Riffe und Untiefen, die einzelnen Felskegel sind Zeugnisse dieser ununterbrochenen und auf die Dauer nicht vergeblichen Kämpfe.

Wir betreten bei St. Malo das Land. Es ist eine kleine, zwar wohlhabende, doch düstere und traurige Stadt, ein wahres Geier- und Rabennest; bald Insel, bald Halbinsel, je nachdem gerade Fluth oder Ebbe ist. Schmutzige Klippen, von Meergras überwuchert, fassen es ein, während weiterhin eine Küste von weißen eckigen Felsen dem Blicke sich zeigt. Der ganze Felsen, auf welchem St. Malo steht, ist nach allen Seiten mit Wällen und Festungswerken bedeckt, so daß es nicht leicht eine Stadt geben kann, welche einen öderen aber auch drohenderen kriegerischen Anblick darbietet. Will man St. Malo als Insel betrachten, so liegt ihr gegenüber auf dem Festlande St. Servan, eine ärmliche Stadt in höchst malerischer Gegend. Ist es gerade Fluthzeit, dann ist die Strecke zwischen St. Malo und St. Servan höchst belebt durch zahlreiche Boote, welche unaufhörlich hin- und herfahren. Noch herrlicher aber ist die Aussicht über den weiten Ocean und seine durch weiße Segel bedeckten Fluthen.

Am andern Ende der Halbinsel liegt Brest, jener große Kriegshafen Frankreichs, der, eine Schöpfung Richelieu's, einst die Hauptstütze der Macht Ludwigs XIV. und Sklavenkerker war, jetzt Festung und Arsenal ist. Dort in dem durch ungeheuere Werke befestigten und von Bergen umgebenen Hafen ist die Stärke Frankreichs zur See, Kanonen, Schiffe, ungeheure Vorräthe sind daselbst aufgehäuft. Durchfährt man auf leichten Barken diesen Hafen, einen langen, schmalen Meeresarm, so scheint es, als wollten die Felsen jeden Augenblick zusammenrücken und die Vorüberfahrenden zerquetschen. Ein enger, an beiden Seiten mit Batterien gespickter Eingang führt zu der Rhede, welche 500 Kriegsschiffe fassen kann. An der Nordseite der Rhede liegt stufenförmig am Abhange eines Berges die Stadt Brest, und ihr gegenüber der Stadttheil,

in welchem das Arsenal, die Taudreherei, das vormalige Bagno für die Galeerensklaven, die Schmieden, die Docks, die Magazine und die Schiffswerfte sich befinden. So großartig auch der Gesammtanblick ist, so hat er gleichwohl etwas Peinliches. Denn gerade hier, wo das dem britischen Canal entschlüpfte Meer mit größter Wuth auf die Felsen der Bretagne losstürmt, hat Frankreich die große Vorrathskammer seiner Seemacht gegründet. — Kein Schiff kann ohne Erlaubniß hier einlaufen, keines herauskommen. Viele Schiffe sind vor diesem Hafen bereits zu Grunde gegangen, und die ganze Küste ein weites Grab, welches jeden Winter an sechzig Fahrzeuge verschlingt.

Kaum kann es etwas Schrecklicheres und Furchtbareres geben, als diese Küste von Brest. Land und Meer, Mensch und Natur stehen hier als grimmige Feinde einander gegenüber. Man muß das furchtbar tobende Meer sehen, wie es seine ungeheuren Wellen an der Spitze St. Matthieu 50, 60 bis 80 Fuß emporschleudert, wie der Schaum bis an die Kirche spritzt, in welcher Mütter und Schwestern zum Gebete für die Ihrigen versammelt sind, die draußen auf dem empörten Oceane und an den zerrissenen Küsten mit Fischfang beschäftigt sich umhertreiben. Selbst im Augenblicke der Ruhe, wenn der Groll des Meeres schweigt, gleicht die ganze Küste einem Todtenfelde. Doch noch ärger als Klippen, schlimmer als der brausende Sturmwind ist der Mensch. Kaum hat das Meer ein unglückliches Schiff an den Strand geworfen, sofort laufen von allen Seiten Männer, Frauen und selbst Kinder herbei, um sich heißhungrigen Wölfen gleich der Beute zu bemächtigen. Ja nicht selten ist der Schiffbruch durch diese Küstenbewohner wohl selbst veranlaßt. In finsterer Nacht ließ man eine Kuh mit einer Laterne an den Hörnern längs dem Strande umhergehen, und die dadurch getäuschten Schiffe zerschellten an den Klippen. Welche gräuelvolle Scenen mögen sich hier ereignet haben, zumal da im Kopfe dieser Leute der Glaube wurzelt, daß jedes gescheiterte Schiff von Gott verflucht sei, und daß man nur dem göttlichen Willen entgegenkomme, wenn man beendet, was das Unwetter begann, indem man Schiff und Reisende, welche sich an das Ufer retten, rein ausplündert. Man hat Beispiele, daß denen, welche in den Fluthen versanken, bevor dies noch geschah, Hände und Finger abgehauen wurden, um nur die daran befindlichen goldenen Ringe zu erhalten. Der Mensch ist grausam an dieser Küste. „Ist die Natur barmherzig gegen mich," ruft er aus, „verschont mich die Welle, wenn ich in schrecklicher Winternacht die Klippen durchschiffe, um schwimmendes Seegras zur Düngung eines unfruchtbaren Feldes einzusammeln? „Verschont sie mich, wenn ich zitternd an der Spitze von Raz vorüberschiffe?" — Wie viele Menschen sind seit Jahrhunderten an diesem rothen Felsen verschlungen worden, wo neben der Allerseelenbai die Hölle Plokofs ihren weiten Rachen aufsperrt. Allgemein verbreitet ist das Schiffergebet: „Schütze mich, Gott, an der Spitze von Raz! Mein Schiff ist so klein und das Meer ist so groß." Vergeblich suchst du unter dieser Bevölkerung ein höheres geistiges Leben. Allen Versuchen zur Civilisation haben diese Anwohner des Oceans den hartnäckigsten Widerstand geleistet, sie kennen nichts als das Meer, ihre Barken und ihre Netze. Das Meer ist ihr Feld, ihr Garten, ihr Weinberg, es wird von ihnen bearbeitet und abgeerntet und unterscheidet sich nur dadurch von dem Lande, daß die Ernten unregelmäßig sind und kommen, ohne daß man gesäet hat. Naht sich der Kauffahrer dieser Küste und gelingt es ihm, von den Zollbeamten unbemerkt in eine der vielen Buchten einzudringen, so verwandeln sich flugs die Bewohner in Lastthiere, um auf dem Rücken die Waaren in ihre Hütten zu paschen. Der Winter ist für diese

Bevölkerung, die man nicht mit Unrecht die Karaiben Frankreichs nennt, die günstigste Jahreszeit. Nicht, weil um diese Zeit mehr Schiffe anlegen und der Schleichhandel besser geht, oder weil mehr Fische an die Küste kommen, nein, weil sich jetzt die meisten Schiffbrüche ereignen. — Die entfesselten furchtbaren Stürme, der verdüsterte Himmel werfen die Schiffe an diese gefährlichen Küsten, und Schiffbruch ist für ihre Bevölkerung das glücklichste Ereigniß. Gerade beim bösesten Wetter, nur nothdürftig bekleidet, mit vom Winde gepeitschtem Haare stieren ihre Augen hinaus auf das Meer, ob nicht Fässer oder andere Trümmer dem Strande zugespült werden. Eine Axt, so wie eine lange eisengespitzte Stange sind ihre Waffen, mit ihnen lauern sie hinter dem von der Brandung überspülten Felsblocke, und in wilder Freude leuchtet ihr Luchsauge, wenn sich auf dem Rücken der schäumenden Wellen ein schwankendes halbzertrümmertes Schiff erhebt. Ihnen gehören die Tonnen mit Rum, die schweren Mantelsäcke, die wohlgefüllten Kisten, die reichen Vorräthe, ihnen gehört der Schiffbruch mit allen seinen Schrecken, ihnen die blutige Ernte des Sturmes und die Plünderung der Leichname. — Erst im Jahre 1043 gelang es, das Christenthum in Baz zu predigen. Fast scheint die Natur sich hier umgekehrt zu haben. Die Frau, die hier größer und stärker als der Mann ist, arbeitet auch mehr als dieser; sie baut das Feld mit Hilfe der ungemein kleinen Pferde, während der Mann in seinem Boote auf dem weiten Meere umherschweift. Noch finden sich zahlreiche keltische Alterthümer; dem 300 Fuß hohen Felsen von Naz gegenüber liegt die traurige baumlose Sandbank Sein, auf welcher vorzeiten die heiligen Jungfrauen wohnten, welche den Kelten schönes oder stürmisches Wetter brachten; hier feierten sie ihre schauerlichen und blutigen Feste, und mit Schrecken vernahmen die Seefahrer aus der Ferne das Rauschen ihres wilden Saitenspiels. Längs der ganzen Westküste von Brest bis L'Orient, Quiberon und Carnac kann man keine Viertelstunde gehen, ohne jene unförmlichen Denkmäler anzutreffen, welche, aufrecht gestellte Steinblöcke von geringer Höhe, unter dem Namen der Druidensteine bekannt sind. Fragt man die Bewohner über ihre Bedeutung, so erklären sie diese für die Häuser der Kobolde, welche des Abends die Wege versperren und Jeden, der ihnen begegnet, zum Tanze zwingen, bis er erschöpft niederfällt.

Wandern wir in den innern gebirgigen Theil der Halbinsel, welcher den Namen Cornwall führt und mit dem gegenüberliegenden südwestlichen Theile von England gleichlautet, so finden wir auch hier eine rauhe, wilde, dürre und unfruchtbare Landschaft. Der Boden ist Haideland und mit zerstreuten Herden brauner Schafe bedeckt, deren Hirten auf Felsgipfeln sitzend ihre eintönigen Lieder in die Lüfte hinaussenden. Der ganze Dunstkreis ist grau gefärbt und während des Sommers mit einer erstickenden Hitze erfüllt. — Reiset man quer über das Gebirge von Morlaix nach Pontivy, so ist man in der traurigsten ermüdendsten Gegend. Ein ganzes Meer von Haidekraut und Ginster bedeckt sie, und nur selten ragt gleich einer Oase eine unter dem Laube weniger Bäume verborgene Hütte hervor. Zur Rechten, zur Linken, vorwärts und rückwärts Einsamkeit — nirgends ein menschliches Wesen. — Erst in der Nähe von Carrhaix begegnet man heimkehrenden Berg- und Hüttenarbeitern, und kommt man weiter, dann gelangt man auch an die Werke selbst, welche von einem weiten Gürtel rauchender Gebäude und von Wasser getriebener Maschinen umgeben, sich anfangs durch ein dumpfes Gemurmel, später durch ein seltsames verworrenes Rauschen, Knarren, Pfeifen, Heulen und Zischen kund thun. Es ist die Bewegung der Wellen, Kloben und

Räder, sowie das Kochen des schmelzenden Bleies. Dazwischen hört man aus den Oeffnungen der Schächte das Geräusch der unterirdischen Wasser und Menschenstimmen. Gelangt man endlich nach Carrhaix, so glaubt man eine Stadt des Mittelalters zu betreten. Elend und Unwissenheit blickt aus den Augen der Bewohner, die Straßen sind kothig und ohne Pflaster, die Häuser baufällig und schwarz geräuchert. Zwischen ihnen liegen angebaute Felder oder grünende Gärten, und ohne Umstände geht man durch jeden Hof. Einen großen Theil ihres Lebens bringen die Bewohner im Freien zu; Kinder verzehren ihre Mahlzeit auf platter Erde, die Frauen sitzen singend und spinnend vor der Thür und alte Leute liegen in den Straßen wie auf dem Markte ausgestreckt in der Sonne. Der Arme drischt gleich auf der Straße sein Getreide aus, während seine Frau daneben die Wäsche zum Trocknen aufhängt. An Sommerabenden versammelt man sich auf der Straße, erzählt sich schauerliche Märchen, singt schwermüthige Lieder und unterhält sich mit volksthümlichen Tänzen.

Doch nicht ganz Cornwall ist so wild und unfruchtbar, wie der Bezirk von Carrhaix. Kommt man in die Nähe von Chateaulin, dann wird der Anblick des Landes immer angenehmer, und nur in der Nähe des Meeres, das weithin von einer langen Reihe Berge eingefaßt wird, waltet wieder die düstere Einförmigkeit. Dann vernimmt man kaum einen anderen Laut, als das Rauschen der Wellen oder das Geschrei eines Seevogels, und außer der auf- und untergehenden Sonne oder den Segeln eines Schiffes am fernen Horizonte sieht man kaum etwas Anderes. Die Spitze von Penmarc'h, auch die Fackel genannt, ist ebenso gefürchtet wie die von Raz. Am Strande erscheinen aus den Fluthen die Trümmer einer untergegangenen Stadt, von welcher die Lootsen Schauerliches zu erzählen wissen. Das Brüllen der an den Felsen sich brechenden Wogen ist so schrecklich, daß man es während der Nacht oft 4—5 Stunden weit hört. Niemals, erzählt der Franzose Souvestre, werde ich die feierliche Majestät dieses fernher tönenden Rauschens vergessen. Der Tag war zu Ende, am Horizonte stieg der Mond empor und neben mir kreischte die verrostete Wetterfahne einer alten Kapelle. Da führte mir der Wind von Zeit zu Zeit die schrecklichen Töne der Brandung von Penmarc'h herüber, die man am passendsten mit dem aus einem dichten Walde hervorbrechenden Gesammtgebrüll von tausend wilden Thieren vergleichen kann. — Nähert man sich aber der Felsenspitze selbst, dann wird die Seele mit Grauen von diesem Anblicke der Umwälzung erfüllt, man glaubt jeden Augenblick rasend zu werden und sich kopfüber in den Abgrund stürzen zu müssen. Der ganze Körper empfindet den Schall mit, das Vorgebirge zittert unter den Füßen, alle Nerven und Muskeln sind wie gelähmt. Jede Woge schlägt gleich einem Hammer ans Gehirn, und man muß den Kopf mit beiden Händen anfassen, um zu fühlen, daß man noch lebt. Lange noch, nachdem man sich von der Brandung entfernt hat, hört man ihr Gebrüll in den Ohren summen und ist völlig betäubt.

69. Die Landes oder Haiden von Medoc.

Kaum hat man Bordeaux verlassen, so findet man sich in einer unabsehbaren Ebene, die bis zum äußersten Horizont mit wilden Pflanzen bedeckt ist. Man verliert sich in der trostlosen Oede, wo auf unbegrenztem Raum kein Zeichen die Anwesenheit eines Menschen verräth. Ueberläßt man sich in dieser wüsten Fläche dem Zufall, so läuft man Gefahr, tagelang durch Busch

und Moor wandern zu müſſen, ehe man auf eine armſelige Hütte trifft, welche vielleicht von einigen Unglücklichen bewohnt iſt, die der Fieberfroſt ſchüttelt. Kleine, von den Inſaſſen bebaute Oaſen verbergen ſich hie und da am Ufer der Bäche; aber der größte Theil der Bevölkerung beſteht aus wandernden Hirten, die ihre Schafherden vor ſich hertreiben. Die Aehnlichkeit der franzöſiſchen Haiden und der Steppen des Orients iſt ſo groß, daß man, ohne der Verſchiedenheit des Bodens und Klimas Rechnung zu tragen, mehrfach verſucht hat, das Kameel in den Gebieten zu acclimatiſiren, die ſich ſüdlich von Bordeaux ausdehnen.

Dieſe Haiden oder Landes umfaſſen nicht blos das Departement gleiches Namens faſt ganz, ſondern auch noch halb Gironde und den äußerſten Winkel von Lot und Garonne. Sie ſind vom Ocean, der Bai von Arcachon, der Eiſenbahn, die von Bordeaux nach Teſte de Buch führt, und von der Gironde begrenzt. Als ein altes Meeresbette während einer früheren Erdperiode bilden die Haiden von Medoc eine Art dreieckiges Plateau, das, in der Mitte wie die Schale einer Schildkröte gewölbt, ſich einerſeits nach der Gironde, andererſeits nach den Strandſeen ſanft abdacht. Die mittlere Erhebung dieſer Flächen über dem Meeresſpiegel beträgt etwa 40 Meter.

Seit einigen Jahren hat die Arbeit der Menſchen viel geleiſtet, um dieſe einſt ſo vernachläſſigte Wildniß wieder zu erobern; aber noch an vielen Stellen zeigt ſich die nackte Steppe in ihrer erhabenen und düſtern Majeſtät dem einſamen Wanderer, der ſie auf gut Glück durcheilt, ſei es um ein Wild zu erlegen, ſei es um fern vom Geräuſch der Menſchen durch die Oede zu ſchweifen. Das Land entbehrt zwar der wechſelnden Scenerie, doch iſt ihm eine gewiſſe Größe, ja ſelbſt ein gewiſſer Reiz nicht abzuſprechen. Ringsum bis zur einförmigen Linie des Horizonts ſieht man nichts als einen unermeßlichen Wald von Buſchhaide und anderen Haidegeſträuchen, die ſich etwa 1 bis 2 Meter über den Boden erheben. Zur Zeit der Blüthe ſpielt ein leichtes Roſa in das reizende Grün, doch ſtarren daneben eine Menge von Haidebüſchen ſo blätterlos und ſchwarz empor, als wären ſie vom Feuer verſengt. Höher hebt ſich das Farnkraut vom Boden und erfüllt die Luft mit durchdringendem Geruch. Weiterhin kommen dann die Ginſterfelder, die während der Frühlingsblüthe die Fläche wie mit einem goldenen Schleier verhüllen. Mooſe, Gräſer, Brombeerſtauden wachſen an den Wegen. Seeroſen und andere Waſſerpflanzen ruhen auf dem trüben Spiegel der Lagunen. Binſen und Riedgräſer ſchießen aus dem lockern Boden der Waſſerpfützen hervor. Das iſt Alles. Kaum unterſcheidet man am äußerſten Horizont den bläulich grünen Saum eines Kiefernwaldes.

Tiefe Stille herrſcht in dieſen unbewohnten Räumen. Beim Auf- und Untergang der Sonne erheben die Haide- und Waldvögel ihren Geſang; aber am Tage vernimmt man nur das ewige Kreiſchen der Grille, welche mit einer ſolchen Monotonie ſich hören läßt, daß das Ohr ſich daran gewöhnt und es nicht mehr empfindet. Der düſtere Ernſt der Fläche erinnert an den Ocean, und wenn der Nebel die Ferne verſchleiert, könnte man ſich leicht auf eine Sandbank verſetzt fühlen, die von den Wogen umſpült iſt. Die Oberfläche der weiten, regungsloſen Steppe ſenkt ſich gegen den Horizont wie die Außenſeite eines Rieſenſchildes und bietet in ſeiner weiten Ausdehnung nichts, an dem der Blick haften könnte; aber darüber wölbt ſich der gewaltige Himmelsdom mit ſeinen Licht- und Schattenſpielen; die allmähliche Stufenfolge ſeiner Tinten vom tiefen Blau bis zum glühenden Purpur, ſeine Wolken, die ſich jagen, zertheilen, wieder ballen, in langen durchſichtigen Streifen hinlagern

und zu dunkelgrauen Massen thürmen. Das unendliche Himmelsgewölbe, das fast allein die ganze Landschaft ausmacht, und sich hie und da in den stillen Sümpfen wiederspiegelt, fesselt um so mehr, als man ganz besondere Contraste wahrnimmt. Das Blau des Himmels ist sanft und lichtvoll wie der schönste Azur des Südens, aber die zertheilten, zerrissenen und vom Seewinde in Fetzen aufgelösten Wolken gleichen oft denen in Holland oder in anderen nördlichen Ländern. Dieser seltsame Contrast verleiht dem Himmel in diesen Strichen Frankreichs eine eigenthümliche Weichheit und Melancholie.

Die Untersuchungen des Bodens haben ergeben, daß sich unter der dicken Flugsandschicht Kalk- und Mergellager befinden, „alios" genannt, welche kein Wasser durchlassen, so daß während der Regenzeit die Oberfläche der Steppe in einen unermeßlichen Sumpf verwandelt werden müßte, hätte man nicht seit Beginn dieses Jahrhunderts Sorge getragen, durch Abzugsgräben das Ueberflüssige den Bächen des Innern oder den Strandseen zuzuführen. Jahre mögen vergehen, ehe man bei der großen Macht der Gewohnheit und den geringen Geldmitteln der dünngesäeten Bevölkerung hoffen darf, dieses wüste Plateau dem Ackerlande einverleibt zu sehen. Abgesehen von einer sehr beschränkten Zahl ehrenwerther Ausnahmen, geben sich die Eigenthümer der Haiden durchaus nicht die Mühe, den Boden zu verbessern, sie halten eben alle Cultur für unmöglich bei einem Boden, der abwechselnd von den Winterregen überschwemmt und von der Sommersonne ausgedörrt wird. Nach dem Beispiele ihrer Vorfahren begnügen sie sich damit, magere Schafe zu ziehen, die, wenn sie die Haidebüsche abweiden, mit ihrer Wolle daran hängen bleiben. Man hat berechnet, daß an gewissen Plätzen vier Hektaren, d. h. ein Landstück, von dem eine ganze Familie leben könnte, kaum für ein einziges Schaf hinreicht. Dazu muß man von Zeit zu Zeit die Weideplätze wechseln. Wenn das Wasser von der Erde verschwunden ist und die Sonnenhitze begonnen hat die Pflanzen zu versengen, so stecken die Haidehirten das Gestrüpp in Brand, um unter Asche und Kohlen neuen zarteren Pflanzenwuchs zu erzeugen. Ist aber der Wind in die Flamme gefahren und hat sie über die weite Ebene gejagt, so hat das zügellose Element schon mehrfach mit der Haide auch die Föhrenwälder verzehrt. Noch vor wenig Jahren verschlang ein Haidebrand zwischen Hourtin und la Canau einen Wald von mehreren Quadratkilometern.

Die Steppenschäfer zeichnen sich bekanntlich durch die eigenthümliche Gewohnheit aus, den größten Theil des Tages auf 1—2 Meter hohen Stelzen zu gehen. In dieser Beziehung stehen die Landscots (so nennt man die Steppenbewohner) einzig in der Welt, und irre ich nicht, selbst in der Culturgeschichte da. Auf diesen falschen Beinen überwacht der Landscot seine zwischen den Haidebüschen versteckten Schafe von oben, schreitet ungehindert durch die Pfützen, Sümpfe und Moorwiesen ohne Furcht, daß ihn die Ginsterdornen ritzen und die dürren Haideäste streifen, und kann überdies noch einmal so schnell gehen. Ein Forstaufseher, dem ich Glauben schenken darf, hat mir erzählt, er habe in viertehalb Stunden einen Raum von $4\frac{1}{2}$ deutschen Meilen vom Dorfe du Porge bis zur Station Facture durchlaufen; er hat sich allerdings beeilt aus Furcht, den Eisenbahnzug zu verfehlen. Wenn man nun zum ersten Mal in den Haiden eine Gruppe von Stelzenläufern gewahrt, fühlt man sich von einer gewissen Unruhe ergriffen, als ob man Wunder sähe. In ihren Schaffellen, an denen vor Alter die Wolle abgerieben ist, schreiten sie ernst dahin und stricken dabei. So gehts über Haide, Farn und Dorn hinweg, als ob sie sie kaum berühren. Der Zuschauer bleibt in den Gesträuchen fast vergraben, sie aber scheinen in ihrer ganzen Gestalt auf der Linie des

Horizonts zu wandeln. Sie erscheinen um so seltsamer, je näher man sie sieht; denn der gesunden Vernunft zum Trotz kann das Auge nicht umhin, ihre Stelzen für wirkliche Beine zu nehmen und wundert sich, sie ihre Knie nach innen statt nach außen biegen zu sehen, wie bei anderen Menschen. Der große Stock, den sie mit erstaunlicher Leichtigkeit handhaben und der ihnen je nachdem als Balance, Arm und Stütze dient, vermehrt den seltsamen Anblick. In den Haiden von Medoc bedienen sich nicht allein die Schäfer, sondern alle Bewohner ohne Ausnahme der Stelzen; selbst die Kinder scheuen sich nicht, sich auf den „chanquen“ des Vaters zu versuchen. Wie die Lebensart der Gauchos in den Laplataſtaaten aus diesen amerikanischen Centauren eine Menschenklasse gebildet hat, die sich von allen anderen nach Sitte und Charakter unterscheidet, so muß nothwendig auch die Gewohnheit der Landscots, einen großen Theil ihres Lebens auf Stelzen zuzubringen, auf die Länge einen beträchtlichen Einfluß auf ihre Sitten ausüben. Es würde vermessen sein, das genau bestimmen zu wollen. Manche von ihnen scheinen eine gewisse Scheu vor Fremden zu haben und eilen, wenn sie einen Reisenden auf sich zukommen sehen, mit weitausgreifenden Schritten davon.

Die Föhrenwälder, die das dreieckige Hochland der Haiden von Medoc rings umsäumen, sind von Harzsammlern bewohnt, welche an manchen Orten noch wahrhaft wild geblieben sind; denn die moderne Civilisation hat sie, wie es scheint, ganz links liegen lassen. Von Jugend auf zu dem Geschäfte des Harzsammelns erzogen, lernt er ebenso leicht wie die Eingebornen Australiens die Bäume erklimmen; er ist ebenso ernst, mißtrauisch und schweigsam wie sie. Sein Sprachschatz ist äußerst gering und hat wahrscheinlich nicht mehr als ein paar hundert Wörter aufzuweisen. Seine Wohnung ist sehr oft eine wahre Höhle, aus Baumstämmen errichtet und mit Zweigen bedeckt.

Einige Pächter, die in weiten Zwischenräumen von einander wohnen, bildeten noch unlängst mit den Hirten und Harzsammlern die ganze Bevölkerung der eigentlichen Haiden. Sie bauen Mais, Hirse und an den Abhängen nach den Bächen zu Roggen, wo sie also weder die Trockenheit zur Zeit der stärksten Hitze noch das Austreten der Gewässer im Herbst und Winter zu fürchten haben. Ohne Unterricht aufgewachsen, verehren sie gläubig das Gesetz der Ahnen und betrachten Neuerungen im Ackerbau als ein verdammliches Unterfangen. In patriarchalischen Sitten leben sie familienweise oder in kleinen Stämmen von 8 — 30 Personen unter einem Oberhaupte. Sind mehrere Brüder da, so sucht man allen Sonderinteressen durch Theilung der Macht gerecht zu werden. Der Aelteste nimmt die Leitung des Ackerbaues, der Finanzen und der Polizei in die Hand, dafür herrscht die Frau des jüngeren in der Wirthschaft über ihre Schwägerinnen. Stirbt der älteste Bruder, so folgt ihm der jüngere im Regiment, und die Wittwe übernimmt ihrerseits die Leitung des Hauses. Die ziemlich geräumigen, aber sehr niedrigen Hütten der alten Meiereien sind von fern immer durch große Eichen kenntlich, die um so mächtiger erscheinen, als sie in dem flachen Lande vereinzelt sind. Im Schatten dieser Bäume, die ohne Zweifel aus Ehrfurcht vor den altväterischen Traditionen gepflanzt sind, versammeln sich Abends die Pächter. Das Laubdach saugt eine Menge von den übeln Dünsten auf, die von der unbebauten Steppe aufsteigen, aber sie genügen doch nicht, um alle Miasmen zu beseitigen. Die Wechselfieber sind äußerst häufig und zeigen sich in den hohlen Augen, der fahlen Gesichtsfarbe und den hagern Gliedern, wodurch sich die Bewohner höchst unvortheilhaft von ihren Brüdern in Béarn unterscheiden, die allzeit aufgeweckt, frisch und munter sind. Vor Kurzem war der fünfte Theil der

Haideleute von Medoc in den Monaten August und September bettlägerig. Die Harzsammler allein waren in Folge der reinen Luft frei von den Wechselfiebern. Eine andere abscheuliche Krankheit, unter dem Namen Pellagre (peau aigre) bekannt, fordert im Lande jährlich viele Opfer. Hände und Füße werden, weil sie mehr als die anderen Theile des Körpers dem Wechsel der Hitze, Kälte und Nässe ausgesetzt sind, von einem Aussatz so ergriffen, daß gewöhnlich der Tod erfolgt. Zur Erleichterung oder Heilung können die Kranken nicht aus weiter Ferne, aus der Stadt, einen Arzt holen, sie müssen sich vielmehr mit althergebrachten Mitteln oder den Besprechungen alter Weiber begnügen. Gewöhnlich nehmen sie zum Aderlaß ihre Zuflucht, und selbst wenn sie geheilt sind, lassen sie sich alle Monate vier Unzen Blut abziehen als einfaches Gesundheitsmittel. In schlimmen Fällen nehmen sie ihre Zuflucht zu Hexenmeistern von Profession. Die einen, wie es heißt ehrbare Alte, heilen durch magnetisches Streichen und Berühren, nehmen auch keine Zahlung aus Furcht, durch die unreine Berührung des Geldes ihrer Heilkraft beraubt zu werden. Die anderen sind Schäfer mit dem bösen Blick, welche Zauberkreise ziehen, Haare, Fett und Schwefel verbrennen, den Teufel in Beschwörungsformeln anrufen und sich ihre abscheulichen Ceremonien mit schwerem Gelde bezahlen lassen. Zuweilen gelingt diesen Schwarzkünstlern die Heilung, wo eine natürliche Heilmethode gescheitert wäre; aber wenn der Bauer sich auch von seinem Schmerzenslager wieder erholt, wird er doch Zeit seines Lebens ein Raub des Schreckens bleiben. Er zittert beim Schrei der Eule und des Uhus, er fürchtet sich vor Zauberei und Hexenkünsten und meint wohl gar in seinen Nachbarn oder seiner eigenen Familie auf einen Währwolf zu stoßen.

Indeß haben die Haideleute auf der anderen Seite wieder den Ruf der Gastfreiheit, aber man muß hinzufügen, daß die Freundschaft wenig Verdienstliches hat, denn die Gelegenheit, sie zu üben, ist äußerst selten; und in einem Lande, wo es keine Herbergen giebt, könnte die Verweigerung eines Nachtquartiers für den Fremden den Tod nach sich ziehen. Und wenn sie auch den Wanderer aufnehmen, zeigen sie sich doch sehr menschenscheu und mißtrauisch; und man darf sich darüber nicht wundern, da die Unzugänglichkeit des Landes und ihre Lebensweise dazu beiträgt, sie der Welt zu entfremden.

Elisée Reclus.

70. Bilder aus Paris.

1) Die Stadt vom Pantheon aus gesehen.

Wir sind auf der Kuppel des Pantheons, jenes Prachtgebäudes, das bei seiner erhabenen Lage und seiner beträchtlichen Höhe uns einen Blick über ganz Paris gestattet, wie er nicht zum zweiten Male hier zu finden ist. — 480 Fuß tief liegt die Seine unter unseren Füßen, und mit Klarheit unterscheidet man das Irrgewinde von Straßen und Gassen, sowie die Umgebung der Stadt in größter Ausdehnung. Wundervoll spannt sich die blaue Wölbung des Himmels über das unabsehbare Rund von Straßen und Häusern, welches zu unseren Füßen ausgebreitet liegt. Vögelschaaren ziehen vor uns vorbei und wiegen sich um die schwindelnde Höhe unseres Thurmes. Blitzende Spiegellichter erglänzen im Sonnenscheine da, wo die Seine zwischen Mauern, Brücken und Bäumen hindurchblickt. — Kann man Frankreich als das von der Natur am meisten abgerundete Land betrachten, so wiederholt sich diese Eigenthümlichkeit an Paris. Seine Grundgestalt ist die eines Kreises, sein Durch-

messer ein Fluß. Mehrere größere und kleinere Kreise liegen, immer einer den andern umschließend, um den gemeinsamen Mittelpunkt, welcher etwas nördlich von unserem Standpunkte in der Cité, der innersten Stadt, zu suchen wäre. Der weiteste Umkreis von Paris wird von jenen lieblichen Hügeln, Schlössern, Landhäusern, kleinen Ortschaften, Mühlen, Wäldchen und Gärtchen gebildet, welche aufs Reizendste mit einander abwechseln. Von diesem ersten durch die Natur geschaffenen Ringe gelangt man zu dem zweiten, dem Festungsgraben und der mit Zinnen versehenen Mauer. Dies Riesenwerk hat einen sehr heiteren Anstrich, und selbst die einzelnen Forts, die rings herum vertheilt sind, haben nichts Düsteres und gleichen fast freundlichen Landhäusern. Auf diesen zweiten Gürtel folgt der der vielen Vorstädte mit den längs ihrer Umfassungsmauer sich hinziehenden und von Weinschenken wimmelnden äußeren Boulevards. In dieser Linie erblicken wir auch nach der Feldseite hingestreckt die Kirchhöfe, während nach der Stadtseite zu die Schlachthäuser liegen. Auf die Vorstädte und Barrieren folgt der Gürtel der inneren Boulevards, jener prachtvollen Straßen, welche fast die ganze Stadt umschließen und mit den schönsten Häusern geschmückt sind. In ihnen finden sich die elegantesten Läden, die schönsten Kaffeehäuser. Der letzte und kleinste Ring ist gewissermaßen das Palais Royal.

Den Gegensatz zu dieser Umkreisung der Stadt bilden die nach allen Himmelsgegenden hinauslaufenden Eisenbahnen, ganz besonders aber die Wasserstraße der Seine. Dadurch zerfällt die Stadt in ganz verschiedene Haupttheile. Auf der Südseite, auf welcher auch unser Standpunkt ist, haben sich von jeher die wissenschaftlichen Anstalten Frankreichs zusammengedrängt. Hier ist die alte theologische Universität der Sarbonne, hier sind die Schulen des Rechts, der Medicin, der Arzneibereitungskunst und der Wundärzte; hier auch die Sternwarte, das Seminar St. Sulpice, die polytechnische Schule für die höheren Gewerbszweige; hier die Kriegsschule, das Institut von Frankreich, die Gymnasien, sowie auch der botanische Garten. Hier wohnen die meisten Buchhändler, die meisten Professoren, Studenten und Künstler. Dagegen ist der Handel nicht viel mehr als ein Trödelkram, und die Industrie spielt eine untergeordnete Rolle. Diese Zurückziehung der Wissenschaft und Kunst, sowie das Kleinwesen in Gewerbe und Handel gehen im Labyrinth der Katakomben selbst in die Stätte des leiblichen Todes über. Unter dieser Schädelstätte erheben sich nun die Klöster der Nonnen und die Paläste jener, welche dem alten Königsregimente von Frankreich noch angehören. Ja selbst der Tod bei lebendigem Geiste hat hier seine Lokale in den großen Spitälern aufgeschlagen, zu denen wir auch das Invalidenhospital mit zählen. Dies die Südseite von Paris in ihrer Abgeschlossenheit, ihrem Stillstande, ihrer stolzen Erinnerung.

Welch' ganz verschiedenen Charakter hat dagegen die Nordseite. Sie trägt das Gepräge der bewegten Thätigkeit mit bedeutungsvollerem geschichtlichem Hintergrunde. Die meisten Gasthäuser, Theater und Plätze, die vielen Fontainen, Miethfuhrwerke und die gehäufteren Menschenmassen, das allgemeinere Streben nach Eleganz und Vergnügen, die überall sich darbietenden Maueranschläge: Alles verräth den lebensvollen Boden der Gegenwart. Hier auf der Ostseite ist vorzugsweise der Sitz des Volkes. Hier steht das Stadthaus als Mittelpunkt des Pariser Bürgerthums, hier entfalten Handel und Industrie ihre größte Thätigkeit. Hier sind die großen Märkte, hier die Post, der Bazar, die Gewerbeausstellung, die Börse. In der östlichen Vorstadt St. Antoine erhob sich oft der vielköpfige Volksriese zu Tumulten und Aufruhr. Hier befinden sich die großen Gefängnisse, sowie das Fort Vincennes mit

seinem ausgedehnten Parke. In der Westhälfte der Nordseite hat dagegen die vornehmere, feingebildete Welt ihren Sitz aufgeschlagen. Hier sind die Tuilerien und die elysäischen Felder, hier die Galerien des Louvre und die Bibliothek. Auf der Nordseite vom Concordienplatze bis zum Grèveplatze finden sich die Oertlichkeiten aller Revolutionen, der ersten wie der neuesten.

In der Mitte der Stadt, auf den Inseln der Seine, steht bedeutungsvoll der alte Justizpalast, wo das starre menschliche Gesetz gilt und wo das Revolutionstribunal seine schrecklichen blutreichen Sitzungen hielt. Er schaut düster nach der Nordseite, während dagegen der ehrwürdige Bau der Notre-Damekirche in ruhiger Größe sein Gesicht als Symbol des Friedens und der göttlichen Gnade der Südseite zuwendet.

Noch augenfälliger ist der Unterschied zwischen beiden Seiten von Paris, wenn man bemerkt, daß die Südseite sich wenig vergrößert, wogegen die Nordseite in einem beständigen Wachsthum begriffen ist. Hier breiten sich auch bis in weite Ferne die zahlreichsten und bedeutendsten Ortschaften aus, welche ihre Bevölkerung täglich Paris zusenden, während die Südseite sich auch darin mehr abschließt. Ja der Charakter von Ruhe und Bewegung spricht sich selbst in den Bauten aus. Die Kuppelthürme des Pantheon, des Luxemburg, des Invalidendomes, sowie der Kirche Val de Grace entsprechen ganz dem sich abschließenden beschaulichen Wesen der Südseite. Die Nordseite hat dagegen keinen einzigen Kuppelthurm. Hier tritt die freie Säule hervor: so die Vendômesäule, die Julisäule und die Palmbaumsäule zwischen Stadthaus und Louvre. — Zahllos sind auch die Bildsäulen der Fürsten, Staatsmänner, Feldherren, Redner und Künstler, von denen namentlich die Gärten der Tuilerien und des Luxemburg wimmeln.

Doch wir können unseren erhabenen Standpunkt nicht verlassen, ohne noch vorher den Blick über das Gewirre der Straßen und Gassen schweifen zu lassen, das sich in tausendfachem Geäder zu unseren Füßen, wie in der Nähe, so in der weiten Ferne zeigt. Wie viele Straßen es geben mag, wir wissen es nicht, das aber sagt man, daß es ihrer so viele wären, daß sie, alle an einander gereiht, eine gerade Linie von 90 deutschen Meilen bilden würden. Die schönste und breiteste von allen ist jenes breite Band, welches sich um die innere Stadt zieht und diese von den Vorstädten trennt, die Boulevards. Diese stets belebten Boulevards bieten bei Tag und bei Nacht einen wahrhaft großartigen Anblick. Hier die unaufhörlich wogende Menge, die Pracht der schimmernden Buden, das fortwährende Kreuzen der Wagen, die vielen palastähnlichen Gebäude, die reichen Bazars, ein Dutzend Theater und Schauspielhäuser aller Art, die Kaffeehäuser, Versammlungsörter, Gärten, die mit Bäumen gezierten schönen Trottoirs: kurz Alles vereinigt sich hier, um dieser ersten Straße von Paris einen eigenthümlichen Anstrich zu geben, daß er sich mit keinem andern in der Welt vergleichen läßt. Doch wie bald ändert sich die Scene, sobald man diese breite Straße, welche die Sonne wie der Reichthum ihrer Bewohner glänzend zu machen wetteifern, verläßt. Mit wenigen Ausnahmen gelangte man von den Boulevards aus in enge, endlose, meist schmutzige Straßen, in denen dem Fremden durch das hier sich häufende bunte, geschäftige Gewühl Verwirrung und oft Lebensgefahr droht. Viele der engsten Straßen sind bereits verschwunden und haben neuen und breiteren weichen müssen. Jährlich werden in allen Quartieren neue Straßen angelegt oder alte erweitert und verschönert, wie namentlich in der Mitte der Stadt, so daß überhaupt, wer Paris früher kannte, nicht genug über die Veränderungen erstaunen kann, die es seit Kurzem in seinen Straßen erlitten. Mit diesen

alten Straßen und finsteren Gäßchen lichten sich zugleich die dunkeln Höhlen menschlichen Elends, die Schlupfwinkel der gemeinsten Verbrechen immer mehr, und breitere Straßen vertreiben jene labyrinthischen Gänge, in welche nie ein Sonnenstrahl dringt. Freilich fehlt es lange noch nicht an jenen zahlreichen Ueberbleibseln einer früheren Zeit, und man könnte ganze Reihen von sogenannten Straßen nennen, bei denen schwer zu bestimmen ist, welche von allen die ekelhafteste, schlechtgebauteste, engste, stinkendste und schmutzigste ist.

Paris zählt gegenwärtig nahe an 2 Mill. Bewohner. Daß die großen Anhäufungen von Menschen auch viel Elend mit sich führen, ist natürlich. — Doch die traurigsten Bemerkungen knüpfen sich an die Thatsache der überaus reichen Benutzung der Spitäler in Bezug auf Geburten und Sterbefälle. Es steht nach den genauesten Beobachtungen fest, daß ein Sechstel der Bevölkerung von Paris im Spital geboren wird und mehr als ein Drittheil darin stirbt.

Meist nach Rosenkranz.

2) Das Treiben auf den elysäischen Feldern und Pariser Tagediebe.

Nirgends zeigt Paris sich vollständiger in dem Charakter einer Weltstadt, als auf dem Riesenplatze, der, zwischen den Tuilerien und dem Triumphbogen gelegen, und von der prachtvollen Straße nach Neuilly durchschnitten, unter dem Namen der elysäischen Felder bekannt ist. — Wir kamen von dem 248 Stufen hohen Triumphbogen und hatten uns an der prachtvollen Aussicht über die ganze Stadt erfreut. Neben uns stand dort ein kleiner, gelbbrauner Mann mit scharfen, schwarzen Augen. Wir frugen nach dem Namen einer Kirche, erhielten aber in gebrochenem Französisch zur Antwort: „Ich bin selbst fremd, ich bin aus Madrid.“ Gleich neben ihm stand ein modisch gekleideter Türke in dunkelblauem Oberrock und dem rothen Fez. Dicht hinter ihm ein ärmlich gekleideter Bursche, welcher, französisch angeredet, die Achseln zuckte. Wir redeten ihn deutsch an und erfuhren nun von ihm, daß er ein Tischler aus Franken sei. Noch manchen Landsmann hätten wir hier oben treffen können, allein wir stiegen herab, um nun das Treiben in den elysäischen Feldern, wie bisher von oben, jetzt von unten anzusehen. Das Leben erscheint hier in allen Gestalten, bald in den einfachsten ländlichen Freuden, bald in den raffinirtesten Genüssen der Städter. Kinderspiel, Jünglingslust, Mannesthun und Greisenruhe; jeder Stand, jedes Volk ist auf den elysäischen Feldern vertreten. Dort ruht man unter dem Schatten der Bäume im Grase, hier drängt sich die Menge lärmend vor einem Theater, wo der Hanswurst seine Kunststücke macht. Das Buch in der Hand, durchwandelt der Dichter den stillen Laubgang; unfern auf der Straße rasseln glänzende Equipagen dahin. Jubelnde Ballspieler versetzen uns auf Augenblicke unter die Freuden des Landlebens, Kunststücke und Thierbuden auf eine Messe, Gensdarmen und Polizeidiener auf eine Revue Die elysäischen Felder bieten einen vollständigen Auszug des tausendfältigen Pariser Daseins. Aus ganz Frankreich strömt man nach Paris, nach den elysäischen Feldern, ja fast alle bemerkenswerthen Persönlichkeiten der ganzen Welt erscheinen hier einmal in diesem tumultuarischen Treiben.

Die elysäischen Felder sind viel zu groß, um Alles auf einmal zu sehen. Wir können daher nur die Hauptpunkte durchwandern und nur bei besonderen Erscheinungen verweilen. Zuerst macht der Hanswurst sich bemerklich, allein so komisch es auch darin zugehen mag, wir besuchen nicht sein Theater. Hier ist ein wohlthuender Anblick. Zwischen zwei Reihen von Stühlen rollt ein

zierliches Kutſchchen daher, gezogen von trippelnden, eigenſinnigen Ziegen. Wie Fürſtinnen dünken ſich die darin ſitzenden zwei Mädchen, während der Bruder auf dem Kutſcherbock ſtolz die Zügel führt und das muntere Geſpann damit zu lenken vermeint. Kein Auge verwendet er von den zierlichen Thieren, ſo ſehr iſt er von der Wichtigkeit ſeiner Aufgabe durchdrungen. Alles blickt theilnehmend auf das zierliche Geſpann, und mancher ältere Pariſer gedachte jenes Lockenkopfes, der zuerſt mit einem Ziegengeſpann vor den Tuilerien fuhr und den Grenadieren ſeines Vaters zulächelte, wenn ſie vor dem „König von Rom" präſentirten. Aber auch manches arme Kind mag mit Sehnſucht auf die ſtolzen Fahrten der reichen Kinder blicken, die eben ausſteigen und dem Wagenvermiether das Geſchirr wieder zuſtellen. Laßt uns einigen vor uns ſtehenden unbemittelten Kindern eine Freude machen und das Geſpann für ſie auf einige Zeit miethen; noch in künftigen Jahren wird es ihnen eine ſelige Erinnerung ſein, auch einſtmals in der Kutſche geſeſſen zu haben. — Wir gehen weiter. Ein Geiger ſitzt an der Straße auf einem mitgebrachten Gurtſtuhle; zur Abwechſelung in der muſikaliſchen Unterhaltung lag neben ihm eine Clarinette, außerdem aber hatte er an den Knien Becken und Schellen befeſtigt und war ſo eine wandelnde Janitſcharenmuſik. Auf einem kleinen vor ihm ſtehenden Notenpulte lagen die erhaltenen ſchweren Kupferſous. Wir mehren ſie durch einige Stück und gehen weiter. Doch ſchon wieder müſſen wir Halt machen, ein großer Kreis hat ſich um einen Mann gebildet, der einem abgerichteten Pudel allerhand Kunſtſtücke machen läßt. Eben ward buchſtabirt; der Pudel trug zu einem aufgegebenen Worte die betreffenden Buchſtaben zuſammen. Mit Bedauern dachten wir daran, wie ſauer uns das Buchſtabiren geworden ſei, und wollten nichts zur Unterſtützung der Hundewiſſenſchaft thun. Nur einige Schritte weiter und wir halten vor einer Menge, welche in eifrigſter Theilnahme einen „Kraftmeſſer" umſtand, ein einfaches Inſtrument, an welchem man durch den Schlag auf ein Polſter die Kraft ſeiner Armesmuskeln zu meſſen vermag. Männer und Frauen zogen ihn zu Rathe, doch zeigte er ſtets auf Null, und nur der kräftige Arbeiter brachte den Zeiger in Bewegung. — Einige Schritte weiter, und wir ſtehen vor einem bequemen, von einem Thronhimmel bedeckten Lehnſtuhle. Hier kann man ſein Gewicht erfahren und ſehen, ob man abmagere oder ſchwerer werde. Es koſtet nur einen Sou und giebt beſſere Auskunft über das Wohlbefinden, als mancher Arzt. Eben ſitzt ein dicker Holländer auf dem Stuhle, der Zeiger zeigt auf 150 Kilogramme, macht 300 Pfund Zollgewicht. Auszehrung iſt nicht zu fürchten. — „Meine Herren, wenn Sie die Güte haben wollen, ſechs Sous zuſammenzubringen, ſo werde ich mir dieſes Horn aufſetzen und mit der Spitze deſſelben dieſen Ball auffangen, den ich hoch in die Luft werfe," rief mit lauter Stimme ein Mann, welcher von einem dichten Kreiſe umſtanden war. Wir traten hinzu, das Kunſtſtück ſchien uns ſchwer, darum warfen wir einige Souſtücke in den Kreis, andere flogen von anderer Seite herbei, die verlangten ſechs lagen da und der Mann machte ſich ans Werk. Er ſetzte ſich einen Meſſingreifen mit einem Horne auf, und ohne den hoch empor geworfenen Ball zu fehlen, fing er ihn richtig mit dem Einhorn auf, das ihn durchbohrte. Lauter Beifall erſcholl. Darauf ſetzte der Tauſendkünſtler einen Becher auf den Kopf und fing den Ball gleichfalls darin auf. Noch einmal ſetzte er das Horn auf und wollte eine Anzahl Ringe damit auffangen, jedoch nicht unter ſechs Sous. Man zauderte, wir warfen wieder zwei in den Kreis, die anderen vier folgten nach, und nun begann das gar nicht leichte Stück. Jeder Ring ward richtig aufgefangen, und zuletzt bedeckte eine recht artige Spitzſäule

von immer kleineren Ringen das ganze Horn. — Einige Schritte weiter enthüllte ein Professor der Physik öffentlich die Geheimnisse seiner Wissenschaft. Der Zudrang ist groß. Nach einigem Warten wird Platz für uns, wir kommen in seine Nähe und finden, daß er sich eben mit elektrischen Versuchen befaßt. Ein Bauer soll die geladene Flasche entladen. Das Verfahren ist ihm erklärt, das Metallstäbchen bereits in seiner Hand, während er in der anderen respectvoll die Mütze und die Kette hält. Er berührt nur den Knopf der Flasche und bekommt zum Gelächter Aller einen tüchtigen Schlag. Er dreht sich verblüfft um, sieht einen Schusterjungen neben sich lachen und versetzt ihm wieder, was er eben von ihm empfangen zu haben vermeint.

Hundert und wieder hundert andere Scenen ließen sich von dem Volksleben auf den elysäischen Feldern erzählen, und doch ist's kein Sonntag, ja nicht einmal ein Nachmittag; eben zeigt unsere Uhr 4, und der Bürger, der bei uns in Deutschland sein Mittagsbrot um 12 verzehrt, thut das in Paris erst um 5 Uhr. Die meisten Spaziergänger waren Männer in Blousen, gehörten also den niederen Ständen an. Wie viel Müßiggang ist also in Paris auch unter den ärmeren Classen, und mit dem Müßiggange hundertfache Gelegenheit zur Aufregung. Gleichwohl findet man den Tagelöhner und den Lastträger in Paris nicht weniger ehrenwerth, als den Bürger der Stadt und den eigentlichen Handwerker, der sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen muß.

In allen diesen Leuten steckt nicht der eigentliche Sauerteig der beständigen Unzufriedenheit mit allen bestehenden Verhältnissen. Es giebt aber auch eine große Masse derjenigen, welche ein leichtes halb müßiges Geschäft betreiben, die nicht genug erwerben, um dadurch alsbald zu Besitz und Wohlhabenheit zu gelangen, und deren Arbeit nicht schwer genug ist, um durch den Ernst des Lebens und die Lehren seiner harten Nothwendigkeit gestählt und geläutert zu werden. Dahin rechne ich die ungeheuere Zahl halb müßiger Dienstboten in vornehmen Häusern, viele Kleinhändler, die ohne das nöthige Vermögen immer nur ein durchlöchertes Faß des Besitzes inne haben, das eben so viel aus- als einfließen läßt; ferner die Masse unbestimmt Beschäftigter, welche stundenlang in den Lesecabinets zubringen und in Folge ihrer flachen Halbbildung von jedem einseitigen Urtheil gar leicht verblendet und fortgerissen werden; endlich gehört dahin die Schaar von Gehilfen bei tausend Mittelgeschäften, fast sämmtlich jüngere Leute, die in ihrer gegenwärtigen Lage auf keinerlei Weise Befriedigung ihrer Wünsche finden. Das Ziel dieser Wünsche ist bei der ganzen verderbten Classe ein behaglicher, üppiger Lebensgenuß, verbunden mit alledem, was der Eitelkeit und dem Ehrgeiz schmeichelt. Die Religion gilt den meisten als Gaukelspiel, ihre Sittlichkeit ist durch und durch vom giftigen Wurme der Ausschweifung zerfressen, daher ihre Schlaffheit, und bei aller schamlosen Frechheit, die selbst das Heiligste mit ihrem Geifer überzieht, doch Mangel an Thatkraft. Dieser nichtswürdige Hause ist nicht fähig, selbst etwas zu übernehmen; aber er stürzt sich, wie ein zuvor stehendes, übel riechendes Gewässer, verheerend über alle Zustände der Ordnung und des Rechts her, wenn irgendwo der Damm der Gewalt einmal zerreißt. — Eine andere leichte Gattung des Pariser Müßiggangs ist der überall gaffende, umherschlenderude Pflastertreter oder Stromer, Flaneur genannt. Auf dem schillernden Strome der Straßenlust läßt er seinen Nachen leicht und gemächlich dahin treiben, der Spazierstock ist sein Ruder. Er will eigentlich keineswegs müßig sein, sondern sich vielmehr nur einer gewissen passiven, stets abwechselnden Beschäftigung erfreuen. Augen und Ohren sind die beständig bewegten

Canäle, um seiner Seele aus der Welt der hunderttausend kleinen Ereignisse und Merkwürdigkeiten immer neue Nahrung der stillen Ergötzung zuzuführen. Er ist eine stumme Figur aus dem Schlaraffenlande, die beständig das Maul aufgesperrt hält, damit möglichst viele gebratene Tauben des oberflächlichen Genusses hineinfliegen. Wie der erfahrene Fischer seine Stellen hat, wo er den reichlichsten Fang zu thun pflegt, so hat der Flaneur auch seine Lieblingsplätze, wo man ihn jeden Morgen mit reiner Weste und reinen Handschuhen, mit spiegelblankem Hute und spiegelblanken Stiefeln sehen kann; ist doch im Grunde der ganze Kerl ein personificirter Spiegel. Im Uebrigen ißt und trinkt er, wenn's ihm beliebt; denn er ist in der Regel eine ledige Person und ganz unabhängig. — Endlich gehören zur Straßenbevölkerung auch noch jene Menge junger Fante, welche Gamins heißen und die man wohl als Pariser Windbeutel bezeichnen kann; denn das Windmachen ist des Gamins Hauptstärke. Leicht und lustig flattert er hierhin und dorthin, als bunter Schmetterling, der erst jüngst aus der Puppe der Kinderjahre ausgekrochen ist. Gleich dem Irrlichte, das vergnüglich über dem blumenbewachsenen Sumpfe tanzt, hat er ein zierliches queckfilbriges Wesen, nicht weniger als der Flaneur voll Seheluft und Hörbegier; aber während der Flaneur die Schätze seines Wissens geizhalzig in den Räumen des Gedächtnisses aufspeichert, giebt der Gamin jedes neu aufgenommene Goldstück, jede neu aufgefischte Perle sogleich verschwenderisch wieder aus. Sein Maulwerk ist, ebenso wie seine Beine, in beständiger Bewegung, und so macht er auf den Straßen am meisten Lärm und Leben. Seine Selbstgenügsamkeit spricht sich dadurch aus, daß er die Hände fast immer in der Tasche hält. Er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, und sein Urtheil ist gleich fertig; denn er ist ein Pariser Kind, das im Getümmel der großen Welt erwuchs. Es giebt kein Ereigniß, wo er nicht, wenigstens im Geiste, dabei gewesen wäre und dessen Einzelnheiten ihm nicht genau bekannt wären; Alles aber begleitet er mit seinen Randglossen. Er ist der Allerweltswisser, der Allerweltsbeurtheiler, der Allerweltserheiterer, indem er bald den trockenen, altklugen Verstand vorherrschen läßt, bald leise reizenden Witz, bald harmlose fröhliche Laune zeigt, welche das Trommelfell kitzelt. Zur Verstärkung seiner Behauptungen braucht er wohl in Ermangelung eines Stockes die natürlichen Spazierstöcke, die er sehr geschickt und nachläßig zu regieren weiß, oder mit denen er baumelt, wenn er sitzt. —

Nach Rellstab und Ida Kohl.

3) In dem Justizpalaste.

Ein Zufall führte mich in die Nähe des Justizpalastes, jenes alterthümlichen Gebäudes in der innersten Stadt, der Cité. Eigenthümliche Pforten und wunderliche Steintreppen leiteten in sein Inneres, nach dem eine zahlreiche Menge sich bewegte. Ich schloß mich ihnen an und befand mich bald in dem Saale der Pas perdus (verlorenen Schritte) in einem brausenden Gewirre von Stimmen, von wo die Menge nach dem Sitzungssaale des Zuchthauspolizeigerichts sich drängte. Aus den verschiedenen Gefängnissen der Stadt werden unter Bedeckung von Gensdarmen in besonderen Wagen die bald größeren, bald kleineren Verbrecher hierher gebracht. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich, alle Classen der Gesellschaft wohnen demselben bei. Drei Richter sprechen Recht und in kurzer Zeit werden viele Fälle abgethan. Den ersten Theil der Sitzung nehmen die Landstreicher, Bettler und Wiederaufgegriffenen, die unter polizeilicher Aufsicht gestanden und sich ohne Wissen der Behörde

aus ihren Wohnorten entfernt hatten, in Anſpruch. Auf den Bänken der Angeklagten begegnen wir einer großen Anzahl von Kindern, armen kleinen Kaminfegern, Leierkaſtenſpielern, Affen- und Meerſchweinchenführern, überhaupt jenen kleinen Geſchäftsleuten, denen wir ſo oft auf den Boulevards und in den elyſäiſchen Feldern begegneten. Sie hatten meiſt gebettelt oder kleine Diebereien verübt, waren von den Polizeidienern ergriffen und vor Gericht gebracht worden. — Neben ihnen befand ſich eine Anzahl kleiner ſchlechter Subjekte, welche von ihren Aeltern unzureichend oder gar nicht überwacht werden. Der Vater geht am Morgen auf die Arbeit, die Mutter auf den Markt, die ſich ſelbſt überlaſſenen Kinder laufen auf den Straßen und Boulevards herum, betteln, ſtehlen Näſchereien und werden dabei von der Polizei ergriffen. Nicht ſelten erſcheinen die Aeltern zugleich mit vor Gericht: der Vater iſt ein Trunkenbold und das Beſtreben der unnatürlichen Mutter dahin gerichtet, des Kindes ſich zu entledigen und ſo der Sorge für daſſelbe überhoben zu ſein. „Thuen Sie, was Sie wollen," rief eine Mutter den Richtern zu, „wir können mit der Range nichts anfangen. Schicken Sie dieſelbe in ein Beſſerungshaus." Der Knabe weinte und verſprach Beſſerung, doch die Mutter wollte nichts von ihm wiſſen, und ſchließlich hätte man ihn in die Correctionsanſtalt für Knaben gebracht, wäre nicht ein Mann hervorgetreten, welcher Zeuge der ganzen Verhandlung war, und, von Mitleid gerührt, verſprach, den Knaben mit ſich zu nehmen und ihm ein Handwerk lernen zu laſſen. Dieſe Beiſpiele ſind nicht ſelten und gewähren eine tröſtliche Entſchädigung für die traurigen Auftritte, welche man hier nur zu oft zu ſehen bekommt.

Als die Jungen abgeurtheilt waren, kamen die Alten an die Reihe — Leute, meiſt in Lumpen gehüllt, welche beim Betteln ergriffen worden waren. Man bettelt unter allerlei Vorwand, bald Krankheit, bald Alter, bald Elend; doch der wahre Grund iſt meiſt Faulheit, Trunkſucht und Liederlichkeit, und wiewohl kein eigentliches Vergehen der richterlichen Behörde vorliegt, ſo iſt doch dieſe ganze Bettelei ein Handwerk mit allerlei Kniffen und Ränken. Da ſpielt einer den Blinden und läßt ſich von einem Hunde führen, den er, wenn er einen Polizeidiener kommen ſieht, diesmal ſelbſt in ein Seitengäßchen führt. Der andere ahmt täuſchend einen Lahmen nach und ſchleppt ſich mühſam auf zwei Krücken hin, die er, von dem Polizeimann verfolgt, dieſem zwiſchen die Beine wirft, um ſich auf ſeinen eigenen recht geſunden Beinen ſchleunigſt davon zu machen. Noch andere Angeklagte — und ihre Zahl iſt eine bedeutende — ſind Verbrecher, welche ihre Strafzeit zwar abgebüßt, jedoch ohne polizeiliche Erlaubniß die ihnen zum Aufenthalt angewieſenen Wohnorte, meiſt Städte zweiten Ranges, verlaſſen haben. Sie ſind die gefährlichſten Verbrecher, haben ihre Hehler, Bekanntſchaften, Nachtlager, Verſammlungsorte, und werden nicht ſelten in größerer Anzahl auf denſelben verhaftet, wenn es nicht ſchon vorher den zahlreichen Polizeibeamten gelang, ihrer habhaft zu werden. Der Gerichtshof verurtheilte ſie zu einer bald längeren, bald kürzeren Freiheitsſtrafe, worauf ſie wieder in die Provinzen zurückgeſchickt werden, um von da bei erſter Gelegenheit nach Paris zurückzukehren. Eine große Anzahl dieſer Unglücklichen lebt in einem beſtändigen Wechſel von Gefangenſchaft und Freiheit, und heute ſtand ein Mann von 42 Jahren vor Gericht, der bereits 17 Mal verurtheilt worden war und abermals auf 5 Jahre in den Kerker geſchickt wurde.

Nach den Landſtreichern und Arbeitsloſen ſind es vorzüglich die Diebe, welche auf der Armenſünderbank Platz nehmen. Man kann wohl annehmen, daß jeden Morgen mindeſtens 30,000 Menſchen in Paris aufſtehen, ohne zu

wiſſen, wovon ſie leben ſollen; kommt der Abend, dann haben alle dieſe Dreißigtauſend gegeſſen, was auf eben ſo viele Diebſtähle oder Betrügereien ſchließen läßt. Hier vor Gericht erfahren wir, auf welche Weiſe ſich mancher dieſer Induſtrieritter das tägliche Brot verſchaffte. Eben ſteht ein Taſchendieb vor dem Verhörrichter, deſſen Gewerbe darin beſteht, den Leuten im Gedränge Tücher, Uhren, Börſen und Brieftaſchen aus der Taſche zu ziehen. — Man findet ihn an den Ein- und Ausgängen der Schauſpielhäuſer, unter den Gruppen der Neugierigen, welche ſich vor einem Magazine oder in Folge eines Unglücksfalles irgendwo ſammeln. Auch die Kirchen werden an hohen Feiertagen von ihm beſucht und überhaupt alle Gelegenheiten benutzt, wo er dichte Menſchenmaſſen vorzufinden hofft.

Heute klagte ihn ein Provinzialſtädter an. Derſelbe kam in Geſchäften nach Paris, beſah ſich eben ein öffentliches Denkmal, als ihm plötzlich ein Menſch um den Hals fällt, ihn an die Bruſt drückt und ruft: „O mein lieber Freund! Welche glückliche Begegnung! Wie bin ich entzückt, Dich hier zu ſehen.“ Der Kleinſtädter hatte mechaniſch die Umarmung erwidert, ohne das Geſicht des angeblichen Freundes geſehen zu haben. Doch dieſer trat plötzlich zurück und nun fand ſich's erſt, daß der Begrüßte den liebewarmen Freund gar nicht kannte. „Ach mein Herr, bitte tauſendmal um Verzeihung, ich habe Sie für einen meiner Freunde gehalten, dem Sie täuſchend ähnlich ſehen.“ Und dabei war die Uhr nebſt goldener Kette unbemerkt aus der Taſche gezogen. Erſt ſpäter merkte es der Beſtohlene, doch auch der Dieb ward ergriffen und zwar am anderen Morgen in demſelben Augenblicke, als er die Uhr an einen Raritätenhändler verkaufen wollte. Das Gericht verhandelte den Fall ſehr ſchnell, der Angeklagte war ein ſchon mehrfach beſtrafter Dieb und die Sache war nicht zweifelhaft — die Gefängnißmauern ſollten auf mehrere Jahre ihn vom Schauplatze ſeiner Thätigkeit fernhalten. Ein anderer Dieb ward vorgeführt. Es war ein ſogenannter „Gutenmorgen-Spitzbube“, der am frühen Morgen in ein Hôtel garni (Gaſthof) getreten, hier die erſte beſte Thür geöffnet hatte, an welcher der Schlüſſel ſtak, dann leiſen Schrittes in das Zimmer getreten war und Geld und Koſtbarkeiten weggenommen, welche der Reiſende auf den Tiſch gelegt hatte. Dieſer ſchlief noch ruhig im Halbdunkel des Alkovens; er wacht auf und fragt: „Wer da!“ Der Dieb antwortet höchſt artig: „Guten Morgen, mein Herr! Entſchuldigen Sie, wenn ich im Schlafe geſtört habe, ich bin der Schneider, den Sie beſohlen haben.“ „Das iſt nicht hier — ich habe keinen Schneider verlangt, ſcheeren Sie ſich zum Kukuk.“ Der Beſuch bittet höflichſt um Verzeihung, empfiehlt ſich und geht, wird aber von einem eben vorübergehenden Polizeibeamten als alte Bekanntſchaft entdeckt, feſtgehalten und über ſein Geſchäft im Gaſthofe befragt. Ueber dem dadurch verurſachten Geräuſch eilt der Fremde ans Fenſter und gewahrt mit Schrecken den ſoeben verübten Diebſtahl, aber auch zu ſeiner Freude die Verhaftung des Diebes. Derſelbe kam vor dem Zuchtpolizeigericht als rückfälliger Verbrecher ziemlich ſchlimm weg.

Dieſe und ähnliche Vorgänge beſchäftigen den Gerichtshof. Schwerer Verbrechen Angeklagte oder Verurtheilte werden unter Begleitung von Wachen durch die Menge geführt; Bilder des Schreckens und des Unglücks bei Verurtheilungen, ſowie der Freude bei Freiſprechungen ſtreifen hart aneinander. Der Gerichtshof ſelbſt erfreut ſich der höchſten Achtung.

71. Reise von Lyon nach Nizza.

Lyon liegt, wie jedermann weiß, am Zusammenfluß des Rhone und der Saône. Der Hauptfluß im geographischen Sinne ist unbedingt der Rhone, Lyon aber dankt dem Nebenfluß weit mehr als dem mächtigen Strome. Der älteste Theil der Stadt mit dem Dome liegt auf dem rechten Ufer der Saône, folglich muß dort der Stadtkeim gesucht werden. Der Rhone heißt an seinem Ursprung noch jetzt der Rothe Fluß (Rotten), woraus die Römer Rhodanus, die Franzosen Rhone schufen. Er hat, da der Genfer See 1154, Lyon nur 523 Fuß über dem Mittelmeer liegt, ein gewaltiges Gefälle, und die Eisenbahn, welche von Genf aus seinem Laufe ziemlich treu bleibt, ist ungewöhnlich reich an Kunstbauten und Tunneln, indem sie fortwährend an jähen Abhängen oder durch tiefe einsame Schluchten führt. Ein Fluß mit starkem Gefälle, mag auch seine Wassermasse noch so bedeutend sein, ist ein Culturmittel von geringem Werth und ein schlechter Städteerbauer. Und wirklich ist noch heutigen Tages für Lyon die Saône, der kleinere Fluß, wichtiger als der größere. Vom rechten Saôneufer dehnte sich Lyon zuerst nach dem linken Saôneufer, von diesem nach dem rechten Rhoneufer aus, und jetzt erst sieht man eine junge, noch lückenreiche Stadt auf dem linken Rhoneufer entstehen. Wahrscheinlich lag die Mündung der Saône noch in historischen Zeiten weiter oberhalb, wo sich jetzt auf einer Landzunge der vornehmere Theil der Stadt ausbreitet, in welchem man die großen Plätze, die Kaiser- und die Kaiserinstraße, das Rathhaus, die Börse, das Museum, die reichsten Magazine, die größten Hôtels, die besuchtesten Kaffeehäuser und die meisten Müßiggänger antrifft. Die Saône hat sich ein tiefes und enges Bett in Felsarten gegraben, deren Gestein mitten in der Stadt anstehend gesehen werden kann. In diesem engen Felsenthale ist nur Raum für den Fluß, für die Kais und für ein oder zwei Reihen Häuser. Die Stadt mußte also terrassenartig emporsteigen auf der felsigen Halbinsel zwischen Saône und Rhone, und sie mußte auch die Höhen krönen über dem rechten Saôneufer. Dieser Umstand ist es, der Lyon zu einer so malerischen Stadt gemacht hat. Denkt man sich zwei Flußthäler getrennt durch Anhöhen, an denen sich Terrassen über Häusern und Häuser über Terrassen erheben, so fühlt man sogleich, welche Vorzüge die große Seidenweberstadt vor den Städten der Ebenen voraus haben muß.

Der höchste Punkt in der Stadt selbst ist eine viel besuchte Wallfahrtskirche, Notre Dame de Fourvières, auf einer beherrschenden Stelle des rechten Saône-Ufers, 140 Mètres über dem Fluß gelegen, von deren Glockenthurm der Präfect des Rhonedepartements die beherrschte Stadt vollständig überschauen kann. Jenseits der Saône erhebt sich auf seiner Felsengrundlage Croix Rousse, das Arbeiterviertel, die Schöpferstätte der schwersten Seidenzeuge, der buntesten gewirkten Shawls und der tollsten socialistischen Träumereien. Tiefer unten zwischen den beiden Flüssen liegt das handeltreibende Lyon, und unzählige Kettenbrücken verbinden die vier Ufer der beiden Ströme.

Vom Thurm der Frauenkirche von Fourvières soll man die Alpen mit dem Montblanc sehen können. Wir sahen sie entschieden nicht, obgleich es ein sonniger Tag war. Ueber der Stadt schwebte nämlich, ihre äußern Umrisse fast bis zur Unkenntlichkeit verhüllend, ein Duft, der nichts mit der atmosphärischen Bläue zu schaffen hatte, sondern sich schon dem Geruch nach als Kamin- und Kohlenrauch verrieth, und an die schwunghaften Maschinenfabriken, sowie an die 9000 Messingknopfmacher erinnert, die in Lyon ihr Brot erwerben.

Lyon beſaß 1866 324,000 Einwohner und 54 Mill. Frcs. Gemeindeſchulden. Es iſt alſo jedenfalls eine große Stadt, aber es iſt nicht eine Großſtadt. Seine Kais könnten vollſtändig die Boulevards erſetzen, ſeine Rue Impériale wäre ſtattlich genug, um ſich in dem belebteſten Theil von Paris ſehen zu laſſen, und doch vermißt man nirgends mehr die heitere Stadt an der Seine, die weltliche Großſtadt und die Stadt der großen Welt als in Lyon. Dieß kommt daher, daß ſeine Einwohner wohl Franzoſen, aber keine Pariſer ſind. Die Lyonneſer Straßen ſind ſelbſt in den erſten Abendſtunden, wo Paris ſich mit Licht und Leben erfüllt, wenig bewegt. Billigerweiſe kann es auch nicht anders ſein. Paris zieht nicht nur aus Frankreich, ſondern aus ganz Europa alles an, was ſich gut ernähren und gut unterhalten will. Jede fünfte Perſon auf den Boulevards gehört zu der beneideten, wenn auch nicht glücklichen Klaſſe, die Feierabend hat, wenn ſie früh Morgens aufgeſtanden iſt. In Lyon dagegen iſt die Bevölkerung nur mit der Seideninduſtrie beſchäftigt. Wenn man daher irgendwo die Wahrheit des Spruches drückend empfinden will, Paris ſei Frankreich, ſo gehe man nach Lyon.

Lyon liegt in der Breite von 45° 46′ N., Marſeille unter 43° 7′, die Saônemündung aber beſitzt 170 Mètres Höhe über dem Meer. In etwas mehr als 6 Stunden fahren die Eilzüge bis ans Mittelmeer, und in dieſer Zeit verliert man alſo $2^1/_2$ Grad an geographiſcher Breite und mehr als 500 Fuß an abſoluter Höhe. Wenn man im Frühjahr über den Brenner nach Italien herabſteigt, ändert ſich der Pflanzenwuchs mit der Meereshöhe. Die Kirſchen, die ſich bei Brixen erſt zu färben beginnen, ſind roth bei Clauſen, reif bei Botzen und ſchwarz in Verona. Im Rhonethal ändert ſich dagegen bei den geringen Höhenunterſchieden alles nur mit der geographiſchen Breite, und ſolche Aenderungen ſind, wie A. v. Humboldt uns gelehrt hat, am allerſtärkſten in der Nähe des 45. Breitegrades. Bis zu dieſer Polhöhe trifft man Weinbau im Rhonethal, ſüdlicher wird er ſeltener und verſchwindet allmählich völlig. Gleich hinter Lyon erſcheinen in Gärten der Judasbaum, die Oleander, die Roſen in voller Pracht, im Freien überwinternde Feigenbäume, Cypreſſen, und als Handelsgewächs der niedern Lagen der Maulbeerbaum. Dieß ſind die charakteriſtiſchen Culturpflanzen, die man auch an der warmen Seite des Genfer Sees trifft. Erſt bei Valence, alſo jenſeits des 45. Breitegrades, treten die Oliven auf, kaum mannshoch und auf ſchwächlichem Holz. Sie gleichen dort an Stamm und Aſtbau unſern Pflaumenbäumen, an Belaubung unſern Weiden. Die Aehnlichkeit des Oelbaums mit der Weide iſt jedoch nur eine ſehr geringe, und beſchränkt ſich darauf, daß die Olivenblätter ſehr ſchmal und auf ihrer Rückſeite grau ſind. Bei uns erſcheinen Weiden neben Laubbäumen graulichgrün; ſieht man aber Oliven neben Weiden, ſo erſcheinen die Weiden grün und die Oliven grau.

Die Grenze des Oelbaumes, der ſeine Blätter nicht abwirft, iſt zugleich die Gränze der immergrünen Belaubung, und wo er auftritt, da beginnt im klimatiſchen Sinne Südeuropa. Erreicht man endlich bei Marſeille das Mittelmeer, ſo geſellen ſich zu ihm die amerikaniſche Agave oder Aloë, die Cacteen und die Pinie, das edelſte Geſchöpf unter allen einheimiſchen Gehölzen unſeres Welttheiles. Sie iſt zwiſchen Marſeille und Genua nirgends gemein und nur geſellig auf einer kleinen Strecke, bevor man Frejus erreicht. Wo ſie auftritt, feſſelt ſie von weitem ſchon und lange die Blicke des Naturfreundes. Ihr ſchirmartiges Dach auf dem ſäulenartigen Stamm gibt ihr eine entfernte Aehnlichkeit mit Palmen, beſonders wenn ſie auf Höhenkämmen niedriges Laub-

holz überragt und auf blauer Luft die zierliche Veräſtelung ihrer Krone ſichtbar wird.

Auf dem Schienenweg von Lyon nach Marſeille fehlt es zu keiner Zeit an hübſchen Ausſichten. Auf dem rechten weſtlichen Ufer des Rhone erfreut uns der Anblick der Cevennen, die jedoch bald zurücktreten und allmählich niedriger werden. An manchen Punkten gewährt der Strom freundliche und belebte Bilder wie der Rhein. Es fehlt nicht an alterthümlichen Städten, an Burgen und Schlöſſern mit Thürmen, Mauern und Zinnen, aber die bürgerliche Bauart der Ortſchaften iſt die franzöſiſche, wenig verſchieden von der unſrigen und weniger eigenthümlich als die ſchweizeriſche. Dies ändert ſich jedoch, wenn man die Provence erreicht. Avignon, Tarascon und Arles machen einen ganz ſeltſamen, nicht eben freundlichen, ſondern unwohnlichen Eindruck. Kahl, ohne Schatten, von der Sonne gebleicht, mit flachen Dächern und verwahrloſtem Mauerwerk, erſcheinen ſie, bevor ſich das Auge an das Neue gewöhnt, faſt wie halbverlaſſene Brandſtätten, und eher im Zuſtande des Verfalls als wie blühende oder wohlhabende Städte.

Bei Arles, wo der Rhone ſich die Miene gibt ein kleiner Miſſiſſippi zu werden, wendet ſich die Bahn von ihm ab nach Oſtſüdoſten und durchſchneidet die Ebene La Crau, welche nur eine öſtliche Fortſetzung der Camargue, der berüchtigten Sumpfinſel im Rhonedelta, iſt. Wenn irgendwo, ſo kann man dort Europa ſich entrückt und in eine völlig fremde Welt verſetzt dünken. In der Ebene La Crau befindet man ſich nur wenige Meter über dem Mittelmeere, und doch treten überall flach gelagerte und zerklüftete Felsarten in der Ebene zu Tage, eine Steinwüſte, auf der jede Lebensregung erſtarrt und auf die man in der Provence zu ſtoßen nicht vorbereitet war. Um dieſe niederen Felſen legt ſich eine glatte Ebene von neueſter Bildung, aus Rollkieſeln beſtehend, die durch ein grobes Bindemittel zuſammengebacken ſind. Die Urſache der Verödung muß dem Mangel von ſommerlichen Niederſchlägen und dem Waſſerdurchlaſſen des Bodens zugeſchrieben werden. Die Regenloſigkeit im Rhonedelta wird dem Reiſenden auch ohne meteorologiſche Beobachtungsreihen beſtätigt, ſobald er den See de Berre erreicht, der in einer muldenförmigen Vertiefung zwiſchen felſigen Anhöhen liegt, gegen Südweſten aber eine Verbindung mit dem Meere beſitzt. Dort wird unter freiem Himmel Salz gewonnen, indem der Strand, durch ſchmale Dämme netzartig eingefaßt, als Pfanne dient, während die Sonne das eingelaſſene Seewaſſer verdunſtet. Ein ſolches Gewerbe wäre nicht möglich, wenn nicht monatelange Trockenheit herrſchte, denn jedes reichliche Gewitter oder ein einziger beharrlicher Regentag müßte die abgeſperrte Salzlauge wieder verdünnen.

Ein Tunnel durchſtößt die öſtliche Felſenmauer jenes Beckens, und wenn man das Freie erreicht, erblickt man zum erſtenmal das offene Mittelmeer und das erſehnte Reiſeziel. Von allen Hafenplätzen des Mittelmeeres hat Marſeille gegenwärtig die größte Zukunft vor ſich. Während man in Venedig beobachten kann, wie eine Stadt langſam verhungert und zuſammenſtürzt, wächst Marſeille ungeſtüm nach allen Himmelsrichtungen. Es vereinigt die Reize eines ſüdlichen Hafenplatzes mit den Vorzügen der großen franzöſiſchen Städte. Längs der gemauerten Hafenleiſten oder Kaien herrſcht geſchäftiges Getümmel, ein Babel von Sprachen, ein Gemiſch aller Trachten und Hautfarben bis zum Ebenholzſchwarz der Kinder des Sudan. Auf einer öſtlichen kahlen Anhöhe ſteht, im Bau begriffen und bald vollendet, eine Kuppelkirche, Notre Dame de la Garde, von deren Gallerien der Blick unbeſchränkt Meer, Küſte, Hafen und Stadt beherrſcht und landeinwärts über Fluren und

Wälder streift bis zum Fuß mächtiger meist kahler Felsengebirge, die, nicht ohne anmuthige Formen, durch die Zartheit der südlichen Farbentöne außerordentlich malerisch werden. Im Mittelmeere, etwa eine Stunde entfernt, liegen zwei völlig nackte Felseninseln, die dem Hafen als Wogenbrecher dienen, das eine gekrönt mit dem Château d'If, der Quarantänestation. Der Niederblick auf einen belebten Hafen ist unter allen Verhältnissen ein erheiterndes Bild, dort aber doppelt, weil die felsigen Uferküsten durch tiefe Einschnitte an Schönheit gewinnen. Kahle Gesteinmassen heben sich und sinken wieder sanft nach dem Meere hinab. Wie Oasen zerstreut, ruhen auf ihnen freundliche Sommerpaläste, die sogenannten Bastiden, inmitten dunkelgrüner Gärten, deren Pinienwipfel unmittelbar über dem blauen Lichte der See noch schwärzlicher erscheinen als sie sind. Die größte Verkehrsader, die Straße La Cannebière, zertheilt die Stadt bis zum innersten Hafenbecken und wird selbst wiederum senkrecht gekreuzt von einer schattigen Allee, la Course genannt, einer Nachbildung der Champs Elysées, der selbst als Beschluß nicht ein Luxusthor im Styl des Arc de l'Etoile fehlt. Die Kaien, die Cannebière und la Course strotzen von Leben und Bewegung, so daß sie selbst einen Vergleich mit den classischen Strecken der Pariser Boulevards vertragen, nur sind es in Marseille nicht geputzte Pflastertreter, sondern das Volk selbst, und zwar Matrosen und Hafenarbeiter, welche die Straßen füllen. La Cannebière wird aber bald nicht mehr die Hauptstraße Marseille's sein. Dicht am Hafen wächst eine Kaiserstraße mit Luxusbauten empor, die nach dem neuen nun bald vollendeten Dom führen wird. Marseille gehört nämlich zu den Städten, welche das zweite Kaiserreich verjüngt hat. Die alten französischen Städte waren gealterte Städte, und hinter den Bedürfnissen ihres Bevölkerungszuwachses lange Zeit ungebührlich zurückgeblieben. Wenn ein Geschäftsmann ehemals eine schwimmende Ladung besichtigen wollte, mußte er hohe Stiefeln anziehen, um durch Schlamm und Gestank im Hafen hindurch zu waten. Jetzt liegen die Schiffe hart an den reinlichen steinernen Kaien, auf deren Quadern der Kaffee mit Schaufeln ausgeschüttet und in Säcke verpackt werden kann. Durch diese Bauten sind den Städten allerdings Schulden erwachsen, doch war das Capital nicht für sie verloren, sondern trägt durch die Erleichterung des Verkehrs seine Zinsen.

Von Marseille aus benutzten früher die Touristen die Dampfer zur Fahrt nach Nizza. Jetzt legt man die Strecke mit dem Schnellzug in sechs Stunden zurück. Bei Toulon verläßt der Schienenweg wieder das Mittelmeer und wendet sich binnenwärts durch eine dünn bewohnte Gegend, die anfangs wenig Interesse bietet. Nach zweistündiger Fahrt jedoch, bevor man Frejus erreicht, gelangt man durch eine entzückend schöne Berglandschaft, deren Thalsohle durch Pinienwälder verherrlicht wird, während nach der See zu Felsengebirge aufsteigen, die, obgleich kaum 2000 Fuß hoch oder weniger, doch an rauher Zerklüftung und zackigen Umrissen vollständig unsern höchsten Alpenkämmen gleichen. So wie man das Mittelmeer wieder erreicht, läuft die Bahn hart an steil abfallenden Bergen fort, deren zahlreiche Felsenvorsprünge durch Tunnel durchstochen und deren zwischenliegende dichtbewachsene Schluchten überbrückt werden mußten. Die See bricht sich schäumend an Klippen und über felsigen Untiefen, deren Purpurfarbe, verstärkt durch die Wärme abendlicher Lichter, so grell aus dem blauen Meere tritt, daß ein Maler sie auf dem Bilde mildern müßte, um nicht für unwahr gehalten zu werden. Cannes, eine kräftig aufblühende und durch ihre Sauberkeit verlockende Stadt, zieht jetzt viele Wintergäste von Nizza zu sich herüber, dessen Klima in neuester Zeit

nicht mit Unrecht gefürchtet zu werden beginnt. Weit empfehlenswerther als Nizza soll namentlich Mentone sein, welches nicht bloß geschützter gelegen ist, sondern auch eine große Wahl von Ausflügen und Spaziergängen bietet, während Nizza nichts anderes aufzuweisen hat als sein altes Schloß und eine Fahrt nach der Bucht und dem Hafen von Villafranca.

Nach dem „Auslande".

72. Toulon.

In der Provence, jener gepriesenen Landschaft, liegt Toulon, die Rüstkammer und der Stützpunkt Frankreichs für seine Herrschaft im Mittelmeere und in Afrika. Einen im Felsgestade ausgehöhlten prächtigen Hafen umgiebt halbkreisförmig die dichte Häusermasse der Stadt, und hinter ihr ranken Tausende von Gärten und Weinbergen mit Villen und niedlichen, blinkenden Winzerhäuschen hinan am Gehänge der Berge, deren kahle oder spärlich beholzte Gipfel fast traurig auf die paradiesische Landschaft und das Meer hinabschauen. In Toulon weht schon italienische Luft, und Winterfröste sind so selten, wie in Neapel. In den Gärten der Stadt beugen sich die Orangenbäume unter der Last ihrer Früchte, der Oelbaum dauert im Freien aus, selbst die Palme erhebt da und dort einsam ihr Fächerhaupt, und Kaktusarten bekleiden mit ihren hochrothen Blüthen und saftigen Blättern Fels und Gemäuer. Die Trauben der Touloner Rebgärten sind die süßesten in der ganzen Gegend und werden bis nach Paris verfahren. Prachtvoll ist der Ueberblick von den Felsen der Nordseite. Die Stadt, die Forts, der Hafen mit seinem dichten Mastenwald, die mit Schiffen bedeckte Rhede und der zwischen Hügeln und Landzungen hervorglitzernde Ocean machen ein Bild, das das Auge entzückt und das Herz erweitert.

Die Bewunderung des Reisenden mindert sich jedoch, sobald er den ersten Fuß in die engen, finsteren und schlecht gebauten Straßen setzt; in ein Labyrinth von unansehnlichen Gebäuden, deren Ausdünstungen Ekel erregen. Das alte Toulon hat nicht ein einziges Bauwerk, das von seiner einstigen Größe in der Phönizier- und Römerzeit und im Mittelalter Zeugniß gäbe. Die gemeinen Bürgerfrauen haben die Gewohnheit, ihre meisten Beschäftigungen vor den Häusern auf der Gasse vorzunehmen, umschwärmt von halbnackten Kindern. Der Fremde ist froh, dem Häusergewirr zu entrinnen, und erst an der Rhede schöpft er wieder freien Athem. Hier harrt seiner ein imposantes Schauspiel. Die majestätischen Dreidecker mit den übereinander gebauten Bastionen, die wie schwimmende Citadellen aus der Fluth den stolzen Leib emportragen; dieser Hafen, einer der größten der Erde; dieses Drängen und Treiben, dieses Jagen und Vorüberschießen der tausend Barken und Boote, dieses geschäftige Gewühl der Matrosen, dieses ewige Auf- und Abmarschiren der Marinesoldaten, dieses Rufen und Schreien bei dem Ein- und Ausladen, dieses Knarren der Krahnen, dieses Rasseln der Wagen, welche Güter oder Munition holen und bringen: Alles das macht selbst auf den mächtigen Eindruck, welcher an das lebendige Treiben großer Handelsstädte gewöhnt ist. Der friedliche Kauffahrer erscheint wie eine gebrechliche Nußschale gegen den Riesen, der die Donnerkeile aus 120 Feuerschlünden schleudert, und statt des Menschengedränges auf dem Kai eines Handelshafens, — statt der bunten Gruppen in allerhand Trachten, wie sie z. B. im nahen Marseille, das Morgen- und Abendland vertretend, auf jedem Tritt Ohr und Auge anzuziehen, staunt er über die Mannichfaltigkeit der Uniformen des Staatsdienstes und der gewaltigen Apparate der Gewalt und

Herrschaft. Der blaue Marinesoldat, mit dem runden, schwarzen Hütchen auf dem Kopfe und dem immer munteren Sinne im Herzen, der stattliche, ernste Schiffscapitän, der rothhosige Soldat der Fremdenlegion, die kühnen, bärtigen Gestalten der Jäger von Afrika, jener ebenbürtigen Gegner der Araber des Atlas, die Krieger aller Waffengattungen der französischen Linie, welche alltäglich in Toulon nach Algerien eingeschifft werden, oder verbrannt von der afrikanischen Sonne zurückkehren, um, unter dem Kanonengruß der Citadelle, mit grünen Reisern geschmückt zur Heimath zu ziehen; — erinnern fortwährend daran, daß in Toulon der gepanzerte Kriegsgott herrscht.

Toulon ist die größte Festung, der Hauptwaffenplatz und der erste Kriegshafen Frankreichs; sein Arsenal ist das reichste in ganz Europa. Eine Spazierfahrt im Hafen von Toulon, unter dem Schutze einer leicht zu erlangenden Karte des Commandanten, bietet den größten Genuß und ist äußerst lehrreich. Hinausrudernd auf die Rhede, überrascht da ein unvergleichlicher Anblick, viel schöner noch, als der von der Höhe der Berge. — Man überblickt zunächst die unermeßlichen Werfte, wo an den Riesenskeletten der im Bau begriffenen Kriegsschiffe Tausende von klopfenden und hämmernden Menschen wie Ameisen herumkriechen, den Mastenwald des Hafens, die Stadt, alle Forts und Außenwerke auf den Höhen und dahinter die grotesken Gebirgsformen, welche sich in blauer Ferne verlieren. Dort, unter den mit Mauern bepanzerten Höhen, war es, wo zum ersten Male das Gestirn jenes Mannes aufging, das ein ganzes Menschenleben hindurch wie ein flammendes Schwert strafend und züchtigend über Länder und Völker hinzog. Dort steht noch der Name Mulgrave an jenem von den Briten erbauten Fort, das für unüberwindlich gehalten wurde, und deshalb auch im Munde des englischen Kriegers nur Klein-Gibraltar hieß, das aber der schmächtige Artillerie-Lieutenant mit jener berühmten Batterie niederschmetterte, in welche Keiner einging, der sich nicht dem fast gewissen Tode geweiht hatte. Hier war es, wo Bonaparte dem Corporal Jourdan, mitten im Bombenregen, kaltblütig seine Rapporte dictirte; hier war es, wo er so viele Heldenseelen im schlichten Soldatenkittel kennen lernte, die ihm nachher als Marschälle und Herzöge die Völkerschlachten schlugen und Reiche unterwarfen; — hier war es auch, wo er die Schreckensmänner des Convents inne wurde in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit, und der erste Gedanke an das in seiner herrschsüchtigen Seele aufstieg, was am 18. Brumaire seine Vollendung fand. „Da habt ihr Toulon," sagte er zu den Commissairen des Convents, „mein Tagewerk ist gethan." Und diese Elenden, die in ihrem Rapporte an die Regierung nicht einmal den Namen des Helden nannten, ohne dessen Genie und Tapferkeit die große That nimmer hätte geschehen können, begannen hierauf ihr Tagewerk. Die Adler des Ruhmes flogen auf, die Raben stiegen nieder; — das Fallbeil arbeitete sechzig lange Tage nacheinander und überschwemmte die Märkte und Straßen mit dem Blute des Volkes und vieler der besten Bürger. Wer zählt die Unschuldigen, welche die Bosheit der nimmersatten Guillotine überlieferte, wozu damals nichts weiter nöthig war, als die Anschuldigung: Er ist ein Aristokrat. Die Köpfe der edelsten, wärmsten Freunde der Volksfreiheit füllten die Körbe in buntem Durcheinander mit denen der Schurken, und über zehntausend Toulonesen flüchteten zur Rettung des nackten Lebens in die Fremde, in die Arme des Elends. —

Das Arsenal von Toulon zu sehen, ist dem Fremden erlaubt, wenn er das Empfehlungsschreiben eines Consuls vorzeigen kann. Ein Gensdarm giebt von Raum zu Raum, von Gebäude zu Gebäude das Geleit. Zuerst öffnet

sich der Modellsaal, einer der größten in der Welt, und von keinem anderen an Interesse überboten. Hier stehen alle Arten von Kriegsschiffen, vom Kanonenboot bis zum größten Dreidecker von 140 Kanonen, fertig aufgetakelt, in genauen Modellen, und ebenso alle Maschinen, Geschütze, Wurfgeschosse und sonstiges Rüst- und Waffenzeug des Seekrieges. Die Eleven der Seecadetten und Schiffsbauschule empfangen in diesem Raume täglich einige Stunden Unterricht. Die Reeper- oder Seilerbahn ist ein anderes bewundernswürdiges Gebäude: eine auf eisernen Säulen und Bogen ruhende, eine Viertelstunde lange Halle, noch ein Werk des berühmten Bauban, wo die oft mannesdicken Antertaue und alles Seilwerk für die Schiffe gefertigt werden.

Der Waffensaal enthält Muster aller Marinewaffen von der Römerzeit an bis auf den heutigen Tag, chronologisch geordnet: eine merkwürdige Sammlung. Unter dem Waffensaale hämmern an 1000 Schmiede und Schlosser in unabsehbaren Werkstätten; aber ihr furchtbares Getöse verhallt vor den Cyklopenschlägen jener von Dampfmaschinen gehobenen Riesenhämmer, welche die Anker schmieden auf ungeheuren Ambosen, um welche sich die schwarzen, von der höllischen Gluth verbrannten Gestalten, vom sprühenden Feuerregen umgeben, mit langen Zangen bewegen.

Die Docks für den Neubau der Schiffe reihen sich unmittelbar an die Arsenalgebäude, sowie auch ein großes Bassin für die ausrangirten Schiffe — die Invaliden, welche nach langem Dienste und mancher Schlacht hierher geschafft werden, um, wie in einem Spitale, unter dem Roste der Zeit und der Nässe zu verwittern, oder abgebrochen zu werden. Ganze Berge alter Schiffstheile liegen hier aufgehäuft, und verbrauchte, mit zolldickem Roste überzogene Kanonen, Anker und Kugeln ohne Zahl.

J. Meyer.

73. Bilder aus London.

1) London als Weltstadt.

Wir betreten die größte Stadt der Erde, eine Stadt, welche das englische Volk nicht ohne gerechten Stolz „Metropolis" nennt. Wenn es überhaupt möglich ist, eine Totalansicht von London und eine Vorstellung seiner Größe zu gewinnen, so geschieht dies wohl am besten von der Höhe der Paulskirche herab. Da liegt denn die ungeheure Stadt ausgebreitet vor uns! Einst ein großer Wald, trägt jetzt die weite 6 Quadratmeilen große Ebene 12,000 Straßen und Gäßchen mit über 400,000 bewohnten Häusern und mehr als 3,200,000 Bewohnern. Im Jahre 1801 zählte man 864,845 Einw., im Jahre 1821 bereits 1,225,694, 1851: 2,362,238, 1861: 2,803,989, 1866: 3,054,940. Die Einwohnerzahl scheint sich also alle 30 Jahre zu verdoppeln. Wohin wird dieser Riese unter den Städten zu seinem eignen Unglück noch wachsen? Die kleine City hat nach und nach eine große Zahl Dörfer und Flecken mit ihren Polypenarmen umsponnen, nur noch die Namen und Straßen der Districte erinnern daran, daß diese Plätze einst besondere Dörfer und Städtchen waren. Das Häusermeer kriecht aber immer weiter unaufhaltsam nach allen Seiten vorwärts; keine königliche Verordnung macht mehr den vergeblichen Versuch, die Vergrößerung der Stadt zu hemmen, ja es ist schwer, nur deren Grenzen zu bestimmen.

Wollten wir London zu Fuß durchwandern, jene Straßen, von denen manche eine Länge von anderthalb deutschen Meilen hat? Es würde fast

unmöglich sein. Niemand geht in London zu Fuß für solchen Zweck. 25,000 Omnibuswagen, Cabs und Hackney's, zwei- und viersitzige Miethwagen, Stadteisenbahnen mit mehr als 100 Stationen innerhalb der Stadt, mehr als 300 Dampfschiffe verbinden alle Theile dieser Riesenstadt.

Oben auf dem Dache eines Londoner Omnibus wollen wir unsern Platz nehmen, wo Raum für neun Personen vorhanden ist; von hier aus können wir uns dieses kolossale Ungeheuer am passendsten und bequemsten ansehen. So fahren wir von einem Omnibusstandpunkte ab, sehen bald rechts, bald links, rück- und vorwärts. Zahlreiche Villen, von freien grünen Plätzen und Gärten umgeben, liegen gruppenweise zu beiden Seiten. Hier wohnt die vornehme Welt Londons in ländlicher Zurückgezogenheit. Immer größer wird die Zahl dieser Villen, immer näher rücken sie aneinander; fest verschlossene stolze Paläste tauchen neben, unter ihnen auf: das ist alles schon London. Die Zahl der Häuser mehrt sich, es kommen schon Läden; ganze Armeen von Läden mit Parade-Schaufenstern. Auf der anderen Seite vielleicht ist eine ungeheure, hohe, feste Mauer mit Glasscherben oder spitzigen Eisenzacken obenauf und von grünen, herrlichen Waldungen und Bäumen überragt; am Ende der Mauer ein oft im wunderlichen Style erbauter Palast, der Wohnsitz eines reichen Lords, der hier während des Sommers einige Monate wohnt, die übrige Zeit des Jahres aber auf anderen Wohnsitzen des Landes oder im Auslande zubringt und dort jagt, fischt, angelt, Zeitungen liest, sehr viel und sehr gut ißt und trinkt.

Nun kommt's auf einmal immer dichter, enger, menschen-, wagen- und budenreicher, vor dir, neben dir, hinter dir, überall wimmelt und tobt und rasselt es ohne Anfang und Ende. Die Straße, in der wir fahren, nimmt kein Ende, und von allen Seiten und in allen Richtungen laufen krumme, enge, düstere Straßen in den willkürlichsten Richtungen hindurch, die gleichfalls kein Ende haben. Unter diesen Straßen schon solche, wo man nicht hindurchzukommen glaubt, wenn man gerade etwas breitschulterig ist, Straßen, die nichts vom Tageslichte wissen und fast immer in Gas flammen. Noch andere Straßen, ebenfalls endlos, aber plötzlich schnurgerade und mit Häusern, die sich alle auf's Haar ähnlich sehen. Es sind Fabrikarbeiterstraßen, fast in sich abgeschlossene Städte und von Gesellschaften erbaut.

Unser Omnibus rollt jetzt über einen Platz, auf welchen sechs, sieben und noch mehr Straßen münden, alle mit Menschen, Fuhrwerk aller Art und besonders vielen Omnibuswagen überfüllt. Kaum eine Spur von Steinpflaster ist zu sehen, so dicht sind diese Straßen mit Leben und Verkehr besäet, aus allen und in alle wallen unabsehbare Massen. In der Mitte wogt und jagt ein Getümmel zahlloser Kutschen, vierspännige Landkutschen, herrschaftliche Wagen, hohe Riesenomnibusse, neben ihnen das zwergartige Ameisengeschlecht der einspännigen Cabs oder Cabriolets, und gleich darauf wieder die haushohen Kohlenwagen mit fünf bis sechs sehr großen Pferden bespannt. — Alles bindet und windet, löst und knüpft sich, und dabei stets so ruhig und kaltblütig, daß Keiner ein Wort dabei verliert. Man muß es sehen, um zu glauben, wie sich Alles dies macht, ohne daß Einem nur ein Haar gekrümmt wird. Wie hier die Wagenlenker ihre Sache verstehen, mit welcher Gewandtheit sie durchkommen, ein Zusammenfahren vermeiden und unverletzt im schnellsten Trabe durchschlüpfen, davon kann man sich kaum einen Begriff machen. Und eben so ist es mit den Fußgängern; vor und zwischen dicht gedrängten, eilenden Wagen aller Art schlüpfen sie hindurch, immer den Fahrenden wie Gehenden links ausweichend. Gleichwohl werden jährlich über 250 Menschen

durch Ueberfahren getödtet, und noch weit beträchtlicher würden die Unglücksfälle durch Ueberfahren sein, wenn nicht treffliche Fußpfade, Trottoirs, in allen Straßen und auf allen Brücken den Fußgänger sicherten. Zu diesem Gewirre und Getöse der Fußgänger und Wagen kommt noch die höchst industriöse Erscheinung der Anzeigewagen. Diese bestehen aus einem haushohen, sechs Fuß langen und vier Fuß breiten leichten Bretterkasten, welcher um und um mit Ankündigungen aller Art in wahrhaft ellenhohen Buchstaben von allerlei Farben bedruckt ist. Sie sind mit einem Pferde bespannt und langsam schreitet dieses durch alle Hauptstraßen; man lockt zur Theilnahme an den täglichen Vergnügungen, musikalischen Unterhaltungen, Ausstellungen, Sehenswürdigkeiten u. s. w. Dies ist noch nicht genug, denn überall findet man noch Knaben, welche Tafeln mit ähnlichen Anzeigen auf hohen Stangen halten, sowie endlich eine Menge Zettelverbreiter, welche jedem im Flug Vorübergehenden, dem sie nur etwas Geld zutrauen, eine gedruckte Anpreisung irgend einer neuen Erfindung, einer Quacksalberei, eines Schauvergnügens und dergleichen unentgeltlich in die Hände drücken.

Bist du aber Fußgänger, weißt du in dem Wirrwarr der Straßen und Menschen dich nicht zurecht zu finden, so frage nur nicht die Straßenwanderer, um dich nach etwas zu erkundigen. Viele sind selbst Fremde und geben dir bald aus Leichtsinn, bald aus Schalkheit eine falsche Weisung, Andere führen dich mit großer Gefälligkeit absichtlich auf unbesuchte Seitenwege und lassen dich dann weitergehen. Willst du aber Auskunft, so wende dich an einen der vielen Polizeibeamten, die in Strecken von vier- bis fünfhundert Schritten von einander in den Straßen aufgestellt sind, Jeder unterrichtet dich mit großer Genauigkeit. Ebenso unräthlich ist es, in den Straßen vor den zahlreichen Kunst und Bilderläden zur Beschauung der täglich wechselnden und wachsenden Carricaturen, der Land-, See- und Kriegskarten und dergleichen, oder auch zum Lesen obrigkeitlicher Bekanntmachungen und Ankündigungen stillzustehen. Hier ist das Ernteseld der gewandten Taschendiebe, die dich, indem sie auf etwas ganz Besonderes hinweisen, auf das Empfindlichste bestehlen. —

Ueberhaupt hat sich Jeder, welcher England bereist, vor allen jenen zu hüten, die, ohne Bekannte zu sein, ihn freundlich und äußerst gefällig anreden. In den Omnibussen, auf Spaziergängen oder Abends auf Straßen finden sich gar oft Personen, welche ein Bekanntsein, ein da und dort schon Gesehenhaben ganz unbefangen vorgeben, und zu einer Partie an diesen oder jenen Vergnügungsort oder in ihr Haus einladen. Der Erfahrene weiß, was dies bedeutet, der Unerfahrene wird durch Ausleerung seiner Taschen, durch Verluste seiner Zeit, seiner Ehre, vielleicht seiner Gesundheit schmerzlich belehrt werden.

Doch wir verlassen den Omnibus; wir sind in der City, der Altstadt Londons, dem Hauptsitz des Handelsstandes und des Bürgerthums. Hier sind die großartigsten Gebäude, hier in der Nähe der neuen London-Brücke steht die Bank, die Börse, das Manstonhaus, sowie nicht weit davon das Haus der ostindischen Handelsgesellschaft. Die City wird nicht wie eine Stadt, sondern selbstständig wie ein Königreich verwaltet. Ihre oberste Behörde ist der von fürstlichem Glanze umgebene Lordmayor. Er sitzt täglich zu Gericht. um Klagen anzuhören und Gerichtsbescheide zu ertheilen. Am Michaelistage jedes Jahres erfolgt die feierliche Wahl eines Lordmayors. Wir treten an die Bank und können nicht stillschweigend an ihr vorbeigehen, da sie die größte Niederlage von Capitalien ist, die nicht allein in England, sondern in

der ganzen Welt besteht. Ein Drittel des baaren Geldes, welches in dem reichen Großbritannien in Umlauf ist, befindet sich in ihrem Besitz, und in ihren unterirdischen Gewölben ruhen die Gold- und Silberbarren. Obwohl das Gebäude ganz massiv ist und vor Feuersgefahr gesichert zu sein scheint, so kann es dennoch jeden Augenblick unter Wasser gesetzt werden; jeden Abend werden die Hauptbücher in einen unten mit Wasser angefüllten Brunnen herabgelassen, um dadurch vor jeder Gefahr geschützt zu werden. Das in den Kassen der Bank allein in Barren vorhandene Geld betrug 1858 133 Mill. Thaler. — Nicht weit davon liegt die königliche Börse, ein großartiges, in italienischem Style erbautes, neues Prachtgebäude. Eine Säulenhalle umgiebt ihr Inneres, in welchem sich täglich zwischen 3 und 5 Uhr die Handelskönige Englands versammeln. Hier werden Geschäfte mit der ganzen Welt gemacht, Millionen Pfunde schweben auf den Lippen derer, welche den Handel von ganz Europa beherrschen. Dorthin bewegt sich in jenen Nachmittagsstunden der ganze Verkehr Londons; der Strom der Geschäfte, der Güter- und Menschenwelt läuft mit dem Flusse parallel von West nach Ost. Hier vorbei ziehen die Reihen der Omnibusse, Wagen und Menschen, lautlos ihren Geschäften nachgehend, hier wandeln jede Stunde 50,000, jeden Tag 500,000 Menschen vorbei.

Gehen wir weiter, so gelangen wir zum Tower, jenem Gebäude, welches die Alten noch über die sieben Wunderwerke der Welt gestellt haben würden. Seine vier Thürme schauen nicht vergebens so grausend trübselig auf die Themse herab, viel Königs- und Adelsblut ward innerhalb dieses Baues vergossen und selbst die kindliche Unschuld nicht verschont. Hier findet sich die großartigste Waffenniederlage auf der ganzen Welt, vereinigt mit Siegestrophäen aller Art. Ziehen wir längs des Themsestrandes weiter an den Docks vorbei, so gelangen wir zu jenem Wunderbaue, welcher unterirdisch die beiden Themseufer verbindet. Wir steigen hinab in die Unterwelt. Kühle Luft weht uns an, Nacht umgiebt uns bei unserem Eintritt, bis wir uns endlich an das Gaslicht gewöhnen, das diese Unterwelt strahlend erleuchtet. Dieser Riesentunnel ist ein kühnes Werk des menschlichen Geistes, der an seiner Erbauung unter vielfacher Unterbrechung, unter außerordentlichen Schwierigkeiten 17 Jahre lang, von 1826 bis 1843, thätig war. Ueber uns strömen die von Ebbe und Fluth bewegten Wogen der Themse, ziehen die Schiffe nach den Docks, während neben uns Scharen von Fußgängern in geschäftlichem Verkehre lautlos dahin gehen. — Wir verlassen diesen Wunderbau und gelangen endlich nach einem der Stadteisenbahnhöfe, deren London über 100 hat. Züge gehen ab und kommen an; draußen, ein paar hundert Schritte vor dem Halteschuppen, läuft fortwährend eine Lokomotive von dem Zuge weg und auf andere Schienen über, und überläßt es dem Zuge, mit den Hunderten von Personen sein Ziel zu suchen. Ehe dies noch geschehen, ist bereits die Lokomotive vor dem abgehenden Zuge angekommen und angekoppelt. Die Thüren werden zugeworfen, „Alles in Ordnung!“ ruft die Stimme des Führers, und fort rast, von der schnaufenden Lokomotive gezogen, der Zug. Plötzlich steht er still, wie Einer, der in der Eile zu Hause etwas vergessen hat, Passagiere steigen aus und ein, Burgen von Kasten, Kisten und Koffern sind im Zuge verschwunden, und gleich darauf geht's in rasender Hast, aber ganz kaltblütig, ohne Pfeifen und Klingeln davon. Nach drei, fünf Minuten wiederholt sich dasselbe Schauspiel, und zwanzig, dreißig, vierzig Mal hintereinander, je nachdem unser Weg länger oder kürzer ist. Diese Eisenbahnzüge, welche während des ganzen Tages abgehen und ankommen, sind

gleichsam Dampfomnibusse, die aller Augenblicke ankommen, Leute absetzen, einnehmen und davon eilen. Einer folgt dem anderen.

Wir fahren anfangs auf einer ungeheuren Brücke über Häuser und Straßen weg, und dies nimmt kein Ende, denn die ganze Bahn, obwohl eine deutsche Meile lang, ist eine einzige Brücke, über Häuser und Straßen geschlagen. Von dem, was rechts und links, unter und über uns vorbeisaust, bekommen wir kaum eine Ahnung; nur die ungeheuren Wälder von Masten, denen wir in der Nähe der Docks und der Themse begegnen, ragen deutlich genug herauf, um durch Erstaunen das Erstaunen zurückzudrängen.

Wir sind von den Eindrücken des Tages übersättigt und sehnen uns nach dem Gewirre in unsere friedliche Behausung. Wir steigen aus, gehen wenige Schritte und gelangen in einen anderen der Dampfomnibusse, welcher, in der City anfangend, in mehr als 2 Meilen langer Bahn die Ost- und Westseite Londons verbindet. Ueberallhin laufen Verbindungsbahnen, über, unter und neben uns, so daß der Kenner, welcher in diesem Gewirre recht Bescheid weiß, von jedem Punkte zu jeder Zeit überall hin kommen kann. Wir fliegen jetzt über Wiesen und Weiden, jetzt durch Parke, jetzt durch Reihen von Feenpalästen, durch Villen, durch parademäßig, einförmig aufgestellte Häuser, oft zwischen Schornsteinen und Mauern hindurch, bis wir endlich an jenem Punkte ankommen, von welchem wir ausgezogen.

Was in anderen Städten glänzend und augenfällig ist, verliert sich in London unbemerkt. Tag für Tag jenes Gedränge, das stets fluthet und nur bei Nacht ebbet, jener Tumult, der nie stillsteht, jene Thätigkeit, welche sich nicht erschöpft, sondern das Auge und das Ohr des Fremden mit Verwunderung erfüllt. London ist das Herz des großen britischen Reiches, mehr als jede andere Stadt eines Landes. Willst du ein Denkmal des britischen Volkes, das dir seine Rührigkeit, seinen Reichthum, seinen Handelsgeist auf das Würdigste in aller Großartigkeit vorzuführen vermag, — es ist London, die Weltstadt.

2) Die London Docks.

Zwischen dem Tower und Blackwell liegen in der Ausdehnung von fast einer deutschen Meile die London Docks, jene großen künstlichen Wasserbecken, welche von fünf bis sieben Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt sind. In diesen Wasserbecken ankern die Schiffe, während in den Lagerhäusern Waaren aller Art aufgestapelt sind. Mehr als 1200 Schiffe haben in den Bassins der Docks vollständigen Raum, und in den Waarenhäusern mögen für mehr als 10 Mill. Centner Güter den nöthigen Platz finden. So außerordentlich auch diese Zahlen sind, so giebt es gleichwohl noch auf der entgegengesetzten Seite drei Docks, außer den Schiffswerften der Kriegsflotte, um den Anforderungen des Handels Genüge zu leisten. Kein Fremder unterläßt, die Docks zu besuchen, um sich über Zweck und Großartigkeit dieser Anstalten die nöthige Aufklärung zu verschaffen. Jedes mit Waaren beladene ankommende Schiff muß diese Ladung bei seiner Ankunft in England versteuern. Beginnt nun auch der Hafen von London eigentlich schon von Gravesend an, unfern der Themsemündung, und betritt man hier sonach schon den englischen Boden, so kann das Schiff doch diesen Punkt ungehindert passiren, sobald der dasselbe beaufsichtigende Zollbeamte am Bord angelangt ist. Er hat zu verhüten, daß keine zu verzollenden Waaren vom Schiffe entfernt werden. Ist endlich das Schiff in London vor dem Hauptzollamte angelangt, so müßte eigentlich seine

Ladung genau unterſucht und der Zoll für die zu verſteuernden Waaren ſofort erlegt werden. Da nun täglich oft mehr als 300 Fahrzeuge ankommen, ſo würde dies ſo ungemein viel Zeit erfordern, daß der Handel darunter bedeutend leiden würde. Außerdem müßte zugleich der Zoll für Waaren bezahlt werden, von denen man nicht weiß, ob ſie überhaupt oder wann ſie verkauft werden. Auch dies würde dem Kaufmann beträchtlichen Schaden zufügen, zu deſſen Abwendung große Geſellſchaften zuſammentraten und mit einem außerordentlichen Geldaufwande die rieſigen Docks mit ihren Waarenhäuſern erbauten. Ruhig liegen jetzt die Schiffe in den Baſſins und die von ihnen herbeigeführten Waaren in den Lagerhäuſern. Hier in den Dockmagazinen kann das Londoner Haus, der Agent oder Makler, durch deſſen Hände zuletzt jede Waare doch gehen muß, dieſelbe beſichtigen, ordnen, verkaufen, und jetzt erſt, wo der Verkäufer die Waaren den Docks entnimmt, zahlt er den geſetzlichen Eingangszoll. Durch dieſe Einrichtung werden dem Handel große Summen erhalten, ohne daß das Hauptzollamt darunter verliert. Hohe Mauern umſchließen die Docks, Zollwächter bewachen die Ausgänge, jeder Ausgehende kann von ihnen auf das Genaueſte unterſucht werden, ob er unverzollte Waaren verſchleppe. Dabei ſind die Matroſen der in den Docks vor Anker liegenden Schiffe einer ſehr ſtrengen Ordnung unterworfen, und gelänge es auch einmal einer ſolchen Theerjacke, eine Flaſche Cognac, ein Pfund Thee oder Cigarren hinauszuſchmuggeln, nun ſo kann der Schatzkanzler Ihrer Majeſtät der Königin den Verluſt ſchon verſchmerzen. — Doch wir müſſen die Maſſen der hier aufgeſpeicherten Waaren durch eine Wanderung in den Docks näher kennen lernen, nachdem wir uns über Zweck und Nutzen derſelben unterrichtet haben.

Durch die Güte eines Citykaufmanns gelang es uns, eine Einlaßkarte zu erhalten, welche uns Thor und Thür zu allem eröffnen ſollte, was wir hier zu ſehen hofften. Durch die engen Citystraßen, vor dem finſtern Tower vorbei, durch ſchmutzige Quartiere, wo Kneipe an Kneipe ſich reiht, gelangen wir an das Thor der London Docks. Es ſteht für Jeden offen. Fuhrwerke, Karren und Menſchen ſtrömen ab und zu; auch wir treten ein und ſtehen bald vor einer Magazinthüre, welche die Ueberſchrift „Elfenbeinhaus" trägt. Wir treten hier ein, zeigen unſere Karte und erhalten einen Mann zur Begleitung, der uns auf alle Fragen die befriedigendſte Auskunft giebt. Er führt uns durch weite Räume, in denen wir auf mehr oder weniger geordnete Maſſen von Elephanten- und Wallroßzähnen, Rhinoceroshörnern, Sägefiſchwaffen und Schildkrötenplatten ſtoßen. Die Horn- und Knochenmaſſen von Thieren aller Theile der Erde liegen hier in ungeheuern Maſſen aufgeſpeichert, um von da in die Hände der Käufer überzugehen. — Kaum haben wir dies Magazin verlaſſen, ſo gelangen wir in einen unregelmäßigen, ſich nach allen Richtungen hin erweiternden, ungeheuren offenen Raum, welcher durch das größte aller Baſſins ab- und rings herum von Waarenhäuſern aller Art eingeſchloſſen iſt. Hier beginnt das eigentliche bewegte Leben der Docks. Soweit das Auge reicht, liegt Faß an Faß gereiht, und zwiſchen denſelben laufen ſchmale Wege kreuz und quer, auf denen ſich Menſchen, Pferde, Karren aller Art wirr durcheinander treiben. Nur die größte Vorſicht kann hier vor Unfällen bewahren. Wir treten daher in ein neues Magazin, und da jedes einen beſtimmten Artikel hat, welcher in ſeinen Hallen aufbewahrt wird, ſo war es eben das Indigohaus, welches wir hier betraten. Alles ſah von dem höchſt feinen Farbenſtaube merkwürdig blau gefärbt aus. Die Fenſterrahmen, die Wände der inneren Gänge, die Treppen, die Geländer,

ja ſelbſt die aus- und eingehenden Arbeiter ſind in Kleidung wie Geſichtsfarbe bis in das Weiß des Auges hinein blau gefärbt. In dem fünf Stockwerk hohen Gebäude ſtehen tauſend und abertauſend ſorgfältig verpackte Kiſten mit der koſtbaren Waare, die meiſten noch ſo feſt verſchloſſen, wie ſie von den bengaliſchen Lieferanten zur weiten Seereiſe hergerichtet wurden. Hunderte dieſer Kiſten werden täglich den Käufern und Agenten als Muſter für ganze Partien geöffnet. — Wir gehen weiter und wenden uns zu den Theemagazinen. Hier kann man ſehen, wie außerordentlich der Verbrauch jener würzigen Blätter iſt, die England dem fernen China abkauft und welche nach weiter, gefahrvoller Reiſe endlich in den Dockmagazinen ihr vorläufiges Ruheplätzchen finden. Hier reiht ſich Saal an Saal, vom Erdgeſchoß an, bis in das fünfte Stockwerk hinan, von deſſen Fenſtern man außerdem die herrlichſte Ausſicht über Themſe, Docks, Baſſins und Schiffe genießt. In dieſen großen Sälen bewegen wir uns zwiſchen hölzernen, buntbemalten Scheidewänden, die eben nur aus übereinander gethürmten Theekiſten beſtehen. Es iſt wie eine kleine Stadt mit unzähligen verſchlungenen Gäßchen, welche hier und da in einen kleinen, offen gelaſſenen Platz ausmünden; es iſt ein Labyrinth, deſſen lange Kreuz- und Quergänge nur an der Hand eines kundigen Führers zu paſſiren ſind. Ziffern bezeichnen die Säle und Theekiſtengaſſen, die oft von Agenten und Maklern beſucht werden, um die ertheilten Aufträge auszuführen. Eben waren mehrere dieſer Mittelsperſonen anweſend. Sie hoben den Deckel der einen oder anderen Theekiſte ab, nahmen eine Hand voll Thee aus der ſtillen Behauſung, rochen daran, prüften ſeine Farbe, ließen ihn durch die Finger gleiten, ſchrieben eine Note ins Taſchenbuch und gingen weiter, um dieſelbe Prüfung an anderen Kiſten vorzunehmen. Wollen ſie Proben mitnehmen, die Preiſe der Waaren erfahren, ſo wenden ſie ſich an die Docksbüreaux. Kein Citykaufmann hat ſelbſt Muße genug, um in den Docks herumzuſtreifen und ſich mit der Natur der dortigen Waarenvorräthe bekannt zu machen. Dies überläßt er den Maklern, von denen es in jedem Handelszweige eine beträchtliche Menge giebt. Sie können ihm am erſten ſagen, welche Sorten und Quantitäten der von ihnen geſuchten Waaren in jenen gewaltigen Waarenhäuſern lagern.

Bei unſerem Weitergange gelangen wir an das Cigarrenhaus, welches einen Raum von fünf Ackern bedeckt und ganze Maſſen von Kiſten, Cigarren und Fäſſern mit rohen Blättern in ſeinem Innern birgt. An dieſem einzigen Magazine kann man erkennen, was Europa's Raucher brauchen. — Weiter vorgedrungen, gelangen wir an eine Säule, welche eine Tafel mit der Aufſchrift „Zu dem Ofen" trägt. Wir folgen dieſem Wege und gelangen an eine Thür, bei deren Oeffnung wir einen kegelförmigen Ofen und neben demſelben einen ziemlich bejahrten Mann, den Heizer des Ofens, erblicken. „Sehen Sie, meine Herren," ſagte er, „ſo einen Ofen, wie dieſer hier iſt, finden Sie in keinen anderen Docks. Das iſt ſo ein Curioſum, das ſchon viele andere Curioſa im Bauche hat." Und dabei nimmt er ein ſchwarzes, undeutliches, eckiges Ding aus der Kiſte und wirft es in die Gluth, welche von dem neuen Ankömmling nach allen Richtungen in die Höhe praſſelt. — „Denken wohl nicht, was da gerade ſeinen Weg ins Feuer gemacht hat," fährt er grinſend fort. „'S iſt eine Zunge — gedörrte ruſſiſche Ochſenzunge, vorzügliche Ochſenzunge — wiegt ihre zwölf Pfund, muß gar nicht ſchlecht geweſen ſein, wie ſie gut war." — „Ja, aber warum werft Ihr ſie denn ins Feuer, iſt's blos ein Fegefeuer oder?" — „Bei Leib', kein Fegefeuer, wo's beſſer herauskommt; was hier einmal brennt, das brennt und brennt, bis nix

mehr an ihm zu verbrennen ist. Schade um Vieles, aber wer kann dafür?“ Und damit erzählte uns der Mann in einfacher, halb komischer Weise, daß alle jene Waaren, welche theils verdorben angekommen, theils aber auch in den Docks erst verdorben sind, und von ihren Eigenthümern nicht zurückgefordert werden, weil sowohl Zoll, als Magazinzins den Werth weit übersteigen würden, daß alle diese Waaren um jeden Preis losgeschlagen und, wenn sie gar nichts mehr werth sind, im Ofen verbrannt werden. „Was nicht mehr zu gebrauchen ist,“ meinte unser Alter, „das raucht, wie es bei uns Dockleuten heißt, die Königin; füttere schon meinen Ofen seit drei Wochen mit russischen Ochsenzungen, — kein Ende abzusehen, immerfort neue, und Alles verstunken bis in den Kern 'nein. 'S thut Einem ordentlich weh um die Dinger, aber mein Gott, wer kann helfen? War so eine verfehlte Spekulation von einem livländischen Kosacken, der geglaubt haben mag, wir brauchen seine Ochsenzungen.“ —

Doch nicht blos die verdorbenen, sondern auch die geschmuggelten Waaren werden von demselben Geschick ereilt, da Vieles eingebracht wird, was den Zoll nicht werth ist. Es soll durchgeschubt werden; wird's entdeckt, nun dann sieht man zu, ob der Eigenthümer den Zoll zahlt; thut er's nicht, weil's der Mühe nicht werth ist, so ist's auch für die Dockcompagnie der Mühe nicht werth. Sie sieht sich die Sache an, ob sie die Steuer dafür wagt, um die Waare auf dem Halse zu haben. Geht es nicht, dann fort in den Ofen mit dem Plunder; man ist der Sorge quitt und der Kehricht kommt aus dem Hause. So verbrannte man einst in einem Jahre 13,000 Paar fleckig gewordene französische Handschuhe, wie heute die Ochsenzungen; die „Tabackspfeife der Königin“ verschlingt mehr, als die Raucher manches kleinen Fürstenthums zu verdampfen im Stande sind.

Schweigend und mitunter niesend haben wir von dem Ofen Abschied genommen, um auf einer breiten Treppe in die Weinkeller der Docks hinabzusteigen. In einer Vorhalle sieht man auf unserer Karte nach, ob wir auch von den hier lagernden Weinen kosten dürfen. Es ist der Fall und im Geleite eines anderen Führers steigen wir nun, Jeder ein Grubenlicht in der Hand, in die gähnende Tiefe. Ringsherum, so weit das Auge reicht, Faß an Faß, und dieser Keller nimmt eine Fläche von 12 Ackern ein! Zu beiden Seiten liegen Fässer, zwischen ihnen sind Eisenbahnschienen gelegt, um die Fässer darauf leicht fortbewegen zu können. Wollte man alle diese Gänge hintereinander legen, so würden sie eine Länge von 3 deutschen Meilen haben, also 6 Meilen Weinfässer! Von Zeit zu Zeit bleiben wir stehen und lassen uns von dem uns führenden Gesellen ein Glas Portwein oder Xeres reichen, nippen jedoch nur, damit uns der Kopf in den mit Weindunst gefüllten Kellern nicht zu schwer wird, und wir, wie es Vielen geht, betrunken herauskommen. Unbarmherzig schüttet der Küfer das von uns Uebriggelassene auf den Boden, da er bei Verlust seines Amtes nichts von dem Weine genießen darf. So nippen wir bald von diesem, bald von jenem Fasse, bis wir endlich, von der Weingeistatmosphäre etwas betäubt, wieder an den Ausgang kommen. Wir werfen noch einen Blick auf die oben stehenden, zur Weinmischung bestimmten Kufen, von denen die größte 22,250 Gallonen (1 Gallone ziemlich $3\frac{1}{2}$ Liter) faßt, und wenden uns nach dem großen Bassin, um den interessantesten aller Spaziergänge an seinen Ufern längs der Waarenhäuser zu machen.

In das Innere der letzteren werfen wir keinen Blick mehr, wir haben keine weitere Lust, Wanderungen zwischen endlosen Reihen von Kisten und

Ballen zu unternehmen, aber im Vorübergehen können wir uns nicht enthalten, das Auge über die fabelhaften Vorräthe von australischer Wolle, von Seide aus allen Ländern, von Farbehölzern, Thierhörnern, Baumwolle, Baustämmen, Gewürzen aller Art, Häuten, Leder, Zucker, Kaffee u. s. w. streifen zu lassen. Es ist, als ob die Ernte aller Erdstriche hier lagere. Nur beim Oeffnen dieser Kisten und dem Umpacken geht so viel verloren, daß der Kehricht der London Docks für eine namhafte Summe verpachtet ist und der Pachter gleichwohl in kurzer Zeit ein reicher Mann wird.

So reiht sich ein Waarenhaus an's andere, Hunderte von eisernen Krahnen ächzen unter dem Drucke der Last, und Tausende von Arbeitern rennen auf und ab. Alles ist in Ameisenthätigkeit beschäftigt, die Waaren an's Land zu bringen, so daß sich Dock- und Matrosenleben zu einem malerischen Ganzen vereinigt.

Ueber unserer Wanderung ist es Abend geworden. Die Nebel der Themse lagern sich zwischen den Masten; Arbeiter holen ihre Röcke und verlassen ihre Werkstätten; die Krahne feiern, die Bureaux werden geschlossen, Matrosen und Schiffsjungen kauern müde auf dem Deck oder spazieren in die benachbarten Schenken; die Thore der Waarenhäuser fallen zu, und in wenigen Minuten wird's hier öde sein. Nur der Feuerwächter macht die Runde und in den kleinen Häuschen der Schleußenhüter wird es helle.

Nach Max Schlesinger.

3) Der Sonntag in London.

Während Alt und Jung auf dem Festlande Europa's, namentlich Deutschlands, sich auf den Sonntag freut und selbst die Kinder vom Montag an ausrechnen, wie lange es noch bis zum Sonnabend sei, an welchem die Schule geschlossen wird, um erst den Montag wieder eröffnet zu werden, wie ganz anders ist dies dagegen in London, sowie überhaupt in ganz England. Hier enthält man sich nicht nur aller Arbeit, sondern auch jeder Beschäftigung, die nicht auf irgend einen frommen Zweck zielt. Alle öffentlichen Vergnügungen hören an diesem Tage auf, die Theater sind geschlossen, Musik und Tanz streng verboten, ja selbst Gemäldegalerien, Sammlungen von Kunstgegenständen und Ausstellungen, sowie Kaffee- und Spielhäuser dürfen nicht geöffnet werden. Sogar das Kind darf sich an diesem Tage seinen kindlichen Spielen nicht hingeben, namentlich ist das Ballspiel streng verboten. Dagegen sieht man die Kinder mit den Erwachsenen in langen Zügen aus einer Kirche in die andere wandern, da es allgemein Regel ist, die Kirche zweimal zu besuchen. Ja ängstliche Gemüther, welche die ganze Woche hindurch fahren, machen sich, der Pferde und der Kutscher wegen, ein Gewissen daraus, und gehen daher lieber zu Fuße. Selbst die Postanstalten stellen ihre Thätigkeit ein, so daß man am Sonntag weder Briefe wegschicken noch empfangen kann.

Auch wir folgen den langen Zügen und treten in eine der vielen hundert Kirchen Londons, unter denen die St. Paulskirche und der Westminster die größten sind. Die Eingangsthüren öffnen sich leicht und schließen sich leise hinter jedem Ein- und Austretenden. Fußteppiche von Strohmatten oder wollenem Zeug liegen in den Gängen ausgebreitet und machen jedes störende Geräusch unmöglich. Die Kirche enthält zwei Kanzeln, von denen die eine für die Liturgie, die andere für den Prediger bestimmt ist. Außerdem giebt es noch einen erhöhten Sitz, den Lesetisch, welcher von dem Gemeindevorsprecher und Vorsänger eingenommen wird, dessen Amt bei der Liturgie darin

besteht, daß er die Gemeindesprüche durch Beginnen angiebt und die nachsprechende Masse leitet, sowie auch die Gesänge anstimmt. Hinter den Kanzeln, gewöhnlich in der Nähe der östlichen Schlußmauer, steht der Abendmahlstisch, eine polirte Steinmasse auf künstlich geformten Füßen, welche bei der Austheilung des heiligen Sacramentes mit einem sauberen leinenen Tuche bedeckt wird. Während des Winters werden die Kirchen durch Röhren oder Oefen mäßig erwärmt, und zur Zeit der Abendgottesdienste durch Gasflammen glänzend erleuchtet. Dies Alles fördert den fleißigen Kirchenbesuch. — Die Kleidung der Geistlichen, die jedoch nur in der Kirche bei Amtshandlungen getragen wird, besteht während der Predigt in einem eng anschließenden, lang herabreichenden Unterkleide nebst einem weiten Aermelmantel von demselben schwarzen Stoffe, während bei der Liturgie über dies Alles noch ein weißes Chorhemd getragen wird. Die Liturgie aber besteht in einem Wechsel von vielen Gebeten und Chorgesängen, an welch' letzteren die Gemeinde sich nur wenig betheiligt. Die Predigt ist mehr Nebensache, wogegen bei den Dissenters das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Nur selten wird ein Kanzelvortrag vom Geistlichen auswendig gelernt und frei vorgetragen; gemeiniglich wird er nur abgelesen und dazu sogar alte, wohlbekannte Predigten benutzt. — Tritt in einer der Kirchen Londons ein berühmter Prediger auf, so wird dies der Stadt durch Anschlagezettel an den Kirchthüren und öffentlichen Gebäuden bekannt gemacht.

Eine noch auffallendere Erscheinung im kirchlichen Leben Londons sind die Straßengottesdienste. Da sieht man häufig Sonntags, seltener dagegen an den Wochentagen, einige Männer still einherziehen, Bibel und Gesangbuch tragend und ein Tischchen nebst Decken zum Darüberbreiten. Auf irgend einem geräumigen Platze angelangt, stellen sie das Tischchen auf, richten es vor und Einer tritt an dasselbe hin, liest einen längeren oder kürzeren Abschnitt aus der Bibel vor und spricht darüber aus freiem Herzensergusse. Diese Prediger werden meist von den Dissenters ausgesandt, als von jenen Sekten, welche nicht zur bischöflichen Kirche gehören, um unter den rohen Haufen des vernachlässigten und verwilderten Volkes das Evangelium zu verkündigen. Die Zuhörerschaft ist jedoch meist sehr klein, besteht selten aus hundert, und hauptsächlich aus Bettlern, so daß sich hier der Spruch erfüllt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt."

Für dieselbe Volksclasse haben auch einzelne Menschenfreunde besondere Kirchen gegründet, Lumpen- oder Bettlerkirchen genannt, in denen die zerlumpte Bevölkerung Londons zur Feier des Gottesdienstes sich einstellt, wogegen ihre Dürftigkeit sie vom Besuche anderer Kirchen abhalten würde. — Doch wir kommen nach Hause. Du öffnest das Klavier und beginnst darauf zu spielen. Sofort tritt deine Wirthin in das Zimmer und bittet dich, nicht zu vergessen, daß der Tag des Herrn sei. Ihrem Wunsche nachkommend, ergreifst du jetzt ein Buch; doch da kommt Besuch, sieht, daß du dich mit dem Lesen eines weltlichen Buches beschäftigst und hält dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Du trittst an's Fenster, nimmst irgend eine kleine Handarbeit vor, wie z. B. Frauen den Strickstrumpf, eine Näherei, Stickerei, Männer Aehnliches, und sofort versammelt sich der Pöbel vor deinem Hause, schreit und schimpft und veranlaßt dadurch die Wirthin, dir dein Thun nachdrücklich zu untersagen. Du trittst jetzt vom Fenster deines Gasthauses und beschäftigst dich mit einigen deiner deutschen Landsleute bei einem ganz unschuldigen Spiele, vielleicht dem Domino. Sofort äußert der eintretende Kellner oder Diener seinen ganzen heiligen Abscheu, wenn nicht durch Worte,

so doch sicherlich durch Mienen. Wolltest du aber gar zu einem Kartenspiel deine Zuflucht nehmen, dann hätte dein eigener Diener das Recht, dich beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und du entgingst der Strafe nicht. Da stehst du auf und begiebst dich in eine englische Familie, Alle sitzen still in der Stube, Einige lesen in der Bibel, Andere im allgemeinen Gebetbuche und wiederum Andere in Tractätchen. Alles Lesen nicht religiöser Schriften ist heute streng verpönt, und Viele sind darin so gewissenhaft, daß sie nicht einmal die ihnen am Sonntage zugeschickten Zeitungsblätter öffnen, sondern sie bis zum Montage liegen lassen. — „Ist's wirklich wahr," frug eine der anwesenden Damen, „daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt?" — „O ja, das mag wohl vorkommen, besonders in Gesellschaften." — „Gnädiger Gott," seufzte eine zweite Dame, „'s ist schlimm, doch braucht man sich nicht zu wundern, sie werden nicht besser gelehrt." Und dabei blickte sie auch noch ziemlich mitleidig auf mich Heiden. „Aber," fuhr sie fort, „sie spielen doch nicht um Geld?" — „Gar wohl um Geld," war meine Antwort. — „Heiliger Gott!" fuhren Alle schaudernd zusammen, und eine dritte bekannte, daß sie auch Sonntags einmal Karte gespielt habe, und obwohl um Nichts, so könne sie sich heute dies noch nicht vergeben. Ich wandte mich zu den anwesenden Herren, und diese sprachen der Flasche tüchtig zu, um die sonntägliche Langeweile zu ertödten, während die Frauen, wie ich verstohlener Weise manchmal hörte, eben einige ihrer Gevatterinnen und Freundinnen in giftiger Rede tüchtig durchhechelten. Dies ist erlaubt, kein Friedensrichter kann hierbei Veranlassung nehmen, seine Strafgewalt zu zeigen.

Diesen Mangel an Erheiterung muß der arme Mann in England um so mehr vermissen, als es für ihn neben dem Sonntage so wenige andere Freudentage giebt. Es ist daher kein Wunder, wenn sich das Volk des Sonntags im Geheimen Ersatz für das zu verschaffen sucht, was ihm durch die Gesetze verboten ist. Wandere nur in die übervölkerten Stadttheile und du findest die Bier- und Branntweinschenken von einer trunkenen Menge erfüllt, während Andere daheim demselben Laster in der Stille fröhnen.

Außerdem wogt die Menge der Spaziergänger nach den Parks, und willst du das Londoner Volksgetümmel im ganzen und großen Gemische kennen lernen, so gehe nur bei heiterem Wetter im Mai oder Juni des Sonntags Nachmittags 4 Uhr in die herrlichen Parks in und bei der Stadt, in den Jamespark, Greenpark, Hydepark im Südwest, und in den Regentspark im Nordwest der Stadt. Hier findest du Hunderttausende aller Stände, Länder und Welttheile, aus Ost- und Westindien, aus Grönland und aus Brasilien, aus Afrika und Neu-Seeland, jedes Alters und Geschlechts. Tausende von Spazierwagen aller Art rollen dahin, Reitergruppen von Herren und Damen, größtentheils auf den edelsten Rossen, du hörst Viele plaudern, lachen, auch wohl recht derbe Flüche, aber keine Musik, keinen menschlichen Gesang, denn Sonntags ist öffentliche Musik nicht gestattet.

Eine ganz eigenthümliche Sonntagsfeier fand ich einst in einem Quäkerhause. Durch einen kleinen, niedrigen Eingang gelangte ich in einen Saal, in welchem am Eingange einige Bänke für Fremde aufgestellt waren. Die Quäker kamen und ließen sich still nieder; die Männer einer-, die Frauen andererseits. Alle saßen still in sich gekehrt da; keiner der Männer hatte seinen Hut abgenommen. Oben quervor saßen einige Vorsteher, sonst war im ganzen Saale weder Kanzel, noch Altar, noch Taufstein zu erblicken. — Alle erwarteten eine Eingebung des heiligen Geistes, allein Keiner fühlte sich heute zum Sprechen berufen. Alles war still, kaum daß man athmete. —

Eine eigene Weihe lag in dieſer tief innerlichen, feierlichen Stille. Nach einiger Zeit erhob man ſich und die Verſammelten verließen ſtill wie Geiſter das Haus.

74. Beſuch einiger Fabriken in Mancheſter und Stockport.

Nach London iſt in ganz Großbritannien keine Stadt, die auf den Fremden einen tieferen Eindruck macht, als Mancheſter. So lange der Strom der Weltgeſchichte fließt, gab es auf dem Globus keinen Ort, welcher Mancheſter ähnlich wäre in ſeiner äußeren Erſcheinung, in ſeiner merkwürdigen Thätigkeit, in ſeiner Waarenfülle, in ſeiner Maſſe wunderſamer Erfindungen. Da der Fremde, der Mancheſter nicht kennt, ein allgemeines Bild von dieſer Stadt nicht verſtehen kann, ſo iſt ihm anzurathen, ſich zuerſt mit Einzelnem bekannt zu machen. Wenn man in einer ſo außerordentlichen Stadt wie Mancheſter ankommt und von der ganzen Fülle neuer Dinge überſchwenglich angeregt wird, ſo wagt man es anfangs kaum, einen Schritt und einen ſichern Blick zu thun. Man ſcheut ſich gewiſſermaßen, dieſem Rieſen gerade ins Geſicht zu blicken, bis man erſt einige Stücke verſtehen, dann allmählich Weiteres und endlich das Ganze überſchauen lernt.

Unter den verſchiedenen bewundernswerthen Dingen, die man in Mancheſter ſehen kann, nehmen ohne Zweifel die Baumwollen-Fabriken mit ihren Arbeits- und Maſchinenwundern den erſten Rang ein; ſie ſind es, um welche ſich hier das Intereſſe aller Menſchen dreht. Es iſt ſchwer, alle die außerordentlichen und in der Geſchichte der Menſchen vorher nicht dageweſenen Erſcheinungen anzugeben, welche der Kattun herbeigeführt hat.

Die Welt hatte noch vor hundert Jahren keine Ahnung davon, daß ein ſolcher Rieſe, der die Staaten ſo mächtig verbinden, der ſo gewaltige Geldkräfte ſchaffen, der ein Reich wie England ſo enorm aufregen ſollte, geboren werden würde, und jetzt ſteht der Gigant da, als hätte ihn ein Gott aus dem Boden geſtampft. Man berechnet das Capital, welches jetzt jährlich durch Baumwolle in England in Umſatz gebracht wird, auf 50 Millionen Pfund Sterling (über 336 Mill. Thaler).

Die Fabrik, welche mir als die beſteingerichtete aller jetzt exiſtirenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orell's Mill“. Die Engländer nennen ihre großen Maſchinenwerke meiſt Mühlen; es leitet ſich dies von dem Umſtande her, daß die alten Fabriken, den Mühlen gleich, vom Waſſer getrieben wurden, was aber ſeit Einführung des Dampfes als Treibkraft nur noch ausnahmsweiſe der Fall iſt. — In Orell's „Mühle“, ſagte man mir, würde ich alle neueſten Verbeſſerungen der Welt ſehen können. Bis auf die neueſten Tage herab iſt nämlich die Verbeſſerung der Spinn- und Webmaſchinen noch immer fortgegangen, und ſeit der Zeit Hargreave's, Arkwright's, Crompton's, Whitney's und Watt's, Herren, die alle ein weſentliches Stück in das große Räderwerk einer Baumwollenmaſchine hineinfügten, hat noch jedes Jahrzehend irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. — Die meiſten anderen Mills ſind erſt allmählich zu ihrer Größe angeſchwollen, und die verſchiedenen neuen Erfindungen und Verbeſſerungen ſind nur von Zeit zu Zeit nachgetragen. Dieſe Orell'ſche aber hat den Vorzug, daß ſie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf einmal von einem und demſelben Baumeiſter in einem Guſſe und nach einem einzigen Plane errichtet iſt. Es iſt eine vollſtändige Baumwollenfaktorei, d. h. es wird die Baumwolle roh,

wie sie aus Amerika, Indien oder Aegypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie enthält nicht weniger als 1300 Looms (Webestühle). Diese waren alle in einem und demselben Raume, dem Webezimmer, und 650 Mädchen dabei beschäftigt. Das schnurrende Getreibe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusch wie die Brandung des Meeres entgegen.

Der power-loom, der von Dampfkraft getriebene mechanische Webestuhl — oder kürzer der Kraft-Webestuhl — arbeitet nicht nur zehnmal so rasch als der Handwebestuhl, sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maschine gleichmäßiger ist, als der, den die menschliche Hand giebt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Calico zu Wege. Die Fabrik fertigt also in einem Tage 1300 Stück Calico, oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (bei Abrechnung der Festtage) 390,000 Stück Calico. In dem oberen Raume des Hauses wurde auch noch so viel gesponnen, als etwa 50,000 Spinner sonst mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu Stande bringen konnten. Es giebt Processe in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menschliche Schaffungskraft durch die Maschinen auf das Zweihundertfache gesteigert ist. Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchschnitt für alle jene Processe an, so würde daraus hervorgehen, daß jene halbe Million Menschen, die sich, mit Maschinen bewaffnet, in England mit der Baumwollenfabrikation beschäftigen, jetzt so viel ausrichten, als in früheren Zeiten 50 Millionen Menschen ausrichteten. Es haben dieselben seit 50 Jahren wahrscheinlich so viel Baumwolle gewebt und gesponnen, als das gesammte frühere Menschengeschlecht in einer ganzen Reihe von Jahrhunderten.

Diese Fabrik war nun eine der besteingerichteten. Nichts desto weniger fand ich die Luft in den Räumen fast zum Ersticken. Dabei erschreckte mich die Enge der schmalen Räume und Durchgänge zwischen den gefährlichen Maschinen und den rollenden Rädern; der Fußboden war überdies geölt und so glatt wie eine Eisfläche, wahrscheinlich damit sich kein Schmutz darauf festsetze. Die Körbe oder Kasten, in denen die gesponnene Baumwolle durch die Etagen weiter befördert wurde, bestanden aus Büffelhäuten, die auf dem schlüpfrigen Boden glatt dahinglitten. Ein 200 Fuß hoher Schornstein stand auf einer kleinen Anhöhe neben der Fabrik und führte Rauch und Dämpfe in die hohen Lüfte.

Die Arbeit, ihre Dauer, die Vorschriften über das Alter der in den Fabriken beschäftigten Kinder, kurz, alle Bestimmungen über die Arbeit in den britischen Fabriken sind durch das Parlament gesetzlich geordnet worden, und Auszüge von diesen Bestimmungen an allen Eingängen der Säle angeschlagen, wie z. B. solche, daß „der gute Freitag" (Charfreitag) und der Weihnachtstag Feiertage seien, und daß es außerdem noch acht Halbfeiertage gäbe, — daß Kinder unter neun Jahren gar nicht in den Fabriken beschäftigt werden dürfen, und Kinder zwischen neun und dreizehn Jahren nur neun Stunden am Tage, die über dreizehn Jahre aber höchstens zwölf Stunden.

Die Vertheilung dieser zwölf Stunden über den Tag ist natürlich dem Fabrikbesitzer selbst überlassen. In der von mir besuchten Fabrik war die Zeiteintheilung und Ordnung folgende: Winter: Die Maschine beginnt um 6 Uhr Morgens. Die Maschine hält an um 8 Uhr, Frühstück. Engine starts 8 Uhr 30 Minuten — stops 12 Uhr, Mittagessen — starts um 1 Uhr — stops um 4 Uhr (Thee) — starts um 4 Uhr 30 Minuten — stops 8 Uhr Abends. — Sommer: Engine starts um 5 Uhr 30 Minuten. Das

Andere wie oben. Diese Dinge wiederholen sich in allen Fabriken auf dieselbe Weise. Ein sehr verwickeltes und weitläufiges Capitel darunter nehmen immer die Bestimmungen über nachzuholende Arbeit und Zeit ein. Wenn die Arbeiter nämlich zu spät gekommen sind, oder sonst Zeit und Arbeit versäumt haben, so können sie diese Arbeit, wenn sie dem Lohnabzuge entgehen wollen, nachholen. Da die Maschine von 240 Pferdekraft nicht für jeden Nacharbeiter sich besonders bewegen kann, so macht dies natürlich einige Schwierigkeit. Daß alle diese Dinge auch gehörig ausgeführt werden, dazu sind die Manufakturgegenden in gewisse Districte abgetheilt, und jeder District hat seinen eigenen Faktorei-Inspector, welcher auch alle Beschwerden der Fabrikarbeiter annimmt. Damit den armen Fabrikleuten, wenn sie sich beschweren wollen, die Sache erleichtert werden möge, stand in derselben Vorhalle mit großen Buchstaben Folgendes geschrieben: „Jede Person, die da wünscht, an den Districts-Inspector zu schreiben, muß ihren Brief so adressiren: u. s. w." — Es wäre sehr wünschenswerth, daß dieses Beispiel der englischen Faktoreien auch in manchen anderen Fällen Nachahmung fände. Wie oft wäre es gut, wenn das unwissende Publikum in den Vorzimmern der Gerichte oder an den Straßenecken benachrichtigt würde, wo und wie es sich über Diesen oder Jenen beschweren könne. Wissen doch die meisten Leute aus dem Volke nicht einmal, auf welche Weise sie es anzufangen haben, um eine Beschwerde an den Fürsten über seine Beamten gelangen zu lassen!

Man kann alle die in Manchester fabricirten und für den Handel bestimmten Baumwollenwaaren in drei Hauptabtheilungen bringen. Erstlich Twist oder Garn, zweitens weiße oder ungefärbte Baumwollengewebe, drittens gedruckte und gefärbte Kattune. — Es ist bemerkenswerth, daß von jeder dieser drei Classen eine ziemlich gleiche Quantität von England in's Ausland geht, oder wenigstens so ziemlich für dieselbe Summe, von jeder Classe nämlich im Durchschnitt zwischen 6 und 7 Mill. Pfd. St. — Sehr befriedigt und belehrt verließ ich Orell's Mill.

Das Spinnen des Twists und das Weben der weißen Zeuge hatte ich in Stockport und in anderen Fabriken zur Genüge gesehen, ich war daher begierig, ein bedeutendes Färbewerk zu besichtigen. Sie drucken hier durchweg mit messingenen Cylindern, in welche die Muster gravirt sind. Doch zeigte man mir in einer großen Druckerei als eine Kuriosität auch noch einen Raum, in welchem noch einige alte Blockdrucker saßen, die mit hölzernen Blöcken nach der alten Manier druckten und diese Blöcke schnitzten. Die armen Leute, meistens dem Greisenalter nahe, konnten sich in kein anderes Geschäft einüben, und der Fabrikherr ließ sie aus Mitleid bei der alten Handierung. Bald aber wird kein Blockdrucker mehr zu finden sein.

Die Druckerei arbeitete, wie viele Manchester'sche Fabriken, denen es an hinlänglichen Bestellungen fehlte, nur die halbe Zeit, d. h. sie beschäftigte ihre Arbeiter jeden Tag statt zwölf Stunden nur sechs. In mehreren Räumen dieser Druckerei fand ich daher einzelne arme unbeschäftigte Arbeiter neben den Kaminen sitzen und, in traurige Stummheit versunken, sich an dem Feuer wärmen. „Es ist herzbrechend, Herr," sagte der Aufseher des Werkes, der mich herumführte, „diese armen Leute zu sehen, die gern arbeiten möchten, die wir aber, wenn wir nicht Bankerott machen wollen, mit dem besten Willen nicht beschäftigen können. Da wir ihnen erlauben, sich hier in der kalten Jahreszeit am Feuer zu wärmen, so kommen sie denn hierher und sitzen da unthätig an dieser Stelle, wo sie sonst fleißig waren, und blicken neidisch die

andere Hälfte ihrer Mitgenossen an, denen wir Arbeit geben können. Auch haben sie hier doch ein besseres Obdach, als in ihrer eigenen Hütte."

„Wer seid Ihr denn?" redete ich einen der Alten, die am Feuer saßen, an. — „O Herr, Männer ohne Beschäftigung!" — „Was ist Euer Handwerk?" — „Ich bin ein Blockdrucker! Aber bei diesem Stillstand aller Dinge bin ich schon seit mehreren Monaten ohne Arbeit!" — „Könnt Ihr Euch denn nicht mit etwas Anderem beschäftigen? Wißt Ihr sonst nichts?" — „Nichts, Herr! Ich bin aufgezogen für's Blockdrucken, und bin alle meine Lebenszeit ein Blockdrucker gewesen. Und ich verstehe sonst nichts. Zu meiner Zeit hatte ich eine Kuh und einen kleinen Garten, den meine Frau pflegte und bepflanzte. Meine Frau ist vorigen Sommer gestorben und all' meine kleine Habe ist durch die Schlechtigkeit der Zeiten verloren gegangen." — „Verzweifelt nur nicht, die Zeiten können sich vielleicht bald wieder ändern!" — „O keine Hoffnung, Herr! Vor Hunger sterben ist der Blockdrucker Loos!" „Keine Hoffnung, Herr! keine Hoffnung!" setzte der Alte noch einmal seufzend und mit zitternder Stimme hinzu und bohrte seinen Blick wieder in das Kohlenfeuer des Kamins. — Während wir noch unter den Leuten standen, kam ein Faktorei-Inspector herein und rief einen derselben hervor: „Tom, ich habe ein Geschäftchen für Euch." Alle blickten neidisch, aber stumm, dem mit Arbeit Beglückten nach. — Wäre es nicht um dieser armen Leute willen gewesen, so hätten uns die vielen Processe und Verrichtungen dieses Werkes mehr Vergnügen gemacht: wie die weißen Zeuge, unter den geschäftigen Cylindern mit Blumen bestreut, rasch sich hervorwickeln, wie die Farben erst matt und dunkel sind, und dann, durch verschiedene Processe gehend, allmählich hell und glänzend hervortreten, und bald das ganze 100 Ellen lange Tuch in fünf bis sechs verschiedenen Farben und in den geschmackvollsten und prächtigsten Blumengewinden strahlt. Man sagte mir, daß bei der jetzigen Schnelligkeit des Verkehrs durch die Eisenbahn und der energischen Thätigkeit der Dampfmaschinen Fälle, wie folgender, nicht nur vorkommen könnten, sondern in geschäftigen und dringenden Zeiten auch vorgekommen seien.

Eine Partie roher Baumwolle wurde von Manchester aus in Liverpool bestellt. Der Liverpooler Kaufmann erhielt den Brief am Abend und ließ die Partie Baumwolle, so wie sie in Ballen aus Amerika gekommen, sofort noch an demselben Abende aus seinem Magazin hervorbringen. Am anderen Morgen um 3 Uhr wurde sie von den unermüdlichen Lokomotiven mit Sturmeseile auf den glatten Bahnen der Eisenschienen nach Manchester geschafft, wo man sie um 7 Uhr Morgens in der Faktorei der Besteller empfing Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maschine übergeben, welche sie mit zauberischer Geschwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, stäubte, dann erst in breite, zarte Schleier verwandelte, diese Schleier in concentrirte schmale Bänder und diese losen Bänder zu dünnen feinen Fäden, 30 Hanks auf ein Pfund (ein Hank hat 800 Ellen), mit 1000 kleinen vom Dampfe schwirrenden Röllchen auszog. Um 11 Uhr wurde das so gesponnene Garn den Powerlooms übergeben, und diese brachten noch so viel zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Bahnzuges nach Hull fertig, daß man einem Handelshause in Hull noch eine Probe schicken konnte, die diejenige Qualität besaß, die man bei der gestrigen Bestellung gewünscht hatte. Da am anderen Morgen von Hull Nachricht zurückkam, daß das Zeug gefiele und daß man die Bestellung noch etwas erweitere, so ließen nun die besagten Herren in Manchester alle ihre Powerlooms arbeiten und gaben noch an demselben Tage eine Partie des indeß fertiggebrachten Zeuges in die Druckereien. Daselbst

wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonnirt und gepackt, und den dritten Abend nach der Bestellung ließen sie die ersten 1000 Stück fertige Calicos nach Hull abgehen; die übrigen folgten in den nächsten Tagen nach.

Unter den verschiedenen kleinen und großen neuen Maschinen, die ich in diesem Werke sah, interessirten mich nicht wenig die sogenannten hydraulischen Extraktoren zum Ausziehen des Wassers aus den Kattunstücken. Es sind dies kupferne Büchsen, deren Seitenwände überall durchlöchert sind. Die feuchten Tücher werden in diese Büchsen hineingepackt, 20 bis 30 Stück auf einmal, und die Büchsen dann verschlossen und durch Dampfkraft in schwingende Bewegung gesetzt. Diese schwingende Bewegung ist so rasch und so stark, daß die Tücher in der Büchse durch die Centrifugalkraft mit großer Gewalt gegen die kupfernen Wände gedrückt werden. Die herausgepreßte Feuchtigkeit fließt aus den Löchern ab. Natürlich befinden sich diese Büchsen wieder in anderen Kapseln, damit das Wasser nicht herausgeschleudert werde. Man sagte mir, man habe diese Maschine erst seit zwei Monaten, und es sei die das Zeug am wenigsten angreifende und die am wenigsten schädliche Manier der Pressung der feuchten Tücher. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Tücher, wunderbar getrocknet, aus der Büchse hervorgenommen.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Druckerei war ihr Musterzimmer. Es waren in demselben nicht weniger als 3000 kupferne Cylinder mit verschiedenen eingravirten Mustern aufgestellt. Man sagte mir, es stecke blos in diesen Cylindern ein Capital von 50,000 Pfd. St., was auch mit den anderen Angaben harmonirte, daß jeder Cylinder, so fertig und gravirt, wie er daliege, 10, 15 und 20 Pfd. St. koste, je nach der Größe und Schwierigkeit der Gravirung.

In der Regel wird ein Muster nicht länger als zwölf Monate gebraucht, und nur wenn es dem Publikum besonders gefällt und wenn es einen großen Schwung durch die Welt bekommt, druckt man wohl zwei Jahre damit. Dies, sagten sie, wäre das Höchste. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Muster ausdenken, zeichnen und eingraben, werden am höchsten von allen Arbeitern bezahlt; denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und unerschöpflicher Erfindungsgabe sein, sondern auch eine genaue Kenntniß von den ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben, denn wenn sie letztere nicht mit ihrer Erfindungsgabe verbänden, würden sie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zusammengestellten Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntniß fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen. Wo man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten französischen Muster zu verschaffen, und es sollen eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frankreich neu erscheinenden Mustern schnell und in dem Augenblicke ihrer Erscheinung zu verschaffen wissen, und dieselben an die Kattundrucker zu Manchester oft zu theuren Preisen verhandeln.

Die Druckerei, welche ich besah, druckte in manchem Jahre nicht weniger als eine und eine viertel Million Stück Calico, und doch war sie noch nicht die größte in Manchester. Jetzt, wo sie die Arbeitskräfte nur zur Hälfte benutzte, machte sie, wie man mir sagte, etwa 12,000 Stück die Woche.

Wie groß aber die Fabrikthätigkeit von Manchester und Umgebung ist, davon mag das Nachfolgende, als einzig in der Welt dastehend, Zeugniß geben.

Man hat berechnet, daß in einem Halbmesser von zwölf englischen (2⅘ deutschen) Meilen um das Börsengebäude von Manchester herum, außer Manchester nicht weniger als zweihundertundachtzig Städte, Flecken und Dörfer liegen, die alle mehr oder weniger mit der Baumwollenmanufaktur in Verbindung stehen, und die in Summa von beinahe zwei Millionen Menschen bewohnt sind. Dehnen wir diesen Durchmesser noch einige Meilen weiter aus, so haben wir unter anderen folgende Städte von nahe an oder mehr als 20,000 Einwohnern: Ashton unter Lyne (40,000 Einw.), Great-Bolton (30,000), Little-Bolton (15,000), Dean (25,000), Bury (30,000), Dunkinfield (16,000), Eccles (30,000), Leigh (25,000), Macclesfield (30,000), Middleton (15,000), Oldham (40,000), Oldham mit Prestwich (80,000), Preston (83,000), Pilkington (15,000), Rochdale (60,000), Saddleworth (18,000), Stockport (30,000), Warrington (22,000), Wigan (50,000), und außerdem noch sehr viele andere von 10 bis 20,000 Seelen. Dabei ist zu bemerken, daß die gegebene Zahl der Einwohner nicht von der letzten Volkszählung datirt, und daß dieselbe sich jetzt schon wieder bedeutend vermehrt hat. Die meisten dieser Städte sind Manchesters im Kleinen; ja, manche von ihnen könnte man als Vorstädte von Manchester ansehen, da die in Manchester sich concentrirenden Eisenbahnen sie mit diesem Mittelpunkte in unmittelbare Verbindung setzen.

Nach Kohl.

75. In einer Kohlenmine von Newcastle.

Seinen reichen Steinkohlenlagern verdankt England die ungeheuere Entwickelung seiner Industrie, seines Nationalreichthums und, als Folge desselben, seine politische Größe. Ohne seine Kohlen wären die Erfindungen eines Watt, Boulton, Arkwright, Stephenson für England ohne Vortheil; sie hätten kein Leben, keine Kraft, keine Bewegung. Erst dann nahm die englische Industrie jenen weltbeherrschenden Aufschwung, als man den unermeßlichen Schatz der Kohlenlager zu würdigen verstand. Alle Gegenden Großbritanniens, wo Kohlen vorhanden, sind auch Centralpunkte der Industrie; denn sie sind deren erstes Lebensbedürfniß. Manchester, Sheffield, Birmingham, Leeds, Glasgow, Boulton, Newcastle mit seinen Potteries ꝛc. ꝛc., sie wären nichts ohne den Kohlenbergbau in ihrer Nähe. Weiter bedarf es aber nichts, als solche Namen zu erwähnen, um an den unermeßlichen Antheil zu erinnern, den die Kohlenbergwerke an Englands Größe in Handel und Gewerben haben.

Ich denke nie ohne Aufregung der Stunde, da ich, während meines Aufenthalts in England, zum ersten Male ein Kohlenwerk besuchte. Es war im hohen Sommer. Wir gingen von Newcastle das Tynethal hinauf. Schwül war's; schwarze, weißrandige Gewitterwolken standen am Himmel; von der Erde aber, vor uns, stiegen dichte Rauchwolken auf, die alle Gegenstände in einen düsteren, grauen Schleier hüllten. Als wir weiter kamen, erschien uns die ganze Gegend wie ein brennender Schwefelpfuhl, und endlich umgab uns der rußige, stinkende Dampf selbst und raubte uns jede Fernsicht. Aus der Tiefe wurden unheimliche Töne hörbar: das Aechzen der Pumpen, das Stöhnen der Dampfmaschinen, das Rasseln der ab- und aufsteigenden Wagen, das Sprengen der Kohlenmassen unter unseren Füßen, das Dröhnen in dem Eingeweide der Erde; dazu die auf den Eisenbahnen zum Strome dahin

rollenden Wagen, sowie das geschäftige Hin- und Hereilen der schwarzen, berußten Menschen: Alles gab der ganzen Scene etwas Grausenhaftes, Gespenstiges. Plötzlich zerspaltete sich das Gewitter über uns, der Himmel wurde zum Feuermeer, der Donner brüllte, der Regen stürzte in Strömen nieder. Wir eilten zu dem nächsten Zechenhause, einem weiten Gebäude mit thurmhohen Schloten, und traten ein.

An die Stelle der Beängstigung trat zuerst Staunen, dann Bewunderung. Alles in dem Hause war in Kohlenstaub gehüllt, schwarz, finster; aber desto imposanter sah der Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit durch, welcher in den weiten Räumen herrschte. Den Hauptplatz nahm die große Dampfmaschine ein, die Seele des Ganzen. Sie hatte eine Kraft von 300 Pferden, und die colossalen Cylinder von 5 Fuß Durchmesser hoben sich so ruhig auf und nieder, daß man kaum ein Geräusch vernahm. Ein gußeiserner Balancier oder Schwebebalken, 400 Centner schwer, regelte ihre Wirkung; ruhig senkte sich der herkulische Hebel und hob sich wieder in stetem Wechsel. Hundertfältiges Räderwerk und Getriebe ging so still und sanft, wie ein Uhrwerk. Boulton hatte die Maschine gebaut; mir schien der Geist des großen Meisters gegenwärtig: ich war voller Ehrfurcht. Neben der Maschine öffnete sich ein Schlund in die Tiefe. Wagen voller Kohlen, Bergleute, schwarz wie das, was sie ausbeuteten, Beamte mit rußigen Gesichtern kamen herauf und verschwanden, schnell wie die Schatten. Bei aller Thätigkeit um und neben und über und unter uns nirgends Lärm, nirgends Verwirrung. Ueberall Eile ohne Uebereilung; überall That: — nirgends Worte.

Auf die Einladung des uns begleitenden Officianten stiegen wir in einen leeren Kohlenwagen, der eben in den Schacht einfahren wollte, und auf ein Zeichen ging es mit Blitzesschnelligkeit hinab, mehrere hundert Fuß tief. Wir hielten an der ersten Galerie, wo das oberste Kohlenflötz, das hier eine Mächtigkeit von 5 Fuß hatte, ausgebeutet wurde, und stiegen aus, um die Kohlengewinnung selbst zu betrachten. Ein Bergmann eilte auf das mit einer Pfeife gegebene Zeichen des Officianten herbei und führte uns zur nächsten Arbeitsstrecke. Man hatte eben eine etwa 12 Fuß lange Wand verschrämt, die nun mittelst eines mit Pulver gefüllten Bohrlochs abgesprengt werden sollte. Der Schuß geschah; eine Kohlenmasse von mindestens 300 Centnern stürzte herein, meistens in großen, ja zum Theil so großen Stücken, daß sie drei Mann nicht bewegen konnten und sie mit Hammer und Keil gespalten werden mußten. — Nach dem Sprengen wurden die am Boden liegenden Kohlen in die schon bereit stehenden vierräderigen, auf Schienenwegen laufenden, mit Haken an einander gehangenen Körbe geschafft, und während dem trat ein Aufseher herzu, mit einem Buche in der Hand, welcher nachsah, ob die Körbe gehörig voll waren, ihre Anzahl notirte, sich dann auf den hinteren Korb setzte und sich mit dem ganzen Zuge von dem einen der Arbeiter an das Füllort der Strecke schieben ließ. Die anderen zwei schrämten inzwischen eine neue Kohlenwand zum Sprengen vor und nach einer Viertelstunde, auf dem Rückwege aus der Grube, hörten wir schon den Schuß, der die Erneuerung der eben beschriebenen Arbeiten anzeigte. Am Füllort unten im Schachte, sahen wir die mit Rädern versehenen Kohlenkörbe am Hebeseil befestigen; im Nu sind die Kohlen oben, stürzen sich in einen hölzernen Schlauch, dessen schiefliegender Boden mit Siebdraht überflochten ist, reinigen sich so vom Grus und kommen in gröberen Stufen zur Bank, wo sie von Weiber- und Kinderhänden einer raschen Sortirung in sehr große, mittelgroße und kleine Stücke unterliegen und dann in eiserne Wägen, jeder von 100 Centner Inhalt, gefüllt werden,

die, auf der geneigten Fläche einer Eisenbahn, von selbst zum Kai am Flusse laufen, wo sie sich in die harrenden Schiffe stürzen.

Die Bergleute in den englischen Kohlengruben haben eine sehr schwere Arbeit; sie werden aber auch tüchtig bezahlt. Der Lohn richtet sich nach der geförderten Menge und ist in jeder Abbaustrecke, nach Verschiedenheit der Mächtigkeit der Kohlenschichten ꝛc., anders. Gesund mag die Beschäftigung nicht sein. Ich fand die Arbeiter meist von einem bleichen, kränklichen Aussehen, ihre Stimme war rauh, ihr Athem kurz, ihre Augenlider geschwollen, der Stern des Auges wenig entwickelt; das Tageslicht ist ihnen beschwerlich. Schrecklich ist die Arbeit derer, welche die Kohle aus schmalen Schichten gewinnen, in denen sie oft nur liegend oder in ganz gekrümmter Stellung arbeiten können, und gerade in diesen schauerlichen Höhlen, die, oft tausend Fuß tief, sich wie Dachslöcher unter der Erde fortwinden, ist die Zuführung frischer Luft am schwierigsten und die Gefahr vor dem fürchterlichen Firedamp (entzündlichem Kohlengas) am größten. Nicht immer ist eine solche Gefahr durch die Anwendung der Sicherheitslampe zu vermeiden, und wie häufig die Unglücksfälle noch sind, beweist die officielle Angabe, daß in den letzten Jahren durchschnittlich 400 Personen in den britischen Kohlengruben durch Gasexplosion und auf andere Weise um's Leben gekommen sind. Wenn, was in ganz großen Werken, wo wohl 800 bis 1000 Bergleute arbeiten, ziemlich häufig geschieht, eine Explosion eintritt und dann aus der entzündeten Strecke Blitze zucken, so ertönt die Alarmglocke, alle Arbeiter springen im Nu von der Arbeit, werfen sich platt auf die Erde nieder oder eilen dem Schachte zu. Man hat Beispiele, daß die ganze Grube so mit Gas angefüllt war, daß die Entzündung sich durch alle Räume verbreitete und Hunderten von Bergleuten auf einmal den Tod brachte. Darum ist auch das Zuführen von frischer Luft und die Circulation derselben in allen Räumen ein Hauptaugenmerk der Minenverwaltung. Die Bewachung der Wetterthüren in dem Grubenlabyrinthe, die auf gewisse Zeichen geöffnet und geschlossen werden müssen, ist gemeiniglich ein Dienst für Alte oder Kinder. Es ist das gewiß der ärgste Mißbrauch der Kinderkräfte, und mit Schaudern sah ich einst ein Mädchen von sieben Jahren im zerrissenen Kleidchen an so einem Pförtchen der Unterwelt kauern, das geschwärzte Gesichtchen voller Thränen, und jammernd, daß die ersehnte letzte Stunde der Schicht (das Kind wurde erst nach 8 Stunden abgelöst) noch nicht herbeikommen wollte. Vor wenigen Jahren hat die Gesetzgebung von solchen Gräueln der Habsucht, denen man in den britischen Bergwerken so häufig begegnet, Kenntniß genommen und sie wenigstens für Kinder unter zwölf Jahren streng verboten.

J. Meyer.

76. Besuch einer Kohlen- und Eisenstadt in Wales.

Kein Metall der Erde ist so nützlich und wird in solchen Massen gefunden, wie das Eisen. Seiner Erzeugung und Verarbeitung wandten sich alle Völker zu, sobald sie einen höheren Standpunkt einzunehmen begannen. Der Verbrauch dieses Metalls ist gegenwärtig außerordentlich, eben so großartig aber auch seine Erzeugung. Die Gesammtausbeute der ganzen Erde an Eisen beträgt jetzt jährlich 200 Millionen Centner, von welcher ungeheuren Masse fast die Hälfte, 90 Mill. Centner, allein auf England kommt. — Wir begeben uns in das südliche Wales nach Merthyr-Tydvil, einer der Hauptstädte der Eisen-Industrie.

Durch die lachendsten, reichangebautesten Gegenden Englands gelangten wir vor ein Thal, das uns furchtbar und haarsträubend erschien. Ein unentwirrbares Gewinde von Rauch, Asche und verbrannten Steinschlacken breitete sich vor uns aus, gleich als habe ein Vulkan alles grüne Leben verzehrt und nur Gebilde von Schlacke und Ruß zurückgelassen. Es war das Thal Toff, aus welchem dicke Qualmmassen aufwirbelten; in ihm liegt Merthyr-Tydvil in ewig rauchender und brennender, beinahe sprüchwörtlich gewordener Erhabenheit. Noch war es Tag, aber Alles rieth uns, die Nacht zu erwarten, um die Eisenwerke und Hohöfen von den Höhen aus in ihrer wildschauerlichsten Erhabenheit zu schauen. Das Tageslicht verlosch im Chaos schwarzen Qualmes und glühender Feuersäulen, und je näher wir der gewaltigen Eisenstadt kamen, um so entsetzlicher wurden die Gebirge von Schlacken, um so blendender die feuerspeienden Rachen der Oefen, die gleich Vulkanen hochaufzuckende Flammen ausfandten.

Merthyr-Tydvil, noch im Jahre 1831 eine Stadt von 22,000 Einwohnern, arbeitete 1861 mit 84,000 Menschen, mit alleinigem Ausschluß von Greisen und Kindern, in den gewaltigen Eisenschmelzwerken von fünf Compagnien, welche sich zur Ausbeutung der mächtigen Eisensteinlager gebildet haben. Die einzige Dowley Compagnie erhält, mit Einschluß von Weibern und Kindern, allein 12,000 Menschen, und aus ihren 19 großen Oefen fließen jährlich 90,000 Tonnen (1,080,000 Centner) Eisen. Sie ist die stärkste, doch ist die Eisenförderung der übrigen gleichfalls höchst bedeutend, und nur allein am reißenden schwarzen Toffflusse, an welchem sich die Stadt hinzieht, blasen unaufhörlich, Tag wie Nacht, Jahr aus, Jahr ein, zwölf Oefen am Tage Rauch und des Nachts Feuersäulen gegen den unsichtbaren Himmel empor. Außerdem ist die ganze weite Gegend mit riesigen Eisenschmelzwerken angefüllt und Thal und Hügel von Flüssen durchschnitten, welche ihre schwarzen, rußerfüllten Wasser dem Meere zuwälzen. Wir betreten Merthyr-Tydvil, so fürchterlich es auch als Stadt aussehen mag. Oede, dick eingeräucherte Häuserreihen ziehen sich dem Flusse entlang. In den Nebenstraßen ziehen sich lange Hügel von Schmutz und Dünger hin, auf denen schmutzige Kinder den Versuch zum Spielen machen. Alles, was man ansieht, was man anfaßt, ja jeder Athemzug ist dichter Kohlenruß. Gleich einer schwerfälligen Masse wälzt sich der Fluß Toff durch die Stadt und schwärzt noch bei seiner Mündung ins Meer die Wogen desselben. Wohin nur das Auge blickt, nichts als mächtige Haufen ausgebrannter Schlacke, schwarz, öde und trostlos, alles Grün der Pflanzenwelt zerstörend und nur erst nach Jahrhunderten zur Erzeugung eines Pflanzenwuchses fähig, sobald die Kunst mit fruchtbarer Erde vorher diese Eisenleichen bedeckt. — Doch woher sollte diese Erde kommen, wo Alles unter unseren Füßen, Eisen und Kohle, Asche, Rauch und Schmutz ist! Nur die Oefen der einzigen Dowley-Compagnie verbrauchen täglich 1700 bis 1800 Tonnen Kohlen, also jährlich 560,000 Tonnen Kohlen und 900,000 Tonnen Eisenstein, wodurch ganze Schlackengebirge aufgefüllt werden. Eine Eisenbahn führt die Kohlen- und Eisenmassen ohne Unterbrechung dem Meere zu, von wo aus die Schätze von Wales nach allen Ländern verschifft werden. Ein englischer Werkführer, welcher sich unser annahm und mit den Einrichtungen der Schmelzöfen bekannt machte, erzählte uns, daß von Pontypool im Osten von Merthyr-Tydvil bis nach Swansea, auf einer Strecke von mindestens 10 deutschen Meilen, sich ein ununterbrochenes Lager von Kohlen und Eisen befände, beide Minerale in Schichten über einander abwechselnd.

Da er aufmerksame Zuhörer an uns fand, war er so freundlich, uns an

einem der Oefen mit dem Schmelzungsprozesse bekannt zu machen. Jeder dieser Oefen schmilzt täglich durchschnittlich 1000 Centner Roheisen aus dem Eisensteine und wird abwechselnd mit Schichten von Kohlen, Kalk und Eisenstein gefüllt. Hohe Flammen schlugen aus dem 40 bis 50 Fuß hohen, 10 bis 11 Fuß im Durchschnitt weiten und in Form einer viereckigen Pyramide aus Stein und Thonmasse gemauerten Ofen heraus. Von oben geschah seine Füllung, und wunderbar war es, mit anzusehen, wie die Arbeiter dicht bis an den Schlund heranfuhren, Kohlen und Eisenstein hineinwarfen und dann aus der kalten Luft neue Massen herbeiführten. Wir konnten's kaum in einer Entfernung von 15 Schritt in dieser Gluthatmosphäre aushalten, während diese Menschen seit Jahren, Tag wie Nacht, Sonntag wie Woche, Eisen und Kohlen hineinkarrten. Die aus dem Schlunde hoch emporzischende Feuersäule ist während der Nacht fünf Stunden weit sichtbar. Jahre hindurch ist der Ofen in ununterbrochener Thätigkeit, das in dem Eisensteine enthaltene Metall mittelst furchtbarer Hitze so in Fluß zu bringen, daß es nach unten ergossen als glühender Brei in einem gewaltigen Becken sich ansammelt. — Um diesen Proceß zu beschleunigen, führt man durch eine am Fuße des Schmelzofens angebrachte Dampfmaschine glühende Luft in den mit feurigen Massen erfüllten grausigen Schlund. Hat sich aber die metallische Masse von ihren steinigen Bestandtheilen getrennt und unten im Ofen gesammelt, dann kommt am Abend der Prozeß des Zapfens, ein Akt, dessen wilde Erhabenheit weder Wort noch Pinsel zu zeichnen vermögen. Einer der schwarzen Eisenarbeiter stößt mit einer eisernen Stange den Zapfen ein, welcher zu dem mit flüssiger Eisenmasse gefüllten Becken führt, worauf nach dem letzten Stoße der dicke goldene Strom hervorschießt und alle in seinem Sande gezogenen Canäle mit Eisenmasse erfüllt. Die sich dadurch bildenden Eisenmassen werden hierauf in einem änderen Ofen verfeinert und in eine Art von Kuchen verwandelt, welche, nachdem sie von riesigen Dampfhämmern in Stücke zerschlagen, darauf in Stabeisen verwandelt (gepuddlet) werden. Nur mit Schaudern erinnern wir uns der Puddler, welcher die flüssig gewordenen Eisenmassen in den Puddelöfen, wo sie mit der Steinkohle nicht weiter in Berührung kamen, umrührten, bis sie endlich in feurige feste Klumpen verwandelt, ganz zähe wurden. Ungeheure Zangen packten sie nunmehr und brachten sie in große Walzwerke, wo sie durch Pressen verdichtet und in Stangen verwandelt wurden. Jede dieser Stangen hat eine Länge von zwölf Fuß bei drei Zoll Stärke. Es war ein wahrhaft dämonisches Schauspiel, als diese schweigsamen dunklen Menschenmassen, umbraust von ungeheuren Maschinen und umflossen und besprüht von dem flüssigen Golde des Eisens, jeden dieser Akte vornahmen und sich, wiewohl unter Lebensgefahr, doch mit Ordnung und Ruhe der Eisenmassen bemächtigten. Auf diesen Walzwerken werden die Eisenbahnschienen herausgerollt und geschnitten, gleich als ob sie Papier wären. So streng auch das Metall sein mag, so muß es sich dennoch dem Willen des Menschen gehorsam fügen.

Doch nun hinaus, hinaus in Licht und Luft und Grünes! Die Menschen sehen hier alle so verräuchert aus, wie die ganze Stadt, Alles ist grob, stumpf, massiv, und erinnert an das Eisen, das hier erzeugt und bewältigt wird. — Selbst die Frauen führen uns nicht die Schönheit der menschlichen Gestalt vor, die meisten von ihnen sind zu Arbeitern in den Eisenwerken geworden und karren Tag wie Nacht den Eisenstein in die unersättlichen Schmelzöfen, und damit auch in den Kindern schon ein Geschlecht künftiger Eisenarbeiter aufwachse, so findet man diese, obwohl erst 10 oder 12 Jahre alt, an den Oefen in mannichfacher Beschäftigung. Alles geht auf Gewinn aus, ohne zu

bedenken, wie viel bei solch' dämonischer Beschäftigung der Mensch an edler Menschlichkeit verliert. Die Ausbeute, welche die unterirdischen Schätze liefern, ist außerordentlich. So gingen allein im Jahre 1854 10 Millionen Centner Kohlen und 3 Millionen Centner Eisen nach Cardiff, nicht zu gedenken der Massen, welche mit der Eisenbahn und auf anderen Flüssen und Canälen von Südwales in dem Bristolcanale herabgeschafft wurden. Dabei ist der Werth des Bodens um Merthyr-Tydvil so bedeutend gestiegen, daß Grundstücke, welche vor ungefähr 250 Jahren für 27 Pfund verkauft wurden, jetzt eine jährliche Rente von 1000 Pfund eintragen.

Ein guter Theil von Englands Größe, Reichthum und Machtstellung beruht auf diesen unterirdischen Schätzen.

Nach der „Gartenlaube."

77. In Hochschottland.

Da wären wir nun mit einem Male tief in den Hochlanden von Schottland! — Es ist wirklich eine eigenthümliche Welt und wohl werth, tiefer darin einzutauchen, als bei so flüchtigem Besuche möglich sein wird! — Was für eine mannichfaltige Scenerie ist heute schon an mir vorübergegangen! Alpenhafte Berggestalten — kleiner als die wahren Alpen, aber in großer kecker Zeichnung, — weite spiegelnde Seen mit wunderlich gestalteten Eilanden, — schroffer Gebirgspaß und hallende Buchten des Meeres! — Was aber das alles gerade zu Schottland macht, was da macht, daß es anders ist als die Seen und Berge Deutschlands oder der Schweiz, das liegt nicht sowohl in den Formen dieser Berge und in den hier überall vorherrschenden (in England so seltenen) Urgebirgsarten der Felsen, nicht in der besondern Pflanzenbedeckung, Erstreckung dieser Seen, das liegt in der eigenthümlichen duftigen, halb klaren und halb nebligen, sonderbar blaulichen Atmosphäre, die sich um das Alles webt, es in den verschiedensten Nuancen umhüllt, durchdringt, belebt, mildert, und oft wie in eine Art von Traum wiegt. —

Als ich früh im Gasthause von Balloch an's Fenster trat, lag ein trüber Regenschleier über der einfachen Gegend; — Waldstrecken breiteten sich umher, dicht vor dem Gasthause war der langsam ziehende Abfluß vom Loch (See) Lomond zur Bai des Clyde, über den eine schön konstruirte Kettenbrücke führt, und mehrere Gesellschaftswagen mit Touristen kamen eben an, welche von hier das in der Nähe am Ausflusse des Loch Lomond anlegende Dampfschiff erreichen wollten. Nicht ganz im Laufe eines Tages werden so die weiten Ufer des Sees umfahren und besucht, und wie sonst nur Völkerwanderungen, so bewirkt es jetzt Naturliebe massenweis, und gleich in Bausch und Bogen. — Man wollte den Regen erst etwas vorüberlassen und verweilte deshalb bis gegen 11 Uhr. — Da die Nähe nichts Bedeutendes darbot, setzte ich mich an das Kamin, wo noch einige Kohlen verglimmten, und blätterte in Buchanan's dort liegender Geschichte von Schottland.

Nach und nach theilten sich die Wolken, die Wagen fuhren vor, wir rollten über die Kettenbrücke und waren bald an den Ufern des Loch Lomond. — Anfangs sind sie flach und waldig, bald aber heben sich erst niedere, dann höhere Gebirgszüge hervor, und einige Parks lagen am Wege, von denen prächtige Linden, Eichen und selbst gute Kastanienbäume herüberschatteten. — So kamen wir nach Luß, an der westlichen Seite des Sees, wo schon hohe Thonschieferfelsen sich gestalten, der Ben (schroffe Bergspitze) Lomond in der Ferne prächtig heraustritt und mehrere Inseln auf der spie-

gelnden Fläche sichtbar werden. — Eine Fahrt auf dem See nach einem der Eilande wurde sogleich beschlossen, und bald schwankten wir, von ein paar kräftigen Schotten gerudert, im kleinen Nachen auf den auch hier nach der Tiefe zu schwarz gefärbten klaren Wellen. — Das Wetter war prächtig geworden; von Wolkenschatten umspielt zeichneten sich die Berge um den Ben Lomond sehr schön dahin, die unbewaldeten Höhen und Felsen hinter Luß hoben sich anmuthig herauf, und die Insel, auf die wir zusteuerten, an sich selbst ein beträchtlicher reichbewaldeter Hügel, versprach noch weit bedeutendere Ueberblicke der Gegend. — Endlich legten wir an und stiegen durch Haide und zwischen jungen Birken und Kiefern die Anhöhe hinan. Die Insel hat den gälischen Namen Inchdavenok, welches unser Schiffer: „die Zwei-Mädchen-Insel" (two maiden island) übersetzte. — Man übersieht von hier viel andere Inseln des Sees — einen wahren Archipel — und das sonderbar Einsame ihrer aller, die wilde Belaubung derselben, die Abwesenheit aller menschlichen Wohnungen, die seltsamen Strandlinien, mit denen sie vom blaulichen See abschnitten, es gab mir einen Anblick, wie ich mir dachte, so müßte er etwa sein, wenn man in einem neuen Welttheile in's Innere eines unbekannten seedurchschnittenen Landes tief hineinschaute. — Dabei war es so still da oben, die Sträuche waren feucht vom Nebelduft und die Sonne schien warm — auf der andern Seite sah man gegen den Ben Lomond hinauf. — Der Schiffer erzählte allerhand Geschichten von den Clans, die hier herum sich immer noch erhalten und in alter Zeit oft so heftig sich bekriegten. Er selbst mit seinen Gefährten war vom Clan Mac Gregor, und sie nannten die schöne karminrothe Haide Mac Gregor, die bläßere kleinere Mac Donald. — Das waren übrigens gerade die Stämme, die zur Zeit König Jakobs VI. hier blutdürstig kämpften! — Man hat davon eine Geschichte, welche charakteristisch genug ist für jenes Treiben, um hier erwähnt zu werden! — Einige junge Leute von den Mac Donalds wurden von einem königlichen Unterförster Drummond beim Wilddiebstahl ergriffen, und als Strafe schnitt man ihnen die Ohren ab. Andere vom Stamm nahmen Rache, und wie der Förster nach königlichem Befehl bei Gelegenheit der Ankunft der Prinzeß Anna von Dänemark in Schottland Wild liefern sollte, überfiel, erschlug man ihn, und schnitt ihm den Kopf ab. Nicht gesättigt mit dieser Rache, wandten sich die Mörder nach dem Loch Earn, wo die Schwester Drummonds verheirathet war, und traten bei ihr ein, als sie ihren Mann, Mr. Steward, abwesend wußten. Sie empfängt sie, ohne das Schreckniß zu ahnen, nur kalt — setzt ihnen Brod und Käse vor und verläßt das Zimmer. Da nehmen die Unmenschen das blutige Haupt Drummonds hervor, setzen es auf den Tisch, legen ihm von der trocknen Kost in den Mund und rufen nun die Schwester zurück. — Die Arme wurde wahnsinnig und irrte lange in den Bergen umher. — Während nun das Furchtbare dieser That überall neuen Rachedurst entzündete, flohen die Mörder zu den Mac Gregors, und diese legten in der Kirche zu Balquhidder am Altare (!) auf das blutige Haupt von Drummond einen Eid ab, die Urheber dieses Greuels zu schützen und zu vertheidigen. Dies war um 1590. Mit Feuer und Schwert verfolgte man von jetzt an die Mac Gregors.

Gewiß, diese Begebenheiten, deren sich ähnliche in jenen Zeiten viele wiederholt haben, tragen einen wunderlich finstern wilden Charakter; und wenn sie einerseits von der trüben Atmosphäre und dem wilden Lande selbst Farbe annehmen, so muß man sie auch wieder kennen, um den Nordlichtschein, den sie wieder auf das Land zurückwerfen, zu verstehen.

Als wir von unſerm Hügel herabgeſtiegen waren, ſtiegen wir wieder in den Nachen und ließen uns noch um die ganze Inſel herum rudern. In Luß ſtieg man wieder zu Wagen, fuhr noch ein gut Stück längs des Sees hin, und ſchnitt dann links in die Berge hinein bis in die Gegend der Meeresbucht von Loch long, welche, von hohen Bergen umſchloſſen, maleriſch ſich darſtellt. Wieder rechts uns wendend ging es nun einen höhern Gebirgspaß hinauf, an deſſen Seiten mächtige Felſen von Thonſchiefer und Glimmerſchiefer, zum Theil in abenteuerlichen Zacken anſtiegen. Mächtige Steinblöcke liegen am Wege, Bäche rauſchen herab und hoch führt der Weg hinauf in völlig wüſter Gegend. Oben auf der Waſſerſcheide iſt ein kleiner dunkler See, und nun fällt der Weg wieder weſtlich ab, gegen die Bai von Loch tyne. — Hier lagern ſich ſchöne Bergformen um das grüne Meereswaſſer und die Straße windet ſich über Cairndow und Kilmorich am Rande der Bucht herum. Weiter geht es ſo unter Eichen und Eſchen über Glimmerſchieferklippen immer den See entlang; — eine neue nördliche Einbuchtung ſtellt ſich dar; auch hier ſchlingt ſich der Weg ſo längs der Küſte hin, gegenüber erſcheint Inverary, man iſt in den Beſitzungen des Herzogs von Argyle, bald erſcheint unter hohen Linden das herzogliche Schloß von Inverary und oben auf waldiger Höhe ein luftiges Belvedere.

Jetzt war nun die Dämmerſtunde herangekommen, und hier war es, wo mir das eigenthümliche Bild Schottlands, wie ich es mir ſchon in früher Zeit geträumt hatte, zum erſten Male ſo recht lebhaft entgegentrat. — Graulicher Nebel über der See, auf der viele Fiſcherbarken ſchwankten, blauliche Ferne, ungewiſſer Duft über hohe Berge ringsum gebreitet, und dunſtiger, halb wolkiger Himmel, an dem mit unſicherm Schimmer der Mond eben hervortrat. Am Wege dann mächtige Rothbuchen und Eichen, weiterhin das alte graue zinnenhafte Schloß und in der Ferne der kleine Küſtenort Inverary mit ſeinen weißen Häuſern und einem eben angekommenen Dampfſchiff, — es gab ein durchaus eigenthümliches Bild, und wirkte in aller Beziehung anders als alles, was ich vorher an engliſchen Küſten, in den Gebirgen von Wales und an den Seen von Cumberland erfahren hatte. Um 9 Uhr rollten wir herein in das Gaſthaus von Inverary, wo die eleganteſte Einrichtung uns empfängt und wo die friſchen geröſteten Häringe (man betrachtet ſie als die beſten von England, und die vielen Fiſcherbarken, die wir vorher ſahen, waren eben mit deren Fange beſchäftigt geweſen) keinen unbedeutenden Theil ausmachten an einem ſpäten, aber ausgeſuchten Diner. —

Was den Menſchenſchlag und die Wohnungen der Menſchen betrifft, ſo iſt auch hier alles charakteriſtiſch. Zum erſten Male ſahen wir auf dieſem Wege, und namentlich bei Knaben und jungen Leuten, die nackten Schenkel und den ſchottiſchen Schurz (Kilt) von gewürfeltem wollnem Zeuche. Man hatte dieſe Nationaltracht den Schotten ſeit mehreren Jahrzehnten verboten und Anfangs ging es ihnen ſo ſchwer ein, unſre Beinkleider zu tragen, daß man oft geſehen haben ſoll, wie Leute dieſelben (um dem Buchſtaben des Geſetzes Genüge zu thun) allerdings trugen, aber auf einem Stocke mit ſich anſtatt an ſich. — Gerade hier in dieſen ſehr armen Gegenden hat ſich indeß der alte Gebrauch, wie es ſcheint, doch — mindeſtens für die Jugend — erhalten, und da unter vornehmen Schotten jetzt die Tracht wieder häufig beliebt wird, ſo kommt vielleicht ein Mal auch dies Weſen wieder, wie ſo vieles Alte, zu Ehren. — Die Armuth dieſer Gegenden ſpricht ſich insbeſondere in der Beſchaffenheit der Hütten aus. Die Mauern, dick und roh, beſtehen aus übelverbundnen, zuſammengehäuften, mit Moos zwiſchengeſtopften Roll-

ſteinen; das Dach aus trocknem Haidekraut und Stroh, die Eſſe ein wie ein Bienenkorb aufwärts und auswärts geſtülptes Stück Dach; denn der Rauch durchzieht die Hütte wie er Luſt hat und drängt ſich endlich zu ſolcher Dachöffnung hinaus. Auch iſt das Dach ſelbſt meiſt mit Strohſtricken überlegt, an denen als Gewicht gegen die Stürme Steine befeſtigt ſind. — Was den Pflanzenwuchs betrifft, ſo ſieht man Obſtbäume im Freien faſt gar nicht mehr, denn es reift zu wenig; eben ſo iſt der engliſche wuchernde Epheu hier nicht mehr vorhanden; — Rüſtern, Eichen, Birken herrſchen vor, doch ſieht man überhaupt wenig Bewaldung an den Bergen. Endlich muß ich noch insbeſondere der braunen Farbe der meiſten Gebirgsflüſſe und Bäche gedenken. Sie ſcheint daher zu kommen, daß faſt alle dieſe Wäſſer von ſumpfigen, mit Haide und Binſen und Riedgräſern erfüllten Bergwieſen entſpringen, wo oftmals Torfboden vorkommt, von dem ſie durch und durch braun gefärbt werden, obwohl ſie dabei doch ſehr klar ſind. Ihre Farbe wechſelt von der des engliſchen Porters bis zu der des Ale, und es fand einigen Beifall, als ich vorſchlug, die Waſſerfälle, denen wir mehrfach begegneten, in Porterfälle und Alefälle einzutheilen.

C. G. Carus.

78. Aus dem nördlichen Irland.

Giebt es irgend eine Landſchaft, welche nach Umriß und Farbe charakteriſtiſch für das Gemüth und das Leben ihrer Bewohner iſt, ſo iſt es der Nordweſten Irlands. Wehmuth, Trauer und Grauen vereinigen ſich hier mit liebenswürdiger Anmuth, und dies in um ſo höherem Grade, je mehr der Reiſende ſich den Küſtengegenden naht. Furchtbare Stürme peitſchen ſeit Jahrtauſenden die Wogen des atlantiſchen Oceans gegen die in mannichfachem Wechſel bald niederen, bald gebirgigeren Geſtade und haben in den Felſenufern der Weſtküſte die wunderbarſten Auswaſchungen und abenteuerlichſten Formen und Farben erzeugt. Kein Baum, kein Strauch vermag ſolcher Sturmeskraft Widerſtand zu leiſten, daher meilenweit außer Haidekraut und niederem Geſträuch weder Baum noch Buſch; kein Singvogel läßt hier ſeinen lieblichen Geſang erſchallen, und nur das Geſchrei der Möven und Sturmvögel vermiſcht ſich bisweilen mit dem Heulen der Winde und an der Küſte mit dem Brüllen der Wogen. Dagegen finden ſich auf den Bergen, den Feldern und in weit ausgebreiteten, zahlreichen Torfmooren überall die Trümmer einer reichen, mächtigen Vergangenheit. Wurzeln, Aeſte und Baumſtümpfe von rieſiger Größe ragen an tauſend Stellen aus dem Boden hervor und werden beim Torfſtechen in geringer Tiefe gefunden, nicht zerſetzt und nicht vermodert, ja nicht einmal im Uebergange zur Kohle. Dieſe Ueberreſte einer früheren Pflanzenwelt erſcheinen um ſo wunderbarer, da ſelbſt bis in das Innere des Landes die Baumkronen der ſelbſt hier noch vereinzelt auftretenden Bäume alle nach Oſt oder Südoſt gebogen ſind. Dort aber, im Weſten der Inſel, giebt es Striche, von denen man glaubt, man befinde ſich in der von Gott und Menſchen verlaſſenſten Wildniß; Alles rund um uns iſt Fels, Moraſt und Geſtrüpp, Alles in eine trübe, melancholiſch braune Farbe getaucht. Da meint man wohl manchmal, man ſei in einem Lande, in welchem nur wilde Thiere ſich aufzuhalten vermögen; doch blickt man um ſich, dann entdeckt man zu ſeiner Verwunderung überall zwiſchen den Felſen und Moräſten ein Grün, das dem Kartoffelkraute gleicht. Geht man darauf zu, thut man einen unvorſichtigen Schritt, dann gelangt man auf ein weiches nachgiebiges Erdreich und ſtürzt —

zwar nicht in einen Abgrund, eine Höhle oder einen Sumpf, wohl aber in eine Hütte, zu der jenes Kartoffelfeld gehörte und deren Dasein man nicht eher bemerken konnte, da ihr Dach auf der einen Seite beinahe eben so niedrig wie der Boden und eben so schwarztorfig und haidig wie dieser aussieht. — Wir ziehen noch zur rechten Zeit den Fuß zurück und besehen sie uns näher. Sind auch die irischen Hütten im Allgemeinen von Lehm und Feldsteinen zusammengebaut, so giebt es, namentlich im Westen, doch auch nicht wenige, deren Umfassungsmauern aus Torfschollen bestehen. Ueber ihnen erhebt sich das Stroh- oder Binsendach, auf welchem zur Befestigung hier und da einige Steine liegen. Auf dem einen Ende des Daches befindet sich wohl ein aus Weidenzweigen gefertigter Korb oder ein altes Faß, welche die Stelle für Fenster und Schornstein zugleich vertreten. Solch ein Gebäude hat bei einer Länge von 20 bis 30 Fuß nur eine Breite von 10 bis 15. Zwei Eingänge führen in das Innere desselben, von denen aber der der gegenwärtigen Windseite zugekehrte mit Stroh, Haidekraut und einer Mischung alles Möglichen verstopft ist, während der andere von einem aus Stroh oder Ginster (Haidekraut) verfertigten dicken Geflechte geschlossen wird. Kommen aber Fenster vor, so sind es gewöhnlich nur Luken, mit Stroh locker ausgefüllt oder mit einem getrockneten Schaffelle überspannt.

Wir betreten das Innere einer solchen Hütte, doch nicht ohne Vorsicht, denn der Wirrwarr von allerhand Gegenständen und das Ungewöhnliche des Anblicks ist so groß, daß wir uns sofort unmöglich heimisch fühlen können. Da liegen Spaten, Hacke, ein alter Besen, eine Leiter, ein Bettsack, ein alter Stiefel, eine Stuhllehne, ein zerbrochener Kochtopf, ein Bündel Reiser nebst Torfstücken, Alles über und zwischen einander, und dabei schwer zu erkennen und von einander zu unterscheiden, da das Auge sich nur allmählich erst an das im ganzen Raume herrschende Halbdunkel gewöhnt. Obendrein kommt uns ein dicker Qualm entgegen, der meist nur dann erst einen Ausweg sucht, wenn ihm seine eigene Dicke unerträglich wird. Er geht von einer Feuerstelle am Ende der Hütte aus, die freilich ungetrennt von dem übrigen Raume nichts als ein Theil desselben ist. Dort ist der Torf zu einer Pyramide aufgeschichtet, worauf er angezündet wird. Ein eiserner, in der Mauer befestigter Haken hält den eisernen Kochtopf an Ketten über dem Feuer, während rund um dasselbe mehrere dreibeinige kleine Stühle oder Schemel stehen oder eben so viel Häufchen Torf als Sitze dienen. Auch findet man nicht selten statt dieser einfachen Möbel Haufen zerbrochener Flachsstengel, welche theils als Feuerung, theils als Sitze und Lager benutzt werden. Befindet sich aber die hier wohnende Familie in etwas günstigerer Lage, dann steht nicht weit von dem Feuer eine Art Bettstelle, deren unterer Raum zugleich als Aufbewahrungsort der Kartoffelvorräthe dient, während die darüber ausgebreiteten Strohsackstücken nur spärlich mit Stroh ausgefüllt sind und einige leinene und wollene Decken von unbeschreiblicher Farbe enthalten. Außerdem findet sich wohl auch noch ein Tisch, sowie ein kleiner Schrank zur Aufbewahrung irdener und porzellanener Geräthe. Dies ist der einzige Punkt, an welchem das Auge mit Befriedigung einige Ordnung entdeckt. Die Teller, Schüsseln, Tassen, Töpfe und Kessel sind ziemlich sauber, doch sehr bunt, da der Irländer grellen Farben vor allen anderen den Vorzug giebt. Aus diesem Grunde stellt er selbst die Scherben zerbrochener Gefäße hier noch auf, sobald sie sich nur durch grelle Bilder auszeichnen.

Ist die Hütte eine der besseren, so wird ihr innerer Raum durch eine Scheidewand in zwei Abtheilungen gebracht, von denen die eine für die

Menſchen, die andere für das Vieh beſtimmt iſt. Iſt ſie dagegen eine der gewöhnlichen, ſo kann man Menſchen und Vieh im traulichſten Durcheinander erblicken. Nur die Kuh befindet ſich zwiſchen zwei Stangen in einer Art Schraubſtock, ſo daß ſich der Kopf vor, der übrige Körper hinter den Stangen befindet. Eine nicht angebundene Kuh würde nach der Anſicht des Irländers zu ſehr auf die Behaglichkeit einwirken, während Ziege, Schwein und Schaf, Gans, Hund, Katze zum Kochtopfe, zum Bette und zu allen anderen Winkeln freien Zutritt haben. In der ungenirteſten Weiſe ſieht man ſie oft kreuz und quer rennen, ſpielen und zanken, und nur wenn ſie zu brutal werden, bringt ſie der kräftig angewandte Kochlöffel oder das heiße Rührholz zur nöthigen Ordnung.

Dieſer paradieſiſche Zuſtand im Innern der Hütten hat dabei noch den Vortheil, daß die Kinder in dieſen lieben Thieren recht angenehme Geſpielen beſitzen, mit denen ſie auch ſehr vertraut umzugehen wiſſen. Es iſt nichts Seltenes, das ein junger Irländer und ein junges Schweinchen als trauliches Pärchen zum Fenſterloche heraus die Gegend beſchauen, denn unter allen Thieren bleibt das Schwein doch der liebſte Gefährte ſeines Lebens. Was der Perſer und Araber am edlen Roſſe, der Lappe am Rennthiere, der Grönländer am Hunde hat, das findet der Irländer an ſeinem lieben Schweine. Darum füttert er es wie ſeine Kinder, nimmt es mit in ſein Wohnzimmer auf, theilt ſeine beſten Kartoffeln mit ihm, ſeine Milch, ja ſelbſt ſein Brot, wenn er ſolches hat. Trittſt du in die Hütte, ſchnobert, grunzt dich das Thier an, und willſt du es durch einen Fußſchlag unſanft verſcheuchen, dann tritt der Hausherr vermittelnd dazwiſchen: „O Herr, laßt es, es muß mir meinen Pacht bezahlen.“ Lobſt du es aber, dann vergißt er gewiß nicht, mit Stolz hinzuzuſetzen: „O ja, es iſt gewiß ein nützliches Thier, es zahlt mir meinen Pacht.“ —

Wollen wir aber das Bild der irländiſchen Hütte vollenden, ſo bleibt nur noch zu erwähnen, daß ſie weder Decke noch zweites Stock hat, ſondern daß der Dachraum mit dem unteren Raume ein Ganzes bildet. Ihre Erbauung iſt höchſt einfach und geſchieht mit Zuziehung einiger Nachbarn, welche durch einige Gläſer Whiskey hinlänglich belohnt ſind. Unvergeßlich bleibt mir eine Schule, dergleichen es hier zu Lande viele giebt. Da die Hütten nämlich nicht zu Dörfern vereinigt ſind, ſo beſitzen alle die in der Umgegend zerſtreut liegenden Hütten ihre gemeinſchaftliche Schule meiſt im Mittelpunkte. Die, in welche ich eintrat, befand ſich an einem Wege und war eine mit Raſen gedeckte Lehmhütte ohne alle Fenſter und weitere Bequemlichkeit. Die kleinen, in Lumpen gehüllten Schulkinder ſaßen an der offenen, niedrigen Thüre und hielten alle ihre Bücher in der Richtung derſelben, um das ſpärliche Licht aufzufangen. Die meiſten ſaßen oder lagen dabei auf dem Boden, nur einige auf aus Bretern ſchlecht zuſammengeſetzten Bänken. Inmitten dieſer lernbegierigen Schaar thronte der Lehrer auf einem Faſſe. Als ich durch die enge Thür eintrat, begrüßte er mich freundlich und entſchuldigte ſich, mir keinen Stuhl anbieten zu können. Eben ward das engliſche Alphabet gelehrt, die Kinder ſahen friſch und munter und ſchienen an dieſer Beſchäftigung Behagen zu finden. Manche von ihnen, ſowie auch der Schulmeiſter, waren eine Stunde weit hergekommen. Der Lohn des letzteren beſtand in Torfſtücken, welche draußen vor der Thür lagen; ſo viel Knaben in der Hütte, ſo viel Torfſtücke lagen draußen. Am Abend nach beendigter Arbeit ſtecken die Knaben ihre Leſebücher in die Taſche, der Lehrer aber ſchiebt den Torf in einen Sack,

nimmt seinen Wanderstab in die Hände und pilgert damit zu seiner entlegenen Hütte über das Moor.

In diesen kläglichen, schmutzigen, engen Hütten wohnt ein Geschlecht von Menschen, das in vieler Hinsicht einen auffallenden Gegensatz zu der Aermlichkeit seiner Häuser und der Wildheit des Landes bildet. Betrachte den Anzug des Irländers, wie er ihn in der Hütte, bei seiner Feldarbeit und im gewöhnlichen Verkehr trägt. Er ist kläglich, seine Farbe dem Erdboden gleich in den verschiedensten Schattirungen, und dabei ist er so zerfetzt und zerrissen, wie man es kaum für möglich hält. Der einzige für gewöhnlich ganze Theil der Bekleidung ist ein brauner oder gelber Hut, oder eine breite, schirmlose Mütze mit einem Tuchknopfe oben darauf. Der Rock dagegen, eigentlich vormals ein Frack mit blanken Knöpfen, ist ein Bild der äußersten Zerfetztheit. Hat er ja noch seine beiden Aermel und hängt nicht, was ganz gewöhnlich ist, ein nackter Arm von der Schulter an daraus hervor, so sind wenigstens die Ellenbogen auf 6 bis 10 Zoll sichtbar, und es gehen die Tuchlappen wie die Blätter einer zerfallenen Rose hier auseinander. Auch kommt es vor, daß der ganze Aermel der Länge nach zerrissen ist und die Streifen wie Bänder in der Luft flattern. Alle Nähte auf dem Rücken, in den Seiten, an den Schößen, sind zum größeren Theile aufgetrennt, ja, einer der Frackschöße ist oft so weit abgerissen, daß er bis auf die Füße herunterhängt und sein Besitzer genöthigt ist, ihn der persönlichen Sicherheit wegen besonders zu tragen. Den Luxus der Knöpfe wirst du bei vielen Irländern vergeblich suchen, indem statt derselben oft ein Bindfaden oder Riemen von Knopfloch zu Knopfloch läuft. Dabei haben diese irischen Kleiderlumpen etwas ganz Besonderes; denn so abgetragen, so zerarbeitet, so bis in die ursprünglichen Wollenfäden aufgelöst finden sie sich in keinem anderen Lande. Ebenso zerlumpt sind auch die Hosen, und während der eine Irländer die seinigen in Ermangelung jedes Knopfes in die wunderlichsten Falten bringt und dieselben mit einem Stricke befestigt, fehlt bei dem andern nicht selten fast das ganze eine Bein, oder es schauen die Knie neugierig zwischen den Tuchlappen hervor. Von Strümpfen ist kaum die Rede, und in sehr vielen Fällen eben so wenig von Schuhen. Zur Vervollständigung dieses Anzuges kommt noch eine Decke, nach Art der römischen Toga umgeschlagen, doch giebt es auch nicht wenige Strolche, bei denen dieselbe die einzige Kleidung ausmacht. — Die Kleidung der Frauen ist, wiewohl auch zerlumpt, doch etwas anständiger. Die katholischen Frauen tragen keine besondere Kopfbedeckung, vielmehr hängen sie eine Art Mantel so über, daß er auch diese vertritt. Die zur presbyterianischen und englischen Kirche gehörenden Frauen tragen dagegen weiße Hauben und Mützen oder Hüte. Der Schuh scheint bei allen Luxus zu sein, und nur zuweilen trifft man Frauen in Strümpfen, denen jedoch die Sohle fehlt.

Dies das Costüm des Irländers an Wochentagen und im gewöhnlichen Verkehr. Ganz anders aber weiß er sich an Sonn-, Fest- und Markttagen zu tragen, welch' letztere bei ihm eine sehr große Rolle spielen. Da sieht man die Männer zu Roß und zu Fuß in möglichst ganzen und bunt aussehenden Anzügen die Straße daherziehen, während man vergeblich nach einer Frau oder einem Mädchen sucht, die nicht mit einem Sonnenschirme, einem möglichst modischen Hute, feuerrothen oder buntscheckigen Shawl, einem lebhaft gestreiften Rocke, weißen Strümpfen, Schuhen und selbst Seidenstiefelchen einherstolzirte. Jetzt, wo die bessere Kleidung an die Stelle der Lumpen tritt, treten auch die schönen, kräftigen Körperformen dieses Volkes überraschend hervor. Man findet nunmehr die schönsten, wohlgestaltetsten, stärksten Männer,

dabei sehr viele von fast riesiger Gestalt. Gleich schön sind auch die Frauen und zwar ist in den traurigsten Hütten der Einöde gerade die Schönheit unter ihnen weit zahlreicher vertreten, als in den Städten. In den Gesichtern Aller spricht sich ein freier, heiterer, fröhlicher Sinn aus, den man unter Lumpen am allerwenigsten erwartet hätte.

Genügsamkeit und patriarchalische Einfachheit der Sitte finden sich unter allen Ständen und Verhältnissen, und zwar oft so übertrieben, daß sie lächerlich oder bedauernswerth werden. Geh in die Grafschaft Donegal und du wirst nicht selten das Pferd sehen, wie es statt alles Geschirres die Egge mit dem bloßen Schwanze zieht, welcher durch ein Strohseil mit ihr verbunden ist. Zum Abwägen des Hafers, der Kartoffeln, des Salzes bedient man sich häufig alter Mauersteine, ja oft macht der Wagemeister wohl auch zugleich das Gewicht mit aus. Den Tabak, Schweineschwanz genannt, verkauft man selbst in besseren Läden der Städte nach dem Maße einer in verschiedenen Längen abgeknüpften Schnur, oder man wickelt ihn in einer bestimmten Anzahl Windungen um die Hand. Ueberall sieht man Schafherden umherlaufen, von denen einzelne Schafe über und über geschoren sind, mit alleiniger Ausnahme eines stehengelassenen Halskragens; andere sind kahl bis auf die Schulterblätter oder Schenkel, noch andere sind nur auf dem Rücken geschoren, wogegen Seiten und Bauch noch die Fülle der Wollenzottel zeigen. Ja selbst solche Schafe sind keine Seltenheit, bei denen die eine Seite völlig kahl ist, während die andere mit überjähriger Wolle prangt. Man scheert nur dann ein Stück herunter, wenn man gerade Wolle zum Faden braucht, und hält das Uebrige an seiner natürlichen Stelle am besten aufbewahrt. Durch ganz Irland findet man Reiter, deren sämmtliches Pferdegeschirr aus Stroh besteht, ja nicht selten wohl zwei auf einem Pferde, was man eine „Doppelflinte" nennt. — Noch komischer ist der Anblick, wenn eine Familie aus einer Gegend in die andere zieht und ihren gesammten Hausrath auf ein Pony oder kleines schottisches Pferd in der Weise aufgepackt hat, daß nur noch Nase und Füße des Pferdes aus dem Plunder hervorgucken und das Ganze als eine wandelnde Rumpelkammer erscheint. Da baumelt nicht selten das Butterfaß an einer Seite, in welchem ein kleiner Irländer, wie aus den freundlichen Mienen zu ersehen, ein recht behagliches Plätzchen gefunden hat.

Wie kläglich es aber um die nothwendigsten Erfordernisse zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse steht, mag daraus hervorgehen, daß in einem Küstenstriche der Grafschaft Donegal unter mehr als 9000 Bewohnern sich nur eine Karre, 11 Eggen, eine Uhr, 3 Betten, 32 Stühle, 20 und etliche Harken, 50 und einige Kochtöpfe, eben so viele Teller und Tassen, sowie einige Hunderte von hölzernen und eisernen Blechlöffeln vorfanden. Gabeln und Löffel werden nur als lästige Zugabe betrachtet, und wozu sollte sie auch der Irländer brauchen? Seine Kartoffeln ißt er mit der Schale; hat er Buttermilch, Hering oder Salz dazu, so ist er vollkommen zufrieden gestellt. Mit dem Heringe geht er überhaupt sehr sparsam um. Er wird nicht gleich gegessen, sondern die Kartoffeln an ihm nur ein wenig gerieben. Dabei hängt er, oder das Salzstück während der Mittagstafel, an einem Bindfaden. — Fehlt aber den Aermsten auch dieses Gewürz, so ergänzen sie dasselbe in ihrer Einbildungskraft und zeigen, indem sie die Kartoffeln in den Mund stecken, auf die Stelle, wo eigentlich der Hering hätte hängen sollen. Man nennt dies Gericht: Kartoffeln mit Fingerzeigen.

Von 1863 bis mit 1868 sind 585,000 Irländer, und zwar meist nach Amerika, ausgewandert.

Zum Theil nach den „Grenzboten."

79. Die Königsstadt an der Spree.

Berlin, die Hauptstadt des preußischen Staates, ist eine der schönsten Städte von ganz Europa und mit ihren 702,000 Einwohnern die volkreichste Stadt Norddeutschlands. Ihr Umfang beträgt fast drei Meilen, ihre größte Ausdehnung von Südost nach Nordwest etwa halb so viel. Sie wird von der für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Spree in mehrfachen Krümmungen durchflossen und in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. — Unter allen Gebäuden verdient vorzüglich das vor anderthalbhundert Jahren vom ersten preußischen Könige mitten in der Stadt dicht an der Spree erbaute große königliche Schloß genannt zu werden, ein über 100 Fuß hohes, prachtvolles, in der neuesten Zeit mit einer Kuppel über der Schloßkapelle versehenes Bauwerk, das ein längliches Viereck bildet, und innerhalb zwei große und zwei kleine Höfe einschließt. Fünf hohe Portale führen in das Innere, welches große Prachtsäle, fürstliche Wohnungen, die Schatzkammer und eine Gemäldegallerie enthält. Drei große Wasserbehälter unter dem Dache enthalten beständig für alle Fälle der Feuersgefahr ein paar tausend Tonnen Wasser, welche durch eine Wasserdruck-Maschine emporgehoben und im ganzen Schlosse vertheilt werden können. Auf der Lustgartenseite zieht sich eine neu angelegte Terrasse hin, mit zwei erzenen kolossalen Pferdebändigern am Thoreingange, einem Geschenke des russischen Kaisers Nikolaus. Zu den schönsten öffentlichen Plätzen gehört besonders der Lustgarten, welcher vom königlichen Schlosse und dem Museum, der alten Börse, dem Dom, dem Zeughause und der Schloßbrücke umgeben wird. Eine große geschliffene Granitschale aus einem einzigen in der Mark aufgefundenen Granitblocke und ein mittelst Dampfkraft getriebener Springbrunnen zieren ihn. — Dem Schlosse gegenüber erhebt sich auf der anderen Seite des Lustgartens das Museum, zu dessen mit herrlichen Wandgemälden geschmückter und von Säulen getragener offenen Vorhalle eine breite Treppe emporführt, auf deren Wangen die erzene Amazone von Kiß und der Löwenkampf von Wolff, Kunstwerke von hohem Werthe, aufgestellt sind. Das Museum selbst ist 276 Fuß lang, 179 Fuß breit, enthält in den unteren Räumen die alterthümlichen Bildwerke von Erz, Marmor und Stein aus Griechenland und Rom, in den oberen die fast anderthalbtausend Gemälde zählende Bildergallerie. Hinter diesem Museum und mit demselben durch einen hohen Bogengang verbunden, erhebt sich das neue Museum, durch die innere Ausschmückung das prächtigste Gebäude Berlins und eins der schönsten Museen der Welt, 337 Fuß lang und 128 Fuß breit. Im Treppenhause Kaulbachs Fresken aus 6 Haupt- und 16 Zwischenbildern bestehend, Gemälde, welche zu den bedeutendsten der neueren Zeit gehören. Unter den reichen Sammlungen verdienen das ägyptische Museum, die nordischen und vaterländischen Alterthümer und das ethnographische Kabinet besondere Erwähnung. Hinter den Museen liegt das geräumige Packhofgebäude. Geht man über die Schloßbrücke, so kommt man an das unter dem ersten preußischen Könige erbaute große Zeughaus, welches einen geräumigen Hof umschließt, um welchen die inneren Räume als ungetrennte große Säle herumlaufen. Der untere Saal enthält die schweren Geschütze, der obere die schön geordneten leichten Waffen und die erbeuteten Kriegsfahnen und andere Feldzeichen. Gegenüber dem Zeughause liegt das von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm bewohnte Palais. Neben dem Zeughause stehen die Hauptwache, die Singakademie, das Universitätsgebäude

und weiterhin das Akademiegebäude, welchem gegenüber das Opernhaus gelegen ist, das nach dem furchtbaren Brande von 1843 um so prächtiger wieder eingerichtet, jetzt eines der schönsten Opernhäuser in Europa ist. Den mit Gartenanlagen belebten Platz umgeben außer dem Opernhause die hinter demselben gelegene, katholische Hedwigskirche, das von dem Könige von Preußen, Wilhelm I., bewohnte Palais, welches die Häuserreihe zur Linken eröffnet, und die auf der anderen Seite der Straße gelegenen Universitäts- und Akademiegebäude, sowie die Hauptwache. Vor dem Akademiegebäude steht das gewaltige Reiterstandbild König Friedrichs des Großen von Rauch, das königlichste aller Standbilder in und um Berlin. Hoch zu Roß, umgeben von den Helden seiner Siegesschlachten, schaut der große Friedrich nach der Hauptwache mit den marmornen Standbildern von Scharnhorst und Bülow hin, denen schräg gegenüber die bronzene Statue des Feldmarschalls Blücher und zu beiden Seiten derselben die Standbilder York's und Gneisenau's am Opernhause stehen und blickt zugleich nach dem Zeughause und dem königlichen Schlosse. Hier beginnt die großartigste aller Straßen Berlins, die 3100 Fuß lange und 170 Fuß breite, mit einer vierfachen Baumreihe von Linden besetzte Straße: „Unter den Linden", welche sich zwischen prachtvollen Palästen, Hotels und Kaufhallen bis zum Brandenburger Thore hinzieht. Dieses zeichnet sich vor allen Thoren aus; es ist nach dem alten Burgthor in Athen erbaut. Das riesige, 64 Fuß hohe Mauerwerk, von zwölf gewaltigen, 44 Fuß hohen und fast 6 Fuß dicken korinthischen Säulen getragen, ist 97½ Fuß breit und hat fünf Durchgänge, deren breitester mittlerer nur für königliche Wagen offen ist. Halberhabene Figuren schmücken die inneren Seiten der Thorwände, und außerdem sind noch zwanzig kleinere Säulen in der Front und an den Seiten der Flügelgebäude des Thores angebracht, welche letztere zur Thorwache dienen. Ueber dem Hauptthor erhebt sich noch ein hohes Mauerwerk mit einer geschmackvollen Einfassung einfacher Gesimse, um das berühmte Viergespann der Siegesgöttin auf ihrem Triumphwagen zu tragen. Vier starke, 12 Fuß hohe Rosse ziehen im wilden Laufe einen zweirädrigen Wagen, auf welchem die Siegesgöttin mit der Palme und dem lorbeerumwundenen eisernen Kreuze in der Hand steht, über dem der preußische Adler schwebt. Napoleon führte 1806 dieses Kunstwerk nach Paris, von wo es die siegreichen Preußen 1814 zurückholten.

Die Straße unter den Linden wird von der eine drittel Meile langen Friedrichsstraße ziemlich in der Mitte durchschnitten. Die regelmäßigste, geradeste Straße ist die Leipzigerstraße. Die Wilhelmsstraße, in ihrer Verlängerung bis zum Luisenthore noch länger als die Friedrichsstraße, enthält viele Paläste und Minister-Wohnungen. Die Königsstraße ist fast die belebteste von allen. Der Gensdarmenmarkt ist einer der größten Plätze; auf ihm steht zwischen zwei Kirchen das große Schauspielhaus. Den Belle-Alliance-Platz am Halleschen Thore schmückt eine auf einer hohen Granitsäule stehende Siegesgöttin. Um den Wilhelmsplatz stehen auf grünem umbuschten Rasen die marmornen Standbilder der alten Siegeshelden des siebenjährigen Krieges: Schwerin, Seidlitz, Winterfeld, Keith, Ziethen und des Fürsten von Dessau, zur lauten Erinnerung an ihre Thaten.

Unter den zahlreichen Fabriken Berlins stehen in erster Reihe die große Eisengießerei und Locomotivbauanstalt von Borsig vor dem Oranienburgerthore und das demselben großen Industriellen gehörige Eisenwerk von Moabit, Etablissements, welche zu den bedeutendsten Europas gehören.

In der Nähe der Stadt liegen eine große Anzahl von Vergnügungsörtern; der angenehmste und bekannteste derselben ist der Thiergarten, ein über 800 Morgen großer, über zwei Stunden im Umfange haltender Park mit zahlreichen Fuß-, Reit- und Fahrwegen, schönen Wiesenplätzen und Teichen, Blumenbeeten und Gebüschgruppen zwischen den Baumpartien, sowie mit einer Menge Kaffeewirthschaften und anderen Vergnügungsplätzen für die Berliner. Der Thiergarten liegt vor dem Brandenburger Thore und zieht sich zu beiden Seiten der Chaussee nach Charlottenburg hin, welche Nachts erleuchtet ist, was bei wenig anderen großen Städten in den Parken der Fall ist. Berlin ist überhaupt des Nachts in allen Haupt-Stadttheilen glänzend erleuchtet.

Großartig, wie die Stadt, ist auch das Leben und Treiben in derselben. Schon früh am Morgen, wenn die Hähne krähen, fängt's an zu leben, und der junge Tag begrüßt zuerst die arbeitenden Klassen, welche zu ihren Bauten und in ihre Fabriken eilen. Gleichzeitig öffnen Ladendiener die eisenbeschlagenen Läden, verschlafene Dienstmädchen laufen nach Frühstück und die Bewohner umliegender Dörfer bringen Milch, Butter, Käse, Gemüse, Kartoffeln, Obst und Getreide auf Hunde- und Pferdekarren zu allen Thoren herein. Gegen 8 Uhr sieht man geputzte und lumpige Kinder fröhlich scharenweise nach den Schulen eilen. Um 9 — 10 Uhr bemerkt man Beamte mit Akten, eine bedeutende Anzahl Droschken, Branntwein- und Bierwagen; nahe an den Bürgersteigen, unmittelbar an den Rinnsteinen, halten die Milchhundewagen. Mittags ist die größte Fluth. Unzählige Kinder burzeln aus den Schulstuben, viele Tausende von männlichen und weiblichen Fabrikarbeitern gehen bleich zum kargen Tische, in der Mitte der Straßen fährt die feine Welt in vorbeirollenden Equipagen spazieren und ein nie rastender Menschenstrom wogt die Bürgersteige zu beiden Seiten auf und ab. — Am glanzvollsten und lebendigsten ist es unter den Linden. Hier sammelt sich vor den mächtigen Spiegelscheiben der Prunk- und Kunstläden ein buntes Volksgewühl: Offiziere in goldgestickten Uniformen, Regierungsbeamte im Frack; dort bieten Zeitungsverkäufer und Apfelsinen- oder Backwaarenhändlerinnen ihre Waaren feil; da studirt ein Kaufmann den ellenlangen Anschlagszettel an den Placatsäulen, da wandern die Börsenspeculanten, dort laufen die unvermeidlichen Schusterjungen.

Die feinste Welt zeigt sich nur auf vier Rädern zwischen zwei livreefarbigen Männern, von denen der vorderste immer so auf dem Bocke sitzt, daß den Herrschaften die Aussicht nach vorn nicht versperrt wird. Man sieht viele schöne Pferde, doch sind im Equipagenschmuck die Berliner noch weit hinter Paris, London und Wien zurück. Aber erst das Abendroth der Natur ist das Morgenroth des lebhaftesten Verkehrs. Gegen Abend geht's zu feierlichen Mittagstischen, in Concerte, Theater, Ausstellungen und auf Bälle. Auf den Straßen wimmelt's von Menschen, rollt und rasselt es kalt und kunterbunt durcheinander.

Der ächte Berliner hat einen scharf ausgeprägten eigenthümlichen Charakter, wodurch er sich von den Bewohnern anderer Städte deutlich unterscheidet. Faßt man den gewöhnlichen Bürgersmann mit seinem Sinne für's Familienleben in's Auge, so muß man dem Berliner einen oft bethätigten Wohlthätigkeitssinn zugestehen. Sein eigentlicher Charakter aber ist Muth, leichter Sinn, Verwegenheit, praktischer Verstand, Kampf und Schlagfertigkeit und die unübertreffliche Meisterschaft, mit Geistesgegenwart für jedes Begegniß und Ereigniß gleich eine scharfe, beißende, witzige Form und Fassung zu

schaffen. Dieses dreiste, vormäulige Wesen des Berliner Stadtkindes, das sich auch in dem scharf geschliffenen, hellen, an Mir's und Dir's überreichen Dialekte, der jedes G in ein scharfes J verwandelt, pikant genug ausspricht, ist eben in dem entschlossenen Zu- und Vorgreifen abstoßend, herrisch, grob und anmaßend. Dazu ist der Berliner eitel und hält sich wegen seiner Geburt in der Residenz für eine Art Adel. Jede Annäherung an den ächten Berliner ist ihm eine Herausforderung; er fragt mit prüfendem Blick von oben herunter: „Nanu?" oder er verachtet den Anspruch an seine Person und geht mit einem „J Jott bewahre!" seiner Wege.

Wegen des fast überall sandigen Bodens sind die nächsten Umgebungen von Berlin nicht besonders reizend; doch giebt es einige schöne Stellen darin. Dies gilt namentlich von dem über 200 Fuß hohen Kreuzberge vor dem Halleschen Thore, auf welchem der König Friedrich Wilhelm III. zum Andenken an die mit Gottes Beistand siegreich beendeten Befreiungskriege gegen den Kaiser Napoleon ein 60 Fuß hohes thurmartiges, kunstvolles Denkmal aus Gußeisen hat errichten lassen. — In größerer Ferne liegt Charlottenburg mit einem großen königlichen Schlosse und dem Mausoleum, der von hohen ernsten Baumgruppen umschatteten, ehrwürdigen Grabstätte des verewigten Elternpaars des jetzigen Königs von Preußen.

Nach Kutzner.

80. Die Wenden in der Niederlausitz.

Reist man von Berlin nach Dresden, so gelangt man durch eine Gegend, welche sich von den bisher durchwanderten Strecken vielleicht nur dadurch unterscheidet, daß der Sand hier noch weißer und flüchtiger, die Kiefer aber nur noch knorriger, als in des heiligen römischen Reiches Sandbüchse, der Mark Brandenburg, ist. Da die Gegend eben und öde ist, so verirren sich nur wenige Reisende in dieselbe, wundern sich aber nicht wenig, hier einen Menschenstamm zu finden, der eine ihnen nicht nur völlig unverständliche Sprache spricht, sondern von dessen Dasein sie oft vorher nicht einmal gehört hatten. Es sind dies die auf dem platten Lande lebenden, rings von Deutschen umgebenen Wenden, die letzten Reste jener alten Wenden, welche vormals fast die ganze Osthälfte Deutschlands eingenommen und viele Jahrhunderte hindurch Sprache und Sitte mit seltener Zähigkeit festgehalten, dieselbe aber doch zuletzt noch mit dem Deutschen vertauscht haben. Nur hier, sowie in der sächsischen Oberlausitz, finden sich kleine Völkerreste, welche bald durch die dichten Wälder, bald durch den tiefen Sand und den Mangel aller sonstigen Schätze vor dem Eindringen der deutschen Cultur und dem gänzlichen Verlust ihrer Nationalität sich bewahrt haben. Wie lange dies freilich noch geschehen wird, läßt sich nicht bestimmen; doch greift die Verbreitung der deutschen Sprache immer tiefer in die wendischen Distrikte, so daß die Zahl derer, welche das Deutsche weder verstehen noch sprechen, immer geringer wird und es gegenwärtig außer Frauen meist nur noch alte Leute und kleine Kinder, selten aber Männer in den Jahren der Kraft sind. Dagegen wird das Deutsche nicht nur in allen Städten, sondern auch von allen jenen Mannspersonen gesprochen, welche als Soldaten unter Deutschen zu verkehren hatten.

Die wendische Sprache gehört zu der großen slavischen Sprachfamilie, doch können sich die Wenden den Polen und Czechen weit weniger verständlich machen, als den Russen, wie denn auch diese im französischen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht wenig erstaunt waren, so fern von ihrer

Heimath ein Volk zu finden, mit welchem sie sich ohne sonderliche Schwierigkeiten zu unterhalten vermochten. Freilich ist die Sprache ziemlich arm, so daß der Wende nöthig hatte, eine Anzahl deutscher Worte in dieselbe aufzunehmen, diese dann aber mit wendischen Beugungsendungen versah. Worte wie: Flinte, Schießpulver, Dampfwagen, Dampfschiff, Eisenbahn kann man täglich in wendischer Sprache heraushören. Dazu kommt, daß außer Bibel und Gesangbuch der Wende nur wenig Bücher besitzt, welche in seiner Sprache geschrieben sind, so daß eine Bereicherung derselben inmitten der deutschen Bevölkerung ziemlich schwierig ist.

Schon im Aeußeren unterscheidet sich ein wendisches Dorf wesentlich von dem ursprünglich deutschen, und es ist dieses Gepräge selbst allen jenen Dörfern geblieben, welche einstmals von den Wenden gegründet, jetzt aber von einer rein deutschen Bevölkerung bewohnt werden, wie unendlich viele Dörfer in Sachsen, der Mark Brandenburg, Pommern und Mecklenburg. — Das von Wenden angelegte Dorf enthält zu beiden Seiten des oft ziemlich breiten Dorfweges die Bauerngüter, eins neben dem andern liegend, in der Mitte meist Kirche und Schule, bisweilen selbst die Pfarrwohnung, sowie ganz in der Nähe der Kirche die Dorfschenke. In dem Gehöft ist das Wohngebäude mit den Kuh- und Pferdeställen verbunden, so daß von jenem aus eine Thüre in diese führt; die übrigen Wirthschaftsgebäude sind aber meist getrennt, und unter letzteren die Scheune nach dem Garten zu stehend erbaut. Der Garten selbst befindet sich hinter dem Gehöft, dessen Gebäude übrigens meist aus Holz und Lehm erbaut sind, und zwar selbst in solchen Gegenden, in denen zwar kein Mangel an Steinen, wohl aber an Holz ist. Eben so eigenthümlich ist der Anblick der Feldflur. Während der ursprünglich deutsche Bauer seine Felder meist in einer Fläche vereinigt hat, bestehen die Aecker des Wenden aus vielen einzelnen Stücken, welche in der ganzen Dorfflur zerstreut liegen. Nur in neuester Zeit scheint sich durch die Zusammenlegung der Feldgrundstücke diese Eigenthümlichkeit der wendischen Feldflur zu verlieren, gleichwie auch die Anordnung des Gehöftes sich ändert.

Die Wenden der Niederlausitz gehören durchgehends der evangelischen Kirche an und sind als eifrige Lutheraner von nicht blos oberflächlicher Religiosität. Betritt man am Sonntag ihre Kirchen, so sind dieselben fast immer gefüllt, und an Communiontagen ist die Zahl der Communicanten nicht unbeträchtlich. Um so mehr muß man sich wundern, daß der Wende ziemlich häufig flucht, und daß diese Flüche meist deutsche sind, während der Fluchende selbst oft kaum eine einfache deutsche Frage versteht. Die Tracht des Wenden ist von der des deutschen Bauers verschieden und fast in jedem Dorfe in Einzelnem abweichend. Der Wende der Niederlausitz trägt einen langen, weißen Leinwandrock, welcher, nach den verschiedenen Dörfern, mit rothem, grünem oder blauem Fries gefüttert und gerändert ist. Während der märkische Bauer noch vor Kurzem eine runde Schafpelzmütze trug, bestand die des Wenden aus einem oben viereckigen, genäheten, langen Sacke mit großer Quaste, welcher unten in einen breiten Pelzstreifen endigte. Die Beinkleider sind von Leinwand und meist nur bis an das Knie reichend, so daß das untere Bein von aller Bekleidung frei ist, und nur im Winter, sowie bei einem Gange in die Stadt oder Kirche, mit hohen Wasserstiefeln bedeckt wird.

So arm der niederlausitzer Wende ist, so bescheiden ist er auch in seinen Ansprüchen. Schon die Natur hat seine Felder nur kärglich ausgestattet, da diese blos durch die sorgfältigste Bewirthschaftung zu einem mäßigen Ertrage befähigt werden. Nirgends findet man hier Weizenfelder, Gerste nur selten,

und von Roggen, Haſer und Haidekorn wird oft kaum das vierte Korn geerntet. Obwohl die Zahl der Aecker, welche zu einem Grundſtücke gehört, groß iſt, ihr Beſitzer findet dennoch nur einen dürftigen Unterhalt. Trotz ſeiner Armuth iſt der Wende im Allgemeinen frei vom Neid, und nicht ſelten hört man beim Anblick des ſchönſten Geſpanns des reichen Bauern die Worte: „O, der kann es haben.“ Sparſamkeit und Arbeitſamkeit ſind Tugenden des Wenden. Die Sonne ſteht noch nicht am Himmel, da geht er ſchon mit Weib und Kind auf den Acker, um mit der letzten Abendröthe zurückzukehren. Hier beginnt nun erſt die häusliche Arbeit, und iſt dieſe beendet, ſo wird oft noch Leinwand gewebt. Während der Erntezeit, ſowie faſt den ganzen Winter hindurch, wird des Abends noch im Dunkeln gedroſchen, ſo daß noch bis 10 Uhr der taktmäßige Dreiſchlag des Dreſchflegels faſt auf allen Tennen der Dörfer erſchallt. Dabei iſt die ganze Lebensweiſe dieſer ländlichen Bevölkerung außerordentlich einfach; Fleiſchſpeiſen ſind Leckerbiſſen und kommen nur in der Saat- und Erntezeit, ſowie an Feiertagen auf den Tiſch des Wenden. Nur ſolche Genügſamkeit und Arbeitſamkeit vermögen dies Volk bei der ihm eigenthümlichen Fröhlichkeit zu erhalten. Geh in eine wendiſche Spinnſtube, überall tönt dir Geſang und muntere Rede entgegen. Komm am Sonntage in die Dorfſchenke oder den Kretzſcham, und du wirſt dich freuen über die munteren Tänzer und Tänzerinnen. Jauchzen und Freudenruf, ſowie Geſang vermiſcht ſich mit den Klängen der einfach ländlichen Muſik. Gleichwohl liegt in den zahlreichen Geſängen der Wenden, und zwar in Melodie wie Text, eine gewiſſe Schwermuth, wodurch ſich dieſe von anderen Weiſen ganz beſonders unterſcheiden. In der Reinlichkeit zeichnet ſich der Wende vor allen Slaven auf das Vortheilhafteſte aus. Sein ganzes Haus iſt, ſoweit es die Landwirthſchaft erlaubt, reinlich gehalten, das Geſchirr glänzend aufgeputzt und die weißen kiefernen Bänke und Tiſche ſind mit Sand ſtets ſo blank geſcheuert, daß man auch ohne Tiſchtuch gern an denſelben Platz nimmt. Selbſt die mit Holz ausgekleideten Wände der Häuſer werden von Zeit zu Zeit von der reinlichen Wirthin gewaſchen, ſo daß eine ſolche von der Decke bis zur Diele geſcheuerte Stube einen recht freundlichen Eindruck macht.

Gegen Fremde iſt der Wende zurückhaltend und ſchüchtern, während er im Umgange mit ſeinen Stammesgenoſſen Lebhaftigkeit und Geſchwätzigkeit als Hauptzug ſeines Weſens offenbart. Von Natur groß und ſtark, iſt dem Wenden eine ſehr weiße Hautfarbe und muntere Röthe eigenthümlich; ſein lebhaftes Auge iſt meiſt blau oder grau, ſelten braun. Die Kleidung iſt von beſonders greller Farbe, und je bunter das Bruſt- oder Halstuch des jungen Burſchen iſt, für deſto ſchöner wird es gehalten. Die Trauerfarbe iſt weiß. Früher, als die Niederlauſitz noch zu Sachſen gehörte, lieferte ſie den Hauptſtamm zur Dresdener Garde, und noch heute werden die Wenden meiſt der preußiſchen Garde und den Küraſſier- oder Artillerieregimentern wegen ihrer hohen, ſchönen Geſtalt eingereiht.

So ſehr auch das deutſche Element manche wendiſche Eigenthümlichkeit verwiſcht hat, ſo giebt es gleichwohl noch eine Menge Feſte und Gebräuche, durch welche der wendiſche Landmann ſich von dem deutſchen unterſcheidet. Unter dieſe gehören, als in eigenthümlicher Weiſe begangen, das Erntefeſt, die Kirmes, das Todaustreiben zur Zeit des Frühjahrs, wobei auf einem Wagen eine Menge Tannenzweige aufrecht geſtellt und mit Flittern und Bändern behangen ſind, dieſer ſelbſt aber von Haus zu Haus unter Sprüchen und Geſängen geleitet, bis vor das Dorf gefahren wird, um dort entweder verbrannt oder ins Waſſer geworfen zu werden. Andere in eigenthümlicher Weiſe

begangene Feste sind die Oster- und die Walpurgisnacht, das Pfingst- und das Johannisfest. Besondere Gebräuche sind mit der Hochzeit, der Kindtaufe und dem Begräbniß verbunden. Eben so merkwürdig ist das Widerstreben gegen die Annahme eines Familiennamens. Während jede Wirthschaft, jede Thorsäule einen besonderen Namen trägt, so nennen sich die Bewohner nur mit ihrem Taufnamen. Zur Vermeidung der hieraus entstehenden oft großen Verwirrung hat die Regierung schon seit langer Zeit die Einführung von Familiennamen angeordnet, allein Niemand gebraucht sie; wogegen man oft doppelte und dreifache Namen anwendet, ohne bestimmen zu können, welches der richtige sei. Heißt der Vater z. B. Kockot, hat aber das Zickora'sche Gut besessen, und es läßt sich nun der Sohn in der Koal'schen Wirthschaft nieder, so wird letzterer auf die Frage nach seinem Namen immer Koal angeben, nur nach genauen Nachfragen sich Zickora nennen, während der eigentliche Name Kockot nur aus seinem Taufzeugnisse zu ersehen ist.

Doch dieser sonst recht achtungswerthe Volksstamm ist nicht frei von einigen Lastern, die unter ihm häufiger als unter anderen Stämmen vorzukommen pflegen. Dies ist besonders mit der Trunksucht der Fall, die selbst bei Frauen nicht selten vorkömmt. Für einen Schnaps in starker Portion läßt sich der Wende zu Manchem bestimmen. Eben so auffällig sind Jähzorn und Händelsucht, wobei es übrigens sehr gut ist, daß die gütige Vorsehung nach dem Ausspruche der Aerzte die Hirnschalen der Wenden etwas fester und stärker baute, als die der Deutschen. Wäre dies nicht der Fall, so würden bei den vielen und gewaltigen Schlägereien unzählige Unglücksfälle zu beklagen sein.

Dies wenige Züge aus dem Leben eines Volkes, dessen ursprüngliches nationales Leben in nicht zu ferner Zeit von deutscher Sitte und deutschem Brauche überfluthet und weggeschwemmt werden wird, obwohl selbst noch in späteren Jahrhunderten einige Reste bleiben, wie wir diese an dem Bauer im Altenburgischen, in Mecklenburg und Pommern noch heute deutlich, ja selbst im nördlichen Theile des Königreichs Sachsen und der Mark Brandenburg wahrnehmen.

Nach den Grenzboten.

81. Eine Reise durch die Insel Rügen.

Vom Westende Usedoms gewahrt man an hellen Tagen weit über die Meeresfläche hin eine weißschimmernde Häusermasse auf Rügen, welche im Hintergrunde wie an den Seiten von dunklem Laubwalde halb verdeckt wird. Es ist Putbus, die Residenz des gleichnamigen Fürsten. Schnell eilt das keuchende Schiff an den steilen, rothen Ufern des Ruden vorbei und an den weit vortretenden Spitzen Mönchguts hin. Wir durchfliegen die Bucht des waldgekrönten Inselchens Vilm und betreten kurze Zeit darauf den Boden des sagengefeierten rügischen Eilands. Der Name Rügen ist ein zaubervoller Klang, am lockendsten in den Ohren derer, welche im wald- und bergreichen Herzen Deutschlands geboren sind und niemals weder die Raaen eines Seeschiffes, noch den majestätischen Anblick des Meeres gehabt haben. — Rügens Flächenraum beträgt bei einer Länge von 7 Meilen und gleicher Breite 19 bis 20 Quadratmeilen. Die ganze Insel ist ein merkwürdig zerrissenes, von den Meeresfluthen in eine Menge tiefer Buchten (Bodden) und schmaler Erdzungen zerwühltes Eiland, das im Westen mehr niedrig gelegen, im Osten dagegen zu Bergen ansteigt, von denen mehrere steil in das Meer abfallen. In tiefer Wölbung dehnt sich die Küste da, wo wir Rügen betreten, zwischen

den Halbinseln Zudar und Mönchgut. Eine lange Dünenkette mit herrlichen Fernsichten auf das Meer, die kleinen vorliegenden Inseln und auf die Küste des Festlandes umgrenzt sie. Viele dieser Dünen sind mit dunklem Gehölze bedeckt und heißen dann Goore. In ihnen giebt es riesige Hünengräber, als Ueberreste einer großen Vergangenheit. Bald betreten wir Putbus, ein zwar kleines, doch malerisch gelegenes Städtchen, zu dessen Verschönerung Kunst und Natur Hand in Hand gingen. Seine Umgebung bieten die schönsten Panoramen über Insel und Meer, wie das schöne stattliche Schloß des Fürsten Sammlungen und Kunstwerke mancherlei Art. Wochen, ja Monden hindurch kann man in Putbus verweilen, und die nächste und nähere Umgebung wird uns täglich neue Reize entfalten. Doch welcher Fremde gewänne die Muße, so lange auf einem Punkte zu rasten! Darum weiter, und zwar zuerst gen Norden zur alten Heidenveste, die dem Eindringen der christlichen Lehren so mancherlei Widerstand entgegensetzte. Freilich ist der Weg als Spaziergang weit und nicht ohne Beschwerden, wofür wir jedoch auf den vortretenden Gliedern des Eilandes durch manche herrliche Aussichten und liebliche Ruhepunkte vollkommen entschädigt werden. Bergen ist unser nächstes Ziel und zwar bereits mit den Augen zu erreichen, sobald wir das Roßbändigerthor des Circus zu Putbus verlassen haben. Auf anmuthigen Fußpfaden gehen wir über Darsband durch das wilde Holz bis Neulade. Kaum treten wir hier in die Ebene hinaus, so steigt Bergen in terrassenförmiger Erhebung dicht vor uns in die Höhe, und zwar auf seiner höchsten Spitze von dem schlank anstrebenden Kirchthurme gekrönt. Nach mancher Windung des Weges gelangen wir in das unansehnliche und so wasserarme Städtchen, daß man das Regenwasser in besonderen Brunnen auffangen und bewahren muß. So unbedeutend Bergen jetzt ist, so mächtig war es in jener Zeit, als Rügens Fürsten ihren Herrschersitz auf dem nahen Rugard aufgeschlagen hatten. — Zwar ist die Burg jetzt spurlos verschwunden, aber noch immer ist jener kreisförmige Platz zu sehen, auf welchem, von hohen Wällen und tiefen Gräben umschlossen, der Rugard stand. Kaum braucht man eine Viertelstunde, und wir stehen vor dem durch die Hand des Ackerbauers zu welligem Hügellande gewordenen und im Schmucke des duftenden Haidekrautes prangenden Boden. Wir befinden uns fast in der Mitte der Insel, und ein reizendes Panorama breitet sich zu unseren Füßen aus. Da liegt der kleine Jasmunder Bodden mit seinen vortretenden waldigen Zungen, in ihm unweit des Ufers das Inselchen Pulitz, jenseits die schmale Haide mit der Landzunge Prora und dem Schanzenberge, und darüber hinaus das weite, weite Meer. Weiter links treten die Ufer von Jasmund hervor, während der nördliche und westliche Theil der Insel zwar in der Weite verschwimmt, aber überall das wechselnde Gemisch von Dörfern, Meeresbuchten und Binnengewässern, sowie Wittow mit Arcona, Ummans und Hittensö uns erkennen läßt. Gleich Inseln ragen aus dem Gewirre der Dörfer die Thürme ihrer Kirchen empor; wenden wir uns aber noch weiter links dem Süden zu, dann treten Zingst und Dars, die hohen Thürme Stralsunds, der Zudar und über ihm hinaus die Küste des Festlandes, sowie endlich Mönchgut vor unser Auge. Gleich einer Landkarte liegt die ganze reizende Insel vor unseren Füßen, so daß es vielleicht in Europa nicht viele Punkte giebt, wo so viel Sanftes und Schönes sich vereinen. Dazu kommt noch, daß man hier zwar hoch genug steht, um einen weiten Gesichtskreis zu haben, aber doch nicht zu hoch, um die Gegenstände durch ihre beträchtliche Verkleinerung verschwinden zu sehen. Das ganze Rund der Insel liegt vor uns, doch am anziehendsten bleiben die vorliegenden

Partien der Binnengewässer, welche sich längs der waldigen Höhen hinziehen, sowie die herrliche Scenerie der Halbinsel Jasmund mit den waldgekrönten Höhen des Stubbenitz.

Hierher wenden wir uns. Schon unterwegs berühren wir die sogenannten Todtenfelder in der Gegend von Quoltitz. Eine ungeheure Menge alter Heidengräber, wie sie zwar auch an anderen Orten des deutschen Nordens, jedoch nie in so massenhafter Anhäufung wie auf Jasmund vorkommen, bleiben uns zur Rechten und Linken liegen. Da finden wir bald glockenartige Hügel, bald aber auch langgestreckte Todtenfelder mit kolossalen Felsblöcken bedeckt, wie sie nur mit Aufbietung außerordentlicher Kräfte über einander gethürmt werden konnten, und wie sie in diesen Massen noch Jahrtausende überdauern werden. Nur mit dem Schauer der Ehrfurcht betreten wir diese Stätten, wo das Heidenthum seine blutigsten Opfer feierte, so daß oft über den Urnen (Grabesräumen) der verstorbenen Helden die Gebeine jener Sclaven gefunden werden, welche beim Begräbniß jener geopfert, diesen ihren Herren das Geleite ins Jenseits geben sollten. Manche dieser Grabstätten sind geöffnet worden, allein man fand nur wenig Dinge von Bedeutung: steinerne Beile und Messer, hin und wieder Ringe von Gold und Eisen, sowie Aexte von außerordentlicher Größe. Nicht ohne Schaudern kann man die Aexte betrachten, denkt man daran, wie die alten Rugier sie über den Köpfen ihrer Feinde schwangen. Beim Eintritt in die Stubbenitz bemächtigt sich unser dasselbe Gefühl von Ehrfurcht und Bangen. Dieser prachtvolle, zwei Meilen lange und eine halbe Meile breite herrliche Buchenwald, der sich längs des Meerufers hinzieht und durch welchen man zur Stubbenkammer gelangt, war einst der Sitz Hertha's, jener fabelhaften Göttin, von deren geheimnißvollem Dienste Tacitus so viel schauerlich Anziehendes zu erzählen weiß. In diesem heiligen Tempelhaine waltete die Göttin, hier standen ihre geweiheten Tempel, hier vollzogen ihre Priester, geschirmt von dem Dunkel der heiligen Waldung und der abergläubischen Furcht des unwissenden Volkes, ihre grauenvollen Opfer. Ewiger Frieden herrschte in diesem Haine; man kannte weder Krieg noch Eisenwehr, nur die Priester durften den Hain Hertha's betreten und den verhüllten Wagen der Göttin berühren. Auf ihm, von Kühen gezogen, begab sich die Göttin bisweilen zu den Sterblichen, wo dann laute Freude herrschte und Festlichkeiten aller Art begangen wurden. Zog Hertha sich zurück in ihren Tempel, dann wurden (nach Tacitus) Wagen, Gewänder, ja die Göttin selbst in einem verborgenen See abgewaschen, worauf der See diejenigen, welche diesen Dienst verrichtet hatten, verschlang. — Aus jener fabelreichen Zeit des Herthadienstes und der Stubbenitz ist heutigen Tages noch die sogenannte Herthaburg und der Herthasee vorhanden. Die Herthaburg ist ein etwa 100 Fuß hoher, ziemlich beträchtlicher, mit schönen Buchen bewachsener Erdwall; der Herthasee ein schwarzes, völlig stilles, tiefes, ovales und rundum mit dichtem Buchengehölz eingefaßtes Wasserbecken. — Beim Anblick dieses schauerlich erhabenen See's wird man, umflüstert von den unheimlichen Sagen heidnischer Vorzeit, gern geneigt, an einen geheimnißvollen, von blutigen Verbrechen befleckten Opferdienst zu glauben, der von herrschsüchtigen Priestern hier geübt worden sein mag.

Nur tausend Schritte von diesen Stätten liegen die Vorgebirge von Stubbenkammer, ein bis zu 543 Fuß über der Meeresfläche emporragendes, eine Meile langes, von Feuersteinlagern durchzogenes Kreidegebirge, dessen höchster Punkt der Königstuhl ist. Will der Reisende ein großartiges und zugleich zauberisch schönes Schauspiel genießen, so geht er des Nachts auf

diesen Punkt. Je finsterer die Nacht, desto besser, desto seenhafter wird das ihn erwartende Schauspiel sich ausnehmen. Auf der schroffen, fast senkrecht zum Meere abfallenden Kreidewand, welche dem Königstuhle gegenüber sich erhebt, läßt man nämlich einen tüchtigen Holzstoß zu Kohlen brennen und diese Kohlengluth auf ein gegebenes Zeichen plötzlich die steile Kreidewand hinabrollen. Einem Lavastrome nicht unähnlich, ergießt sich die funkelnde Gluth über die Klippen hinab in das Meer, die Vorgebirge, die Schluchten, Wald, Meer und Himmel mit plötzlichem Glanze erhellend und weit umher mit magischem Lichte übergießend. So rauscht der feurige Strom in den finsteren Abgrund; nur einzelne Funken bleiben hängen, die dann gleich Glühwürmern hier und dort blitzen, bis sie endlich erlöschen und dann ist Alles still und finster. — Wir übernachteten auf Stubbenkammer, der Himmel klärte sich auf und wir hatten den seltenen Genuß, am anderen Morgen den Aufgang der Sonne zu sehen. Der große Sonnenball entstieg strahlend dem Schoße des blauen Meeres. Staunen und Bewunderung bemächtigte sich unser bei diesem entzückenden Anblicke.

Doch es trieb uns noch weiter hinaus zu dem fernsten Ziele auf Rügen, zu dem Leuchtthurme von Arcona. Wir müssen noch das Meer, das weite Meer schauen. Ein beherzter Schiffer fuhr uns durch die Fluthen des Binnenmeeres nach Wittow. Die Fahrt zwischen den meist flachen, doch hier und da ansteigenden Ufern des Binnengewässers ist reizend wegen des immer neuen Blickes auf die Buchten und Halbinseln längs der Wasserebene. Nach wenigen Stunden günstigen Windes steigen wir in Breege ans Land und wenden uns längs des Tromper Wiek auf meerbespülter Düne nach Putgarten, von wo wir uns dem hoch vor uns emporragenden Leuchtthurme zuwenden. Mühsam steigen wir den Felsen hinan, bis wir endlich am Fuße des mächtigen Baues stehen. Der alte biedere Seemann, welchem hier im Norden unseres Vaterlandes die Rolle eines Wächters zugefallen war, hieß uns freundlich willkommen und führte uns in sein Zimmer, um dort von Beschwerde und Hitze auszuruhen, bevor wir wagen könnten, auf die freie lustige Höhe des Thurmes hinauszutreten. Wir fügten uns seinem weisen Rathschlage, so brennend auch unsere Ungeduld war, das offene Meer vor uns zu sehen. Endlich sind auch diese Prüfungsminuten überstanden: wir treten hinaus an den Rand des überhangenden Vorsprungs. Rechts, links und vor uns, so weit das Auge auch schweift, nichts als der blaue glänzende Spiegel des Meeres, ewig ruhelos hin- und herwogend. Umsonst suchen wir nach einem Ruhepunkte, nach einer Grenze, wir finden sie nur dort, wo das Blau der See mit dem des Himmels verschmilzt. „Das ist die Unendlichkeit," tönt eine innere Stimme, und wir kühnen Sterblichen, die wir so oft der uns gesteckten Schranke vergessen, die wir uns in titanenhafter Selbstüberhebung vermessen, den Himmel zu stürmen und zu uns in den Staub niederzuziehen: — lautlos schweigend stehen wir da, die Allgewalt des scheinbar Schrankenlosen übermannt uns, — ein lauter Ausruf, dann ein ängstliches Umherwerfen des Auges, — und schnell wenden wir es zurück zu den Dingen unserer Welt! „Der Sterbliche erträgt den Himmel nicht," ja er vermag nicht das Anschauen des irdischen Meeres zu ertragen, bevor Gewöhnung den gewaltigen Eindruck geschwächt und zuletzt verwischt hat! Erst nach und nach kann das Auge vor dem Kolossalen der Erscheinung Stand halten und eine Durchmusterung der einzelnen Theile derselben vornehmen. Wir beginnen auf die kleinen Pünktchen hier und da in der weiten Fläche zu achten, — es sind segelnde Schiffe, — das unterscheiden wir; in weiter Ferne ein hell-

glänzendes Eiland, — es sind die Kreideufer des 7 Meilen entfernten Moen, — erst dann wenden wir den Blick zurück auf das Felsengestade zu unseren Füßen und den eigenen Standpunkt. Hoch hängt das Ufer über der See, doch nicht zu steil, als daß das Hinabsteigen mehr als beschwerlich wäre. Unten branden und brausen die ewig anspülenden, ewig zurückgeworfenen Wellen. Zahlloses Gestein deckt rings den Strand, Ruhepunkte für die beträchtlichen Scharen ringsum schwärmender Wasservögel.

Wenige Schritte nach rechts führen uns zu der Stätte, wo das rügensche Heidenthum den letzten Kampf für den Glauben an den alten Gott Swantewit focht, einst eine mächtige Stadt, reich durch Handel und wendischen Kunstfleiß, zugleich der Mittelpunkt einer weiten Länderstrecke, die in dem Tempel des Gottes ihr Nationalheiligthum ehrte und der Sitz einer allgebietenden Priestergewalt. Und jetzt? — Stadt und Tempel sind spurlos verschwunden, vielleicht rissen die Wogen sie fort, der Rasen umher deckt die Gebeine der streitbaren Bewohner, menschenleer und öde liegt der Platz. Nur ein niederer Wall umschließt einen ziemlich ausgedehnten Raum, — das sind die einzigen Reste von all dem Glanz und Reichthum. So hinfällig ist, was die Sterblichen bauen, und die Meereswoge braust in gleicher Weise heute gegen das kahle Gestade, wie einst gegen den Hafen der Stadt.

So zerklüftet die ganze Insel Rügen ist, wie spinnenartig ausgespreizt in verschiedenen Landzungen vom Hauptkerne des Eilandes ausgehend, eben so zertheilt ist auch die Gesammtheit seiner Bewohner; nie kommen diese in der Redeweise des Insulaners als einheitliches Ganzes vor. Von den Halbinseln Wittow, Jasmund, Mönchgut und Zudar spricht man, als ob es lauter selbständige Länder seien, und der Name Rügen gilt nur für einen kleinen Theil des Ganzen. Dabei ist der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln erstaunlich gering, ja auf den beiden großen Landengen „der Schabe" und „der smalen Haide" hört fast alle Cultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf den sogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne nur einem Menschen zu begegnen. Jede Halbinsel hat ihre besonderen Abweichungen im Dialekt, Mönchgut namentlich seine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine ganz besondere Volkstracht, und die Leute haben wenig Sinn für künstlerische Form und Farben. So besteht bei der Fischertracht auf Mönchgut das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe, die stets ein Gemisch von Schmutzgrau und Theerbraun darstellt. Der Mönchguter ist noch heutigen Tages ein Mann der vergangenen Zeit, seine Sitten, seine Sprache, sein Kleid sind sich gleich geblieben seit Jahrhunderten, weil er auf seiner Halbinsel sich von der übrigen Welt völlig abgeschlossen hielt. Alle Männer sind hier Lootsen und Fischer, die See ist ihre Heimath. Sie treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, kennen und lernen kein Gewerbe, kümmern sich durchaus um nichts, als um die Kunst, ein Segelboot durch brausenden Wogenschwall zu steuern. Darum stirbt vielleicht die Hälfte der mönchguter Männer auf der See. Fern von seinem kleinen Eilande möchte kaum einer dieser originellen Insulaner sein Leben beschlossen haben. Keiner von ihnen versteht zu schreiben, und wäre auch dies der Fall, so verschweigt er es sorgfältig. Seinen Namen unterzeichnet er, wenn nöthig, mit einer chifferartigen Figur, die bei jedem eine besondere ist. Oft findet man dieselbe über seinem Hauseingange in Holz geschnitten. Keiner verleugnet sie als die seine, und wollte er es thun, alle Mönchguter würden gegen ihn auftreten.

Findet der Mann von Mönnichgaud, wie er selbst sein Ländchen

nennt, auf der See nichts zu thun, so ergiebt er sich, gerade wie der Helgoländer, dem Nichtsthun. Frau und Tochter mögen sehen, wie sie mit der Wirthschaft im Hause, mit der Bestellung des Ackerlandes, mit Fütterung und Pflege des Viehes zurecht kommen, den Mönchguter kümmert das wenig. Rauchend und Tabak kauend schlendert er umher am Strande, lugt aus, ob nicht ein Segel in Sicht ist, oder legt sich auf den Bauch und sieht stunden-, ja halbe Tage lang in die See. Ganz besonders verhaßt ist ihm das Kriegshandwerk. — Als preußischer Unterthan muß er dienen, wie alle anderen Söhne des Landes. Damit er aber ja nicht Soldat werden darf, greift er, gesunden Leibes wie er ist, zu einem verzweifelten Mittel — der Selbstverstümmelung. Lieber einen Finger missen, als den zweifarbigen Rock, Pickelhaube und Muskete tragen, ist Grundsatz jedes eingefleischten Mönchguters.

Die Sitte, sich nur unter sich zu verheirathen, bei abgeschlossen lebenden Insulanern keine Seltenheit, findet sich auch auf Mönchgut, und es kommt sogar nicht selten vor, daß die Mönchguterin, wenn sie als Witwe oder Waise zu einem Heirathsgut gelangte, damit das Recht erhält, selbst einen Mann zu wählen. Man nennt dies im Mönchguter Deutsch „an enem utstellen." Die Art, wie dies Utstellen geschieht, ist höchst sonderbar. Die Heirathslustige hängt nämlich ihre Schürze vor die Thür, was für alle jungen Burschen ein Zeichen ist, daß hier ein netter Kerl zu einer Frau kommen kann. Bald finden sich alle Heirathscandidaten auf Mönchgut ein und ziehen an der beschürzten Thür vorüber; hinter derselben versteckt steht lauschend die Schelmin. Kommt nun der mit vorüber, dem sie gewogen ist, so stürzt sie hervor, erfaßt ihn und nimmt ihn mit ins Haus. Kommt freilich Keiner, dann muß sie ledig bleiben.

82. Das Riesengebirge.

Der Name „Riesengebirge" kommt nur einem kleinen Theile jener großen Gebirgskette zu, die sich in nordwestlicher Richtung über dreißig Meilen weit, vom Fuße der Karpathen und den Quellen der Oder bis über die Quellen der sächsischen Neiße unter mancherlei Abwechselungen ihrer Höhe und Breite ausdehnt und gewöhnlich die Sudeten genannt wird. Das eigentliche Riesengebirge erstreckt sich in mehr westlicher Richtung als der übrige Theil vom südlichen Abfalle des Riesenkammes, den Städten Landeshut und Trautenau, an, bis zur nördlichsten Kuppe des Gebirges, der Tafelfichte. Mit der 5000 F. hohen Schneekoppe beginnt ein Bergzug, der auf einem kleinen Raume eine große Anzahl sehr beträchtlicher Höhen trägt, wie den Brunnenberg (4680 F.), die kleine und große Sturmhaube, das hohe Rad (4660 F.), den Reisträger, den Kesselberg, endlich die Tafelfichte. Die niedrigsten erreichen, die meisten aber übertreffen den Brocken an Höhe, so daß schon in Beziehung auf den niederen Theil des Bergzuges der Name „Riesengebirge" gegenüber den deutschen Mittelgebirgen gerechtfertigt erscheint. Diesen nördlichen niederen Theil des Gebirges, der aus mehreren parallellaufenden Kämmen, dem hohen Iserkamm, dem mittleren Iserkamm, dem welschen Kamm u. s. w. gebildet wird, begreift man auch unter dem gemeinsamen Namen des Isergebirges, und unterscheidet ihn dadurch vom höheren Theile, dem hohen Riesenkamme.

Vergleicht man die Bergketten, welche Deutschland vom Rhein bis nahe an die Oder und von den Alpen bis an die norddeutsche Tiefebene durchschneiden, mit dem Riesengebirge, so ergiebt sich, daß dieses nach Form Größe und Umriß unter jenen eben so sich auszeichnet, wie es von den Alpen

wiederum übertroffen wird. Das Riesengebirge zeigt freilich nicht die malerischen Formen, wodurch sich viel weniger hohe Gebirge, wie die Gegenden an Rhein und Elbe auszeichnen, noch weniger prangt es mit himmelanragenden beschneieten Hörnern und Nadeln, wodurch die Alpen Bewunderung einflößen; allein, wenn die übrigen Gebirge Mitteldeutschlands dem Auge nichts als sanfte, wellenförmige, mit Wald bewachsene Bergrücken zeigen, unter denen sich ein einzelner Punkt durch besondere Höhe auszeichnet, so bietet das Riesengebirge einen viel ausgezeichneteren Anblick — kahle Berghöhen und stumpfpyramidale Gipfel, steile Abhänge und scharf zugeschnittene Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe — als alle anderen Gebirge, und erhält dadurch eine sich sehr unterscheidende, erhabene und ehrwürdige Physiognomie, die an die Alpen wenigstens erinnert.

Die Grenze des ewigen Schnees erreicht das Gebirge freilich noch nicht, aber der Winter ist doch bereits sehr lang und dauert in den oberen Höhen acht bis neun Monate. Die vier Sommermonate tragen ganz das Gepräge des Frühlings. Die Luft ist selbst während der Mittagsstunden und bei sonst schönem Wetter immer kühl auf diesen Höhen, der Boden theils wegen der noch übrigen Winterfeuchtigkeit, theils wegen seiner schwammigen Beschaffenheit, mittels welcher er die Feuchtigkeit der Atmosphäre sehr leicht in sich saugt, immer naß und sumpfig, die Bergbäche sind daher reich und schwellend. Rechnet man hierzu den bunten Schmelz der blühenden Alpenpflanzen, die in verschiedener Aufeinanderfolge hervorbrechen und verschwinden, und die außerordentlich üppige Vegetation an den Abhängen der Berge und in den Thälern, so erklärt sich der Anblick eines im Vergleich mit dem Unterlande längeren und schöneren Frühlings. Der Uebergang aus dem viermonatlichen Frühlinge in den Winter ist viel schneller, als im tiefen Lande. Kaum haben sich im September einige Nebel als Vorboten desselben eingestellt, so bricht sogleich Kälte und stürmisches Wetter herein, ungeheure Schneelasten erfüllen alle Höhen und Thäler des Gebirges, und der Winter mit allen seinen Schrecken nimmt nun vom Gebirge Besitz bis zum Anfang des Mai.

Die Höhen des Riesengebirges sind, wie alle höheren Bergspitzen der Erde, den größeren Theil des Jahres hindurch in Wolken gehüllt. Der Hauptwolkenheerd ist im westlichen Isergebirge. Aus dieser Gegend werden durch die herrschenden Westwinde die Wolken gegen den Riesenkamm getrieben und hüllen ihn, vereinigt mit den Dunstmassen seiner Gründe, in einen dichten Schleier ein. Es ist ein anziehendes Schauspiel, den Uebergang vom heiteren zum bedeckten Himmel zu beobachten. Eine einzelne, oft sehr unbedeutende Wolke eröffnet meist die Scene; unter den Augen des Zuschauers wächst sie durch unsichtbare Zuflüsse zu einem weiten Dunstmeere an, das bald das ganze Gebirge überzogen hat. Bald verlieren aber diese Dünste ihre Spannkraft, sie ändern ihre weißliche Farbe in eine dunklere, senken sich immer tiefer an den Abhängen hinab und ergießen dann ihren Wasservorrath über das ganze Land. Oft aber verdichten sich die Dünste nicht zu Regen, ein Luftzug führt sie in höher gelegenen Regionen schnell hinweg und die Gipfel des Kammes ragen kühn in die blaue Luft, stolz auf die tiefer liegenden Wolken hinschauend. Durch das beständige Aufsaugen der Feuchtigkeit hat sich auf den Kämmen und an deren Abfällen ein schwammiger Moorboden gebildet, der immer mit Wasser getränkt ist und zahlreichen Flüssen und Bächen den Ursprung giebt, wie der Aupe, der Iser, dem Queiß, dem Bober und seinen Nebenflüssen, dem Zacken und der Kochel, endlich der Elbe. Dieselbe entspringt auf einer jener weiten, vom Gebirgsbewohner mit dem Namen „Wiesen" belegten Flächen,

der Elbwieſe, zwiſchen dem hohen Rad, dem Reifträger und Keſſelberg, mit ihrem kleineren vom Anfang an Elbe benannten Theil, während der größere ſtärkere Aſt, das Weißwaſſer, öſtlicher als die Elbe auf der weißen Wieſe an den Abhängen der Koppe und des Brunnenberges ſich bildet und bis zur Vereinigung mit der Elbe durch zahlreiche Bäche, die aus den „Siebengründen" kommen, verſtärkt wird. Nun fällt die zu einem ſtarken Bache erwachſene Elbe ſteil vom Gebirge hinab in ein großartiges, dicht bevölkertes Thal, das zu den ſehenswürdigſten Gegenden des Gebirges gehört, dennoch aber von der Iſer und beſonders der großen Aupe im Rieſengrunde weit übertroffen wird. Wo das dem ſchwammigen Moore des Koppenplanes entquellende Waſſer durch keſſelartige Vertiefungen aufgehalten wird, da bilden ſich der große und kleine Teich, die freilich in der Größe nicht im Geringſten mit den Alpenſeen der Schweiz wetteifern können, aber dennoch auch in dieſem Punkte eine Vergleichung des Rieſengebirges mit den Alpen zulaſſen.

Mit dem Aufhören des Hochwaldes, deſſen Fichten das untere Gebirge dicht bedecken, erſcheint in einer Seehöhe von 3600 F. eine ſehr gemeine Nadelholzgattung, die Zwergkiefer, hier allgemein Knieholz genannt. Sie bildet ein 4—8, ſelten 10 Fuß ſich erhebendes Strauchwerk, das am Boden hinzieht und ſo für den Wanderer durch Ineinanderwachſen der Aeſte ein undurchdringliches Dickicht bildet. Es bedeckt ausſchließlich die höchſten Abhänge und den 4200 Fuß hohen Kamm, fehlt aber ganz auf den über denſelben ſich erhebenden höchſten Spitzen des Gebirges, die ganz mit größeren und kleineren Felsblöcken überdeckt ſind, einem Zeichen ihrer früheren bedeutenderen Höhe. Von ihnen aus geſehen, gewinnen große, mit Knieholz bedeckte Waldſtrecken das Anſehen beſchorner Buchsbaumgewächſe, und ihr dunkles Grün ſticht lebhaft und in wohlthuender Abwechſelung ab gegen das helle Grün der auf den Wieſen üppig wachſenden Gräſer. Ihr Holz benutzt man zu mancherlei Schnitzarbeiten, die den zahlreichen Wanderern zum Verkauf angeboten werden, und zur Feuerung.

Seine Wohnung erbaut der Gebirgsmann ſehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge, weil er hier Weide für ſeine Herde und treffliches Quellwaſſer zu ſeinem und zu ihrem Bedürfniſſe allenthalben in der Nähe findet. Gewohnt, für die Herde mehr als für ſich ſelbſt zu ſorgen, da von ihrem Wohle auch das ſeinige abhängt, iſt der größere Theil ſeines Hauſes mehr auf ihre Unterkunft, als auf ſeine eigene Bequemlichkeit berechnet. Dieſe Gebirgswohnungen führen den allgemein üblichen Namen „Bauden." Ihre Bauart und Größe iſt überall ziemlich dieſelbe. Außer einer von Stein aufgemauerten Terraſſe, die dem Hauſe als Unterlage dient, iſt der Wärme wegen alles Uebrige von Holz. Erſt in neuerer Zeit fängt man an, auch die Wände der Häuſer von Stein aufzuführen, verkleidet indeſſen das Innere ſorgfältig mit Holz. Der Eingang zur Baude wird im Winter mit Reiſigwänden und Holzſchobern verſchanzt, damit er von dem oft ſehr hohen Schnee nicht verweht werde und durch ihn nicht die Kälte eindringen könne. Die kleinere Hälfte des Hauſes begreift die Wohnſtube und zuweilen neben ihr eine kleine Kammer; vor der Wohnſtube iſt eine enge Hausflur mit der Küche, hinter dieſer eine Milchkammer oder der Keller, durch den ſtets ein Arm des friſcheſten Bergwaſſers geleitet wird, um die Vorräthe möglichſt friſch zu erhalten. Die größere Hälfte des Hauſes nimmt der Stall ein, der durch eine Thüre mit der Hausflur verbunden iſt, während durch eine andere an der Vorderſeite des Hauſes das Vieh aus- und eingeht. Das Dach läuft an den beiden ſchmalen Seiten der Baude ſpitzig zu und iſt mit Schindeln gedeckt;

der Aufgang zum Dachraum führt von der Hausthür aus durch eine Leiter. Iſt der Abhang, an dem die Baude erbaut iſt, ſteil, ſo führt eine Thür zum Dachraume hinaus auf den Berg. Iſt dies nicht der Fall, ſo iſt eine hölzerne Stiege angebracht, durch die das Heu in den Bodenraum gebracht wird, der zu ſeiner Aufbewahrung beſtimmt iſt. Der Heuboden iſt zugleich der Schlafraum für das Geſinde, und in den von Reiſenden beſuchteſten Bauden (der Hampelbaude, Wieſenbaude, alten und neuen ſchleſiſchen Baude u. a.) auch für ſie. Man unterſcheidet Sommer- und Winterbauden; erſtere werden nur im Sommer, letztere das ganze Jahr hindurch bewohnt. In ihnen findet man daher auch größeren Schutz gegen Kälte und eine größere Geräumigkeit, als in den Sommerbauden, die luftig und leicht gebaut ſind und die Beſorgniß erwecken, daß einer der hier immer wüthenden Sturmwinde ſie einmal in die Tiefe ſchleudern möge. Um dies zu verhüten, iſt das Dach an den Giebelſeiten offen und giebt dem Winde freien Durchgang, überdies aber noch mit großen Steinen beſchwert. Die Winterbauden liegen meiſt dorfähnlich beiſammen und haben dann Benennungen wie Dörfer, ſo Kleinaupe, Brückenberg, Kolbendorf u. ſ. w.; die Sommerbauten liegen zerſtreut im Hochgebirge und werden nach dem Namen ihres Beſitzers oder Erbauers genannt. Manche dienen nur zur Beherbergung der Reiſenden, wie die Schneegrubenbaude an den 1000 Fuß tiefen, ſenkrecht abfallenden Schneegruben und auf der Spitze der Schneekoppe neben der alten Kapelle das neuerbaute Koppenhaus.

Die innere Einrichtung der Bauden bezieht ſich immer auf die Beſchäftigung ihrer Bewohner: den Wieſenbau und die damit verbundene Viehzucht. Jeder Baudenmann beſitzt unmittelbar vor ſeiner Wohnung, längs dem Abhange des Berges, ein nach Verhältniß ſeines Viehſtandes größeres oder geringeres Stück Land in erblichem Pacht, das er ſorgſam von Steinen reinigt und oft mit den aufgeſchütteten Haufen derſelben einzäunt. Dieſe ſogenannten Grasgärten ſind ſchon aus der Ferne durch ihr friſches Grün von der übrigen Bergweide ſehr unterſchieden, ihre Kultur iſt mit der der ſchweizeriſchen Matten im Weſentlichen ein und dieſelbe, ihr Werth aber weit geringer als der der Alpenmatte. Sie ſind von ſehr verſchiedener Güte in verſchiedenen Theilen des Gebirges, im Ganzen haben die auf den mittäglichen Berglehnen der böhmiſchen Seite gelegenen hinſichtlich ihrer Fruchtbarkeit den Vorzug vor den auf der Winterſeite befindlichen ſchleſiſchen. Für die beſten Wieſen werden allgemein die in den Siebengründen gehalten; die ſüdliche, von drei Seiten durch die höchſten Berge geſchützte Lage dieſer Wieſen und der Reichthum der Bewäſſerung befördert hier mehr als irgendwo das Gedeihen des vegetabiliſchen Lebens. Aber auch auf der ſchleſiſchen Seite findet ſich ausgezeichnete Fruchtbarkeit, ſo namentlich in der Gegend von Schreiberhau, wo ein Ausläufer des Iſergebirges mit dem Rieſenkamm einen geräumigen Thalbuſen bildet, den der Zacken durchrauſcht.

Steigen wir von dem Kamme des Gebirges in ſeine oberen und unteren Thäler, ſo ſind es zwei Erwerbszweige, welchen wir unter der dichten Bevölkerung vornehmlich begegnen, die Spinnerei und Weberei. Findet ſich der Flachsbau auch nur in den Vorgebirgen, ſo iſt die erſte Verarbeitung deſſelben doch durch ganz Schleſien verbreitet, und in wenigen guten Jahren deckt der im Lande ſelbſt erbaute Flachs lange nicht den Bedarf der fleißigen Spinner; Böhmen und Mähren müſſen von ihrem Naturprodukt abgeben. Die Vorarbeiten zur Herſtellung eines guten Flachſes ſind ungemein mühſam, ſo daß oft von einem Pfunde nicht mehr als 4 bis 5 Loth feines, zu einem vorzüglichen Geſpinnſte taugliches Material übrig bleibt. Von ihm wird dann

aber auch ein Faden gewonnen, der bei einer Länge von 16,800 böhmiſchen Ellen (faſt $1^1/_2$ deutſche Meile) nicht mehr als 6 Quentchen wiegt. Und dieſes Wunder wird von Männerhänden mittelſt der Spindel vollbracht, denn in Schleſien iſt mehr dieſe, in Böhmen dagegen das Spinnrad verbreitet. Selbſt im Gehen ſieht man die fleißigen Spinner, bald Erwachſene, bald Kinder, bei ihrer Beſchäftigung. Gleichwohl iſt der Lohn nur ein kärglicher, und dieſer wird dem armen Schleſier nicht ſelten durch Garnhändler noch verringert, welche ihn nöthigen, den Flachs von ihnen zu entnehmen, ſo daß ſie ihm bei Ablieferung der Garne bisweilen nur wenige Groſchen baar auszahlen. Oft verdient die fleißigſte Spinnerfamilie kaum 8 bis 10 Silbergroſchen den Tag, wovon die ganze Familie, 3 bis 4 Kinder außer Mann und Frau, nicht nur erhalten, ſondern auch gekleidet und noch ſoviel erübrigt werden ſoll, um neuen Flachs anzukaufen. In welche Noth geräth das arme Volk alsdann, wenn der Winter mit aller Strenge oder anhaltende Theuerung der nöthigſten Lebensmittel eintritt! —

Zu dieſer armen Bevölkerung geſellt ſich die gleich arme der Weber. Ueberall iſt der Webſtuhl verbreitet, ſeine Zahl hat ſich ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts mindeſtens verzehnfacht, denn manches Dorf, das damals kaum 3 Webſtühle zählte, hat jetzt deren 30. Die Arbeiten der Weber ſind nach der größeren oder geringeren Feinheit verſchieden und werden auch verſchieden bezahlt; gleichwohl herrſcht faſt unter allen Arbeitern große Noth, denn nicht allein, daß die Maſchinenweberei Englands und Belgiens den kärglichen Verdienſt ſchmälert, ſo hängt der Weber noch außerdem, gleich dem Spinner, von der Willkür der reichen Käufer ab, die nur zu viele Mittel beſitzen, die Preiſe der Waaren durch das ganze Gebirge herabzudrücken und nach Gefallen zu beſtimmen. Schon zu verſchiedenen Zeiten wütheten Theuerung und Krankheit in den mit ſo vielen Naturreizen geſchmückten Thälern des Rieſengebirges, ſo daß die betrübendſten Nachrichten in ganz Deutſchland widerhallten.

83. Die Halligen.

An der Weſtküſte von Schleswig finden ſich, umflutet von den Wogen der Nordſee, mehrere Inſeln, die als Ueberreſte einer zuſammenhängenden Landſtrecke, welche dem Meere zum Raube geworden iſt, den Bewohner des feſten Küſtenlandes daran erinnern, ſich mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln der Fluten zu erwehren.

Die größeren dieſer Eilande ſind theils durch Deiche (künſtliche Seedämme), theils durch Dünen (natürliche Höhen von Meerſand) vor den Wogen geſchützt, die täglich mit Flut und Ebbe kommend und gehend immer neue Verſuche zu machen ſcheinen, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinunterzuziehen.

Im Gegenſatz zu den größeren Inſeln werden die kleineren Eilande Halligen genannt. Eine ſolche Hallig iſt ein flaches Grasfeld, das kaum zwei bis drei Fuß höher liegt, als der Stand der gewöhnlichen Flut des Meeres, und daher, weder durch Kunſt noch Natur beſchützt, ſehr oft und beſonders in den Wintermonaten ſogar wohl zweimal an einem Tage, von der wogenden See überſchwemmt wird. Die bedeutendſten dieſer Halligen ſind noch keine halbe Quadratmeile groß; die kleineren, oft nur von einer Familie bewohnten, kaum ein paar tauſend Fuß lang und breit; die kleinſten und unbewohnten dienen nur dazu, ein wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen, das aber

sehr oft, ehe es geborgen werden kann, von der Flut weggespült wird. Das geborgene Heu wird in Diemen zusammengehäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh, an beiden Enden mit Steinen belastet, herabhängt, wodurch sie eine solche Festigkeit gewinnen, daß nur mit eisernen Spaten das zum jedesmaligen Gebrauche Nöthige abgestochen werden kann, und diese Heuberge an der Seite des Hauses oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern vor der Gewalt der Wellen niederbrechen. Auf künstlichen Erderhöhungen oder Werften stehen die einzelnen Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich schräge absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gang um die Hütte erforderlich ist. Daher trifft man denn auch auf fast allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein wenig Gemüse, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten. Für solche Genüsse müßte die Werfte größer sein, deren Aufführung und Unterhaltung aber schon, so klein sie ist, mehr Kosten erfordert, als das einfache Gebäude, das darauf steht. Auf der Ebene sproßt, der Ueberschwemmungen wegen, kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht. Sie ist eine Wüste, die durch ihr fahles Grün, das noch dazu von schmutzig grau überschlickten Stellen unterbrochen wird, andeutet, wie das genügsame Schaf allein hier seine spärliche Nahrung finden mag. Suchst du sprudelnde Quellen, die einen Labetrunk geben könnten, da, wo die Sonnenstrahlen, ohne durch eine buschige Blätterkrone gebrochen zu werden, auf das matte Grasfeld brennen? Wohl findest du vom Wellenschlag zerrissene Ufer; wohl tiefe Einbrüche des Meeres, die sich oft in langen Krümmungen weit ins Land hinein erstrecken, als wollten sie es in noch kleinere Stücke zertheilen, um leichter derselben Herr zu werden; wohl viele stehende Lachen, ein Nachlaß der letzten Ueberschwemmung, zur Erinnerung, daß das Land schon halb dem Ocean gehöre und ihm bald ganz zufallen werde: aber Trinkwasser? Auf der Werfte wird ein Behältniß ausgegraben und ringsum mit Grassoden ausgesetzt; dahin mag sich Regenwasser von oben her sammeln, oder von den Seiten durchsickern; es dienet den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Thees, obwohl es von dem mit Meersalztheilen durchdrungenen Boden den widerlichsten Geschmack angenommen hat, der es für den nicht daran Gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt auch gar manchmal ein Boot ein Tönnchen Wasser mit vom festen Lande, und in Zeiten der Dürre kann solche Zufuhr zur dringendsten Nothwendigkeit werden.

Eine Freude hat doch wohl der Halligbewohner: das muntere Treiben eines täglichen und reichlichen Fischfangs? Nein, nicht einmal den schönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen flutenden Meeres hat er; ein widriges trübes Gelb in Grau ist die gewöhnliche Farbe der Gewässer um ihn her, und vor dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammboden aufdeckt, hüten sich die Fische und überlassen gern dem Seehunde und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer, das die Halligen umgiebt und so oft überwogt, und das auf seinen verschiedenen Punkten nach den Namen der im Laufe der Jahrhunderte darin begrabenen Landstellen und ihrer Eigner bezeichnet wird, dies an Gaben so arme und an Raub so reiche Meer ist noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langsamer still untergrabender Macht, bald mit wildstürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Herden der letzte Raum genommen sein wird.

Doch glücklich die Hallig, wenn hiemit ihr Bild vollständig gezeichnet

wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit ſind die Ueberſchwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an die Werfte hinaufſteigen und an die Mauern und Fenſter der Hütten mit ihrem weißen Schaum anſchlagen. Da blicken denn dieſe Wohnungen aus der weiten, umrollenden Waſſerfülle nur als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß ſie menſchliche Weſen bergen, daß Greiſe, Männer, Frauen, Kinder unterdeſſen vielleicht ruhig um ihren Theetiſch herſitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ocean werfen. Manches fremde, aus ſeiner Bahn verſchlagene Schiff fegelte ſchon in ſolchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg und die erſtaunten Seeleute glaubten ſich von Zauberei umgeben, wenn ſie auf einmal neben ſich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenſter einer Stube ſchimmern ſahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund als dieſe Wellen zu haben ſchienen. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Flut auf das niedrige Eiland ein. Die Waſſer ſteigen gegen zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen ſich zu Berg und Thal, und das Meer ſendet in immer neuen, langen Zügen ſeine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um ſie aus der Bahn wegzuſchieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeitlang zitternd widerſtand, giebt nach; bei den unausgeſetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und ſchießt hinunter. Die Pfoſten des Hauſes, welche die Vorſicht eben ſo tief in die Werfte hineinfenkte, als ſie darüber hervorſtehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt ſie, rüttelt ſie. Der erſchreckte Bewohner des Hauſes rettet erſt ſeine beſten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er ſelbſt nach; und hohe Zeit war es! Denn ſchon ſtürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den ſchwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermuth ſchalten nun die Wogen in dem untern Theile des Hauſes; ſie werfen Schränke, Kiſten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durcheinander, ſchlagen ſich immer freieren Durchgang, um Alles hinauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, deſſen Niederſturz rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häuslicher Geſchäftigkeit mit einander wirkenden, oder im ſanften Arme des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein ſchäumendes Grab bereitet. Aengſtlich lauſcht das Ohr, ob nicht das Brauſen des Sturmes abnehme; ängſtlich pocht das Herz bei jeder Erſchütterung; immer enger drängen ſich die Unglücklichen zuſammen. In der Finſterniß ſieht Keiner das entſetzte bleiche Antlitz des Andern; im Donnergeroll der tobenden Wogen verhallt das bange Geſtöhn; aber Jeder kann an ſeiner eigenen Qual die marternde Angſt ſeiner Lieben ermeſſen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an ſich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Flut gehoben; aus allen Fugen quellen die Waſſer auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogenſturz; ein irrer Mondſtrahl dringt durch die zerriſſenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerſcene, die, von ſeinem bleichen, zuckenden Lichte beleuchtet, in all ihrer Furchtbarkeit erſcheint und die angſtverzerrten Geſichter einander ſpiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden ſenkt ſich nach einer Seite; ein neuer Flutberg ſchäumt herauf, und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesſchrei. Die triumphirenden Wogen ſchleudern einander Trümmer und Leichen zu.

Dennoch liebt der Halligbewohner ſeine Heimath; liebt ſie über Alles, und der aus der Sturmflut Gerettete baut ſich nirgends ſonſt wieder an,

als auf dem Fleck, wo er Alles verlor, wo er in Kurzem wieder Alles, und sein Leben mit, verlieren kann.

J. C. Biernatzki.

84. Der Harz.

Dort, wo die germanischen Völker der Cherusker und Katten, der Angrivier und Fosen sich berührten, wo die Gebiete von Preußen, Braunschweig und Anhalt (Bernburg) zusammenstoßen, erhebt sich als ein Gebirge von höchst eigenthümlichem Charakter und weltgeschichtlicher Berühmtheit der Harz. — Uebertrifft ihn auch das Riesengebirge an Höhe, so darf er sich doch mit dem Erzgebirge und Thüringer Walde messen, und zeichnet sich noch außerdem als das nördlichste deutsche Gebirge aus, welches aus seiner Umgebung sich plötzlich erhebt. In einer Länge von etwa 12—14 und einer Breite von 4—5 Meilen streckt er sich von West nach Ost, doch nicht nach Art anderer deutschen Gebirge in langgezogenen, an einander gereiheten, sich ähnelnden und verwandten Höhen, sondern als ein frei sich erhebender, scharf abgerissener Steincoloß von großartigerer Gestalt, und in freier Hoheit, fern ausschauend auf das niedere Land. Man theilt den Harz in den Oberharz, Unterharz und Vorharz. Der Vorharz ist der Kern des Berges, wo das granitartige Urgestein zu Tage tritt und das metallreiche Ganggebirge sich an dasselbe anlegt.

Der Oberharz bildet den nordwestlichen Theil des Gebirges und trägt außer den sieben Bergstädten auch den berüchtigten und vielbesuchten Brocken, den höchsten Punkt des ganzen Gebirges. Starrheit und Wildheit charakterisiren den Oberharz. Jene gewaltige Naturrevolution, welche von dem Scheitel des Blocksberges die Granitkerne herabstürzte und in tausend und abertausend „Brocken" zertrümmerte, so daß sie nun meilenweit an den Abhängen und in den Thälern zerstreut sind, hat dem Oberharz ein ganz eigenthümliches Gepräge verliehen. Das Finstere und zugleich Abenteuerliche hat hier seine Heimath: hier wird nach der Volkssage die Walpurgisnacht durch den Hexentanz begangen, hier haben die Berggeister Hexenaltäre und Teufelskanzeln aufgethürmt, hier liegt, von riesigen, abenteuerlich mit Strauchwerk, Heidelbeerkraut und struppigen Dornen bewachsenen Granitblöcken umgeben, der Ort Schierke, dessen ärmliche Bewohner mit bleichen Gesichtern und dicken Hälsen fast wie Gnomen aussehen. Dort rauscht die kalte Bode durch das schauerliche, enge, tannendüstere Thal. Da liegen aber auch die malerischen Gruppen der Hohenklippen, an deren Fuße treffliche Milchkühe weiden und mit melodischem Glockengeläute die einsame Wildniß beleben. Dort liegt endlich das zwar wilde und schwer zugängliche, doch prächtige Thal der holden Emme, eines der schönsten und nächst der Roßtrappe das Großartigste, was der Harz aufzuweisen hat. — In jähem Abfalle braust in jugendlichem Uebermuthe die Holzemme in ihrer „steinernen Renne," fast in lauter kleinen Wasserfällen vorwärts springend, aber sorgsam vom Tannengezweig und dem zierlich gefiederten Farrenkraut überschattet. Ernst und feierlich schauen die im Sonnenschein silbergleich glänzenden Felsklippen der Uferränder dich an, und je höher du steigst, desto mehr scheint das Auge in der Unendlichkeit dieser Bergwüste sich verlieren und den unheimlichen Mächten des Waldes widerstandslos anheimfallen zu müssen. Doch da wird es plötzlich Licht! Du stehst auf einem Felsvorsprunge, und das Thal öffnet sich zur lachenden Ebene nach Halberstadt und Magdeburg mit den fruchtbaren Aeckern und großen Dörfern.

Hier in der „steinernen Renne" ergreift dich der mächtige Contrast zwischen Berg und Ebene. Der Harz ist ein völlig isolirtes Gebirge, das scharf und abgesondert, besonders von Nordwest bis gegen Südost, aus der Ebene aufsteigt. Selbst im Süden ist sein Hervortreten durch die Ilefelder Berge scharf genug bezeichnet, und nur östlich nach Mansfeld sind die Grenzen des Gebirges undeutlich, indem es, selbst verflacht, seinen Fuß auf eine hohe Gegend setzt. Am erhabensten und großartigsten sieht aber der Oberharz mit dem Brocken, da dieser viel höher erscheint, als er in Wahrheit ist, obwohl ihm bei seinem Umlaufen in eine Hochfläche die scharfwinklige Pyramidenform vieler Alpenberge fehlt. Hören wir von einer Brockenfahrt.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar und ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen; in meinen Augenwimpern flimmerten Perlen, wie in den Gräsern des Thales. Morgenthau feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer vorlorenen Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlicher, blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brot bestand, die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben blanken Kühlein sprangen um uns herum, klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester, als ihre bequemen Collegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch' ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie

mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern, wie mit tausend Zungen, wie mit tausend Augen schauen uns die seltsamen Bergblumen an, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Mährchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen. In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam, 3500 Fuß über der Nordsee gelegen.

Dieses Haus, das auf der Spitze des Berges liegt, wurde i. J. 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig. Vor dem Hause steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in früheren Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Wir besteigen die Warte und bewundern die unermeßliche Aussicht. Da der Brocken auf allen Seiten von Vorbergen des Harzes umgeben ist, so erblickt man keine malerischen Landschaften von anmuthigen Parthien des Gebirges; sie sind zu fern, um von hier aus erkannt zu werden. Aber über Alles in weitem Umkreise erhaben dastehend, durch Nichts im Sehen gehindert, beherrscht man eine ungeheuere Fläche Land und bedeutende Massen von Gebirgen, die gleich einer Landkarte zu unseren Füßen ausgebreitet liegen und ein großartiges Panorama bilden. Es läßt sich nicht bestimmen, wie weit das Auge reicht, denn gewöhnlich schwimmt, selbst beim heitersten Wetter, der entfernte Horizont in einem Nebel, welcher den Lichtkreis des Gesichts verdunkelt und die Grenzscheide des Himmels und der Erde unkenntlich macht. Mehr als 300 Städte und Dörfer sind theils mit, theils ohne Fernrohr zu erkennen, von denen wir nur Wernigerode, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, die Elbe, Burg, Brandenburg, Zerbst, Bernburg, Köthen, Ballenstädt, den Petersberg bei Halle, die Kifhäuser Burg, den Possenthurm bei Sondershausen, den Ettersberg bei Weimar, den Dom und den Petersberg bei Erfurt, die Wachsenburg bei Arnstadt, den Seeberg bei Gotha, das Schloß in Gotha, den Inselsberg mit dem ganzen thüringer Walde, die Gleichen bei Göttingen, den Meißner in Kurhessen, den Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, Clausthal, Cellerfeld, Hildesheim, Braunschweig, Wolfenbüttel und

Helmſtädt nennen wollen. — Allerdings muß der Beſucher durch gutes Wetter begünſtigt werden, welches freilich ſelten genug auf dieſer Höhe zu finden, denn bei der Unbeſtändigkeit des Gebirgsklima's geſchieht es häufig, daß man oben, ſtatt einen heiteren Himmel zu finden, in ein Wolken- und Nebelmeer gelangt, und alsdann wenig oder gar nichts ſieht. Ein ungetrübter Sonnen- auf- oder Sonnenuntergang gehört zu den ſelteneren Genüſſen; ein Gewitter, gewöhnlich unter dem Beobachter, oder eine klare Vollmondsnacht zu den noch ſelteneren. Bis in den Mai und Juni hinein liegt der Schnee auf dem Brocken, und es hat der ganze Oberharz nur wenig Frühling, dagegen viel Nebel und Regen, nur ſechs Wochen Sommer und iſt ſonach dem Klima von Norwegen und Schweden entſprechend.

Das Volk, welches die Höhen des Harzes bewohnt, gleicht ſeiner Heimath. Es iſt kräftig und rauh, kühn und thätig, unverdroſſen und gutmüthig, duldſam und mit Geringem zufrieden, ſtolz auf ſeine Berge und nur in ihnen glücklich. Alles, was im Oberharz lebt und waltet, gehört dem Bergbau an, ſei es als eigentlicher Berg- und Hüttenmann, oder ſei es als Köhler, Holzſchläger und Fuhrknecht. Der Bergbau iſt die Seele des Lebens, der Mittelpunkt des Getriebes. Seit tauſend Jahren ringt dieſes Völkchen mit Lebensgefahr dem Erdgeiſte ſeine edelſten Schätze ab, um die Paläſte trägerer Mitbrüder zu ſchmücken, Anderen Genuß und Reichthum zu verſchaffen, während es ſelbſt arm bleibt. Die blaſſen Wangen, die ſcharfen, ſtarken, kalten Geſichtszüge, die ſtraffen, fettloſen, aber kräftigen Muskelformen erzählen von den Mühſeligkeiten ſeiner arbeitsvollen und entbehrungsreichen Tage, aber im Auge des Harzers leuchtet das Gefühl der Freiheit. Freiwillig und mit Luſt geht er an die grauſe Arbeit ſeiner Väter, und ſein Frohſinn ſpricht von geſundem Herzen und munterer Gemüthsart.

Ein freundlicheres Klima empfängt den Wanderer, ſobald er zum Unterharze hinabſteigt, zu welchem man alles vom Brocken öſtlich liegende Gebirge rechnet. Hier iſt die unerſchöpfliche Schatzkammer des Malers und Dichters, hier finden ſich alle jene lieblich ſchönen und wilden Thäler, jene rauſchenden Bäche mit luſtig plätſchernden Waſſerfällen, welche dieſem nordiſchen Gebirge einen Weltruf erwarben. Hier wechſelt auch die traurige Tanne mit dem üppigſten Laubholze, und hundertjährige Eichen wölben ſich zum luſtigen Dome, ſchlanke Buchen bilden endloſe Schattengänge, und die ſilberhäutigen Birken kränzen den Saum des Waldbaches.

85. Eine Grubenfahrt zu Clausthal.

Die beiden vorzüglichſten Gruben Clausthals ſind die „Dorothea“ und die „Carolina“. Sie zu befahren, war unſere Abſicht. Schon am frühen Morgen, als noch die Dämmerung über der Stadt ſchwebte, durchſchritten wir ihre ſtillen Straßen und gelangten eine halbe Stunde vor der Stadt zu zwei ſchwärzlichen Gebäuden, nachdem wir vorher vor vielen Schachten mit ihren Göpeln vorbeigekommen und in der Morgenſtille das taktmäßige geheimnißvolle Leben der Waſſerkünſte vernommen hatten. Von allen Seiten ſtrömten Bergleute nach ihren Gruben, und vor der etwas ſchmutzigen „Carolina“ vorüber wandten wir uns zur „Dorothea“, die eine ſehr bequeme Einfahrt hat und von Reiſenden am liebſten beſucht wird. Im Zechenhauſe waren die Bergleute bereits verſammelt, und der Oberſteiger ſprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Tiefe Stille herrſchte in dem einfachen Raume, bis endlich zum Schluß Alle in ihrem Liede ſich dem empfahlen, der ſie auf

dem gefahrvollen Tagewerke allein beschützen konnte. Ein Vaterunser, kniend gesprochen, endete den eben so eigenthümlichen, wie ergreifenden Gottesdienst. Alle Bergleute waren in eine dunkle, weite, über den Leib herabhängende Jacke und in Hosen von ähnlicher Farbe gekleidet, und trugen noch außerdem kleine grüne, krempenlose Filzhüte, sowie hinten ein aufgebundenes Schurzfell. — Auch wir wurden in dieselbe Tracht, mit alleiniger Ausnahme des Hinterleders, eingekleidet, und ein Bergmann führte uns mit angezündetem Grubenlichte an eine dunkle Oeffnung, in welche eben vor uns die Bergleute hinabstiegen. Man kann sich kaum der inneren Angst erwehren, wenn man die dunkelgekleideten ernsten Männergestalten beim schwachen Scheine ihres Grubenlämpchens auf anscheinend gebrechlicher, halbverfaulter Leiter in den finstern Schlund der Erde hinabsteigen sieht.

Als keiner mehr übrig war, folgte auch unser Steiger und ermahnte uns, an den Leitern uns festzuhalten und ihm angstlos zu folgen. Die Sache war durchaus nicht gefährlich, gleichwohl konnten wir uns einer gewissen Bangigkeit nicht entschlagen. Wir ergriffen die kothig-nassen Leitersprossen und stiegen, den Führer voran, von Leiter zu Leiter, jede von 15—20 Sprossen, worauf man über ein kleines Bret hinweg und nach einer neuen Leiter gelangte. Der Steiger flößte Muth ein und betheuerte, es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, nicht nach den Füßen sehen, nicht schwindlig werden und ganz besonders nicht auf das Seitenbret treten, an welchem das schnurrende Tonnenseil heraufgehe. Erst vor vierzehn Tagen sei durch solche Unvorsichtigkeit ein unbesonnener Mensch hinuntergestürzt und habe den Hals gebrochen. Noch behutsamer als vorher kletterten wir in die immer wachsende Finsterniß hinab und wahrten unsere Hände namentlich vor dem Schachtgestänge, einem Pumpwerke, welches das Wasser aus der Tiefe holte und in gleichförmiger Bewegung dicht neben uns auf und nieder stieg. Von unten herauf tönte ein verworrenes Rauschen und Summen. Oft stößt man an Balken und Seile, mit welchen Tonnen gesprengten Gesteins heraufbefördert wurden. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse, und mit einem „Gottlob" und dem seligen Gefühl einer überstandenen Gefahr fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlgefallen die erlahmten Knie. Aber auf der kalten nassen Erde der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken. Der Führer trieb zum Weitergehen und so durchschritten wir lange Strecken, bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und erfüllt mit traurigem, eintönigem Geräusch. Ein immerwährendes Brausen und Sausen, unheimliche Maschinenbewegung, das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Rieseln unterirdischer Quellen, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Gesteins, das Rauschen des Wassers und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Bohreisen: Alles bildete eine schaurige Musik, welche nur auf Augenblicke vom Rollen des Pulverdonners beim Sprengen der Felsen übertäubt ward. Dabei troff Wasser von allen Seiten von den Wänden herab, qualmige Erddünste stiegen auf, so daß das Grubenlicht immer bleicher in die einsame Nacht flimmerte. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten in den dunkeln schmalen Gängen an uns vorüber, während Andere mit Fimmel und Fäustel „vor Ort," eng eingeschlossen vom unterirdischen Gestein, oft zusammengekauert oder kniend in der unbequemsten Stellung arbeiteten und im Schweiße ihres Angesichts Löcher in den Felsen bohrten.

„Es wird angesteckt," tönte uns eben aus einer Halle entgegen, in die

wir eintreten wollten, und dem Führer blieb kaum noch Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als plötzlich ein Blitz die dunkle Nacht zerriß und ein dröhnender Schlag ihm folgte, als sei die Erde geborsten. Der Boden zitterte unter unseren Füßen, weißer Dampf quoll uns entgegen und beengte die klopfende Brust. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieser unterirdischen Welt, dann ward es stiller; der Dampf verzog sich, wir athmeten freier, und über unsere Aengstlichkeit lächelnd geleitete uns der Führer zu den blinkenden, silberreichen Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

Wir gingen noch manchen Gang hindurch, begegneten den vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Bergleuten bei ihrer Berufsarbeit und gelangten endlich unter den traulichen Gesprächen unseres Führers in den Georgenstollen, einen seiner ganzen Ausdehnung nach 36,541 Fuß oder 3 Stunden langen Stollen, durch welchen die tieferen Gruben entwässert werden. Im Jahre 1777 begonnen, ward er erst 22 Jahre später, 1799, vollendet. Als man das letzte Gestein, welches die sich entgegen arbeitenden Bergleute noch von einander trennte, endlich durchbrochen hatte, riefen Alle mit freudig glänzenden Augen: „Glück auf!“ und umarmten sich unter dem Wiederhall der Kanonen und den Jubeltönen der Bergmusik.

Unser Begleiter erzählte uns von allen diesen Feierlichkeiten, sowie er uns auch mit den Vortheilen bekannt machte, welche dieser Stollen gewährte, indem auf viele Jahre der Wohlstand und Unterhalt der Harzer Bergleute durch ihn gerettet ward. Wir gingen in dem langen dunkeln Gange, keiner von uns konnte bestimmen, in welcher Richtung, und nur unseres Begleiters Compaß zeigte uns diese an. Dieser aber hielt an und bemerkte, daß wir uns eben unter Clausthal befänden. Wir gingen noch lange, sehr lange auf dem feuchten Boden, in dessen Mitte das Wasser rieselte, bis uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegen strömte. — Immer heller wurde es um uns her. Mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Muth im Kampfe mit der Natur den Sieg erringe, verließen wir das mit einem stattlichen Portale aus Sandstein geschmückte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens, und begrüßten von Herzen das sonnige Licht, das uns nach den Wundern der Tiefe um so reizender erschien.

Aber wo waren wir? — Die Häuser, welche wir dicht vor uns erblickten, gehörten zum Bergstädtchen Grund, welches wenigstens zwei Stunden von Clausthal entfernt, zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt. — Da riefen wir noch einmal aus voller Brust ein freudiges „Glück auf!“

86. Die Lüneburger Haide und ihre Bewohner.

Wenige Schritte vor dem Wendenthore von Braunschweig beginnt der Sand, welcher den Wanderer bis zur Elbe begleitet. Die Straße nach Gifhorn läuft anfangs mit der Ocker in gleicher Richtung. Vom Fuße des Harzes bis Braunschweig windet sich dieser Fluß zwischen fruchtbaren Gefilden, aber hier ist seine Scheide: südlich fette Weiden, nördlich unfruchtbarer Triebsand. — Schon an der Mündung der Schunter verkündigt das erste Gehölz verkrüppelter Kiefern die Sandhaide. Hinter Wenden, dem ersten Dorfe auf diesem Wege, warf ich von einem mit Eichen besetzten Hügel noch einen Abschiedsblick auf meine geliebten Braunschweigischen Thürme, um von nun an meine Reise in der dürftigen Haideebene fortzusetzen. Fast alle Reisenden klagen über die Langeweile, welche ihnen die Landstrecke von Braunschweig bis in die

Gegenden der Elbe bereitet: nur der Naturforscher, dem die Sandscholle wie die Alpe, das Haidekraut wie die Palme, gleich würdige Gegenstände seiner Forschungen sein müssen, wird auch diese Steppe nicht ohne Interesse betrachten. Zuvörderst irrt man, wenn man meint, die Celler und Lüneburger Haide sei völlige Ebene ohne irgend eine merkliche Erhöhung: ganz anders stellt sie sich dar, wenn man sie durchreist. Viele Stellen derselben sind Hügel, doch bestehen diese Anhöhen nur höchst selten, wie z. B. bei Lüneburg, aus festem Felsen. Schon bei Gifhorn traf ich die ersten Sandhügel oder Dünen, wie man sie nennen könnte, und zwischen Oesingen und Uelzen vereinigen sich viele Dünen gar zu einer Landhöhe. Dasselbe wiederholt sich, wenn man sich der Elbe auf dem Wege nach Bleckede nähert. Kommt man jedoch in unmittelbare Nähe der Elbe, so erblickt man äußerst fruchtbaren Marschboden, während weiter landeinwärts in dem von mehreren Flüssen durchschnittenen Mittellande nur Haide, Wälder und Moore mit bebauten Gegenden wechseln, und noch weiter, in der eigentlichen Lüneburger Haide, das Auge meilenweit oft auf nichts als Föhrenwälder, Wachholdergebüsch und fußhohes Haidekraut trifft. Der höchste Punkt dieses Landstriches, ungefähr 400 Fuß über dem Meere gelegen, ist die von einem umfangreichen dichten Walde, der sogenannten „Raubkammer," bedeckte Osterhöhe. Dieses Hochland der Haide bildet zugleich die Wasserscheide zwischen der Niederelbe und Niederweser, auf ihm entspringen alle Flüsse des Fürstenthums Lüneburg, welche sich in einen dieser beiden Ströme ergießen. Eine andere Hügelkette zieht sich längs des nordwestlichen Randes des Tieflandes an der Elbe und fällt im schwarzen Berge bei Haarburg ziemlich steil zur Elbe ab. Allein noch merkwürdiger als die wagerechte Gliederung dieser norddeutschen Steppe ist ihre Oberfläche nach der Bedeckung. Da sind es namentlich die unendlich vielen, nicht selten eine bedeutende Größe erreichenden Geschiebe, welche, mehr oder weniger gleichförmig, auf und in dem Sande zerstreut daliegen. Der Haidebauer weiß diese Steinmassen gut zu benutzen und friedigt Gärten und Höfe damit ein. Jedem, welcher die Verschiedenartigkeit der Steine nur in etwas zu beobachten gelernt hat, wird auf einer Wanderung durch die Haide die große Mannichfaltigkeit der hier zerstreut liegenden Arten und ihrer Gemengtheile sofort auffallen. Meint man aber, daß diese Massen auf dem nahegelegenen Harzgebirge ihren Ursprung gefunden und durch irgendwelche Revolutionen in außerordentlicher Menge hierher zerstreut worden wären, so wird man bei genauerer Untersuchung bald mit Erstaunen bemerken, daß ähnliches Gestein im Harz vergeblich gesucht werden möchte. Dies gilt namentlich von den mannichfaltigen Abänderungen des schönsten oft großkörnigen Granits und vielen Abarten eines grobfaserigen Gneises, sowie auch vom Glimmerschiefer und vielen Porphyrarten. — Alle diese verschiedenartigen, zum Theil großen Felstrümmermassen treten hier in buntem Durcheinander auf, und zwar in so bedeutender Entfernung von festem Fels, daß es nur gewaltige Eismassen sein konnten, welche in grauer Vorzeit, als noch die Meereswellen Deutschlands Norden überflutheten, diese Massen von Scandinaviens Küsten hierher beförderten, wo sie als Findlinge oder erratische Blöcke lange Zeit dem Naturforscher ein fast unerklärbares Räthsel waren. Zu ihnen gesellen sich noch zahlreiche Massen von Feuersteinen mit mancherlei Versteinerungen, wie sie sich namentlich in reichster Menge längs der Küste der Ostsee vorfinden.

Ueber dieser weiten Sand- und Steinfläche breitet das gemeine Haidekraut seinen dichten Teppich aus, während die mit vierkantigen Glöckchen blühende und einen angenehmen Geruch verbreitende Erica nur hier und da

jenen Teppich schmückt, an diesen Stellen aber auch ziemlich gedrängt steht. Nicht so der Wachholderstrauch; so allgemein verbreitet derselbe auch in der Haide ist, so kommt er doch nur einzeln vor. Dies die vorzüglichsten Pflanzenarten dieser eigenthümlichen Gegend. Die Armuth an Gattungen wird durch die ungeheure Anzahl einzelner Arten ersetzt, unter denen das gemeine Haidekraut und die Heidelbeere obenan stehen, und diese beiden an sich so unbedeutend scheinenden Pflanzen bieten dem Bewohner der Haide die reichste Erwerbsquelle. Der Lüneburgische Bauer ist auf Schaf- und Bienenzucht, sowie die Erbauung des Buchweizens angewiesen. Was dem Lappländer das Rennthier, dem Grönländer der Seehund und dem Marschbewohner das Rind ist, das sind dem Landmann der Haidegegend die sogenannten Haideschnucken, Schafe von kleiner dauerhafter Race. Ihr schmackhaftes Fleisch liefert ihm manchen Braten, und aus der groben, meist schwarzbraunen Wolle verfertigt er fast alle seine Kleidungsstücke. Dabei erfordert die Schafzucht nur äußerst geringe Pflege; sobald der Frühling ins Land gekommen, zieht der Schäfer mit seiner Heerde jeden Morgen auf die Haide, um erst mit einbrechender Dunkelheit wieder heimzukehren. Die jungen Sprossen der Pflanzen waren dem genügsamen Thiere überreichliche Nahrung, während der Haidebewohner selbst sein Hauptnahrungsmittel im Buchweizen findet. Die Art, denselben zu bauen, ist höchst einfach. Ist ein Stück Haideland zum Anbau des Buchweizens bestimmt, so wird das hohe Haidekraut angezündet, die dadurch gewonnene fruchtbare Asche untergepflügt und die Saat ausgestreut. Der dürrste Boden liefert bei diesem Verfahren eine ergiebige Ernte. Der Buchweizen selbst wird theils zu Mehl, theils zu Grütze verarbeitet und letztere, mit Milch zu einer Suppe gekocht, zum Frühstück genossen, während aus dem ersteren eine eigenthümliche Art von Klößen bereitet wird, welche bei keinem Mittagstische fehlen dürfen und oft selbst noch auf der Abendtafel erscheinen. Eine dritte und zwar höchst bedeutende Erwerbsquelle fließt dem Landmanne aus der Bienenzucht zu. Es giebt wenig Gegenden Deutschlands, wo die Bienenzucht so allgemein verbreitet und mit so bedeutendem Nutzen betrieben wird, als in der Lüneburger Haide. — Da sind es vorzüglich die Blüthen der Haidekräuter und des Buchweizens, aus denen die fleißige Biene den reichsten Honigstoff zusammenzutragen versteht. Wandert man zwischen Lüneburg und Celle, so kommt man in die eigentliche Heimath der Bienenzucht. Da die Haide erst im Juli zu blühen beginnt, so werden schon vorher die Bienenstöcke im Frühling in die Rübsamenfelder gestellt und nur, nachdem diese abgeblüht haben, sucht der Imker oder Bienenvater dieselben in der Nachbarschaft entfernter Buchweizenäcker aufzustellen, bis er endlich im Juli die Körbe in die blühende Haide bringt und sich nicht eher wieder um die Bienen bekümmert, bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind. Viele der Bewohner der Haide gehen ausschließlich diesem Erwerbszweige nach, während andere die Imkerei neben ihrer Ackerwirthschaft betreiben und deshalb ihre Ausbeute an die ersteren verkaufen, welche einen förmlichen Großhandel mit Honig und Wachs treiben. Hamburg ist der Hauptvertriebsort für die Produkte des Imkers. Ganze Fuder Honig und Wachs bringt er zu Anfang des Herbstes dorthin, um bald mit gefülltem Beutel in sein Haidedorf zurückzukehren. — Man rechnet, daß der Ertrag an Honig und Wachs jährlich mehr als 200,000 Thlr. beträgt.

Von Bäumen sieht man auf der Lüneburger Haide die Birke und Kiefer, und nur an fruchtbaren Stellen in kleinen Gruppen die Eiche. Nur die Birke scheint am besten fortzukommen, die Kiefer ist verkümmert, von niedrigem

Wuchs und verkrüppelten Aeſten. Der Anblick des ganzen Landes und der unabſehbaren, im Ganzen unangebauten Fläche, erweckt daher nur ein niederſchlagendes Gefühl. Welch ein Mißverhältniß zwiſchen dem Werthe des Bodens! In der Nähe der Flüſſe, wo ſich fruchtbare Marſchen bildeten, weiß man nicht theuer genug ein kleines Stück Land zu verkaufen, man ſucht die zu bebauende Fläche zu vergrößern, und gleich daneben läßt man viele Quadratmeilen Landes faſt völlig unbenutzt liegen. Zwar ſind vielfache Verſuche gemacht worden, auch dieſe Haide mehr zu cultiviren, allein viele derſelben ſcheiterten an dem großen Mangel an Waſſer, welcher ſich in den meiſten Gegenden recht fühlbar macht. Dazu kommt, daß der nordhannöverſche Landmann ſich in die Bewirthſchaftung ſeiner Haide ſo hineingelebt hat, daß er ſich ohne dieſelbe höchſt unglücklich fühlen würde. Ihre Erzeugniſſe nähren ihn ganz vorzüglich und man würde ſehr irren, wollte man meinen, daß der Haidenbewohner in Armuth und Dürftigkeit ſeine Tage friſten müſſe. — Zweierlei Arten von Dörfern finden ſich in dieſen Gegenden, beide nach Anlage und Bauart der Häuſer weſentlich von einander verſchieden. Die einen ſind von vormaligen Wenden angelegt und nach ihrer ganzen Bauart denen der Ober- und Niederlauſitz gleich. Ganz anders verhält es ſich mit einem Lüneburgiſchen Dorfe, deſſen Gründer Deutſche waren. Sei es inmitten der Haide oder in fruchtbarer Marſchgegend, überall giebt ſich im Innern trauliche Behaglichkeit kund; die Häuſer liegen weit aus einander, und unter den hohen Eichen, welche ihre dicht belaubten Zweige über das Strohdach breiten, zieht ſich ein dunkelgrüner, kurzgeſchorener Raſengrund hin, welcher nach der Lage des Hauſes bald ringsum frei, bald von einem Zaune eingeſchloſſen iſt. Hinter dem Hauſe liegt der Garten mit einigen Blumenbeeten, während an den Fenſtern der Roſenſtrauch ſeine duftenden Blumen treibt. — Jeder hat ſein Wohnhaus erbaut, wo es ihm gefiel, ſo daß ſich niemals ein beſtimmter Plan kundgiebt. Nur in den Kirchdörfern pflegen Kirche, Pfarre und Schule nahe bei einander zu liegen. Dieſe Dörfer ſind zugleich die Mittelpunkte für alle umliegenden eingepfarrten Oerter und Höfe. Außer der Pfarrwohnung, welche durchgängig das anſehnlichſte Gebäude des Dorfes iſt, und dem Hauſe des Organiſten oder Küſters, findet man ſtets einige Kaufläden, ein Gericht, mehrere Wirthshäuſer, Werkſtätten und Bäckerläden, ja nicht ſelten ſogar eine Poſthalterei. Iſt es Sonntag, dann kommen die bejahrten Männer und Frauen der entfernten Dörfer, welche den weiten Kirchweg zu Fuße nicht zurücklegen konnten, auf raſſelnden Wagen angefahren, während junge Männer, Frauen und Mädchen im ſchmuckſten Sonntagsſtaate von allen Seiten dem Platze zuwandern, wo die Kirche liegt. In feierlicher Stille ſtehen Alle vor den Kirchthüren und erwarten das Predigtgeläute und den Pfarrer. Iſt der Gottesdienſt beendigt, dann folgt am Nachmittag und Abend Geſang, Tanz und Spiel, und manche Bewohner der eingepfarrten Dörfer bleiben im Kirchdorfe, um mit Verwandten und Freunden Luſt und Freude zu theilen.

Herrſchte in früheren Zeiten ein reges Leben in jenen Städten der Haide, welche an der großen Landſtraße liegen, die den Norden und Süden mit einander verbindet, ſo hat dies ſeit Eröffnung der Harburg-Hannöverſchen Eiſenbahn, trotz der Mehrung des Verkehrs auf derſelben, ziemlich aufgehört. — Namentlich hat Lüneburg, einſt mächtiges Glied der Hanſa, dabei gelitten. Das alte, behagliche Leben der Stadt iſt dahin, ein neues erſcheint nur auf einige Minuten auf dem Bahnhofe draußen vor der Stadt. Der Telegraph erhebt ſeinen Arm — in der Ferne ertönt ein gellender Pfiff — ein langer

Wagenzug brauſt daher; er hält — in wilder Haſt rennen Ein- und Absteigende — das Gewirr lichtet ſich. Wieder tönt ein Pfiff, — der Zug ſetzt ſich in Bewegung und Alles iſt wieder ſtill und todt. — — Nur Harburg hat durch die Veränderung des Verkehrs gewonnen und iſt in raſchem Aufblühen begriffen. An einem Arme der Elbe, der ſogenannten Süderelbe, äußerſt günſtig gelegen, ſind ihm durch Verleihung des Freihafens bedeutende Vortheile erwachſen, und vermag es auch den ausgebreiteten Handelsverkehr, welchen das gegenüber liegende Hamburg beſitzt, nicht an ſich zu reißen, ſo wird es dennoch für den überſeeiſchen Handelsverkehr von großer Bedeutung werden, da die Waaren unmittelbar aus dem Schiffe in die Güterwagen der Eiſenbahn geladen werden können.

Schon der Durchzug der Fremden bringt Harburg jährlich beträchtliche Summen, und unabläſſig brauſen Dampfboote zwiſchen Hamburg, Altona und Harburg hin und her.

87. Oſtfriesland.

Längſt ſchon zog's uns nach Oſtfriesland; Alles, was wir im kleinen Jeoerlande darüber erfuhren, hatte den Wunſch in uns noch reger gemacht, Land und Volk in ſeiner Heimath kennen zu lernen. Wir brachen daher an einem ſchönen Herbſtmorgen von Jever auf und wanderten rüſtigen Fußes über Wittmund nach der Stadt Aurich, um von da auf dem bequemen, durch Schleußen fahrbar gemachten Canale mit der Treckſchuite, einem kleinen, von Pferden oder Menſchen gezogenen Schifflein nach Emden zu fahren. Wir ſind am großen Meerbuſen des Dollart, jener ſchrecklichen Eroberung, welche das Meer im Jahre 1287 machte, als nach einer furchtbaren, mit Stürmen und Regengüſſen verbundenen Fluth die hochgepeitſchten Wogen der Nordſee über die kein feſtes Bollwerk mehr bietenden, von den Menſchen vernachläſſigten Deiche hereinbrachen und nicht allein 50,000 Menſchen ein plötzliches Grab bereiteten, ſondern noch außerdem, gleichſam um jede Spur zu verwiſchen, ihre Wohnungen zerſtörten und ihre Fluren in Meeresgrund verwandelten. So entſtand der Dollart, jener Meerbuſen, in welchen die Ems mündet und der durch Canäle mit dem nördlichen Holland mehrfach verbunden iſt. Hier um Emden, ſowie in ganz Oſtfriesland iſt der Marſchboden in außerordentlicher Fruchtbarkeit vorhanden. Sein Untergrund iſt der alte ſandige Meerboden, auf welchem das Meer allmählich jenen Schlamm oder Schlick ablagerte, welcher in den zur Nordſee ſtrömenden Flüſſen von den Gebirgen des inneren Deutſchlands durch Regen in ſie geführt und hierher geſchwemmt ward. — Was im Gebirge im Ueberfluß vorhanden, verwitterter Boden, das entreißt ihm der Regen, um es den Flüſſen zuzuführen, welche die fetten Schlammmaſſen bald unterwegs, bald aber auch erſt in ihren Mündungen abzulegen vermögen. Das Meer will den ſchmutzigen Fremdling nicht aufnehmen, darum führt es ihn bei ſeinem ewigen Hin- und Herwogen wieder dem Strande zu und ſetzt ihn an demſelben ab. So bildete ſich im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte ein neues Land, der fruchtbare Boden der Marſch. Ihn ſucht der Küſtenbewohner mit Aufbietung ſeiner ganzen Kraft und ſeines ganzen Vermögens ſich zu erhalten. Sieh, wie er das neu angeſchwemmte Land durch Aufführung von Erdwällen oder Deichen gegen die anſtrömenden Meeresfluthen zu ſchützen bemüht iſt. Er nennt ſolch eingedeichten Boden Neuland, Groten oder Polder, und das ſich bereits ſchon außerhalb des Deiches bildende und mit einer Pflanzendecke verſehene Schwemmland den Anwachs

oder Heller. Iſt es nun dem unermüdlich thätigen Marſchbewohner gelungen, das neugewonnene Land durch Eindeichung auf Jahre zu ſchützen, dann hat er die ſtolze Genugthuung, dem Meere ein koſtbares Erbtheil entriſſen, den Seinen es aber gewonnen zu haben. Doch er vermag noch nicht auf ſein Erbtheil pochen: in einer einzigen Nacht kann die furchtbare Springfluth, von Weſtwinden gepeitſcht, ſeine Deiche durchbrechen und das Meer ſeinen Verluſt ſich zurückerobern. Darum iſt der Marſchbewohner immer bemüht, ſeine Deiche in gutem Stande zu erhalten, ſie mit anderen gemeinſchaftlich zu ſchützen, ja in der Stunde der Gefahr jene Verderben drohenden Stellen mit eigenem Leibe zu decken. Spricht man mit dem Frieſen über all' die drohenden Sturmfluthen, welche er ſchon erlebt, dann kann er nicht genug erzählen, ſo wortkarg er auch immer ſein mag. So war eine der furchtbarſten Fluthen neuerer Zeit die von Weihnacht 1717. Schon ſeit 24 Stunden hatte der Wind aus Südweſt geweht und das Waſſer aus dem atlantiſchen Ocean durch den Canal in die Nordſee gepeitſcht. Plötzlich war der Südweſt in Nordweſt umgeſchlagen und hatte das aufgeſtaute Waſſer, welches nicht ſchnell genug den Canal zu paſſiren vermochte, mit furchtbarer Gewalt gegen die Küſte geſchleudert. Mit der Geſchwindigkeit des ſiedenden Waſſers im Topfe ſtieg die Fluth an den Deichen auf, ſchon um 3 Uhr in der Nacht zerriſſen die von Butjadingen, ſo daß das Waſſer innerhalb einer Viertelſtunde 8—16 Fuß im niedrigen Lande ſtieg. Das Vieh ertrank in den Häuſern, viele Menſchen fanden in den Betten oder auf Tiſchen und Schränken, wohin ſie geflüchtet waren, den Tod, während wieder andere durch den Zuſammenſturz der Gebäude oder vor Hunger und Froſt umkamen. Nur allein in den Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt verloren 2471 Menſchen das Leben, während die Zahl derer, welche in der Butjadinger Marſch umkamen, noch weit beträchtlicher war. Darum wendet der Frieſe Alles an die Erhaltung ſeiner Deiche, und ſo beträchtlich die Ausgaben ſchon in gewöhnlichen Zeiten ſein mögen, wie bedeutend ſind ſie nicht erſt in Unglücksjahren. Mit Recht ſagt der Marſchbewohner, daß er ohne die Deichlaſt mit einem ſilbernen Pfluge pflügen könne, während er den Deich ſelber bezeichnend genug ſeinen goldenen Ring nennt. Daß aber die Marſchbildung für die Schifffahrt durch Verſchlemmung der Häfen und Flußmündungen höchſt nachtheilig iſt, das zeigt der Hafen von Emden mit ſeinen vielen ungebrauchten Speichern auf das Traurigſte.

Doch nicht blos Marſchboden iſt es, welchem in Oſtfriesland das Auge begegnet, ſondern auch Geeſt, jenem Sandland, welches das Moorland der Haide umgiebt. Dieſer Boden iſt gewiſſermaßen als der älteſte des Landes anzuſehen. Auf ihm liegen die älteſten Dörfer (die Hoogen Loogen), ſowie die Städte Eſens, Leer, Aurich und Norden. Die Fruchtbarkeit dieſes Bodens iſt jedoch bei guter Düngung noch nicht gering zu ſchätzen, indem man oft drei bis vier Jahre hinter einander Hafer auf ihm erbaut. Hinter dem Sandlande liegt endlich das ſumpfige Moorland. Zwar beſitzt auch die Haide, wie die Moore, ihre Sümpfe, wenn bedeutendere Waſſermaſſen keinen Abfluß haben, allein ſie ziehen ſich doch als Seen, in Oſtfriesland Meere genannt, auf einzelne Punkte zurück; dagegen bilden kleinere und ihrer niedrigen Lage wegen ſchwieriger abfließende Gewäſſer auf dem Moorlande ſtehende Sümpfe. Ueberſchwemmt das Waſſer nun im Frühling, Herbſt und Winter gewiſſe Stellen, wird es aber im Sommer durch Gräben nach den Flüſſen abgeleitet, ſo bilden ſich natürliche Wieſen oder Meeden. Der Graswuchs dieſer Wieſen iſt äußerſt üppig, doch befindet ſich unter ihm eine Art Moraſt, der Darch,

welcher aus den verweſenden Theilen der Wieſenpflanzen entſteht. Im Gegenſatze zu dieſem Darche nennt man die eigentlichen Moore die Torfmoraſte oder Hochmoore, d. ſ. ſolche, welche in nie ablaufenden Sümpfen die Pflanzen mittelſt Verweſung in Torfmaſſen verwandeln. Faſt ein Viertel von Oſtfriesland, 12 — 13 Quadratmeilen, wird von ſolchen Mooren eingenommen. Kein Strauch unterbricht die unüberſehbaren Einöden, höchſtens bedecken zur Abwechſelung kleine, mit Haide bewachſene, den Maulwurfshaufen vergleichbare Hügel den Boden. Wehe dem Unkundigen, welcher es unternimmt, über ſolchen Boden hinwegzuſchreiten; ohne die langen an den Füßen befeſtigten Bretterſandalen der Einwohner würde er unfehlbar in dem tiefen Moraſte allmählich verſinken und wie in den Fluthen des Meeres unrettbar verloren ſein, wenn nicht rettende Hilfe baldigſt mit Tauen und Bretern zur Seite ſtünde. Manche dieſer Moorflächen, ſobald ſie nur etwas höher liegen, werden von den Oldenburgern, ſowie von anderen Bewohnern des nordweſtlichen Deutſchlands für die Kultur des Buchweizens dadurch gewonnen, daß man ſie abbrennt. Nachdem nämlich zuvor das Land durch Abzugsgräben trocken gelegt und der Raſen abgeſchält iſt, zündet man den Torfboden an. Er brennt ungefähr einen Zoll tief hinab und liefert eine Aſche, welche dem eingeſtreuten Buchweizen als trefflicher Dünger dient. Der durch den Brand erzeugte dicke ſchwere Rauch verpeſtet dem Oldenburger nicht blos ſeinen Frühling, ſondern wird vom Winde ſelbſt bis in das mittlere Deutſchland geführt, wo er mit dem Namen Höhen- oder Heerrauch benannt wird.

Doch vom inneren Lande an die Geſtade der Nordſee einen Ausflug zu machen, war unſer Verlangen. Bereits in der Nähe des Meeres angekommen, verbirgt uns ein mächtiger Erdwall ſeinen Anblick. Ein eigenes, nie gekanntes Gefühl durchbebt unſer Inneres. Schon ſeit Jahren war es das Ziel unſerer Wanderluſt, das Meer zu ſehen, und jetzt ſind wir vor ihm angelangt. Zu unſeren Füßen ruht in tiefem Schweigen eine endloſe Waſſermaſſe in weitem Halbkreiſe. Es iſt das Meer, dem von mächtigen Deichen ein: „Bis hierher und nicht weiter!“ geboten wird. So ruhig, wie es ſich heute zeigt, iſt es nicht immer. Erhebt ſich der Wind nur einigermaßen, ſo rollen zur Zeit der Ebbe ſeine Wogen über die bloßgelegte Düne, während zur Zeit der Fluth ſie furchtbar an die Deiche ſchlagen. Doch wir heben unſeren Blick zum Horizonte: Was iſt das, fragen wir den Begleiter, für ein dunkler Streifen, der ſich dort, etwa drei Stunden entfernt, quer durch das Meer zieht? Es iſt die oldenburgiſche Inſel Wangeroge mit ihrem gleichnamigen Dorfe und ihren beiden Thürmen, dem Leuchtthurme und jenem der Kirche. Wangeroge iſt ein Glied jener ſandigen, gleichförmig gebildeten Inſelreihe, welche ſich am Strande der Nordſee bis Holland hinzieht, und zwar von allen die nördlichſte. Denn im ſüdweſtlichen Laufe folgen Spikeroge, Langeroge, Baldrum und Norderney mit ſeiner großen Seebadeanſtalt, ſowie noch weiter weſtlich die durch Sturmfluthen in vier Theile zerriſſene Inſel Borkum. Einſt 5 Quadratmeilen groß und von 20,000 Menſchen bewohnt, iſt ſie jetzt nur noch eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, und ſelbſt das übrig gebliebene Stück von Borkum iſt vor wenig Jahren wiederum in zwei Theile geſpalten, ſo daß die Zerſtückelung und mit ihr der Untergang der ganzen Inſel in eine vielleicht nicht ferne Zeit fällt. Gar manche der Nordſeeinſeln hat bereits dieſes Schickſal gehabt, denn während Plinius von Texel bis zur Eider 25 Inſeln zählt, ſind heutzutage nur noch 16 vorhanden, ſo daß mindeſtens 25—30 Quadratmeilen Landes vom Meere verſchlungen worden ſind. Noch vor 15 Jahren, in der Neujahrsnacht 1855, war Wangeroge in höchſter

Gefahr, vom Meere verſchlungen zu werden. Ganze Theile der Inſel wurden weggeſchwemmt, ſo der Gottesacker, deſſen Leichen die Sturmfluth herauswuſch und auf das Land warf. Die Inſel, welche noch im 16. Jahrhundert $^1/_4$ Meile breit und $1^1/_2$ Meile lang war, iſt jetzt nur noch 15 Minuten breit und 1 Stunde lang.

88. Bauernleben in Weſtfalen.

Die Weſtfalen, ſowie überhaupt die Niederſachſen, bilden ohne Zweifel einen der merkwürdigſten deutſchen Volksſtämme. Alte deutſche Sitte und Weiſe haben ſich unter ihnen beſonders rein erhalten, und ihre häuslichen Einrichtungen reichen nicht allein bis tief nach Holland, ſondern ſpiegeln ſich auch noch im Leben des holländiſchen Boers am Cap der guten Hoffnung, ſowie in den Colonien der Holländer auf Java und in Amerika ab. Dieſelbe Anordnung im Häuſerbau, in den Dorfeinrichtungen, in den Gewohnheiten, die ſich an den Herd, an das Wohn- und Schlafgemach, an die Milchkammer, an Acker und Viehſtand anknüpfen, finden ſich, nur allein mit durch das Klima bedingten Abweichungen, auch in jenen fernen Ländern wieder. Mit Zähigkeit hält der Sachſe, ſowie die ihm verwandten Stämme, an häuslichen Einrichtungen, an Sitte und Brauch. Der ganze nördliche Theil von Weſtfalen iſt durchweg flach, die Dorfanſichten ſind daher nicht maleriſch, ja jedes Dorf ſelbſt, Bauerſchaft genannt, zerfällt in eine bald größere, bald geringere Anzahl zerſtreut gelegener Bauernhöfe. So war es ſchon zu Tacitus Zeiten, ſo iſt's noch heute. Jeder lebt für ſich auf ſeinem Gehöfte, umgeben von ſeinen Beſitzthümern und Anpflanzungen.

Wir treten in einen dieſer weſtfäliſchen Bauernhöfe. Dort an der Grenze der fruchtbaren Börde, da, wo ſie in Hügel und Waldland übergeht, liegt er ganz allein. Seine letzten Felder ſteigen ſchon ſacht die Anhöhe hinauf, während eine Meile weiter bereits das Gebirge anhebt. Der nächſte Bauernhof liegt wohl eine Viertelſtunde entfernt. Alles Beſitzthum breitet ſich um die große ländliche Wirthſchaft, die aus Feld, Wald, Wieſe unzerſtückelt in geſchloſſenem Zuſammenhange beſteht. Von der Anhöhe herab laufen die vortrefflich beſtellten Felder durch die Ebene: es iſt gerade die Zeit der Roggenblüthe, der Rauch ſteigt von den Aehren und wallt in den warmen Sommerlüften gleich einer Opfergabe der Scholle. Reihen hochſtämmiger Eſchen oder knorriger Rüſtern, zu beiden Seiten der alten Grenzgräben gepflanzt, faſſen einen Theil der Kornfelder ein und bezeichnen, von weitem her kenntlich, die Marken des Erbes beſtimmter, als Steine und Pfähle es vermögen. So iſt das Erbe vielleicht ſeit Jahrhunderten unverändert geblieben; denn jeder tüchtige weſtfäliſche Bauer erachtet es für ſeine erſte Pflicht, den Hof in keinem ſchlechteren Zuſtande ſeinen Nachkommen zu übergeben, als er ihn ſelbſt von ſeinen Vätern überkommen hatte. Kinder und Kindeskinder würden dem im Grabe fluchen, der das Erbe der Väter freventlich ſchmälern wollte. Die Grenze oder Schnat iſt heilig, darum wahrt ſich der weſtfäliſche Bauer gegen Anlegung von Eiſenbahnen, durch welche ein Theil ſeines Beſitzthums verloren geht, und den falſchen Landmeſſer, ſowie jenen, welcher im Leben den Schnatſtein verrückt hat, müſſen nach ſeiner Ueberzeugung die furchtbarſten Strafen der Hölle treffen. Giebt es hier und da auch einen ſchlechten Landwirth, der in Folge großer Schuldenlaſt einzelne Grundſtücke ſeines Bauernhofes verkauft, ſo gilt dies nicht blos als die größte vom Dorfe nicht vergeſſene Schande, ſondern es werden auch die angekauften Ländereien nicht zum Erbe geſchlagen.

Dies muß unverändert fortbestehen. In solchem Erbe befinden wir uns. — Ein tiefer Weg zwischen aufgeworfenen Erdwällen führt quer durch die Felder, mündet rechts und links an verschiedenen Orten in Seitenpfade aus und führt, wo das Getreide aufhört, in ein gut bestandenes Eichenwäldchen, in welchem sich, auf der Erde hingestreckt, eine Herde Schweine gütlich thut. Dieses Wäldchen ist der Kamp, liefert dem Bauer sein Holz, und dringt, wie dies auch hier der Fall ist, oft bis wenige Schritte vom Gehöfte vor, das es, indem es dasselbe an beiden Seiten gegen die Ost- und Nordwinde schützt, fast gänzlich umgiebt.

Das große lange Wohnhaus, welches sich in seinen weiß und gelb angestrichenen Wänden von Fachwerk zweistöckig erhebt, ist nur mit Stroh gedeckt. Doch ist diese Bedeckung immer sehr wohl in Stand erhalten worden, darum hat sie nicht allein nichts Dürftiges, sondern verstärkt sogar den behaglichen Eindruck, welchen das ganze Gehöfte macht. — Wir treten in das eigenthümliche, an die uralte Bauart der Deutschen erinnernde Wohnhaus ein. Eine weite Oeffnung, hoch genug, um mit einem geladenen Fuder hineinfahren zu können, bildet den Eingang. Der Hausflur ist so weit, daß zwei Wagen neben einander bequem stehen können. Zu ihren beiden Seiten liegen, durch sie getrennt, die Pferde- und Kuhställe, über ihnen die Kornböden, sowie alle jene Räumlichkeiten, welche zur Aufbewahrung des Futters erforderlich sind. Im Hintergrunde, durch eine Mauer (das Kammerfach) von der Hausflur oder Däle getrennt, befindet sich der von den Menschen bewohnte Theil des Hauses. Von beiden Seiten führen Thüren für Fußgänger aus den Gärten zu ihm herein. Hier ist die Wohnstube mit ihren Fenstern nach Ost, Süd und der Hausflur, hier die Kammer, gleichfalls mit einem Fenster nach der Hausflur, damit der Besitzer von seinem Bette aus sehen kann, was auf dieser vorgeht. Der letzte Raum, die sogenannte kleine Stube, wird nur bei festlichen Gelegenheiten, sowie bei Verwandtenbesuch benutzt. Ueber diesen drei Zimmern befinden sich die geräumigen Kornkammern, unter ihnen die Kellerräume. — Nirgends giebt es so viele und so große unförmliche Fenster, als in einem niedersächsischen Bauernhofe. Die Wand zwischen Hausflur und Stuben ist mit Schränken und Küchengeräthen aller Art ausgeputzt, und die Küche so angebracht, daß die Hausfrau von ihr aus das ganze Gehöft zu überschauen vermag. Ein Schornstein findet sich nicht im Hause, wohl aber ist eine Oeffnung in der oberen Balkenlage gelassen worden, die Lüke, durch welche der Rauch seinen Ausweg suchen mag.

Auf der anderen Seite des Hauses liegen in dem geräumigen Hofe die Ställe und Scheunen, sowie dem Wohnhause gegenüber ein Baumgarten, in welchen man durch ein Gitterthor von den vor dem Hause unter Linden stehenden Ruhebänken hineingehen kann. Starke und gesunde Obstbäume breiten hier ihre belaubten Zweige über frischen Graswuchs, Gemüse und Salatstücken aus, und wiewohl es auch einige Beete mit rothen Rosen und gelben Feuerlilien giebt, so sind ihrer doch nur wenige; denn in der echten Bauernwirthschaft bleibt der Boden dem Bedürfnisse gewidmet, selbst wenn dem Eigenthümer glückliche Umstände den Luxus eines eigentlichen Blumengartens gestatten sollten. Ueber den Baumgarten hinaus erschaut das Auge nur das frische Grün der großen Wiesen, auf welchen der Bauer Weide und Futter für seine Pferde besitzt. Die Zucht der letzteren wird mit Fleiß betrieben und gehört zu den einträglichsten Nahrungsquellen des ganzen Grundstücks. Auch diese Grasflächen sind von grünen Hecken und Gräben umschlossen, ja eine derselben umschließt sogar einen Weiher, in welchem große Karpfen zugweise umherschwimmen.

In dieſem reichen Hofe, zwiſchen vollen Scheunen, vollen Böden und Ställen handiert der weſtfäliſche Bauer. Hier ſieht man ihn in vollſter Thätigkeit, bald anordnend, bald beobachtend, bald ſelbſt Hand anlegend. Von ſeinen Vorvätern hat er ihn ererbt, einem ſeiner Söhne, dem jüngſten, oder in Ermangelung deſſelben der jüngſten Tochter, will er ihn überlaſſen; doch muß deren Mann alsdann auch den Namen des Hofes annehmen. Dieſe Stellung des Bauers prägt ſich in der ganzen Haltung gegen ſeine Umgebung aus Feſtigkeit, Sicherheit, Beſtändigkeit ſind der Grundzug ſeines Charakters, ja ſogar ein gewiſſes Selbſtgefühl, das nicht ſelten in Starrſinn und herriſches Weſen ausartet. Doch iſt im Allgemeinen ſein Verhältniß zum Geſinde und den bei ihm in beſonderem Hauſe wohnenden Kötter oder Tagelöhner ein patriarchaliſches. Knechte, Mägde, Kinder und Kötter rufen ihn bei ſeinem Tauf-, niemals Familiennamen; Alle reden ihn mit „Jui" an, während er ſich des „Diu" gegen ſie bedient. Iſt der Bauer bereits bei Jahren, ſo wird er, namentlich von den Kindern der Kötter, mit „Hiusva" (Hausvater), ſeine Frau mit „Hiusmoime" bezeichnet. Erlaubt es das Alter der eigenen Kinder, ſo helfen die Söhne auf dem Acker oder in der Scheune den Knechten, die Töchter im Hauſe den Mägden. Dabei nehmen die Kinder da, wo noch alte Sitte herrſcht, dem Geſinde gegenüber eine höchſt untergeordnete Stellung ein. Keines darf ſich in die Tiſch- und Abendgeſpräche einmiſchen, denn nach dem Sprüchworte müſſen ſie ſtets auf das achtzehnte Wort paſſen. Den Anordnungen des Geſindes haben ſie Folge zu leiſten; kommen ſie jedoch mit den Kindern anderer, aber geringerer Bauern, oder wohl gar mit denen der Kötter zuſammen, ſo macht ſich das Bewußtſein, Kinder großer Bauern zu ſein, oft recht fühlbar. Das Geſinde, aus Knechten nnd Mägden beſtehend und ſeinem Range nach durch groß und klein bezeichnet, gipfelt im Hausherrn und der Hausfrau. Sind beide abweſend, dann führen Großknecht und Großmagd das Hausregiment; beide aber haben allezeit die Pflicht, die Ehre des Hauſes nach außen zu wahren. Ein Knecht, der nicht ſtiehlt, taugt nichts, d. h. ein Knecht, der nicht ſeinem Herrn das Korn zu ſtehlen ſucht, um damit die Pferde zu füttern, ſtrebt nicht darnach, mit den beſten Pferden des Dorfes zu fahren, und hat folglich keine Ehre im Leibe. Niemand wird ihn in ſeine Dienſte nehmen. Der Lohn der Dienſtboten beſteht theils in baarem Gelde, theils in Leinwand, theils in einer Leinſaat, einem Stück Land von beſtimmter Größe, das der Bauer mit Leinſamen zu beſäen hat und deſſen Flachsertrag dem Dienſtboten zukommt. Dieſer Flachs wird an den langen Winterabenden zu Garn verſponnen und dadurch ein guter Nebenverdienſt möglich gemacht. Wollte die Magd den Flachs liegen laſſen oder ihn gar verkaufen, ſo würde dies höchſt ſchimpflich ſein, Niemand würde ſie heirathen.

Der Bauer ißt ſtets mit dem Geſinde an demſelben Tiſche, und zwar im Sommer auf der Hausflur, im Winter in der Hauptſtube. Wollte er mit ſeiner Frau am „Lütkentiſche" taſeln, ſo würde dies vom Geſinde ſehr übel vermerkt werden und ſolches Vornehmthun dem Bauer gehäſſige Bemerkungen aller Art zuziehen. Haben Knecht und Magd ſich während des Dienſtes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsſtoffen zurückgelegt, dazu noch ſo viel Geld erübrigt, um eine Kuh und das nöthige Hausgeräthe kaufen zu können, dann ſteht die öffentliche Meinung der Heirath nicht entgegen und ſie können auf die Unterſtützung ihres Brotherrn rechnen. Die „jnngen Leute" miethen ſich als Kötter ein und müſſen als ſolche, ſo oft es gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten. Dafür unterſtützt der Bauer ſeinen Kötter bei jeder Gelegenheit: die Kuh, welche dieſer kaufen will, beſorgt der

Bauer, wenn er ihm nicht eine aus dem eigenen Stalle überläßt. Hat er einen Proceß zu führen, so führt ihn der Bauer, und ist das dem Kötter pachtweise übergebene Land zu bearbeiten, so geschieht dies abermals mit des Bauern Pfluge. Dafür und für viele andere Vergünstigungen muß der Kötter allerwege den Vortheil seines Bauern wahrnehmen, muß um geringen Lohn arbeiten und sich zu außerordentlichen Dienstleistungen bereit finden lassen, ohne besondere Vergütigungen beanspruchen zu können.

Ist der Bauer endlich alt, so übergiebt er sein Gehöft, wie erwähnt, dem jüngsten Sohne oder der jüngsten Tochter. Aeltere Geschwister erhalten eine dem Erbe des jüngsten gegenüber verhältnißmäßig geringe Abfindungssumme. Der Bauer selbst bekommt die Leibzucht, den Auszug, deren Größe sich genau nach der Größe des Bauernhofes richtet. Sie besteht aus einer Wohnung, einem Garten, Ackerland und in Lieferungen an Holz, baarem Gelde und Korn. Kein Mädchen wird als Schwiegertochter in das Erbe gelassen, welches nicht eine Bauerntochter aus einem der Größe des Hofes entsprechenden anderen Hofe ist. — Ihre Mitgift muß dem Vermögen ihres künftigen Mannes angemessen sein, und besteht theils in baarem Gelde, theils im Briutwagen (Brautwagen), zu welchem Pferde, Wagen, Kühe, Vorräthe von Leinenzeug und eine genau bestimmte Summe von Hausgeräthen gehören, während die Vorräthe an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeitstages als freiwillige Gabe beigefügt werden.

Doch, welche Lust giebt es bei solch' einer Hochzeit! Immer wird sie auf dem Hofe gehalten, auf welchem die jungen Eheleute künftig wohnen werden. Die jungen Bursche versammeln sich am Hochzeittage auf dem Hofe des Bräutigams, die Frauen und Mädchen auf jenem der Braut. Alle aber im schönsten Staate. Die Brautkrone muß fest sitzen, es wäre ein schlimmes Zeichen, wenn sie herabfiele. Ist Alles vorbereitet, dann geht's zur Kirche. Aber wie? Frisch und verwegen, wie es diesem kräftigen Geschlechte wohl ansteht, das in hellblauen Röcken und breitkrempigen Hüten so stolz auf den muthigen Rossen sitzt und selten der Sporen bedarf. Der nächste Anverwandte des Bräutigams schwingt die Braut hinter sich auf sein mit Blumen und Bändern geschmücktes Roß, das nun lustig ausbebt und hoch die Mähne wirft. Hat der Priester den Segen gesprochen, so erhält der Bräutigam von seinen Gesellen einige oft nicht eben sanfte Schläge mit Stöcken, daß er gedenke, wie wehe es thue, und sein Weib damit verschone. Hierauf reitet er den Anderen voran, ist der Erste im Hochzeithofe und bringt vom Dorfmusikanten begleitet (beiläufig gesagt, der liederlichsten Person in jeder westfälischen Bauernschaft, da er besonders ein Meister im Lügen und Aufschneiden sein muß), der später eintreffenden Braut ein Brot und einen Krug Bier entgegen, zum Zeichen, daß er von nun an ihr den Lebensunterhalt zu verschaffen habe. Sie genießt etwas vom Bier, vertheilt aber das Brot, in welchem einiges Geld enthalten ist, unter die Armen. Die Hochzeit dauert meist einige Tage.

89. Der Weinbau an der Mosel.

Es giebt keine Gegend in Deutschland, welcher der Weinbau solchen Reiz verleiht und wo er zu so großen Bauten und Anstrengungen Veranlassung giebt und sich überhaupt so malerisch darstellt, als an der Mosel. Geh in die Ebenen der Lombardei, ein Weingarten sieht hier genau wie der andere aus;

besuche die Weingegenden des Rheins und bald wirst du die durch die unabsehbaren Weingelände herbeigeführte Einförmigkeit der Gegend beklagen: durch die gleich Soldaten neben einander stehenden Rebstöcke ist die ursprüngliche Mannichfaltigkeit der Bergformen fast ganz verloren gegangen. Ganz anders an der Mosel. Hier sind die Weingelände nicht nur beständig von Waldpartien, Wiesenland u. s. w. unterbrochen, sondern bieten auch schon in sich selbst eine eben so außerordentliche wie überraschende Mannichfaltigkeit der Gruppirungen und landschaftlichen Scenen dar. Kein deutscher Fluß, weder Rhein noch Donau, hat an seinen Ufern so hohe buntgestaltete Bergabhänge. Da geht Stufe über Stufe, Terrasse über Terrasse hinaus, und selbst die höchsten zum Himmelsfirmamente emporragenden Spitzen zeigen noch Reben und erscheinen als Himmelstische, auf denen die schönsten Trauben aufgetragen sind. Die Bergpfade, welche vom Ufer des Flusses zu diesen höchgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Anstrengens, und unwillkürlich wird man an die Senner und Aelpler der Schweiz erinnert, welche ihre Milch kaum weiter herabholen, als diese Winzer der Mosel ihren Traubensaft. Mit welchen Mühen ist nicht der Weinbau in dieser Gegend verbunden! Erde und Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, müssen vom Flusse aus hoch in die Felsenbrüche geschafft werden und jene Bergesspitzen, die nur zum Nestbau des Adlers noch tauglich erscheinen, müssen noch das süße, goldene Blut der Traube erzeugen. Mit welcher Kühnheit tritt hier der Weingärtner allen Hindernissen entgegen, wie weiß er sie durch Fleiß und Ausdauer zu beseitigen. Schon bei Bremm glaubten wir die höchsten Weingebirge gesehen zu haben, so daß wir sie mit dem Namen „Weinalpen" belegten, aber bei Willingen entdeckten wir noch weit höhere, und an manchen Stellen der unteren Mosel schienen sie sich so weit hinaufzuwenden, daß sich kaum bestimmen ließ, welche die höchsten seien. Eine Terrasse (hier Chor genannt) hebt sich über der anderen, alle mit Reben besetzt, und ihre Zahl ist so beträchtlich, daß ich einmal nicht weniger als dreißig zählte, von denen sich die äußersten in den Wolken zu verlieren schienen.

Alle diese Chöre sind auf die mannichfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, so daß der Weinbaukenner schon aus weiter Ferne beim Anblick der Chöre, sowie aus der Stellung der Rebstöcke, mit Bestimmtheit Vieles über die Eigenthümlichkeit der Cultur jeder Abtheilung zu sagen vermag. Mannichfaltige Anstalten aller Art, ja selbst großartige Bauten mußten unternommen werden, um Raum für die Rebstöcke zu gewinnen. Da giebt es große, von hoch emporragenden Pfeilern getragene Gewölbe, auf deren Decke dann das Chor oder der Weingarten geordnet ward. Wie der frische Brunnquell auf riesigen Wasserleitungen oft in die fernen Weltstädte geführt ward, so wird auch hier an hundert Stellen der Weinstock an den steilsten Stellen herumgeführt, damit er das an ihren Wänden zurückprallende warme Sonnenlicht einsauge. Die vielfach bewunderten hängenden Gärten der Semiramis können nicht mit jenen Wunderwerken verglichen werden, welche der Weinbauer im Moselthale im Laufe der Zeit geschaffen hat. Bei engem, beschränktem Raume muß er sich unter den verschiedensten Umständen zu helfen suchen, sobald die Lage eines Bergvorsprunges eine günstige ist. Ein Gewölbe erhebt sich oft über dem anderen, und Verbindungswege auf hohen Brückenbogen springen über die unter ihnen grünenden Weingärten hinweg. Ja nicht selten half man dem Berge selbst nach, da wo Risse und Spalten eines Felsens den Einsturz drohten. Gleich einem riesigen Spitzenklöppelwerke aus Stein breitet sich so ein Moselweinbergsgelände oft eine Stunde lang in beträchtlicher

Höhe aus, und nicht selten steckt in ihm mehr Arbeit und Mauerwerk, als in einem gothischen Dome.

Bei Betrachtung derartiger Arbeiten erkennt man mit Staunen, welch unsägliche Mühe dies edle Getränk dem Menschen macht, ehe nur die fruchttragende Rebe den Boden gewonnen hat, auf welchem sie zu gedeihen vermag. Und wie viel Arbeit erfordert sie zu ihrem ferneren Gedeihen. Daß der in die Erde gelegte Knollen treibt und süße Früchte bringt, daß diese Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen den Weinkenner entzückenden Saft geben, das Alles ist ein Ergebniß der Kunst und der Veredelung. — Gehe während des Winters hinaus an die Gebirgsgelände der Mosel und sieh, wie der fleißige Winzer schiefert, d. h. die Schiefersteine aus dem Felsen hervorkratzt, zerhackt und in den Weinbergen umherstreut. Sie halten den Boden feucht, und sind sie verwittert, dann düngen sie ihn. So bekommt der Berg immer eine neue jugendliche Kraft, die er dem Weinstocke mittheilt. Doch dies ist nicht die einzige Winterarbeit. Gestattet es die Witterung, dann werden auch die Mauern in den Weinbergen ausgebessert, hangende, dem Einsturz drohende Felsen untermauert und gestützt. So bricht allmählich der Frühling an. Die Stöcke werden in ihm aufgestellt, der Boden gelockert, gedüngt und umgraben. Aber welche unsägliche Mühe erfordert nicht die Düngung. Da muß beinahe jede Gabel voll Dünger auf dem Rücken der Leute stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden, und wie oft muß der Winzer es erleben, daß ein heftiger Platzregen all' seine Arbeit zerstört und in wenig Minuten den Boden herabschwemmt, den er unter großer Anstrengung in vielen Tagen und Wochen mühsam hinaufschleppte. Nie darf er seine Stecklinge außer Acht lassen, und von der diesjährigen bis zur nächsten Ernte geht ohne Unterbrechung eine Kette von Arbeit. Gleich nach dem Aufstellen der Stöcke und nach dem Umgraben im Frühjahr muß das alte Holz ausgehauen werden und wie es zum Gedeihen des menschlichen Körpers wesentlich nothwendig ist, daß die Poren der Haut stets geöffnet bleiben, so muß auch der Boden im Weinberge allezeit locker erhalten werden, damit Licht, Wärme und Wasser in ihn einzudringen vermögen. Keine Gras-, keine Unkrautsnarbe darf sich bilden, mehr als einmal muß er im Sommer umgraben oder gerührt werden. Trieb der Stock zu üppig frische Zweige, so muß man diese sofort entfernen, damit in ihrer Ausbildung nicht seine Kraft vergeudet werde. Doch dies sind nur die großen und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten; kleinere Mühen und Sorgen gehen beständig neben ihnen her, Wind und Regen richten bald dieses, bald jenes Unheil an. Da sind Zweige losgerissen, sie müssen angebunden, üppig wucherndes Unkraut muß ausgejätet werden, bis endlich die unter Arbeit und Sorgen gereifte Frucht eingeerntet werden kann.

Wer möchte es dem Winzer verargen, wenn er nun in Frohsinn und Heiterkeit die letzte Hand an die schöne gereifte Frucht legt. Aus allen Dörfern ziehen ganze Gesellschaften von Winzern, Männern, Weibern und Kindern — denn bei der Weinlese kann jede Kraft nützlich verwendet werden — hinaus in die Berge. Den Korb auf dem Rücken, das Winzermesser in der Hand, so eilen sie die Fußpfade hinan, und es entwickelt sich mit dem wachsenden Tage allmählich eine äußerst unterhaltende Thätigkeit längs der Ufer des Flusses. Da sieht man oft zwischen den Winzern ein Ochsen- oder Pferdegespann, das auf dem knarrenden Wagen die Kufe, in der die Trauben getreten werden, dahinschleppt. Ist auch nicht jede der in die Kufen fallenden Beeren so gut wie ein Groschen im Beutel, so tritt doch nun die Aussicht auf Gewinn ganz nahe heran. Dabei ist die Weinlese im Gegensatz zu allen

übrigen Arbeiten des Jahres die leichteſte, und während bisher, ſowohl im Winter, als Frühling und Sommer, der Winzer einſam auf ſeinem Berge beſchäftigt war, ſo iſt jetzt die ganze Familie um ihn verſammelt, ja ſelbſt von fernher ſind Freunde und Verwandte gekommen, um die Freuden der Weinleſe mit ihm zu theilen. So kärglich dieſe auch nicht ſelten ausfallen mag, ſo iſt es dennoch alte hergebrachte Sitte, dabei zu jubeln und zu ſchießen, ſich zu necken, luſtig zu ſein und die Freunde zu tractiren. Reiſt man dann längs der Ufer des Fluſſes oder auf dieſem ſelbſt, ſo erblickt man überall im Thale die Wagen mit ihren Kufen und ihrem Ochſengeſpann, während die in den Felſen und Klüften vertheilten Leute das edle Bergnaß herabholen und den gewonnenen Reichthum in den Bottichen am Uferwege wie zur Parade aufſtellen. Und wie die Wege, ſo belebt ſich auch der Fluß, denn nicht ſelten hat der Moſelbewohner ſeinen Weinberg auf der einen Seite des Fluſſes, während Dorf, Acker und Wieſen auf der entgegengeſetzten liegen. Drum beſitzt faſt jede größere Wirthſchaft oder mehrere kleine zuſammen, ihren Moſelnachen, und es entſteht eine Thätigkeit auf dem Waſſer, wie man ſie auf dem Rheine oder anderen Flüſſen, welche den Beſitz der Uferbewohner mehr als die Moſel aus einander halten, nicht kennt.

Der Weinbau iſt der zahlreichen Bevölkerung der Moſeluſer Alles, ihre einzige Erwerbsquelle. Kornfelder giebt es faſt gar nicht; die Wieſen, ja das Vieh haben ſie nur des Weinbaues wegen. Freilich iſt dieſer in guten Jahren auch außerordentlich beträchtlich, und es giebt einzelne Dörfer, die in denſelben oft 1000 bis 2000 Fuder Wein (das Fuder zu ſechs Ohm) erzeugen. Die ganze Weinernte des Moſelthales von Trier bis Coblenz wird in beſonders guten Jahren zu 100,000, in mittelmäßigen zu 50 bis 80,000 Fuder veranſchlagt, während die Geſammtbevölkerung des etwa 13 Quadratmeilen großen Weinlandes gegen 130,000 Köpfe betragen mag.

Nach Kohl.

90. Land und Leute in Maſuren.

Das Land der Maſuren, des ſüdöſtlichſten Theiles der Provinz Preußen, wird meiſt als ein rauhes, unwirthliches Land beſchrieben, in welchem Wölfe und Bären umherlaufen, und es nur öde Berge und ſteinichte Schluchten, Wälder ohne Wege, Moräſte und Brüche, nur einen Winter und Herbſt, eine Bevölkerung ohne alle Cultur, polniſch redend, und polniſche Wirthſchaft gäbe. Das ſind arge Uebertreibungen. Wahr iſt's, Maſuren iſt im Ganzen ein armes Land, reich nur an Steinen, wie ein maſuriſches Sprichwort ſagt; gleichwohl aber bieten ſeine waldbegrenzten Höhen und Berge, ſeine ſtromreichen Thäler und ſchattigen Schluchten, ſeine blauen, maleriſch ſchönen Seen, ſeine lichten Laub- und düſteren Tannenwälder dem, der mit unbefangenem Auge ſie prüft, der lieblichen Bilder ſo viele dar, daß ich's mir wohl erklären kann, wie auch den Maſuren, nach Art der Schweizer, ein tiefes Heimweh ergreift, wenn er „aus ſeinen Bergen," wie er ſagt, in das angrenzende Flachland ſich verſetzt ſieht. Zwar findet man hier nicht Menſchen von kunſtgewandter Art und feiner Sitte, wohl aber ein Naturvolk, kernig, ſchlicht und bieder, anſpruchslos, treu dem angeſtammten Königshauſe wie dem Glauben der Väter.

Was Maſuren beſonders belebt, iſt der Reichthum an Seen, obwohl deren Zahl im Laufe der Zeit ſich ſtark vermindert hat. Schon der deutſche Orden that viel zur Entwäſſerung des Landes, und ſeit der Zeit ſind der

Seen noch mehrere abgelaſſen worden, um ſchönes Wieſenland zu gewinnen. Alle Seen bilden ein Netz, welches im weiten Thale der maſuriſchen Hochebene mehr als 300 Fuß hoch über dem Oſtſeeſpiegel liegt; das ganze Thal dieſer Seegruppe ſcheint nur eines Sees Grund geweſen zu ſein. Durch das Zufrieren der Seen rücken Städte und Dörfer, die ſonſt meilenweit von einander getrennt ſind, einander nahe; alle Gewäſſer bilden dann einen einzigen Kryſtallſpiegel, und es iſt eine wahre Luſt über dieſen hinzugleiten mit den kleinen maſuriſchen Pferdchen, die nie Schritt gehen dürfen. Jeder Bauer hat hier ſeinen Schlitten, den man trotz der Kälte von 20—28° R. unverdeckt ſieht. Hufeiſen den Pferden unterzulegen dünkt dem Maſuren zu koſtſpielig. Ein paar ſpitze Nägel ſind hinreichend, und ſo geht es dann mit dem beladenen, wie leeren Schlitten immer Galopp.

Da das Land bergig iſt und viel ſteinigen und ſandigen Boden hat, ſo führt der maſuriſche Bauer ein mühevolles und ärmliches Daſein. An Betriebſamkeit und Fleiß fehlt es dem Volke keineswegs, nur iſt zu bedauern, daß es der Vortheile, welche es erringen könnte, durch ein zu ſtarkes Feſthalten am Althergebrachten verluſtig geht. Trotz aller Noth, in welcher das Volk lebt, muß der Menſchenlag dieſes Landſtrichs ein kräftiger genannt werden; er iſt der Mehrzahl nach blondhaarig und blauäugig. Die Männer tragen das Haar geſcheitelt, hinten lang herabhängend; Alles, was zur Kleidung gehörig, wird ſelbſt verfertigt. Bei den Männern herrſcht die Liebe zur blauen Farbe vor, und ein blauer, lang herabhängender Tuchrock, mit einer aus buntem Garn gewebten Schärpe umgürtet, iſt ihr höchſter Putz. In dieſem Anzuge prangt nur der wohlhabende Bauer; der arme Mann geht im Sommer halb nackt, nur in einer linnenen Hoſe, von einem Ledergurt zuſammengehalten, die Frauenzimmer gleichfalls bis auf ein langes Hemd und eine Schürze vorn, Kinder aber meiſtens ganz nackt. Das Schuhwerk bei den Männern beſteht für den Winter in Baſt- oder Klumpholzſchuhen, oder wohl auch in bloßen Lumpen, nach Art der Griechen mit Riemen um den Fuß gewunden. Nur Reiche tragen Stiefel, von denen der minder Wohlhabende ſich jedes Jahr nur ein Paar kauft, Aermere alle drei Jahre eins, und viele arme Leute ſterben, ohne in ihrem Leben jemals Stiefel beſeſſen zu haben. Die Frauen tragen mit Tuch benähte Strümpfe. Auf den Bällen erſcheint man in Volksbekleidung, zieht aber Schuhe und Strümpfe aus ökonomiſchen Gründen aus und tanzt barfuß.

Die Wohnungen ſind aus Holz gebaut, mit Stroh gedeckt und mit Moos verſtopft; die ärmeren Leute wohnen als halbe Höhlenbewohner in Lehmhütten, welche zum Theil in die Berge eingebaut ſind. Sie haben ſtets nur eine Stube, die zugleich Küche iſt, und eine Nebenkammer für die geſammte Hausgenoſſenſchaft. Dicht neben der Wohnſtube iſt eine geräumige Einfahrt, worin Ackergeräthe, Wagen und Pferde ſtehen, welche letztere ſelbſt dem Aermſten nicht fehlen, da der Bauer ohne Pferd ſein ſteiniges Feld gar nicht bearbeiten kann; ſie ſind freilich darum auch klein, rauhhaarig, das Stück für 10—12 Thlr. zu haben. Ein abgeſonderter Theil der Einfahrt bildet den Schweineſtall; doch füttert der Maſur alles Jungvieh, Füllen, Ferkel und Kälber, wenn er ſolche erſchwingen kann, in der Stube; das Federvieh reſidirt hinter dem Ofen. Man vernimmt daher in ſolcher Wohnſtube das ſinnverwirrende Geſchrei einer ganzen Menagerie. Sobald das Feuer auf dem koloſſalen Kamine brennt, wird die Stube dunkelſchwarz von Rauch, und ſchmutziger und duſtender kann nicht der Stall eines Augias ſein.

Das Mobiliar in ſolch einer Bauernhütte, die durch einige kleine, er-

blindete Fensterscheiben spärlich erhellt wird, kann nicht einfacher sein: ein Tisch, eine Bank an zwei Wänden, eine andere um den ungeheuren Lehmofen, eine breite Bettstelle, worin Mann, Frau und Kinder schlafen, ein großer, buntbemalter Kasten und ein Kleiderschrank, ein hölzernes Gestell mit Töpfen und Schüsseln und hölzernen Löffeln, das ist Alles. Nur darf draußen ein bunter Fensterladen nicht fehlen. Federbetten kennt die Mehrzahl der Masuren nicht, statt ihrer hat man Moos- und Heukissen; ein Spiegel ist schon ein Luxusartikel. Eine Uhr wird nirgends getroffen, und die wenigsten verstehen es, sich nach ihr zu richten. An Winterabenden brennt fortwährendes Kaminfeuer und ein Kienspan, den man in einer Spalte der Wand oder oben im Gebälk befestigt; Talglichte kommen nur auf Dorfbällen vor. Der Ofen ist im Winter glühend heiß: denn Holz giebt es vollauf; auf ihm schlafen die Kinder, und die Hitze in der Stube ist so groß, daß Erwachsene halbnackt, Kinder aber wie zur Sommerzeit ganz nackt umherlaufen. Ein solches Haus kostet nicht mehr als 30 Thlr.; das Holz dazu weiß der Bauer sich für ein Billiges (oder durch Forstdiebstahl) zu verschaffen. Jeder Bauer ist dabei selbst der Bauherr. Auch helfen sie sich gegenseitig beim Aufbau ihrer Wohnungen. Eisen braucht man dazu höchst selten; Nägel, Thürangeln, Schlösser sind aus Holz.

Die Nahrung der Masuren besteht meistens aus Kartoffeln, welche Frucht gerade im sandigen Boden am besten gedeiht; Brot und Mehlspeisen sind schon Leckerbissen. Die ärmeren Leute essen ihre Kartoffeln ohne Butter, nur mit Salz, höchstens mit einem Schnittchen Speck; dagegen ist der Branntwein, ein fuseliger Kartoffelspiritus, allbeliebt, so sehr auch von Seiten der Geistlichen und Schulen stark dagegen gepredigt und gewirkt wird. Der Masur hat's im Genusse seines „Wutki" zu einer hohen Virtuosität gebracht, er wird nicht nur getrunken, sondern mit etwas Honig versüßt und angebrannt auch als „Brensel" gegessen. Kinder, die noch an der Brust saugen, erhalten als Schlaftrunk einen Schluck Kartoffelschnaps. Es giebt Dörfer, in denen das dritte Haus ein Branntweinschank ist, und im Städtchen Nikolaiken, welches 1600 Einwohner zählt, befanden sich noch vor wenigen Jahren 10 Branntweinbrennereien und 25 Schenken, dagegen hat die Stadt keine Thurmuhr, weshalb die Leute beim Kirchgange und bei Gerichtsterminen oft viele Stunden zu früh kommen um sich nicht zu verspäten, und diese Zeit wird dann natürlich am liebsten in den Schenkhäusern zugebracht.

Das Landvolk spricht, obgleich deutsch gesinnt, einen mißklingenden Dialekt des Polnischen, dem Deutschen ganz unverständlich, und hegt ein gewisses Mißtrauen gegen Fremde. Wer dagegen der Landessprache nur einigermaßen kundig ist, und mit Offenheit dem Masuren begegnet, findet ihn zu Allem willig.

Ueber Recht und Unrecht, Mein und Dein haben die Masuren eigenthümliche Begriffe. Nach ihrem Codex ist Stehlen keine Sünde. Was ihnen nützt, halten sie für Recht, was ihnen schadet, für Unrecht.

Von Gesetzen halten sie nichts. Sie glauben, daß die Behörden Alles nur nach Gutdünken verfügen, und haben daher vor Beamten einen eigenen Respect; sie beehren sie mit den erhabensten Titeln. Schreiber, Gensdarmen, Executoren u. s. w. werden „gnädigster, großmächtigster Herr" genannt. Man naht sich ihnen in tiefster Unterwerfung. Ein Richter, ein Landrath vollends ist in ihren Augen ein fast übermenschliches Wesen.

Sämmtliche Masuren sind evangelisch, bis auf den rösseler Kreis, haben aber noch eine Menge katholischer Gebräuche; sie feiern die Feiertage der

katholiſchen Kirche zum Theil noch mit, wenigſtens durch Einſtellen der Arbeit. Der Bußtag dagegen wird von ihnen nicht beachtet; er ſei ein berliner Feiertag und nur für diejenigen angeordnet, welche einen Gehalt aus der Staatskaſſe beziehen. Auch ſteckt der Maſur noch arg voll Aberglauben.

Ein großer Theil der maſuriſchen Bauern lebt vom Schmuggelhandel. Weder die ſonſt ſo weit reichenden Ukaſe des allmächtigen Czaren, noch die Koſackenpikets, weder die Schlagbäume, noch die zahlreichen Mauthſtationen mit ihrer Legion von Zollbeamten vermögen den ſtark verbreiteten Schmuggel längs der polniſchen Grenze zu unterdrücken.

Nach M. Roſenheyn.

91. Die Leipziger Meſſe.

Das Königreich Sachſen beſitzt an Leipzig einen Handelsplatz, der nicht allein ein ſächſiſcher, nein, ein deutſcher, ein europäiſcher genannt zu werden verdient. Da iſt Gewölbe an Gewölbe, Niederlage an Niederlage. — Welch' ungeheurer Verkehr, welche Handelsthätigkeit muß hier ſtattfinden! Das ſollte Otto der Reiche, der Stifter der Leipziger Oſter- und Michaelismeſſe vor faſt 700 Jahren, ſehen! Wie klein und gering war damals die Stadt, und jetzt wie groß und prächtig!

Kaum iſt Oſtern vorüber, welch' reges Leben beginnt auf den Straßen, welches Drängen, welches Treiben, welche Geſchäftigkeit! Man muß ſie ſehen die faſt endloſen Wagenzüge, welche auf den fünf Eiſenbahnen faſt ſtündlich heranrollen, muß Zeuge der Regſamkeit auf den Bahnhöfen beim Ab- und Aufladen jener Kiſten und Käſten, Ballen, Laſten und Fäſſer ſein. Welche Wagenmaſſen rollen dann durch die Straßen. Vor allen Gewölben, allen Niederlagen ſtehen große Kiſten und Ballen, und was der Gewerbfleiß vieler Städte, großer Fabrikbezirke, ganzer Länder in gedachter Zeit geſchaffen, hier findet es im Zuſammenfluſſe ſeinen Handelsplatz. Die Fabrikanten und Gewerbsmänner Sachſens, Schleſiens, Brandenburgs, der Rheinlande, Bayerns, Würtembergs und Badens und der ſächſiſchen Herzogthümer ſtellen ſich ein. Selbſt die Schweiz hat zahlreiche Vertreter, desgleichen Frankreich für ſeine Modeartikel, ſeine Seiden- und Kurzwaaren, England mit ſeinen gewaltigen Niederlagen für ſeine wollenen, baumwollenen und Stahlwaaren. Zahlloſe Firmen bedecken die Häuſer nicht ſelten bis zur dritten Etage mit Ortsnamen aus Nähe und Ferne, Inland und Ausland verſehen. Welches Drängen und Treiben in den erſten Wochen einer Meſſe unter den Ein- und Verkäufern! Allein oder in Begleitung eines Dolmetſchers wandern ſie von Niederlage zu Niederlage; man verkehrt hier in deutſcher, dort in engliſcher, in franzöſiſcher, neugriechiſcher oder italieniſcher Sprache. Dieſer Jude mit dem langen ſeidenen Kaftan und der braunen Pelzmütze iſt aus Polen; für mehr als 100,000 Thaler Waaren hat er ſchon gekauft, und noch immer kann er nicht abreiſen, noch immer wartet er auf neu ankommende Waaren. Vergnügt reibt der Fabrikant die Hände, ſeine Niederlage iſt faſt geleert und reiche Beſtellungen ſind für die nächſte Meſſe bei ihm gemacht. Viele derartige Aufräumungen und Beſtellungen, wie ſie nicht zu den Seltenheiten gehören, welches Leben bringen ſie in arme Fabrikgegenden, welcher Jubel, daß die Leipziger Meſſe „gut" ausgefallen. Daher das beſtändige Nachfragen nach dem Gange der Geſchäfte während der Meſſe. Ein Blick in jene großen Banquierhäuſer, und wir ſtaunen über die ungeheuren Geldmaſſen, welche hier täglich durch die Hände des Caſſirers gehen. Welche koſtbaren Schätze in jenen großen Seiden-

waarenlagern, welche Massen von Tuch, von Leinwand, von Rauchwaaren, von Leder, von wollenen und baumwollenen Stoffen in den Niederlagen und Gewölben zu ebener Erde, im ersten und zweiten Stocke! — Und nun der Kleinhandel! Sechshundert Buden bedecken den schönen großen Markt in langen Reihen. Glas- und Steingut, Stroh- und Korbwaaren, Dosen und Blechwaaren, Farbekästen, Bleistifte, Federn, musikalische Instrumente, erzgebirgische Spitzen und Nähwaaren, Nürnberger Spielwaaren, Bürsten, Handschuhe, Zöblitzer Serpentinsteindrechselei en und tausend andere Artikel liegen und hängen hier wohl geordnet zum Verkaufe. Zahlreiche Menschenmassen wogen vom Markte nach dem Augustusplatze, zwischen der Post und dem ehemaligen Grimmaischen Thore. Eine ganze Bretterstadt hat sich hier in wenigen Tagen auf beiden Seiten der Straße erhoben. Hier ist der Hauptsitz des Kleinhandels! Längs des Augustusplatzes oder Universitätsgebäudes die Buden der Schnittwaarenhändler, dahinter Glas- und Steingutbuden und die Kurzwaarengeschäfte. Ihre verführerischen Schilder mit „Stück für Stück 2 Groschen!“ entlocken Vielen das Geld. —

Doch wir verlassen diesen Platz und gehen nach dem Roßplatze „unter die Buden“. Es ist Meßsonntag. Welch' unaufhörlicher Lärm umtobt uns! In langen Budenreihen sind hier die Sehenswürdig- und -unwürdigkeiten der Messe aufgestellt. Menagerien mit wilden Bestien lassen uns die Töne der Wüste und Urwälder hören; Dioramen, Panoramen und Cosmoramen versetzen uns, wie mit einem Zauberschlage, in die Hauptstädte der Erde, in die schönsten Gebirgsgegenden, an die Wasserfälle und vor Prachtgebäude, ohne daß wir Leipzigs Thore verlassen haben; Wachsfiguren, beweglich und unbeweglich, führen uns Darstellungen aus der heiligen und der Weltgeschichte vor; — daneben Buden, in denen Taschenspieler ihre Kunststücke, Athleten Beweise ihrer Stärke und der sonderbarsten Körperstellungen und Verrenkungen für Geld geben. Und unter diesen noch Carousels, Schenk- und andere Buden; überall wird von Harfenmädchen gespielt, gesungen, von Musikbanden musicirt, von Ausrufern an allen Schaubuden mit Löwenstimme, selbst durchs Sprachrohr, eingeladen, in den Thierbuden geläutet, und dazwischen von Löwen, Hyänen, Tigern, Bären gebrüllt, von der wogenden Menge gelärmt, gelacht, geschrieen, gezankt.

Drei Wochen dauert die Messe, ungerechnet die vielen Geschäfte, die schon vorher im Großhandel abgemacht werden. Erst mit der Vorwoche beginnt die eigentliche Messe. Hierauf folgt, durch Läuten der Rathhausglocke angezeigt, die Meßwoche, die, auf gleiche Weise geschlossen, der Zahlwoche weicht. In ihr beginnt zu Ostern die Buchhändlermesse, die erst beendigt wird, nachdem alle übrigen Geschäfte ihr Ende erreicht haben. Während derselben stellen sich aus allen Gegenden Deutschlands die Buchhändler und ihre Vertreter ein, um in der schönen Börse auf der Ritterstraße ihre gegenseitigen Abrechnungen vorzunehmen und Zahlung zu leisten. Leipzig hat allein über 230 Verlags-, Commissions- und Sortimentsbuchhandlungen, außerdem noch viele große Buchdruckereien, große Buchbindereien und andere zur Herstellung und Ausschmückung der Bücher erforderliche Anstalten. — Oster- und Michaelismesse sind Hauptmessen; unbedeutend dagegen ist die von Friedrich dem Sanftmüthigen gestiftete Neujahrsmesse.

92. Das sächsische Erzgebirge und seine Bewohner.

Das Erzgebirge ist die größte und volkreichste Provinz des Königreichs Sachsen. Hier erheben sich die meisten und höchsten Berge, hier sind die größten Waldungen, hier ist der Born der meisten größeren Flüsse, hier ist das Vaterland des sächsischen Bergbaues, der Bergfabriken, des Klöppelwesens, zum Theil auch der Baum- und Schafwollenweberei, des Maschinenbaues und der Holzwaarenarbeiten; hier ist der größte Reichthum in und oft die größte Armuth über der Erde. Die Fälle sind nicht selten, daß, während Mutter und Töchter am Klöppelsacke sitzen, tief darunter Vater und Söhne als Bergknappen arbeiten.

Vom Meißner und Leipziger Kreise steigt das Land allmählich an, erhebt sich wellenförmig in stetem Wechsel von Berg und Thal bis zu den höchsten Punkten an Böhmens Grenze, und ist reich an Naturschönheiten aller Art, aber auch an Gegenden, wo nur düstere Wälder und kahle Bergrücken dem Auge sich darstellen, wo kein Singvogel nistet und nur selten eine Biene summt, weil sie den Rauch der Hammer- und Schmelzhütten flieht, wo keine Rebe prangt, wenig Obst und selten Korn gedeiht, und wo gewiß Unzählige sterben, die nie einen Pfirsichbaum oder Weinstock gesehen haben. Die schönsten Gegenden sind in den unteren Mulden-, Pleiße-, Zschopau- und Flöhe-Thälern, sowie bei Annaberg, Schneeberg, Chemnitz und Olbernhau; die unwirthbarsten im sogenannten sächsischen Sibirien, wie man den Landstrich bei Wiesenthal, Karlsfeld, Jöhstadt und Johanngeorgenstadt wegen der außerordentlichen Rauhheit seines Klima's und wegen des unfruchtbaren Bodens sehr richtig zu nennen pflegt; die wildesten endlich beim Greifensteine und im unteren Steinbachthale bei Schwarzenberg.

Große Waldungen, neben welchen es auch nicht an Torf- und Steinkohlenlagern fehlt, decken besonders die höheren Gegenden. Des Bodens wellenförmige Gestalt und meist zu steinreicher Gehalt erschweren Feld- und Gartenbau, und rauhes Klima vereitelt in den höchsten Gegenden nicht selten die größten Anstrengungen des Landmannes. Der Felder bester Segen sind Hafer, Lein und Erdäpfel. Letztere, welche man vor etwa 130 Jahren statt Butter zu Brote aß, vertreten jetzt nicht selten des letzteren Stelle und sind die wahre Brotfrucht des Erzgebirges, welche oft nur mit Salz, seltener mit Butter oder Leinöl des Armen Morgen-, Mittag- und Abendbrot giebt. Ohne Getreidezufuhr aus Böhmen und den angrenzenden Provinzen würde der arme Erzgebirger oft hungern müssen, obschon er mit unglaublicher Anstrengung, gleich dem Tyroler und Schweizer, der Erde gleichsam abzuzwingen sucht, was sie ihm versagt. Bergabhänge beflügt er, die der Niederländer kaum erklettern kann. Gras mäht er auf Höhen, wo ein Fehltritt ihn verunglücken läßt Heu holt er mitten im Sommer auf Schlitten, wo er mit Wagen nicht fortkommen kann. Mit Centnergeduld liest er Steine von den Feldern, und doch wird ihm meist nur dürftige Ernte zu Theil.

Den Erzgebirger charakterisiren Zufriedenheit mit Wenigem, Treuherzigkeit und Geradheit im Umgange, etwas Singendes beim Sprechen, ein häufiges Verdrehen üblicher, auch Einheimischen fremder oder selbst geschmiedeter Wörter und noch so manche andere Eigenheiten. Ganz besonders eigen sind ihm Fleiß und Sinnen auf Erwerb, wozu ihn die Natur gleichsam spornt; denn fast jede Gabe läßt sie nur mit Mühe und Gefahr sich abgewinnen. Sogar das Gehen erschwert sie ihm. Kaum viertelstündig sind die Ebenen, und das

Steigen und Klettern nimmt kein Ende. Mühsamer wird nirgends der Landbau betrieben und frühzeitiger wohl nirgends die Jugend zur Arbeit angehalten. Mit dem 5ten bis 6ten Jahre schon hilft das Kind verdienen, in der Klöppelstube wie am Spinnrocken und in der Hütte. — Eigen ist ferner dem Erzgebirger, gleich dem Tyroler und Savoyarden, das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden und die doch ewig lebende Sehnsucht nach den Bergen und Thälern der Heimath. Den Strichvögeln gleich ziehen aus manchen Gegenden im Frühjahre Hunderte mit Bändern, Spitzen, Blechwaaren, blauer Farbe u. s. w. in alle Länder deutscher Zunge. Zum Winter aber kehrt fast Alles heim, um, umnebelt von Hütten- und Hohöfenrauch, nicht selten in verschneiter ärmlicher Wohnung, den sauer errungenen Verdienst mit Weib und Kind zu verzehren.

Nebel, welche die letzten Häuser kaum erkennen lassen und die höchstens in der Mittagsstunde weichen, kündigen dem Erzgebirger den Winter an, der ihm gewöhnlich in der fürchterlichsten Gestalt erscheint; denn Wochen lang schneit es in Einem fort, ja wohl in einer Nacht so, daß man sich aus den Häusern schaufeln, bisweilen sogar aus dem Dache steigen muß, um einen Gang zur Hausthüre oder Gucklöcher für die Fenster der Unterstuben, die meist düsteren Kellern gleichen, zu schaffen. 3 bis 7 Ellen hoher Schnee ist in strengen Wintern nicht selten; und Stürme, die nirgends fürchterlicher heulen, bilden oft 20 bis 30 Ellen tiefe Windwehen. Selten vergeht ein Winter, wo nicht Menschen im tiefen Schnee ihr Grab finden. Dessenungeachtet heißt der Erzgebirger den Winter willkommen, denn er bringt ihm eine seiner liebsten Erscheinungen, die Schlittenbahn, welche die Wege ebnet, Verkehr und Geselligkeit fördert, und gewöhnlich länger dauert, auch weit schöner ist, als im Niederlande. Selbst Kinder gleiten im Ruschelschlitten die steilsten Höhen hinab. — Ueberhaupt ist die Jugend hier weit abgehärteter, als im Niederlande, und oft, wenn man da schon nach Pelz und Mantel greift, springen hier noch die Kinder unter freiem Himmel barfuß und in bloßen Hemden umher, die noch dazu meist nur Hemden *gewesen zu sein scheinen*.

Erbärmlicher in Ansehung der Wohnung behilft man sich wohl nirgends, als in diesen rauhen Gebirgsgegenden, wo nicht selten 3 bis 4 Familien, jede mit einem Herdchen Kinder, oft also 20 bis 24 Personen, in einer Stube hausen, die kaum 9 Ellen lang und 8 Ellen tief ist. Kann jede Familie ihren besonderen Platz am Fenster erhalten, so preiset sie sich glücklich — Außerdem lebt und webt Alles bunt durcheinander. Und was für Hütten sind meist diese bevölkerten Häuser! Oft genug wird so ein Grundstück für achtzig bis hundert Thaler verkauft. An Betten ist bei Armen gewöhnlich nicht zu denken. Die meisten schlafen auf Stroh oder Moos, häufig nur auf der Diele oder Ofenbank.

Engelhardt.

93. Thüringen und seine Bewohner.

Im Innern Deutschlands, von den Alpen wie von der Nordsee gleich weit entfernt, erhebt sich in nordwestlicher Richtung der Thüringer Wald, die Grenzscheide zwischen nord- und süddeutschen Völkerstämmen. Die Wogen des süddeutschen wie des norddeutschen Lebens prallten an das Thüringer Gebirge an, schlugen aber nur selten darüber, darum hat auch schon in tiefer Frühzeit sein Gebirgsgrat den Namen *Rennstieg*, d. h. *Rain-* oder *Grenzweg*,

erhalten. Ein langgestreckter Gebirgszug dehnt sich 36 Stunden weit und ist nach Richtung, Meereshöhe, Stellung und Bestimmung gleichsam die Seele des Ganzen, und nur da, wo seine Höhen in Hochebenen übergehen, verliert sich der Name des thüringer Waldgebirges. Auf diesem Boden, und zwar auf Bergen, wie in Thälern, lebt ein frischer, fröhlicher, liederreicher Menschenstamm, der Thüringer. Denn so nennt er sich am liebsten, unbekümmert um die Zahl der Fürsten, welche in wunderlichster Weise sich in sein Land getheilt haben. Keinem siehst du es an, ob er ein preußischer, schwarzburgischer, großherzoglich oder herzoglich sächsischer Thüringer ist. Er ist Thüringer und das genügt ihm, das ist sein Stolz und seine Freude.

Mannichfach sind die Beschäftigungs- und Erwerbszweige des Thüringers, mannichfach waren sie schon in alter Zeit. Dort, wo der Schiefer in gewaltigen Massen dem Gebirge entnommen wird, bei Lehesten, Gräfenthal, Saalfeld und Sonneberg, nähren sich Tausende von Menschen von seiner Verarbeitung zu Schreib- und Dachschiefer. Da aber, wo die dunkle Grauwacke des Gebirges von beträchtlichen Waldungen bedeckt wird, hat der Holzschnitzer und Drechsler seine Heimath, von welcher aus er seine Waaren bis in die fernsten Länder der Erde, besonders durch Vermittelung Nürnbergs, sendet. Dem Zuge des Rennstieges folgen die Glas- und Porzellanfabriken; während im nordöstlichen Theile des Landes der Ackerbau am verbreitetsten und lohnendsten ist. Hier wohnt in den zahlreichen Dörfern der Bauer, der Hintersiedler und Hintersasse, von denen der erstere den größten, der letztere dagegen fast gar keinen Grundbesitz sein Eigenthum nennen kann, während dem Hintersiedler wenigstens einiges Land an Acker und Wiese gehört. Da, wo die Kargheit des Bodens, sowie die an den Abhängen der Berge gelegenen Felder den Ackerbau theils weniger ergiebig, theils beschwerlich machen, ist Alles gleichsam zum Kleinen verurtheilt. Da siehst du nur kleine Güter, kleine Früchte, kleine Garben, kleines Vieh, kleine Wirthschaftswagen, sowie überhaupt kleine Ackergeräthschaften in Anwendung gebracht. Ueberall ist das Rindvieh, und zwar in manchen Gegenden der Ochse, in anderen wieder die Kuh, des Landmanns Zugthier. Pferde giebt es nur wenig; sie würden sich bei den steilen Bergwänden als unbrauchbar erweisen.

In früherer Zeit und noch vor 50 Jahren war die Medikamentenfabrikation für viele Bewohner des thüringer Waldes eine reiche Erwerbsquelle. Ganz Deutschland ward von den sogenannten Balsamträgern nach allen Richtungen durchreist, und diese, meist stämmige Männer, ein einfaches Holzreff auf dem Rücken, in welchem sich vier bis fünf große Schachteln mit Hunderten von Gläsern, Büchschen, Pulvern und Packeten befanden, kehrten meist mit hübschen Sümmchen zu den Ihrigen in die Berge zurück. Was sie boten, war gegen alle Uebel gut und bestand in Balsamen, in Schnupftabak (der sogar den verlornen Verstand wiederbringen sollte), in geweihtem Hirn- und Hauptpulver, in Pflastern und Pillen. Noch heute verlassen ähnliche Leute alljährlich ihre Heimath, wenden sich aber, von der Gesundheitspolizei der deutschen Staaten scharf beobachtet, weit hinweg in die Ebenen von Polen und Siebenbürgen, sowie in die Schweiz. Wieder andere beschäftigen sich mit der Einsammlung und Vertreibung der Preißelsbeere, welche den thüringer Wald zu ihrem Lieblingsboden ausgewählt zu haben scheint. Noch andere Bewohner des thüringer Waldes durchzogen, besonders in früherer Zeit vor Erbauung der Eisenbahnen, das deutsche Vaterland als Fuhrleute, meist stämmige Gestalten von trotzigem, knorrigem Charakter. Jetzt, wo dieses Ge-

werbe darniederliegt, ist nur die durch dasselbe in die Dörfer gebrachte Genußsucht verblieben und hat da so manche Familie ruinirt.

Die hohe Lage des Landes, die heftigen Winde, welche auf dem Rücken, sowie auf den Hochflächen des thüringer Waldes hausen, haben ein ungemein frisches, belebendes Element, welches die Gesundheit der Bewohner nicht wenig befördert. Hierzu kommen die Ausdünstungen der zahlreichen Harzwaldungen, die krystallhellen Wasser, würzige Kräuter und Waldbeeren, einfache Kost und besonders gute, nahrhafte Milch. — Da sieht man oft flachsköpfige Kinder „barbes" (barfuß) und als Hemdleuter (im Hemd), mag es nun Winter oder Sommer sein, durch Schnee und Regen, über Eis und Wiesengrün, bald aus der gluthheißen Stube in die frische Luft hinaus und wieder zurück laufen, ohne Arzt oder Apotheke zu gebrauchen. Der Thüringer ist abgehärtet und wird mit allen Temperaturen fertig. Das Feuer lodert in den „höllisch" großen Oefen im Winter wie Sommer gleich stark, so daß in manchen dieser Kachelöfen jährlich 15 bis 18 Klaftern Holz in Rauch und Asche verwandelt werden. Er ist daher auch Mittelpunkt aller Arbeit und alles Lebens; in Freud' und Leid, am Tag und Abend bietet er die buntesten Scenen dar, besonders im Winter, wo das kleine Hausvieh unter ihm, die Kinder und die Alten des Hauses in der Hölle und die Erwachsenen auf den Ofenbänken sich gütlich thun. Das Haus des thüringer Landbewohners ist einfach und enthält meist nur eine Wohnstube, Kammer, Stall und einige kleine Räume. Ein Blumenbret ist wenigstens vor einem der kleinen Fenster, außerdem aber als wichtiges Anhängsel noch eine Menge kleiner Vogelbauer vor oder in der Wohnstube.

In diesem so genügsamen Raume halten sich oft 8 bis 12 und mehr Seelen auf. Der Mann waltet in diesem Kreise als alleiniges Familienhaupt in alttestamentlichem Sinne, die Frau ist Arbeitsthier. Von dem Tage der Verheirathung an beginnt für sie das langsame Sichaufopfern in saurer Haus- und Feldarbeit. Darum verliert sie auch bald die ihr als Mädchen eigenthümliche schöne Gestalt. Gleich einer Sklavin lebt sie fast in Allem ihrem gestrengen Gebieter zu Gefallen, setzt ihm die besten Bissen vor, leibt und lebt für ihre Kinder, wacht und weint, rennt mit Lasten bergauf und thalein, spart sich Alles ab und verkauft nicht selten das Haar vom Kopfe. Doch dies Alles sichert sie noch nicht vor der Faust des Mannes, der wenn er betrunken oder sonst gereizt, die Küchen- und Stubengeräthe zertrümmert hat, zuletzt der grollenden Frau wohl gar mit Schlägen zu Leibe geht. Er ist daher die gewichtige, oft gefürchtete Respektsperson im Hause, wird meist nur der „Er" genannt, dessen Leben in Arbeit und Genuß zerfällt. Ist er am Tage seiner Arbeit nachgegangen, so sitzt er am Abend gern beim Bierkrug oder besucht seine Nachbarn, wo erzählt, gespaßt und geneckt wird. Nur eins beschäftigt ihn mehr als alles Andere, die Sorge für seine Vögel; an sie denkt er zuerst und zumeist, alles Uebrige kann er über ihnen vergessen. Weib und Kinder finden dies natürlich, denn die Liebe zu den Waldvögeln und Naturfängern durchdringt als starker, tiefer Naturzug Aller Herzen, und als wäre es angeboren, verstehen schon die Kinder die Sänger des Waldes an ihren verschiedenen Singweisen zu unterscheiden. Wandere nur während des Sommers über den Rücken des Waldgebirges, und nicht ohne Ueberraschung wirst du 12 bis 18 Vogelbauer an den Wänden der kleinen Häuser hängen sehen. Wohl gegen 80 Vogelarten wohnen in dem Walde. Mit großer Gewandtheit und auf die mannichfachste Weise versteht der Waldbewohner, seine Lieblinge einzufangen, unter denen der Finke, der Dompfaff, der Grünitz, Stieglitz, Zeisig, Hänfling und das Rothkehlchen ihm die liebsten

ſind. Nirgends vermißt man den Grünitz, ſo wenig er auch in den Chor der Naturſänger paſſen mag. Er iſt der Zauberer, welcher alle Krankheiten der Familie gleichſam an ſich zieht. Iſt der Finke ein tüchtiger Sänger, welcher ſeinen Schlag rein durchführt, ſo glänzen dem Wäldner die Augen trunken vor Freude, die Kuh im Stalle geht ihm nicht über den Preis eines ſolchen Vogels. Dieſer melodiſche Schlag der Vögel hat auf den Menſchen den wunderbarſten Einfluß ausgeübt. —

Muſik und Geſang iſt des Waldbewohners höchſte und liebſte Freude. Geſang tönt bei ihm während Spiel und Arbeit von der Wiege bis ans Grab, bald heiter, bald ſchwermüthig in tauſendfacher Weiſe. Geh' auf das thüringer Waldgebirge, überall findeſt du den Drang, die Mühen des Lebens durch Geſang zu verſüßen, und Scherz und Freude in geſelligen Vereinen in Liedern auszuathmen. Jeder Dorfſchulmeiſter iſt Cantor, und mancher Waldort hat im Winter ſeine Concerte, wie ſie manche Stadt nicht aufzuweiſen vermag. Es iſt wunderbar, wie die in ſchwerer Arbeit gehärteten Hände zu ſolch' künſtlicher Fertigkeit, bald auf der Violine, bald auf Clarinette und Flöte, ja nicht ſelten ſelbſt auf Klavier und Orgel es zu bringen vermochten.

Zu dieſer ſchönen Natureigenthümlichkeit des Thüringers geſellt ſich ſeine Biederkeit, ſeine Ehrlichkeit und Arbeitſamkeit. Durchwandre den ganzen thüringer Wald und nur ſelten wird ein Wegebettler dich um eine Gabe anſprechen. Lieber „gebrannten" Hunger leiden, als Betteln, iſt des Thüringers ehrenwerther Grundſatz. Bei Tag und Nacht kannſt du die Waldwege des ausgedehnten Diſtrikts durchwandern, nirgends zeigt ſich unter den fröhlichen Sängern ein menſchliches Raubthier. — Eben ſo treu iſt der Thüringer auch im Handel und Wandel, und nur gegen das Holz, das Gott um ihn her wachſen läßt, ſcheint er ein leichteres Gewiſſen zu haben, und das Wort „Holz" in „hol's" zu verwandeln. Gleich ehrenwerth, wie Arbeitſamkeit und Redlichkeit, iſt auch die Gaſtfreundlichkeit und Höflichkeit des Wäldners, die er gegen Heimiſche wie Fremde in gleicher Weiſe äußert. Tritt in die Stube des thüringer Bauern und bald wird man dir auftiſchen, was nur im Hauſe zu haben iſt. Beſuche ihn bei der Abendmahlzeit des Schlachtfeſtes und bei ſeiner Kirmſe, und man wird dich nicht anders, als mit dem Worte „zugelangt" empfangen. Trittſt du aber in die Schenke, dann reicht man dir den Krug und heißt dich freundlich willkommen. Wo man dem Wäldner begegnet, ſei's im Hauſe oder auf der Straße, immer wird man von ihm herztraulich gegrüßt, oft in den ſonderbarſten Grußformeln. Trotzdem iſt jedes Walddorf in ſich abgeſchloſſen und der Verkehr mit Nachbardörfern nur ein äußerſt loſer. Ueberall iſt es bei den Bauerburſchen Sitte, keine fremden Dörfler in ihr Dorf heirathen zu laſſen, vielmehr jedes derartige Beſtreben mit Prügeln und Waſſertaufen zu verhindern. Da die Heirathen der Bewohner eines Ortes ſonach meiſt unter einander abgeſchloſſen werden, ſo trifft es ſich nicht ſelten, daß nur wenige Vatersnamen in einem Orte vorhanden ſind. Verwirrung in der Bezeichnung der Perſonen entſteht jedoch dabei nicht, der Bewohner des Waldgebirges weiß ſich mit Spitznamen zu helfen. Faſt jeder Bewohner hat den ſeinen, ja auf dem Walde, ſowie auf deſſen Fußſteigen bezeichnet man ſich im täglichen Verkehr nicht nach dem Zunamen, ſondern nur Benennungen, die oft eine ſcharfe Beobachtung verrathen. Man kann lange in einem Dorfe des Waldes wohnen, ohne den rechten Namen des Dörflers zu kennen, da ſein Spitzname allein gebraucht wird, und ſo viel „Müller" es auch in ein und demſelben Orte geben mag, Spitznamen beugen jeder Verwechſelung vor.

Dies in wenigen Zügen das Bild des ehrlichen Thüringers.

94. Hamburg.

Hamburg, die bedeutendste, größte, reichste Hafenstadt Deutschlands, wenn nicht des ganzen europäischen Festlandes, liegt vor uns. Wir betreten nach langer, eintöniger Fahrt diese immer gährende, ewig neu sich gestaltende Welt, die alltäglich in den gekrümmten, zum Theil alterthümlichen Straßen Hamburgs fluthet. Gleich der anschwellenden Fluth, welche die Canäle (Fleeten) der Stadt füllt, strömt und wogt hier das Leben, das mit hunderttausend unsichtbaren Fäden gewaltig ineinander greift. Hamburgs Lage an dem breiten, tiefen Elbstrome, in welchen hier die schiffbare Alster mündet, ist eine überaus günstige. Ein schmäleres und tieferes Strombette würde der Seefahrt allerdings noch ungleich größere Vortheile gewähren, doch läßt sich dieser Mangel verschmerzen, da die Bewegung, welche die breite Wasserfläche der Elbe durch Ebbe und Fluth erhält, reichen Ersatz dafür giebt. Mit der Ebbe segeln die Schiffe seewärts, während die Fluth die ankommenden sicher in den Hafen trägt und die Canäle der Stadt mit Wasser füllt.

Wer aus dem innern Deutschland sich hier zum ersten Male der Nordsee nähert, wird von eigenen Gefühlen erfüllt werden. Eine solche Wasserwelt hat er noch nie geschaut; zwischen einem ganzen Walde von Masten, welche die Häfen Hamburgs erfüllen, streckt sich die reiche Handelsstadt aus. Begleite mich auf einer Jolle nach dem Binnenhafen, mitten durch die Handelsschiffe aller Nationen hindurch, und von da nach dem Baumhause. Ueberall umschwärmt uns das regste Leben. Welche Menge von Wirthshäusern, Waarenlagern und Gewerben, alle mehr oder minder für die Bedürfnisse des Seefahrers berechnet! Sieh die Aushängeschilder, neben der deutschen erscheint auf ihnen auch die englische, französische, ja selbst spanische Sprache. Achte auf die Sprache der Matrosen und Schiffsleute, ist es nicht, als befänden wir uns in einem Babel oder in irgend einem wildfremden Lande, da selbst das Plattdeutsche des nordischen Schiffers uns völlig unverständlich ist! Ja selbst der in seinem Oberlaufe uns so wohl bekannte Elbstrom scheint ein ganz anderer zu sein, man fühlt, daß Hamburg eine „Weltstadt" ist.

Alles erinnert an das See- und Matrosenleben. Tritt in Hamburgs Kellerwirthschaften und du findest Beefsteakküchen, Grog- und Punschfabriken; begieb dich zum Bäcker und du findest Massen von Schiffszwieback, beim Fleischer gewaltige Vorräthe eingepökelten und geräucherten Fleisches. Nimm ein Zeitungsblatt in die Hand und lies diese Verproviantirungs- und Ausrüstungsartikel, in mehreren Sprachen für die Schiffscapitaine angezeigt. Dieser Kaufmann empfiehlt Spiritus, Gin und spanische Weine, jener dort Ankertaue und Theer; ein dritter hat große Lager von blau- oder rothgestreiften Matrosenhemden, ein vierter wollene Mützen und Tücher, wie sie diese wetterharschen Menschen bald um den Hals, bald um den Leib zu schlagen pflegen. Folge mir an das mit Krahnen zum Ausladen der Schiffsgüter reichlich besetzte Bohlwerk; sieh die müßigen Schiffer, welche den Vorübergehenden ihre Jollen zu einer Fahrt in den Hafen antragen. Und wie wird dieser in allen Richtungen durchkreuzt! Dies sind nicht blos Fahrten zum Vergnügen und zur Befriedigung der Schaulust, da sind es bald Rheder, bald Geschäftsleute, bald Mäkler, welche bald nach dem, bald nach jenem Schiffe fahren, um Befehle zu überbringen oder angekommene Waaren an Bord zu besichtigen. Pfeilschnell schießen die kleinen Jollen in den engen, von den Schiffen freigelassenen Gassen hindurch, denn mit der Gewandtheit eines Pariser oder Londoner Cabriolet-führers verstehen diese Schiffer ihre Fahrzeuge zu regieren. Fast unheimlich

wird es uns in unserer Nußschale von Fahrzeug, wenn wir neben den palastähnlichen Kauffahrteischiffkolossen vorbeifahren, jenen stolzen Dreimastern, von denen mancher schon die fernsten Lande des Erdballs wiederholt besuchte und nach Sturm und Wetter seine reichen Lasten glücklich in den heimischen Hafen brachte. Sieh auf jenem Verdeck die Matrosen in schwerster Arbeit, jene sonnenverbrannten Gesellen mit schwarzbrauner Haut und nervigem Arm. Höre, wie sie unter stoßweißem Gesange schwere Lasten aufwinden, und achte auf die gewaltigen Ale- und Rumportionen, die diese kräftigen Söhne Neptuns durch ihre weiten Kehlen laufen lassen, Portionen, wie sie einen festländischen Magen oder ein derartiges Hirn sofort ruiniren würden. — Hier weht die weiß- und rothgestreifte Flagge Nordamerika's neben dem blutrothen Banner Englands, da ein lammfrommes Stadtwimpel neben der stolzen Flagge des Weltumseglers; hier hört man ein rauhes, nordisches Lied, dort die sanfte italienische Canzone oder einen spanischen Gesang; da schallt uns ein britischer, französischer, dänischer Fluch, dort ein treuherziges „Willkommen" entgegen. Die buntesten, wechselvollsten Bilder sind es, welche uns umgeben. — Doch zurück in die Straßen der Stadt, hin nach der neuen Börse. Nicht Hunderte, sondern Tausende von Kaufleuten wandern hier auf und ab. Es ist eben Börsenzeit, zwischen 1 und 3 Uhr Nachmittags. In der großen, 127 Fuß langen, 60 Fuß breiten und 76 Fuß hohen, von Bogengängen umgebenen Börsenhalle wimmelt es von Käufern und Verkäufern. — Zucker, Kaffee, Gewürze, Holz, Seiden- und Wollstoffe, Kunstgegenstände, Gold und Silber, Staatspapiere und Actien werden hier bald ausgeboten, bald verlangt. Sieh die Menge der Mäkler, welche in allen Handelsgegenständen Geschäfte machen, wie sie bald Schlußzettel über abgeschlossenen Handel schreiben, bald überreden, bald Streitigkeiten schlichten, bald Aufträge annehmen und geben. Für jede Frage, für jedes Bedürfniß haben sie ein Auskunftsmittel. Sie sind das unentbehrliche Mittelglied zwischen Käufer und Verkäufer im Handel Hamburgs, wie aller großen Handelsstädte. Da siehst du Zuckermäkler, Tabaksmäkler, Wein- und Colonialwaarenmäkler, Papiermäkler, Wechsel-, Fonds- und Geldmäkler. Jeden Tag werden Auctionen in Waaren theils von ihnen abgehalten, theils besucht. Ganze Schiffsladungen werden sogleich nach der Ankunft der Schiffe versteigert; die oberen Räume der Börse sind zu Auctionslocalen eingerichtet. Dort steht der eben angekommene Schiffscapitain mit noch etwas gespreizten Beinen, als ob das Festland dem unruhigen Weltmeere gliche, den breiten Hut in die Augen gedrückt und beide Hände in den Rocktaschen, vor seinem Rheder, einem jungen, elegant gekleideten Manne mit schönen, ernsten Zügen. Neben letzterem dessen Bruder, ein hübscher, von der tropischen Sonne gebräunter Kaufmann, der als Cargador oder Schiffsbefrachter mit reicher Ladung bereits mehrmals den Aequator durchschnitt. Das sind Kaufleute! Die kennen Welt und Leben! Ihr Blick schweift über den Ocean, wo sie Comptoire, wie in Hamburg, besitzen, und wo ihr Name so bekannt und so geachtet und geehrt wie in der Heimath ist. Da lernt man erst recht erfahren, wie durch den Kaufmann die Welt erschlossen wird und wie die von ihm ausgeworfenen Fäden die fernsten Erdtheile netzartig mit einander verbinden.

Der Anblick Hamburgs läßt nicht ahnen, daß diese tausendjährige Stadt vormals ein Fischerdorf war, und daß aus armen Fischern unternehmende Kaufherren und Seefahrer wurden. Da entstand im 13. Jahrhunderte der Hansabund, und Hamburg ward ein thätiges Glied in dieser über Länder und Meere herrschenden Städtekette. Durch ihn ward es erhoben und zu seiner Weltbedeutung gebracht; als aber die Hansa verfiel und das herrliche

Lübeck, das Haupt derselben, bei solchem Unfalle sich fast verblutete und seinen Einfluß gleich anderen im Mittelalter erblühten Städten verlor, war Hamburg bereits so erstarkt, daß es jenes Ereigniß nicht allein nicht fühlte, sondern sogar an Glanz und Handelsmacht mit jedem Jahre höher stieg. — Hamburgs thätige Bewohner benutzten die ihnen zuströmenden Mittel zur Vergrößerung und Verschönerung ihrer Stadt; neue Straßen entstanden, Thore, Brücken und Schleusen wurden erbaut und gaben dem alten Hammonia seine jetzige Gestalt. Hamburg ist heutigen Tages nicht blos eine bevölkerte, es ist wirklich eine große im größten Style erbaute Stadt, die mit den ersten und volkreichsten Residenzen des Continents wetteifern kann. Von welcher Seite man sich Hamburg auch nähern mag, die Stadt macht immer einen gewaltigen, großartigen Eindruck. Doch am prachtvollsten erscheint sie, wenn man, von Harburg auf dem Dampfschiffe herüberkommend, sie mit Altona in eine Stadt verschmolzen erblickt und vor ihr den mastenwimmelnden Hafen. So weit nur das Auge zu sehen vermag, überall ein Drängen, Kommen und Gehen von Schiffen aller Nationen und Flaggen. Nicht minder großartig ist der Verkehr in den Straßen aller Stadttheile. Das dämmernde Morgenlicht wird durch ihn begrüßt, und nur nach Mitternacht erstirbt er erst allgemach auf den Straßen. Das Fahren, Reiten, Gehen, das Gewühl geschäftig hin- und herlaufender Menschen, das Geschrei, welches die zahllosen Straßenhändler und Ausrufer machen, die Menschen aller Nationen, welche der Handel hierher gebracht hat, geben Hamburg ganz den Charakter der großen Handelsstadt und zeigen auf's Deutlichste, welche ungeheuren Kräfte Tag aus, Tag ein in dieser Weltstadt thätig sind.

Und dennoch ist Hamburg zu verschiedenen Zeiten mächtig bedrängt gewesen. Waren es in früheren Zeiten Seeräuber, so später, zur Zeit des 30jährigen Krieges, die Dänen, welche Glückstadt erbauten, damit es den Handel Hamburgs zerstöre. Das Jahr 1806 brachte die reiche Handelsstadt in Napoleon's Besitz, und Davoust's tyrannische Herrschaft wird in den Geschichtsbüchern Hamburgs immerdar fortleben. Damals sang der deutsche Dichter und Held Max von Schenkendorf:

Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön,
Du wirst zu größern Ehren,
Dem Phönix gleich erstehn.

Aber Niemand hätte geglaubt, daß dieser Sang Ahnung sei und einst zur furchtbaren Wirklichkeit sich gestalten würde. Da brach der 5. Mai des Jahres 1842 an. Eine Feuersbrunst, anfangs wenig beachtet, verbreitete sich bald über einen bedeutenden Stadttheil. Die Flammen wütheten beinahe vier volle Tage ununterbrochen mit steigender Heftigkeit, und als das wüthende Element zum Riesen geworden war, heftig wehende Westwinde es immer gewaltiger anfachten, da war zu besorgen, daß die reiche, schöne Stadt „von Flammen verzehrt" zum Schutthaufen werden würde. Doch die Hand des Allmächtigen gebot den Flammen Einhalt, nachdem 4219 Feuerstellen von ihnen verzehrt worden waren. Unter diesen befanden sich 1749 Häuser, 1508 Säle, 488 Böden, 479 Keller, 109 Speicher und 9 Ställe. Dem Phönix gleich ist Hamburg aus der Asche neu und schöner erstanden, durch seine Weltstellung besaß es die Mittel, auch dieses Unerhörte zu überwinden. Laufen doch in seinem Hafen jährlich gegen 10,000 Schiffe aus und ein; die Gesammteinfuhr betrug 1868 363½ Mill. gegen eine Ausfuhr von 310 Mill. Die Handelsflotte von Hamburg zählte in demselben Jahre 467 Schiffe, unter welchen 35 Dampfer, mit einem Gehalte von 245,289 Tonnen à 2000 Pfund. Wahrlich, ein Weltverkehr, wie er nur den größten Welthandelsplätzen eigenthümlich ist!

95. Ein Bauerndorf in Mecklenburg.

Nur wenige Landestheile Deutschlands vermögen so viele Eigenthümlichkeiten ihrer bäuerlichen Bevölkerung aufzuweisen, wie Mecklenburg. Die abgesonderte Lage des Landes, der Mangel an großen Chausseen, die landwirthschaftliche Bevölkerung seiner Binnen- und das Schifferleben seiner Küstenbewohner haben eine Anhänglichkeit an das Herkömmliche erzeugt, welche, verbunden mit einer gewissen Langsamkeit und Schwerfälligkeit im Auffassen neuer Dinge, einen Grundzug im Charakter des mecklenburgischen Volksstammes bildet. Zwar hat die Neuzeit durch ihre Eisenbahnen und den gesteigerten Völkerverkehr in verschiedenen Richtungen bereits manches geändert und droht noch weitere Umgestaltungen vorzunehmen, aber trotzdem sind noch so viele Eigenthümlichkeiten vorhanden, daß sie diesen nordischen Volksstamm wesentlich vor vielen anderen unterscheiden und deshalb eine Erwähnung in diesem Länder- und Völkergemälde verdienen.

Nicht in die Städte, die sich mehr oder minder durch ganz Deutschland gleich bleiben, sondern hinaus auf das platte Land müssen wir gehen, um das Volk in seiner Ursprünglichkeit kennen zu lernen. Dort finden wir eine Anzahl herrschaftlicher Dörfer mit Edelsitzen oder Rittergütern; so bedeutend die meisten derselben sind, so unbedeutend ist dagegen der Bauernstand, der Bauer ist mehr Tagelöhner als Grundbesitzer. Ganz anders in den Bauerndörfern, die größtentheils zu den weitläufigen früheren Domainen oder Kammergütern des Regentenhauses gehörten und der Bauernfamilie in einem von vierzehn zu vierzehn Jahren zu erneuernden Zeitpacht gegeben wurden. So mißlich auch diese Besitzverhältnisse waren, indem der jedesmalige Pächter sich weniger veranlaßt fand, allen nur möglichen Fleiß auf die Verbesserung seines Ackerlandes zu verwenden, so ist dennoch ein wohlhabender Bauernstand dadurch heraufgezogen worden. Sein Zeitpacht ist jetzt an vielen Orten in Erbpacht gegen eine jährliche Abgabe von Geld und Getreide verwandelt worden. — Diese Umänderung hat den segensreichsten Einfluß auf die bessere Bewirthschaftung der Felder und eine sorgfältigere Instandhaltung der Gehöfte ausgeübt, so daß man fast auf den ersten Blick das Erbpachtgehöft von einem gewöhnlichen Bauerngehöft auf Zeitpacht zu unterscheiden vermag.

Doch der Leser begleite uns in das Innere eines alten mecklenburgischen Bauerngehöftes. Ein 4 bis 5 Fuß hoher, aus starkem Weidengebüsch geflochtener Zaun, über welchen noch oben eine Lage stachlichter Dornenbüsche angebracht ist, trennt das Gehöft nebst Garten von der oft sehr schmutzigen Dorfstraße. Ein breites, aus ungehobelten Bretern zusammengeschlagenes Hofthor hängt lose in zwei starken Pfählen. Mehrere Flügel von Eulen oder anderen Raubvögeln sind an den einen Pfahl angenagelt, weil dies heilsame Wirkung auf das ein- und austreibende Vieh äußern und die Hexen abhalten soll. Von dem Thore führt ein schlecht gepflasterter Steindamm in die große Hauptthür des Wohnhauses, welches ungefähr 24 Schritte davon liegt. Diese Thür ist von der Höhe und Weite, daß ein voller Kornwagen ungehindert hindurchfahren kann. Tritt man in dieses Tag und Nacht offenstehende Hausthor, so befindet man sich in einem hohen, weiten Raume ohne Fenster, der sein Licht allein durch jenes offene Thor erhält. Die aus festem Lehm geschlagene Diele desselben dient zum Dreschen, nicht selten stehen auch beladene Wagen darauf. Am Ende der Diele, der Thür gegenüber, schließt eine Lehmwand von 4 bis 5 Fuß die Küche von dem übrigen Raume ab. Die Aus-

ſtattung derſelben bildet ein aus Steinen gemauerter Herd, auf deſſen einer Seite ein großer eiſerner Keſſel hängt, irdene Teller und Schüſſeln, einige Waſſereimer, eine Biertonne und ein Butterfaß. Da ſie ihr Licht nur von der Diele empfängt, ſo iſt ſie nie hell. Der Rauch vom Herde hat alles Holzwerk der Diele glänzend ſchwarz gebeizt, da er keinen Ausweg durch einen Schornſtein findet. An den beiden langen Seiten der Diele, nur durch eine niedrige Wand von derſelben getrennt, ſind die Ställe für das Rindvieh und die Pferde, gewöhnlich 18 bis 20 Kühe und 5 bis 8 Pferde enthaltend. Die Thiere ſchauen mit den Köpfen frei in den Dielenraum hinein und können, da die Krippen auf der niederen Scheidewand angebracht ſind, ſehr bequem von derſelben aus gefüttert werden. An dem Ende jedes Stalles befindet ſich auf jeder Seite eine kleine Kammer, die ein einziges Fenſter nach außen hat, und aus der eine Thür nach der Diele führt. Die Kammer auf der Seite des Pferdeſtalles enthält die Koffer und die Betten der Pferdeknechte, die auf der Seite des Kuhſtalles die gleiche Einrichtung für die Mägde. So ſchläft Jedes an der Seite des Viehes, das ſeiner beſonderen Pflege anvertraut iſt.

Die Deckräume des hohen Mittelraumes, der höher als ein volles Fuder iſt, und der beiden Ställe an den Seiten, die viel niedriger ſind, ſind aus dünnen, unbehauenen Tannenſtämmen gebildet, die oft einen Fuß von einander liegen. Zwiſchen den weiten Fugen derſelben blickt das Korn oder Heu hervor, welches bis in den oberſten Giebel reicht. Nur über dem Pferdeſtalle iſt ein kleiner, feſterer Raum, wo die Häckerlingslade und das Bett des Pferde- und Kuhhirtenjungen ſteht, die auf Leitern ihren Schlafplatz erklimmen müſſen. Wo die Küche anfängt, hört die Strohlage auf, und bis zum oberſten Dachſparren iſt ein freier Raum. Hier hängen, dem beſtändigen Rauche ausgeſetzt, die vielen Schinken und langen Mett- oder Fleiſchwürſte, der Stolz der Bauerfrau, die Sehnſucht der fechtenden Handwerksburſchen. Neben der Küche vorbei führt ein ſchmaler Gang zu einer kleinen Thür in den Grasgarten. Hinter der Küche, ſo daß man gewöhnlich durch dieſe erſt hineintreten kann, iſt die Wohnſtube des Bauern. Ein großer, braun angeſtrichener Schrank mit blauen Kanten und einem flammenden Herzen in der Mitte zieht zuerſt den Blick auf ſich. In den oberen Fächern deſſelben ſteht die Milch, welche zum Abrahmen beſtimmt iſt, in den unteren Abtheilungen Brot, Käſe und Tabak. Neben dieſem Schranke ſchnurrt in grünem Bretergehäuſe die ſchwarzwälder Uhr. Der große Ofen, aus Backſteinen aufgemauert und ſo eingerichtet, daß er vom Küchenherd mit geheizt wird, nimmt den letzten Platz an dieſer Seite des Zimmers ein und läßt kaum noch für einen aus Weiden geflochtenen Lehnſtuhl Raum. Dieſer iſt der Ehrenplatz des Hausvaters. Der Thür gegenüber an der anderen langen Seite der Stube ſind zwei größere Glasfenſter mit vielen kleinen Scheiben, die in den Grasgarten gehen. Den Fenſtern entlang läuft eine lange Holzbank, vor welcher ein großer Tiſch aus braungemaltem Tannenholze mit vielen Schubladen ſteht. Einen Fuß von der Decke, ſo daß man bequem mit der Hand hinaufreichen kann, läuft eine hölzerne Borde durch den größten Theil des Zimmers; die verſchiedenſten Gegenſtände liegen darauf: eine Butterdoſe, ein zerleſenes Geſangbuch, ein Strickſtrumpf, ein halb fertig geſchnitzter Peitſchenſtiel u. dgl. Sonſt ſind im Zimmer noch einige kleine Hängeſchränke, einige hölzerne oder aus Weiden geflochtene Stühle, ein Korb mit einer Gluckhenne, deren Küchlein piepend umherlaufen, die umhergeſtreuten Brotkrumen aufzuleſen. Die Wände ſind hier und da mit einem bunten Bilderbogen, gewöhnlich den alten Fritz oder Blücher zu Pferde oder den Großherzog darſtellend, beklebt; an die Thür iſt der Wand-

kalender angenagelt. Ueber dem Tische hängen, in kleinen Lederösen befestigt, so viel hölzerne Löffel, als täglich Gäste am Tische sind. Jedes, Knecht oder Magd, hat seinen bestimmten Löffel, den es gewöhnlich selbst ausschnitzt. Neben dieser Wohnstube befindet sich eine ähnliche, aber etwas kleinere Kammer, mit grün angestrichenen Betten und einigen großen Koffern, die Leinenzeug und Kleider enthalten. Sonst giebt es noch einige Vorrathskammern für Wolle, Eier, Butter, Aepfel u. s. w.

Ein spitzig zulaufendes, von Alter geschwärztes und mit Moos bewachsenes Dach bildet, von außen gesehen, den Haupttheil des ganzen Gebäudes. Oben an jedem Giebel laufen die beiden äußersten Giebelbalken noch einige Fuß darüber hinaus und sind in Gestalt von Pferdehälsen und Köpfen ausgeschnitten. Mit dem Wohnhause in gleicher Linie und eben so gebaut, doch etwas kleiner, liegt ein Gebäude, welches den Stall für 30 bis 40 Schafe, Ställe für Gänse, Hühner und die Koben für 6 bis 10 große und kleine Schweine, und die sogenannte Hauskammer enthält, in der sich der Bauer, mit Ausnahme der eigentlichen Räder, alle seine ländlichen Werkzeuge, als Pflüge, Wagen u. s. w., selbst verfertigt. Nicht weit vom Hause ragt der große Hebebalken des Brunnens, an dem einen Ende der Eimer an langer Stange zum Hinabsenken, an dem andern der schwere Stein zur Erleichterung des Heraufziehens. Das Brunnenloch ist unbedeckt. Um dasselbe stehen einige lange Holztröge zum Tränken des Viehes. Auf dem Hofplatze ist ein einziger großer Dunghaufen mit wenigen trockenen Stellen, auf welchen Hacken, Eggen oder Wagen herumstehen und ein großer Haufen von Buschholz zum Brennen aufgestapelt ist.

Neben dem Hofplatze und durch das Haus von demselben geschieden, erstreckt sich der mehrere Morgen große Garten. Einige Obstbäume geben fast allein demselben ein gartenähnliches Ansehen, sonst gleicht er mit seinen Kartoffeln, Bohnen, Kohl und den vielen grünen Grasplätzen, zum Weiden des jungen Viehes, vollkommen allem übrigen Acker. Nur unmittelbar unter den Fenstern des Hauses befindet sich ein kleiner Blumengarten, in welchem einige gewöhnliche Blumen wachsen.

Die Bewohner dieser Wohnungen sind ein schlanker, kräftiger Menschenschlag, meist mit dunklen Augen und Haar. Sie sind arbeitsam, thätig, sehr nüchtern und daher in der Regel von ziemlich großer Wohlhabenheit. Ihr Lieblingsgewerbe ist die Pferdezucht und ihre Gespanne deshalb oft von sehr großer Schönheit. Es ist schon manchmal vorgekommen, daß dem Bauer, welcher eben mit vier kräftigen Braunen den Düngerwagen auf den Acker fuhr, von einem ihm begegnenden Pferdehändler 800 Thaler vergeblich auf sein Viergespann geboten wurden. Die Lebensweise auf diesen Bauerndörfern ist höchst einfach und besteht zumeist in Arbeit. Winter wie Sommer stehen die Bewohner des Hauses um 4 Uhr auf, besorgen zuerst das Vieh und dreschen dann während des Winters beim Scheine der Laterne das Korn auf der Hausdiele, bis der Tag anbricht, wogegen im Sommer schon um 5, spätestens um 6 Uhr die Feldarbeit beginnt. Milch- oder Mehlsuppe und in einer Fettbrühe gekochte Kartoffeln bilden das Frühstück von Bauer und Gesinde, denn beide essen aus einer Schüssel. Bei besonders schwerer Arbeit, sowie auch im Sommer, erhalten die Leute noch ein zweites, aus Butterbrot und Branntwein bestehendes Frühstück, das man ihnen auf das Feld trägt. Um 12 Uhr ist die Hälfte des Tagewerks gethan, man kehrt vom Felde heim und geht zum gemeinschaftlichen Mittagsbrote, welches in Milch- oder Mehlsuppe, Kartoffeln oder Klößen, Speck, Wurst oder Hering besteht. Schon

nach 1 Uhr geht es wiederum an die Arbeit, die nur durch das „Hogem“ oder Halbabendbrot, ähnlich dem zweiten Frühstück, unterbrochen wird. Nach Besorgung des Viehes wird das eigentliche Abendbrot eingenommen, worauf sich der mecklenburger Bauer bald zur nächtlichen Ruhe begiebt, um die müden Glieder zur Arbeit des folgenden Tages wieder zu stärken. Der Besuch des Wirthshauses findet nur ausnahmsweise am Sonntagabend statt, ja es giebt selbst große Dörfer, welche, da sie nicht an der Landstraße liegen, deshalb auch keinen Krug (wie man das Wirthshaus nennt) besitzen.

Doch die Landbevölkerung Mecklenburgs, besonders der jüngere Theil, hat auch seine Feste. Das Hauptfest, auf welches man sich schon das ganze Jahr im Voraus freut, ist das „Erntebier“. Es wird vom ganzen Dorfe gemeinschaftlich abwechselnd in einem Bauernhause bald nach der Ernte gefeiert und währt vom Sonntag Nachmittag bis Mittwoch Morgen. Sein Hauptheil besteht in Tanz, der jeden Tag vom Mittag bis zum andern Morgen dauert. Die Hausdiele ist der Tanzplatz für das ganze Dorf. Die Bewirthung wird aus einer gemeinsamen Casse bestritten, zu welcher Alle einen bestimmten Antheil beitragen müssen, und besteht in Branntwein, gutem Bier, Weißbrot, Butter, Käse und Heringen. Aehnlich diesem Feste ist ein zweites, welches gleichfalls drei Tage dauert und auch abwechselnd bei den Bauern alljährlich der Reihe nach herumgeht. Es heißt „Fastelabend“ und fällt in die Fastnacht, also jene Zeit, in welcher der Ausdrusch des Getreides entweder ganz oder doch zum größten Theile beendet ist. An ihm ziehen die Knechte, unter welchen man Groß-, Mittel- und Kleinknecht unterscheidet, mit Musik im ganzen Dorfe umher und sammeln Schinken, Würste, Butter und Eier. Von jedem Bauernhofe verlangt man nicht blos einen bestimmten Beitrag an Geld (3 bis 4 Thaler), sondern auch Würste von gewisser Länge oder Schwere, erstere oft sieben Ellen. — Wurst und Schinken werden darauf an einer mit bunten Bändern geschmückten Stange bis in das Gehöfte getragen, wo Fastelabend in diesem Jahre gefeiert wird. Alle, Herren wie Dienstleute und Gäste, stellen sich hier zur Begehung des ländlichen Festes ein und werden von den gespendeten und erkauften Lebensmitteln bis auf den letzten Rest bewirthet. Auch hier spielt ein dreitägiges Tanzen bei den jüngeren Leuten die Hauptrolle, während die älteren sich durch Gespräch und Kartenspiel zu unterhalten suchen. An Arbeit wird in dieser Zeit nicht gedacht. — Andere Feste feiert man beim ersten Austreiben der Kuhherden, und als Familienfeste die Kindtaufen, Begräbnisse und Hochzeiten. Letztere geben in reichen Bauernhäusern oft zu Schmausereien und anderen Feierlichkeiten Veranlassung, so daß sie oft 2 bis 300 Thaler zu stehen kommen.

Zum Theil nach den „Grenzboten.“

96. Die Lechebene und ihre Bewohner.

Ueberschreitet man zwischen den Mündungen der Iller und des Inn die Donau, so betritt man die große bayerisch-schwäbische Hochebene, dies Vorland der südlicher fast plötzlich aufsteigenden Algauer Alpenkette, welche nur kurze Ausläufer nach Norden sendet. Gleich einem ausgebreiteten Fächer, dessen Geäder von Iller, Lech, Isar und Inn, nebst einer beträchtlichen Anzahl von Nebenflüssen gebildet wird, breitet sich die Hochebene bis zur Donau aus, und während die Quellen der genannten Alpenflüsse nur wenige Meilen von einander entfernt liegen, laufen ihre Mündungen gegen 40 Meilen auseinander, und die Donau bildet den Kreisbogen dieses Fächers. Auf der Hochebene

ſelbſt ſind zahlreiche Seen, Weiher, unabſehbare Moore und Pußten zerſtreut. Nur unbedeutende Hügelketten theilen die Flußgebiete der vier Ströme, die Memminger Ebene, das Lechfeld, die Ebene von Dachau und München, und endlich die von Braunau und Bocking. Oeſtlich vom Lech iſt die Gegend am unfruchtbarſten. Es iſt Haide mit grobem Geröll gefüllt und nur ſtreckenweiſe mit Föhren und Birkenwald beſetzt, wogegen die Eiche ganz fehlt und die Buche nur ſelten in unbedeutenden Gruppen auftritt.

Die Eiſenbahn verlangte daher bei ihrer Anlage wenig Durchſtiche, aber deſto mehr Dämme und Waſſerbauten. Auf einer Länge von acht Meilen berührt ſie nur wenige ärmliche Dörfer und zwei bis drei Flecken. Auf jeder Station rufen die Schaffner: „Nur eine Minute Aufenthalt!“ ein Briefbeutel fliegt hinein, ein anderer wird herausgeworfen und der Zug geht brauſend weiter, denn Niemand ſtieg ein oder aus, kaum daß man von den an den Haltepunkten laut ſchreienden Weibern ein hart geſottenes Ei oder im Sommer ein Körbchen Erdbeeren kaufen konnte. Der Menſch ſiedelte ſich mehr an dem Rande der Flüſſe und Bäche an. Die auf den Hochebenen weidenden Rinderherden ſind ſpärlich und mager, und ſelbſt für Ziegen und Schafe wächſt nur wenig Futter, da die Winter zu naß, die Sommer dagegen zu trocken ſind. Nur die Torfmoore gedeihen hier vorzüglich, und die Trockenhäuſer ziehen ſich oft halbe Stunden lang längs jener Stiche hin, welche München reichlich mit Brennmaterial verſorgen. Einſame ärmliche Hütten liegen auf der weiten Ebene, und nur hier und da erblickt das Auge ein aus Birkenſtäben und Weidenruthen zuſammengebundenes Kreuz, vor ihm ſchmutzige Frauen und zerlumpte Kinder auf den Knien liegend. Keine der erſteren ſieht ſich um, ſo nahe auch der Eiſenbahnzug vorüberſauſt, und nur das junge, neugierige Blut der Kinder blinzelt verſtohlen herüber.

Nördlich und nordöſtlich von dieſen Torfmooren wird die Gegend fruchtbarer, doch am fruchtbarſten weſtlich vom Lech, wo ſich zahlreiche Dörfer und eine Menge kleiner, heiterer Städte mit nicht unbeträchtlicher Induſtrie erheben. Wir befinden uns inmitten des ſchwäbiſchen Volksſtammes, welcher bis an den Lech reicht. Auf dieſem Boden, zwiſchen Lech und Iller, lag vor Auflöſung des deutſchen Reiches ein buntſcheckiges Gewirr von Herrſchaften und Gebieten aller Art, ſo daß dieſe Ecke Landes als Muſterſtück einer außerordentlichen Gebietszerſtückelung auf möglichſt kleinem Raume betrachtet werden konnte. Da gab's Reichsſtädte, Abteien und Grafſchaften in ſolcher Menge, daß in manchem Dorfe noch ſpäter drei- und vierfaches Recht galt; da kam's oft darauf an, ob ſich ein Vorfall rechts oder links von der Hausthüre ereignet hatte, indem alsdann bald nach dieſem oder jenem Rechte die Sache zu beurtheilen war. Steht man auf dem Perlachthurme zu Augsburg, ſo überblickt man das weite Lechthal faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung, vom Hochvogel in den Algauer Alpen bis zur Mündung des Stromes in die Donau, eine Strecke von faſt 40 Stunden. Ober- und unterhalb Augsburgs iſt der Boden kiesbedeckt und ohne alle Ackerkrume, daher ſo arm an Ortſchaften, daß erſt fünf Stunden oberhalb der Lechbrücke von Augsburg bei dem Dorfe Lechfeld eine nur für Fußgänger zu paſſirende Brücke die beiden Ufer verbindet. So waſſerreich der Fluß auch iſt, ſo wird er gleichwohl zur Schifffahrt wenig benutzt, da ſein Bett voll gefährlicher Stellen iſt.

Betreten wir dagegen das Lechfeld ſelbſt, ſo gelangen wir in eine ununterbrochen fruchtbare Ebene, auf welcher das Auge vergeblich nach Baum oder Strauch ſich umſieht. Alles iſt hier Ackerland und Wieſe, aus welchem die weißen Häuſer der Dörfer gleich Schneereſten im Frühlinge hervorſchimmern.

Iſt der Himmel klar und heiter, dann überſchaut das Auge die ganze Kette der Algauer Alpen mit deutlicher Unterſcheidung aller hervorragenden Gipfel. Auf dieſem Felde ſchlug Kaiſer Otto I. den 10. Auguſt 955 in hoher Sommerhitze die Hunnen auf's Haupt. Noch gar mancher andere Kampf iſt hier im dreißigjährigen und dem ſpaniſchen Erbfolgekriege ausgefochten worden, und ſelbſt in dem franzöſiſchen Kriege zu Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts bedeckten bald Oeſterreicher, bald Franzoſen die weite Lechebene. Dieſe fruchtbaren Strecken der Hochebene bewohnt ein ſtarkes, mannhaftes Geſchlecht. So unanſehnlich und ſchwerknochig wie die ſelbſt gezogenen Pferde iſt auch der Bauer hinter dem Pfluge. Sein Ackerland iſt lang und breit und oft von beträchtlichen, wenig benutzten Raſenſtrichen durchſchnitten. Nicht unanſehnliche Strecken liegen ganz wüſt und greifen oft tief in die Felder hinein. Selbſt mit den Grenzen nimmt man es nicht ſo haarſcharf, wie in vielen anderen Gegenden Deutſchlands; auf ein Stück mehr oder weniger Land kommt's eben nicht an. Betritt man eins der unregelmäßig erbauten Dörfer, ſo iſt meiſt das Wirthshaus neben der Kirche erbaut und außer dieſer das anſehnlichſte Gebäude. Die übrigen Häuſer ſind weitläufig, die Zimmer niedrig, aber lang und tief, die Fenſter meiſt ſo breit wie hoch, wenn nicht noch breiter. Jedes Haus trägt irgend ein Heiligenbild an der Wand, und betritt man eine dieſer nicht eben architektoniſch ſchön erbauten Kirchen, ſo ſind ſie mit Vergoldung, Schnitz- und Bildwerk aller Art überladen, aber ohne allen künſtleriſchen Werth. — Da die bäuerlichen Güter untheilbar ſind, ſo finden ſich hier, beſonders aber in der Gegend von Dachau und Schwabmünchen, viele reiche, geldſtolze Bauern, deren Vorfahren die Kirchenglocke unter der Bedingung anſchafften, daß dieſelbe an allen hohen Feſttagen ſo lange geläutet würde, bis ſie ſelbſt in ihrem Thorwege erſchienen, um den Kirchgang anzutreten. Noch heute trägt der Bauer bei feſtlichen Gelegenheiten ſilberne Sporen, hohe Wickelſtiefeln und kurze, ſchwarzlederne Hoſen mit ſilbernen Schnallen und der Meſſertaſche am Knie für das lange Griffmeſſer. Dieſes ſelbſt darf nicht fehlen, und hat auch die Regierung das im Griffe feſtſtehende, dolchartige Meſſer verboten, das Knickmeſſer mußte ſie geſtatten. Eine ſcharlachrothe Weſte deckt die Bruſt, über welcher noch eine ſchwarze Tuchjacke mit ſilbernen Knöpfen getragen wird. — An den Knopflöchern der Weſte hängen mit Oehren verſehene Sechs- und Zwölfkreuzerſtücke, auf der Jacke aber vollwichtige öſterreichiſche Zwanziger, und zwar um ſo näher an einander, je reicher ihr Beſitzer iſt. So trägt mancher dieſer Bauern außer den Thalern in der Taſche noch vier bis zwölf Gulden Putz an ſich, und beim Spiel geſchieht es gar manchmal, daß nach dem Verluſte der Thaler und Gulden die Knöpfe von Jacke und Weſte abgeſchnitten und aufs Kartenblatt geſetzt werden. — Ein runder, breitkrämpiger, ſpitziger Filzhut mit goldenen Treſſen, Schnuren, Troddeln und gemachten Blumen bedeckt den Kopf der Erwachſenen und Kinder, Mützen dagegen ſind unbekannt. Mit dem blauen Mantel, deſſen überhängender Kragen ſo lang wie der Rock ſelbſt iſt, bekleidet ſich der Bauer auch im Sommer, während er im Winter bei Fuhren noch eine Pferdedecke ſo überhängt, daß er durch ein Loch in der Mitte den Kopf ſteckt. — Auch die Frauen tragen ihren Reichthum in Gold- und Silbergeſchmeide oder Münzen gern zur Schau und kleiden ſich meiſt in grellgefärbte Stoffe von Seide oder Baumwolle. Das ſilberne oder goldene Riegelhäubchen wird meiſt nur von katholiſchen Städterinnen getragen, während die Proteſtanten ſich den wechſelnden Moden mehr anſchließen. Noch heute bezeichnet daher der Bauer in Altbayern ein aus einem Modeſtoffe gefertigtes

Kleidungsstück, sei es Rock oder Hose, mit lutherisch. Auf den Dörfern findet sich ein Kopfputz bei den Frauen, welcher bald einem kleinen Papierkorbe, bald einem ausgebreiteten Pfauenschweife, bald einem aus Gold- und Silberschuppen zusammengesetzten Helme gleicht. In weiten Bauschen fällt der Reifrock um die Hüften, silberne Ketten mit Schaumünzen zieren den Hals, und zahlreiche baumwollene und seidene Tücher schnüren die Brust zusammen. Alle Moden der Neuzeit sind an diesem naturwüchsigen Geschlechte spurlos vorübergegangen; zur Verschönerung und Bequemlichkeit der Kleidung geschah nichts, während Massen von Gold und Silber nutzlos zur Schau getragen wurden. —

Wandert man auf dem rechten Lechufer bis zur Donau hinab, dann erblickt man überall bunt bemalte Todtenbreter an den Straßen, und in den Dörfern den altbayerischen Kirmesbaum, welcher statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten Figuren bedeckt ist, während auf dem linken Lechufer sich derartiges nicht findet. Ist nämlich Jemand gestorben, so wird auf ein mit den Sinnbildern des Todes bunt bemaltes Bret von Mannshöhe die Leiche eine Zeit lang gelegt, worauf es an Feldwegen bei Crucifixen nnd Heiligenhäuschen, oder an einem Acker des Verstorbenen, und zwar besonders an seinem Lieblingsplatze, wo er auszuruhen pflegte, aufgestellt wird. Eine auf diesem Brete befindliche Inschrift hebt gewöhnlich also an: „Auf diesem Brete ist todt gelegen der ehrengeachtete N. N." u. s. w. — Oft findet man ganze Gruppen solcher Breter als Monumente der Familienglieder an dem Grundstücke derselben vereinigt, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume eines Waldes oder einer Feldflur dahingeht, so wird er zu seiner Erbauung von den darauf gemalten Todtenköpfen nicht eben in die behaglichste Stimmung versetzt. Wie dies Bilder der Todten, so ist der Kirmesbaum ein Monument der Lebenden. An einem Stamme sind Bretercben sprossenartig über einander angebracht, und an diesen sowohl die Kirche des Ortes, als auch die vornehmsten Gebäude in Schnitzwerk nachgebildet. Neben ihnen hängen auch die Figuren der Bewohner, wie sie in ihren verschiedenen Handierungen begriffen sind. Dieser sonderbare Gebrauch hebt in den Alpen an und verschwindet erst an der Donau.

Der Bauer des Lechfeldes ist streng katholisch. Auf allen Wegen, auf jedem Hügel, an jeder Stubenwand ist das Bild des Gekreuzigten oder der Mutter Gottes aufgehängt. Erfährt er, daß der Bürger, welcher Holz von ihm kauft, Protestant ist, so wird er ihn zu übertheuern suchen; im Uebrigen ist ihm das Wesen der Städte gleichgiltig. Tritt man in eine der überfüllten Schenkstuben zur Zeit, wenn die Abendglocke das Ave Maria läutet, so legt sich sofort das Getümmel, das Bierglas wird vom Munde weggenommen und Wirthin oder Kellnerin sprechen den Abendsegen. Ist der letzte Glockenton verklungen, dann greift Alles wieder zum Bierglas und zecht unter Toben und Lärmen wie vorher. — Die groben Verbrechen gegen Person und Eigenthum, Mord, Todtschlag, Raub und Diebstahl sind hier so häufig, wie kaum in einer anderen Gegend Deutschlands, und von den 270 Mordthaten, welche vom 15. Juni bis zum 19. October 1852 in Deutschland verübt wurden, kamen allein 161 auf Bayern, so daß hier an jedem Tage durchschnittlich ein Mensch ermordet wurde. Während in der protestantischen Pfalz auf 572 Einwohner ein Vergehen kommt, kommen auf 338 Einwohner im katholischen Bayern zwölf Criminalfälle. Der Schulunterricht ist freilich sehr vernachlässigt, in der Kirche sind Messe und Altardienst die Haupt-, die Predigt dagegen Nebensache. Der Bauer der Hochebene ist verschlossen und finster,

nie singt und pfeift er bei der Arbeit, und dabei ist er in Folge seines vielen Biertrinkens so träge geworden, daß ihrer acht wohl kaum so viel an einem Tage leisten, als zwei norddeutsche Bauern. Während letztere meist nur des Abends zur Schenke gehen, so erscheint der Bayer schon des Morgens, außerdem aber jeden Tag Nachmittags und Abends. Eine Kirmes gilt hier erst für recht lustig, wenn es verschiedene Prügeleien gegeben hat und Einer dabei todtgeschlagen worden ist. Im höchsten Jubel ruft der Oberbayer aus: „Heute ist's sakrisch lustig, heute muß noch Einer hin werden." — Und Niemand entsetzt sich bei solchen Worten.

Zum Theil nach den „Grenzboten" und Riehl.

97. Nürnberg, eine alte deutsche Stadt.

Es war hoch im Sommer, als die Eisenbahn von der nordwestlichen Grenze Bayerns uns nach Nürnberg führte. So flüchtig auch immerhin die Eindrücke sein mögen, welche eine derartige Fahrt von Gegenden zurückläßt, die man mit der Eile eines solchen Schnellzuges durchbraust, so sind dennoch die schönen Landschaftsbilder des Mainthales und Frankens unvergeßlich. Waldige Bergzüge öffneten sich, bald, um weite Fernsichten darzubieten, bald, um den Weg zu malerischen Schluchten zu verengen, welche sich zu beiden Seiten der Bahn hinzogen. Wir kamen vor Culmbach, am Fuße eines kegelartigen Hügels gelegen, dessen Spitze mit einem alten Schlosse gekrönt ist, vorbei. Bei Lichtenfels mündete das Mainthal in die fränkische Ebene. Kloster Vierzehnheiligen erhob sich mit seinen beiden stumpfen Thürmen im Südosten der Stadt, während jenseits des Mains auf den westlichen Bergen das Schloß Banz, vormals Abtei, in stolzer Schönheit dastand. Die ganze Scenerie war großartig und stellte sich noch ungleich schöner dar, als wir auf der nächsten Station angekommen waren. Die kühne, weitherrschende Lage des Schlosses fiel jetzt noch mehr in die Augen, die schrägen Strahlen der allmählich sinkenden Sonne färbten die prächtigen Gebäude, sowie die von Vierzehnheiligen auf dem gegenüberliegenden Berge. In Feuerflammen erglänzten die Scheiben der zahlreichen Fenster, die ganze Gegend erglühte in der prachtvollen Beleuchtung des Abends. Die Bahn verläßt hier den noch ziemlich schmalen und seichten Main und wendet sich südwärts. Im Osten derselben ziehen sich in mäßiger Entfernung die Abhänge der fränkischen Schweiz, während die blauen Berge des Rhöns im Westen den mehrfach in scharfen Winkeln gebrochenen Lauf des Mains anzeigen. Wir langen vor Bamberg, der alten Bischofstadt, an. Die Ufer der Regnitz bedeckend und am Michaelisberge sich heraufziehend, bildet sie ein Gemälde von wunderbarem Reize. Hoch ragt der Dom mit seinen vier schlanken Thürmen empor, während auf der Südseite der Stadt auf dem Scheitel eines Berges die Altenburg sich erhebt. Hinter Bamberg verflacht sich die Gegend, die Berge treten immer mehr zurück, wir gelangen nach Erlangen. Hier machen wir Halt, um Nürnberg am anderen Tage im Glanze der Morgensonne begrüßen zu können.

Schon in einer Entfernung von mehreren Stunden erblickt man von den Hügelketten aus in weiter holz- und kornreicher Ebene Nürnberg, die altehrwürdige Stadt mit ihren Mauerthürmen und ihrer Alles stolz überragenden stattlichen Veste. Keine von allen vormaligen Reichsstädten kann an Großartigkeit des Ansehens sich mit ihm messen, und nur von Prag mag es an Reiz und Pracht des Alterthums übertroffen werden. Wie ist Nürnberg doch so herrlich! Der Stempel der einstigen Selbstständigkeit schmückt noch seine hohe Stirn,

und von seiner Burg und seinen Thürmen weht es noch wie alte Reichsfreiheit herab. Jetzt hat es freilich seine Krone verloren, seitdem es bayerische Kreisstadt geworden, aber noch immer ist es die Lieblingsstadt des deutschen Volkes, die Heimath edler Künste und freundlicher Gesittung, wie es vormals die Freundin des stolzen, völkerbeherrschenden Venedigs war. Der diesem die Krone entriß, nahm auch Nürnberg die reichsstädtische Freiheit: durch Napoleon ward es eine bayerische Stadt.

Viel Bücher sind über Nürnberg geschrieben, und in zahlreichen Anklängen lebt sein Name im Herzen des deutschen Volkes. Wie das Kind sich selig freut zur Weihnachtszeit beim Anblick des Nürnberger Lebkuchens und Spielzeugs, so gedenkt auch der Mann noch so mancher herrlichen Erfindung, welche von Nürnberg ausging, und freut sich seines ehrenwerthen Geistes, den es als treue Anhängerin der Reformation, als Mitkämpferin Luther's und Pflegerin seiner Lehre darlegte. Von allen Seiten nimmt sich Nürnberg stattlich und edel aus, doppelte Mauern, Thürme und Gräben umschließen es, wie sie es vormals schützten. Zehn Thore führen in sein Inneres, dessen Straßen zwar meist unregelmäßig und winklig sind, aber überall das Gepräge einer großen Vergangenheit verkündigen. Wer noch keine alte Stadt gesehen hat und die Straßen von Nürnberg betritt, dem breitet sich eine neue, recht wunderliche Welt aus. Gleich wie die bunten Bilderbogen eines Guckkastens drehen sich lebhafte Farben — roth, grün, blau — in wunderlichem Gemisch durcheinander. Nirgends ein Einerlei, nirgends Regimenter von Häusern von gleicher Uniform, Höhe und Richtungslinie, nirgends eine Spur von Beschränkung und Vorschrift. Neben den Palästen vormaliger Patricier stehen des Handwerkers kleine Wohnungen; schmale, alte Häuserchen mit vorspringenden Giebeln und Erkern lehnen sich nachbarlich vertraut an das Prachtgebäude des reichen Kaufmanns oder Fabrikherrn. Selbst das Unregelmäßige, Winklige der Gassen fällt nicht unangenehm auf, denn es erhöht nur das Malerische derselben. Wunderlich und charakteristisch sehen die hohen, rothen Dächer aus, über denen sich oftmals ein Thürmchen mit altmodischer Wetterfahne erhebt. Schön ausgezierte Fenster und Thüren, geschnitzte Tragbalken, mannichfach gewundene Säulen und Figuren aller Art, alte Erker mit Bildhauerarbeit in gothischem und byzantinischem Style — zum Theil von hohem Kunstwerthe: Alles fesselt das Auge des kunstliebenden Fremden bei jedem Tritte. Hier prangen noch Wappen in Stein und Metall über den Thoren, dort stehen Statuen von Schutzheiligen, bald in Nischen zwischen den Fenstern und auf Postamenten, bald an den Erkern zwischen den Stockwerken, und zwar manche von ihnen als Werke von den vorzüglichsten Meistern. Dabei giebt sich überall an diesen alten Wohnungen der vormaligen Reichsbürger eine Unregelmäßigkeit als das Gepräge der Freiheit kund. Da sind oft Fenster von dreierlei Größe an ein und demselben Hause, und zwar bald nahe, bald fern von einander stehend. Dabei Thüren, Erker und Thürmchen mit den verschiedenartigsten Verzierungen, so daß sich der Wille des Bauherrn überall als oberstes Gesetz kund giebt. Die meisten dieser alten Nürnberger Häuser sind unten von Stein, in den oberen Theilen aber von Holz und Fachwerk erbaut. Die zu Tage liegenden, kunstvoll geschnitzten Balken verdrängen dabei keineswegs die Vorstellung von Dauer und Stattlichkeit. Freilich ist die Bewohnerzahl dieser Häuser keine so beträchtliche mehr als vormals, denn von den 100,000 Einwohnern, welche Nürnberg vormals hatte, war es weit unter die Hälfte herabgesunken, hat es aber in neuester Zeit durch Hebung der Industrie wieder auf 72,000 Bewohner gebracht. Der Umfang der Stadt

hat ſich durch Neubauten beträchtlich erweitert, rege Thätigkeit herrſcht in den zahlreichen Fabriken.

Doch wir treten in eins dieſer mittelalterlichen Häuſer, welches vormals einem reicheren Bürger gehört haben mag. Die ſchwere Thür öffnet ſich mühſam und wir gelangen in einen dunkeln, großen Raum. Die ausgeſchnitzte, breite Treppe führt zu einem Söller, welcher das erſte Stockwerk einfaßt. Das ſteinerne Geländer iſt, wie bei den Söllern vor den Ritterſälen alter Burgen, von gothiſcher Arbeit; zierlich geſchnitzte Säulen tragen die Decke. Gartenkübel mit Feigenbäumchen und Lorbeerſträuchern ſtehen auf dem Geländer und umherliegendes Spielzeug verräth, daß die Kinder des Hauſes hier ihren vorzüglichſten Tummelplatz haben. Oft tritt aus der Mitte der Galerie noch ein Erker weit heraus, und ein Tiſch in demſelben, bedeckt mit weiblichen Arbeiten, zeigt an, daß die Hausfrau als Zeugin bei den Spielen der Kleinen hier waltet. Im Hofe plätſchert in zierlicher Einfaſſung ein Springbrunnen, und Arbeitsgeräthe hängt jetzt da, wo vormals die Waffenrüſtung des Mannes ihren Platz hatte. Die Zimmer im Innern des Hauſes ſind hoch und geräumig, dabei alterthümlich ausgetäfelt oder wohl gar mit kunſtreich gewirkten Tapeten behangen. Glasſchränke ſtehen an den Wänden und in ihnen koſtbare Gefäße von buntem Porzellan, venetianiſche, feine Deckelgläſer, Humpen und Becher mit Sinnſprüchen und Familienwappen. In den großen, glänzenden, gebohnten Schränken und den zierlich ausgelegten Commoden liegt das weiße Linnen, während die Küchen von ſpiegelblank geputztem Kupfer- und Meſſinggeſchirr funkeln. Kunſtreich geſchnitzte Tiſche und Stühle, welche mit dem Aeußeren des Hauſes in Einklang ſtehen, weiſen auf jene frühere Zeit zurück, wo hier ein reicher Kaufherr, oder ein hochgebietender, in einträglichen Aemtern ſtehender Patricier Haus und Hof hielt. Viele leben noch jetzt in alter Sitte fort, heimiſch nur innerhalb ihres Hauſes und allenfalls in einem ſchönen Obſtgarten vor dem Thore. Aber freilich iſt auch hier ſchon allenthalben nicht mehr das Alte; der alte ſtädtiſche Reichthum iſt größtentheils dahin, und ſtill und beſcheiden wandeln die vormaligen Patricier unter ihren Mitbürgern, ſie, deren Ahnen einſt mit der Miene der Herrſcher als Haupt des Freiſtaates zu Rathe ſaßen.

Wir verlaſſen das alterthümliche Haus, dergleichen es ſo viele giebt, und gelangen durch das Labyrinth ſich kreuzender und windender Straßen bis zum Markte. Hier halten uns die Stände der Gärtner und Landleute auf. Letztere ſind ein kerniger Menſchenſchlag, deſſen maleriſche Tracht von der reinlichen und netten der Nürnberger Bürgertöchter und Dienſtmädchen angenehm abſticht. Dort auf dem Trödel- und Fiſchmarkte iſt es, wo der derbe, durch ganz Deutſchland bekannte Nürnberger Volkswitz noch in alter Weiſe laut wird, denn „Nürnberger Witz und Tand ſind durch die ganze Welt bekannt.“

Dem bunten Menſchengewimmel entronnen, ruht der Blick mit Bewunderung auf dem herrlichſten Denkmale aus Nürnbergs großer Vergangenheit, auf dem ſchönen Brunnen an dem einen Ende des Marktplatzes. Er iſt ein faſt unbegreifliches Werk der Steinmetzkunſt und beſteht in einer frei und leicht emporſteigenden Pyramide von einigen ſechzig Fuß Höhe von der wundervollſten Arbeit. Zahlreich ſind die in den Verzweigungen angebrachten Statuen von Königen, Helden und Gottesſtreitern. Er iſt ein Werk Schonhofer's und ſtammt aus dem 15. Jahrhundert. In dem ehemaligen Karthäuſerkloſter befindet ſich ſeit 1852 das germaniſche Muſeum, eine reiche Sammlung von Kunſtwerken, Denkmälern und Gegenſtänden früherer Jahrhunderte.

Von hier aus wandern wir nach dem in dem Anfange des 17. Jahrhun-

derts erbauten Rathhause, in dessen stehengebliebenem, ursprünglichem Theile noch Gemälde von Dürer's unsterblichem Pinsel zu schauen sind. — Auf unserem Weitergange besuchen wir die herrlichen Kirchen zu St. Lorenz, St. Sebaldus und Unserer Lieben Frauen, wo uns die Werke Peter Vischer's, des größten deutschen Erzgießers früherer Zeit, und Adam Kraft's bezaubern, jenes Bildhauers, von dem man scherzhaft sagte, daß er die Kunst verstanden habe, Steine weich zu machen und in Formen zu drücken. — Von da gehen wir zum Hause Dürer's, zu seinem neuerrichteten Denkmale und zu dem Grabe dieses großen Meisters auf dem Johanneskirchhofe, wo die Freundschaft gerechtes Lob in Erz grub. Noch mancher andere altehrwürdige deutsche Mann liegt hier unter riesigen Denksteinen begraben, wobei wir nur des Hans Sachs gedenken wollen.

Und nun bergan zur Burg. Kühn und ehrfurchtgebietend thront sie auf dem Scheitel eines Sandsteinfelsens und überragt mit ihren Thürmen die übrigen Gebäude der Stadt. Verwundert schauen die steinernen Gebäude, die Zeugen einer großen Vergangenheit, auf das sie umschwirrende Geschlecht. — Siegreich trotzte Burg und Mauer allen Stürmen des Krieges, nie fiel Nürnbergs Schloß dem Feinde in die Hände. Hier residirten oft die Kaiser des deutschen Reiches, und gar manches deutet auf die Herrlichkeit aus alter Zeit. Hier hausten als Burggrafen oder kaiserliche Obervögte vom Jahre 1210 an die Edeln aus dem Hause Hohenzollern, bis sie endlich unter Kaiser Karl IV. zum Range deutscher Reichsfürsten erhoben und im schnellen Emporklimmen 1417 mit der Kurmark Brandenburg beliehen wurden. Der größte Theil des deutschen Nordens wird jetzt von ihren Nachkommen, den Königen von Preußen, beherrscht; der schwarze Adler, der damals dem Felsenneste entflog, ist jetzt ausgewachsen und breitet seine dunkelfarbigen Schwingen über die Hälfte des Vaterlandes aus. Noch immer beschattet eine alte Linde, welche schon im dreißigjährigen Kriege ein uralter Baum war, den Schloßhof; Gustav Adolf ruhte damals unter ihrem Schatten, wo drei Jahrhunderte früher schon ein Karl IV. und Friedrich III. verweilt haben mochten. Jetzt dient die alte Veste zur Aufbewahrung eines Gemäldeschatzes, der zwar nicht so beträchtlich, als die Galerien von Wien, Berlin, Dresden und München ist, aber dennoch an Kunstwerken von den deutschen Malern des 16. Jahrhunderts, einem Dürer, Wohlgemuth, dem Lehrer desselben, Martin Schön, Hans Schäufflin, Hans Culmbach, Penz, Lucas Kranach und anderen großen Meistern außerordentlich reich ist.

Nach Meyer.

98. Umschau vom hohen Staufen.

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleichweit von Rhein, Lech und Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzöge und Kaiser gestanden. Weithin ist des Berges Haupt sichtlich, und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so beut es dir seinen kahlen Scheitel entgegen. Es beherrscht eben so die Gegend und die niederen Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hauste, die niederen Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die schwäbische rauhe Alp mit ihren begrünten oder zackigen Felsen; hinter ihr ragen in weiter bläulicher Ferne, wie Wolken am Horizonte, die Schneegebirge Tyrols und Helvetiens

hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt, das reiche würtembergische Unterland, das Schwarzwaldgebirge und, dem Auge nur bei dem hellsten Himmel sichtbar, die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreise gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckar bis zum Ausflusse des Lech, begrenzen die schwarzen fränkischen Waldungen den Horizont und verhindern die weitere Aussicht. Dies sind die äußersten Linien des Kreises; welch eine bunte Landschaft, welch schönes Gemälde! Wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! Welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen einen ungemein heitern Anblick gewähren! Ganz nahe, dem Anscheine nach nur einen Steinwurf weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gmünd, ehemals ein Eigenthum des Hohenstaufischen Hauses, die aber nach Konradin's unglücklichem Tode*) die Reichsfreiheit sich erwarb. Eben so nahe, nur auf des Berges südlicher Seite, breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne würtembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitzthume der Hohenstaufischen Familie gehörte. Das frohe Gefühl, in das den Beschauer die lebendige Gegenwart versetzt, wird getrübt bei dem Anblicke so vieler in Trümmer liegenden nahen Bergschlösser, die sich rings über die niedrigen Oerter erheben und wie Vasallen um den sie alle überragenden hohen Staufen herumstehen. Rechberg, Staufeneck, Helfenstein, Ramsberg, Scharfeneck, Berneck, Drachenstein waren ehemals die Sitze blühender Geschlechter, deren Andenken sogar zum Theil nun verweht ist. Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe auf, wenn du deine nächsten Umgebungen betrachtest; denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist, bis auf ein kleines Stück Mauer, auch die letzte Spur verschwunden, und mit Gras und Disteln ist der Schutt überwachsen. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges, und halbnackte Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich seine Jugend verlebte. Im Bauernkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die 7 Fuß dicke Ringmauer desselben, zwei feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, blieben stehen und standen noch 1588. Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Thürme niedergerissen, der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen und fanden — Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint hier oben zu trauern über den Untergang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte. Menschenleer ist die Gegend, verlassen sieht sich der Wanderer, und nur das Geläute der Herden oder einer nahen Kirchenglocke dringt hin und wieder zu seinem Ohre.

Am südlichen Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die Staufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine, niedrige Thüre gegen den Berg zu; über derselben befindet sich ein uraltes Wandgemälde, welches den Kaiser Friedrich Barbaroſſa in eiserner Rüstung vorstellt; unter dem Bilde sind einige deutsche Reime, welche sagen, daß Friedrich oft durch diese Thür in die Kirche gegangen

*) Konradin von Schwaben, der letzte Sprößling des schwäbischen Kaiserhauses der Hohenstaufen, Sohn Konrad's IV., Enkel Kaiser Friedrich's II. und 1254 dessen Erbe von Neapel und Sicilien, wurde mit seinem Freunde Friedrich, einem Prinzen von Baden, auf Befehl Karl's von Anjou im Jahre 1268 auf dem Markte zu Neapel enthauptet. — So endete der letzte Hohenstaufe im sechszehnten Lebensjahre!

sei. Tiefer unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter, großer Wald, in welchem ein paar alte, ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; von ihnen geht die Sage unter den Landleuten, daß sie aus den glanzvollen Zeiten des Hohenstaufischen Geschlechts die einzigen noch lebenden Ueberreste seien. Wenn diese Sage auch nicht wahr ist, so thut es doch dem Gefühle wohl, sich in die Zeiten zu versetzen, da diese Bäume jung waren, sich jene längst entschwundenen Menschengestalten zu denken, wie sie in diesem Forste dem Eber auflauerten und den schnellen Hirsch mit ihren Speeren fällten; es thut dem Gefühle wohl, nach einem so oft wiederholten Wechsel von Geschlechtern, Zeiten und Reichen eine Kreatur, einen Eichbaum anzuschauen, der alle diese Wechsel überlebt hat, der dem stolzen Menschen die Kürze der ihm zugemessenen Zeit vorrückt und ihm zu sagen scheint: „Dein Leben währet 70 Jahre, wenn es hoch kommt, 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; — ich hingegen trotzte der Zeit, und meine Blätter grünen für und für."

99. Wanderungen um Baden-Baden.

Das erste Bad der Welt ist unstreitig Baden-Baden, ein reizender Fleck Erde wie selten einer. Zum Ausruhen in ländlicher Stille wie geschaffen, verbindet Baden durch seine großartigen Anstalten mit der Ruhe des Landlebens die Genüsse der Stadt; ja, Baden ist nicht mehr eine Stadt, es ist eine Hauptstadt, die zehn Hauptstädte in sich vereinigt. Man findet dort London, man sieht Paris, man begegnet St. Petersburg u. s. w. Dieselben Personen, die noch vor wenigen Monaten durch tausende von Meilen geschieden waren, begrüßen sich vor dem Konversationshause, als ob sie alte Bekannte wären. Der Spanier verkehrt dort mit dem Engländer, der Italiener mit dem Deutschen, der Franzose mit dem Russen; fast alle Sprachen des Morgenlandes hört man hier unter den Orangenbäumen des Kurhauses in dem milden Klima Badens.

Aber wir wollen heute die schöne Natur, die reizenden Umgebungen Badens genießen. Nach wenigen Schritten sind wir an dem neuen Schlosse, das über der Stadt auf einem Hügel thront und zur Sommerzeit als Residenz des Großherzogs von Baden eingerichtet ist. In weniger als einer Stunde geht man auf grünen Fußpfaden durch einen Eichen- und Tannenwald von hier nach den Ruinen des alten Schlosses, das die Höhe des Batter krönt. Der Wanderer geht immer im Schatten, während an jedem hervorragenden Felsstücke, an dem sich eine neue Aussicht eröffnet, Ruheplätze zur Erholung und zum Naturgenusse angebracht sind. Die Trümmer des alten Schlosses sind noch so ansehnlich und so gut erhalten, daß wir sie zu den schönsten Ruinen Deutschlands zählen dürfen. Die hohen, gewaltigen Mauern, die engen Höfe, die unterirdischen Gänge, die weiten Gemächer, deren Boden und Decke eingebrochen und an deren Fenster noch ein schmaler Gang hinführt, das üppige Grün von Sträuchern und Gras, das auf den Zinnen und Thürmen wuchert — all' das bildet ein so reizendes Ganze, daß wir uns kaum von diesen Ruinen trennen können. Von dem viereckigen Thurme der St. Ulrichskapelle bietet sich dem trunkenen Auge eine prachtvolle Aussicht auf Baden, das Oosthal, die Berge des Schwarzwaldes und der Vogesen und über die weite Ebene des gesegneten Rheines.

Eine prachtvolle Eichenallee, welche unfern vom Konversationshause beginnt und den duftigsten Schatten gewährt, führt an reizenden Landhäusern

vorüber nach dem alten Kloſter Lichtenthal, welches durch die Nähe des Weltbades ein Vergnügungsort geworden iſt. Man hört in der Kapelle des Kloſters noch den frommen Geſang der Nonnen; aber die Umgebung trägt ein ziemlich weltliches Gepräge. Hinter dem Dorfe ſteigt der Weg bergan; am Saum des Weges ſchießt die braune Oos vorüber und treibt die Räder munter plaudernder Sägemühlen. Am Waldesſaum hin, aus deſſen Grün duftende Brombeeren und Erdbeeren hervorſchauen, während über unſeren Häuptern ſchlanke Tannen aufſteigen, zieht ſich die ſchöne Straße, die in ſanften Windungen auf den Bergrücken führt und an zahlreichen Punkten die ſchönſten Blicke in das tiefe Thal, auf üppige Waldesteppiche und das geſchäftige braune Waſſer des Waldbaches gewährt, bis wir, auf der Höhe angekommen, auf ebener Straße dahinwandern, während die Wipfel der Tannen ſich unter uns zum grünen Walddache verbinden.

Plötzlich treten wir aus dem Walde heraus, und vor uns liegt Schloß Eberſtein, auf den Bergvorſprung keck hinausgebaut. Tief, tief unten rauſcht die Murg durch das enge Bett; zahlloſe Flöße ſchießen pfeilſchnell durch das Waſſer; der Blick aber umfaßt eine prachtvolle Fernſicht des üppigſten Waldesgrün und freundlicher Dörfer, aufwärts ins Thal nach Weißenbach und Hilperstau, abwärts noch Gernsbach. Ein reizendes Plätzchen bietet ſich vor dem Eingang des Schloſſes für den müden Wanderer: ringsum der friſche, rauſchende Wald, vor uns das Schloß mit ſeinem wunderlichen Thurme, und unter uns in der Tiefe das blitzende Spiel des Stromes mit dem munteren Treiben der Flößer. Am Berge hinab ziehen ſich in warmer, ſonniger Lage die prächtigſten Weinberge, aus denen ein köſtlicher Wein gekeltert wird: das „Eberſteinblut."

Erquickt von der herrlichen Ausſicht und geſtärkt durch die Erfriſchungen, brechen wir auf, und wieder hinein führt unſer Weg in tiefes Waldesdunkel, im Zickzack, ſanft ſich abdachend, hinab ins tiefe Thal. Lichter und lichter wird der Wald; der freundliche Sonnenſchein ſpielt durch die grünen, rauſchenden Blätter; wir kürzen den Weg in luſtigen Sprüngen über das weiche Moos, bis wir unten die Murg rauſchen hören und von dem gewerbfleißigen Gernsbach das lebendige Geräuſch herauftönt, durchmiſcht mit dem lauten Rufen der Flößer. Wir biegen um eine letzte Wendung des waldfriſchen Weges und vor uns ſteht eine kleine gothiſche Kapelle, die den wunderlichen Namen „die Klingel" trägt.

Raſchen Schrittes eilen wir Gernsbach zu. Durch einen dunklen, ſteingewölbten Bogengang betreten wir das Städtchen, durch das die Murg ihr klares Waſſer treibt. Eine hölzerne Brücke verbindet beide Ufer. Von vielen Bächen durchſchlängelt, umſäumt von freundlichen Gärten, macht das Städtchen einen ungemein hübſchen Eindruck. Die Mädchen in den rothen Röcken mit den Milchkannen oder Obſtkörben auf dem Kopfe gewähren eine allerliebſte Erſcheinung. Kleine grüne und braune Häuſer ſcheinen ſich an einander zu reihen, um das Auge zu ergötzen. Alle Häuſer ſind von Steinen erbaut, Balkone ſchmücken ſie, und ſchöne Brunnen ſtrömen ihr ſprudelndes Waſſer aus. Die Straße iſt breit. Das Reizendſte, was Gernsbach beſitzt, iſt das Rathhaus, ein wahrer Juwel von roſigem Stein; feine Bildhauerarbeiten umſäumen Thüren und Fenſter. Die Häuſer auf der rechten Seite haben das regelmäßige Ausſehen einer Truppe Soldaten; ſie ſtammen alle aus neueſter Zeit.

Die Bewohner von Gernsbach, welche nur vom Holze und für das Holz leben, beſitzen 1230 Morgen Waldes. Die Murg vertreibt die koſtbare Waare, die in dieſen Wäldern geſchlagen wird. Das Bett der Murg, zwiſchen

zwei wilde Ufer eingezwängt, auf denen Wälder ihre Tannen und Eichen in das Blau des Himmels recken, ist überall von ungeheuren Felsen unterbrochen, welche die Gewalt des Wassers geglättet. Die Wellen brechen sich an diesen alten Häuptern und werfen ihren weißen Schaum daran empor. In die Tiefe der Schlünde, die sich überall öffnen, stürzen die Wasser, welche der Schnee plötzlich anschwellt. Die gewerbthätige Hand des Menschen hat diese Abstürze für den Transport des Holzes nutzbar gemacht. Die Wasser, durch starke Schleusen zurückgehalten, sammeln sich in kleinen Thälern, die von allen Seiten geschlossen sind. An der ganzen Murg hin, und vor allem an dem Hauptabsturz, haben die Holzhauer das Holz aufgeschichtet, das nach Gernsbach hinabgeflößt werden soll.

Endlich schicken die Waldbesitzer den Befehl, die Schleusen zu öffnen. Das ist ein Festtag für die Gegend; von allen Seiten strömt man herbei. Der Student kommt von Freiburg und Heidelberg, der Gymnasiast von Mannheim und Karlsruhe, die Reisenden und die Kurgäste von Baden — alle wollen das großartige Schauspiel sehen! Eine Brücke gewährt namentlich einen großartigen Anblick; sie befindet sich an dem Zusammenfluß der Rauhmünzach und des Schwarzenbach. Ihr einziger Bogen, der auf zwei Granitblöcken steht, bietet die Aussicht auf ein weites Thal, durch das die mit geschälten Stämmen angefüllten Wasser schießen. Zehn Schritte unter der Brücke schäumt ein dreißig Fuß hoher Wasserfall, der den malerischen Eindruck der zwischen Bergen eingezwängten Landschaft noch erhöht. Die Stunde schlägt — die Schleusen öffnen sich. Wie fernes Grollen des Donners rauscht es heran, bis das ganze Thal vom wilden Getöse erdröhnt. Wie eine Mauer von Holz wälzt sich die Masse der Stämme heran; der Fluß schäumt hoch an ihnen hinauf und verschlingt sie dann wieder. Die Stämme ächzen, das Wasser braust; es ist, als ob sich Wald und Berg und Thal in Ein Urgemisch auflöste. Aber es dauert nicht lange, so wird es wieder stiller; die Neugierigen entfernen sich, und alles ist einsam und öde.

In Forbach werden die Stämme zu Flößen vereinigt und schwimmen dann, von starken Flössern gelenkt, den Rhein bis nach Holland hinunter. Was sich nicht diesen schwimmenden Wäldern anschließt, wird schon in den Sägemühlen des Murgthals zu Brettern zerschnitten und als solche verkauft. In diesem Holzhandel besteht der Reichthum des Städtchens Gernsbach, das wir verlassen, um unsere Wanderung wieder anzutreten.

Die Berge rücken ferner und ferner und schieben sich dichter in einander, nur Eberstein hebt sich noch mit seiner Kapelle und seinem spitzen Thurme auf einen Bergvorsprung von den blauen Gebirgen ab. Das Thal breitet sich weiter und weiter; die Murg fällt in munteren Sprüngen über die Wehre; Obstbäume umsäumen den Weg, und freundliche Dörfer unterbrechen mit ihrem Geräusch die stille Landschaft. Hunderte von Rädern treiben die Mühlen, in denen das Holz zersägt wird. Hohe Christuskreuze stehen auf Weg und Steg; da und dort kniet eine fromme Frau in der malerischen Tracht der Murgthalbewohner vor dem grob gearbeiteten Kunstwerk.

Illustrirte Welt.

100. Der schwarzwälder Flösser.

Wenn man auf einem der prächtigen Dampfboote des Rheins dahinrauscht, erblickt man zuweilen eine Schifffahrt, die mit jenen schaufelnden Rädern keine Wettfahrt auszuhalten vermag. Ohne Segel und Mast, ohne schäumende

Räder und ziſchende Röhren treibt ein Floß an den Seglern und Dampfſchiffen träge und ungelenk den Strom hinab, eine rohe Maſſe, dem Reiſenden auf luſtiger Waſſerfahrt, dem Pilger am klühenden Ufer keine Augenweide. Flach wie der Waſſerſpiegel und zum größten Theil von ſeinen Wellen überfluthet, liegen die entborkten Stämme von Eichen und Föhren langgeſtreckt neben einander, ihrer Waldmajeſtät entkleidet, ohne Knospen-, ohne Blätterſchmuck im Waſſerbade. Einſt aufrecht und ſtolz, mit der Wurzel im feſten, kühlen Boden, mit den grünen Zweigen hoch in friſcher Luft auf freier Berghöhe oder in einſam ſtillen Thälern Sturm und Wettern kräftig trotzend, liegen ſie wie gefallene, todte Körper, der Stromkraft eine Beute und ein Spiel. Nur eiſerne Blocknägel und Klammern, Zängelſtangen und gedrehte Weiden- und Birken-„Zöpfe" halten ſie locker und für kurze Friſt zuſammen, bis ſie, wieder an's Ufer geſchleppt, zu den Zwecken der Menſchen zerhauen und zerſägt werden.

Kaum höher als mannshoch erheben ſich auf den treibenden Unterlagen ein halb Dutzend unſcheinbare Bretterhütten, leicht und luſtig zuſammengezimmert, zum Obdach für den Floßmeiſter und Steuermann, für Ankerknechte und Flöſſer. Ohne äußeren und inneren Schmuck ſehen ſie wenig einladend aus. Auch die Menſchen auf dieſen plumpen Fahrzeugen näher zu betrachten und kennen zu lernen, ſcheint ſich der Mühe kaum zu lohnen. Schlecht und mangelhaft gekleidete Haufen kauern auf dem vorderen Theile des Floſſes an der „Hundsmau" oder bewegen ſich in arbeitenden Gruppen an den „Streichen," während die beſſer gehaltenen Jahres- und Ankerknechte auf der hinteren „Tretbrücke," an den Seilen des „Hauptſtänders," der „Betting" oder in den Ankerkähnen beſchäftigt ſind. Sie paſſen für ihre plumpe Handierung, dieſe gebräunten, wetterharſchen Geſichter. Sie kommen aus jenen Wäldern, denen die ſcharfe Axt jahraus, jahrein immer breitere Wunden ſchlägt. Millionen und aber Millionen koſtbare Stämme, ganze Forſten, ganze Wälder ſind von unſeren deutſchen Flüſſen und Strömen ausgeſpieen. Millionen gefällter Waldſäulen werden noch hinabgeflößt, bis einſt vielleicht der letzte Flöſſer und das letzte Floß auf dem Rheine zur Mythe wird.

Jedes Floß hat ſeine inhaltreiche Entſtehungsgeſchichte, deren Uranfänge vergraben liegen hinter der Schwelle der Wunderwerkſtatt der Natur. Das Floß kommt von den Bergen. Die Eichen, Föhren und Tannen, welche als Stämme, Blöcke und Breter z. B. den Rhein hinabgeflößt werden, ſtammen aus den großen Waldungen des rechten, zum geringeren Theile auch des linken Rheinufers. Die Kinzig, Murg und Alp, die ſich vom Schwarzwald her in den Rhein ergießen; der Neckar ſammt ſeinen rauſchenden Floßbächen Enz, Nagold, Würm, Murr, Rems und Filz; der Main mit ſeinen vielen ſchäumenden Nebenflüſſen aus dem Rhöngebirge, Speſſart und Odenwald, mit der Sinn, der fränkiſchen Saale, dem Lohrfluß, der Kinzig, Hafenohr, Elfava, Faulbach, Aſchaff; die Lahn von der „Alten Eiche" im Weſterwald; die Moſel mit der Meurthe, Suille und Saar vom Wasgau; die Sieg und wenige andere Flüſſe und Bäche waren und ſind zum Theil noch heute die wichtigſten Quellen, welche der großen Pulsader mitteleuropäiſcher Cultur den Stoff zuführen, mit welchem der Deutſche einen Handel treibt, der auf dem Rheinſtrome zu Thal dem Umfange, Gewicht und Werthe nach alle übrigen Erwerbszweige übertrifft.

Die Gefahr für Flöſſer und Floßherren iſt auf dem Rheinſtrome am größten, doch ſie beginnt ſchon, wenn der Stamm, vom blanken Axthieb tödtlich getroffen, krachend zu Boden ſtürzt. Nachdem er entzweigt, entborkt und

roh zugehauen worden, muß er auf unwegsamen Bahnen aus dem Waldinnern über Felsen und Wasserfälle, durch Schluchten und Thäler geschleppt, gezogen, geschleift oder gestürzt werden. Wenn die Schnellwasser der Rauhmünzach im Schwarzwalde losgelassen werden, da dröhnt und stöhnt es durch's Gebirge von dem Krachen der stürzenden Tannen, die jählings hinabschießen in die wilde Murg.

Mit Lebensgefahr ist das Werk der Arbeiter verknüpft, denen es obliegt, die Theile des Ganzen mühsam aus Süd, Ost und West zusammenzuschleppen, zu kleinen Flössen zusammenzufügen, welche wachsen und sich dehnen müssen, je nachdem die Wasser tiefer und breiter werden. Von den kleineren Gewässern, welche in die Hauptnebenflüsse des Rheinstromes münden, bereiten viele dem Flösser große Trübsal und Beschwerden. Da sieht man ihrer zwei auf einem schmalen, langen „Gestöre" den kurzen Schlangenwindungen des rauschenden Flusses mühselig folgen, oder auf einem Häuflein Tannenbalken über scharfes Gestein, an eckigen Vorsprüngen vorüber, mit den sprudelnden Wassern haushoch herabstürzen über den Felsen. Man sollte glauben, die Balken müßten überschlagen und dem kühnen Weißflösser Tod und Verderben bringen. Triefend, an den eingestoßenen Floßhaken festgeklammert, schält er sich und sein ächzendes Fahrzeug aus dem Felsen- und Wogengedränge wieder hervor und setzt seine Wasserwanderung zu Thal fort, nicht unähnlich an Kühnheit und Gewandtheit dem Gemsjäger, der über Schneefelder die Hochalp herabgleitet.

Um die schwere Eiche flößbar zu machen, legt ihr der Flösser die Tanne an die Seite. Eichen und Föhren werden durch Zängelstangen, durch Nägel, Klammern und gedrehte Weidenzweige mit einander verbunden. Auch bedient man sich hier und da auf dem Main und besonders auf der Mosel und deren Nebenflüssen in Ermangelung der Kiefern luftgefüllter Tonnen, und selbst in einigen Gewässern, langer, schmaler und hoher Bretterkästen, welche der Eiche einen ähnlichen Dienst leisten müssen, wie die Schwimmblase dem Fische oder der Luftschlauch dem Badenden, der die Kunst des Schwimmens nicht erlernte. —

Ein mittelmäßiges Holländerfloß hat heutzutage 10—12 Mast oder 720 bis 864 Fuß Länge, 60—70 Fuß Breite und besteht aus 12—1500 Stämmen und halb so viel eingespanntem und Stückholz. Ein mächtiges Floß dieser Gattung wiegt seine 10—12,000 Centner und mißt etwa 125,000 Kubikfuß. Es mag einen Werth von etwa 100,000 Gulden haben. Man fertigt es nur aus einer Lage, während die alten Flösse doppelte Stammlagen und einen Tiefgang von 6—8 Fuß hatten. Hinter dem vorderen und vor dem hinteren Stelzenblock sind die sogenannten Tretbrücken errichtet, Bretterbühnen, auf denen die Männer an den Streichen arbeiten. Ein Floß der erwähnten Art hat an den hinteren und vorderen Stelzenblöcken zusammen 32 lange Ruder und an jedwedem Ruder ein Dutzend Fäuste. Das ist, ohne die Jahres- und Ankerknechte, eine Schaar von ungefähr 200 hungrigen Leibern, für welche im großen Kessel am Küchenquerbalken Reis, Erbsen, Linsen oder Bohnen brodeln. Diese Männer sind das „Publikum," die „Kosacken" und wie der Flösserwitz sie sonst noch heißen mag, diese Proletarierbande, die an den Ufern des Rheinstromes lauert, bis ein Floß gebaut wird und geschwommen kommt, um sich darauf zu stürzen, ihre Dienste anzubieten und für ein paar Wochen Lohn und gute Nahrung zu finden. Es ist keine Kleinigkeit, sie satt zu machen, und noch schwerer, sie zu regieren, denn die Rheinluft zehrt und macht leichtes Blut. Und doch sättigt sie der Koch dreimal des Tages und der Floßmeister hält sie

in Zucht und Ordnung. Denn wer nicht gehorchen will, wird an's Ufer geſetzt und iſt ſeines Lohnes quitt. Es ſind freie Menſchen, dieſe Ruderknechte, herrenlos und ſelbſtſtändig, im kräftigſten Jünglings- und Mannesalter, ohne andere große Schwäche als den Hunger. Der Hunger treibt ſie aufs Floß, der Hunger gen Holland, von wo ſie ſehen mögen, wie ſie wieder heimkommen, zum häuslichen Herd, wenn ſie ihn ja kennen ſollten, zu Weib und Kind, die ſie ſicher heimgelaſſen. Sie wohnen, eſſen, arbeiten und ſchlafen abgeſondert von der übrigen Floßmannſchaft, die ſich für etwas Beſſeres hält, und in der Regel wohl mit Recht, als das Publikum, die Maſſe, von der Niemand weiß, woher ſie kommt, wohin ſie auseinanderſtiebt. Niemand fragt nach Alter, Namen und Herkunft. Männer ſind es, „Männer" werden ſie geheißen. Wie die Stämme im Waſſer aus verſchiedener Herren Lande, aus Thälern und von Höhen zuſammengezängelt thalwärts treiben, ſo ſtehen die „Männer" an den Streichen und kennt einer kaum den andern, iſt keinem vor die Stirn geſchrieben, welchem Boden er entſproſſen, welchem Geſchlecht er angehörig, wer ſeine Ahnen und weß Geiſtes Kind er iſt. Das Floß iſt eine Art Aſyl für Heimath- und Beſitzloſe, nicht ſelten auch ein Verſteck für einen ſchuldbewußten Frevler. Darum ſteigt manchmal der Vollſtrecker des Geſetzes zur Aufrechthaltung von Recht und Sicherheit auf das Floß und forſcht unter den Ruderknechten an der „Hundsmau."

Milliarden Kubikmeter deutſcher Eichen wurden und werden von der Fluth des deutſchen Meeres in Dordrecht „in die Schlied" (an's Land) getragen, wo mit der Ebbe der trockene Rechenmeiſter „Mynheer" den Damm herabſteigt, Menge und Güte der Hölzer zu prüfen, welche die Deutſchen ihm zuflößen, damit er ſeine Schiffe bauen und beſſern kann, mit denen er die Erzeugniſſe ſeiner Colonien: Zucker und Kaffee, Indigo und Baumwolle, Thee und Rum, Reis und Tabak, Gewürze und Häute, von fernen Geſtaden holt, um ſie zum großen Theil mit gutem Profit den Deutſchen für das Mark ihrer Wälder wieder in Zahlung zu geben.

Nach Schirges.

101. Die Donau zwiſchen Linz und Wien.

Das Stück der Donau, das man zwiſchen Linz und Wien befährt, iſt ohne Zweifel der herrlichſte Theil des ganzen großen Fluſſes, denn es haben ſich hier Natur und menſchliche Cultur in einem ſo hohen Grade bemüht, die Ufer und Anlande reich zu ſchmücken, wie ſonſt nirgends mehr auf der ganzen 400 Meilen weiten Strecke des Flußlaufes. Die Donau fließt bei Linz, von Bergen eingeengt, in einem ungetheilten Strome. Unterhalb der Stadt aber fängt ſie bald an, ſich ausbreitend, viele große und kleinere Inſeln zu umfaſſen und ſich in viele Arme zu ſpalten, von denen indeß gewöhnlich einer als die Hauptader betrachtet werden kann. Dies geht ſo fort bis in die Gegend des berühmten Strudels bei Grein, wo dann wieder alle Gewäſſer vereinigt in demſelben Canale zehn Meilen weit fortpulſiren, bis ſie bei der Stadt Krems ſich durch die Gebirge und Engpäſſe durchgearbeitet haben, ebenes Land betreten und ihre Inſel- und Armbildung wieder beginnen, was ſie dann bis über Wien hinaus fortſetzen.

An vielen Stellen heben ſich aus dem Fluſſe Sandbänke ſo hoch, daß ſie aus dem Waſſer hervorragen. Sind dieſelben bewachſen, ſo nennt man ſie Auen. Dieſe mit Espen, Ellern, Linden, Pappeln, Ahornen, Weiden und Gebüſchen aller Art beſtandenen Auen bieten große Weideplätze für eine

unzählige Menge von Wild, worunter auch Hirsche, dar, sowie die kleinen Arme, Einbuchten und Seen zwischen den Sandbänken und Inseln gewöhnlich mit zahllosem Wassergeflügel bedeckt sind, mit wilden Enten und Gänsen, mit Reihern, Kranichen, Kiebitzen und Krähen, und vor allen Dingen mit Möven. Außerdem erhöhen den Genuß der schönen Bildergalerie zwischen Linz und Wien noch herrlich gelegene Dörfer und Schlösser, welche an der Donau und auf deren Inseln und Auen aus den Gebüschen, wie aus einem Versteck hervorsehen. Die Raubritter, denen einige der letzteren ihr Dasein verdanken, haben die Lage ganz ausgezeichnet gut zum Raube auf dem Flusse gewählt. Der Rhein entbehrt in seiner schönen und so oft mit diesem Donaustücke verglichenen Partie von Mainz bis Bonn ganz jener wilden Insel- und Auenansichten. Viele setzen ihn darum um so höher; aber ich muß sagen, mir schien die Donau in diesen wilden Scenen nur noch einen Reiz mehr zu haben. Diese Schlösser, im Schilfe versteckt, diese Inseln, nur hier und da von einem einsamen Fischer bewohnt, diese vielgespaltenen Flußadern, die sich ganz in Wildniß verlieren und zu verlieren scheinen, und doch nach einiger Zeit wieder aus den Wäldern klar und unversehrt hervorkommen, um sich mit dem großen Strome zu verbinden — bilden einen Reiz, dessen der Rhein entbehrt, wo man Alles mehr an den Ufern, im Flusse weniger suchen darf. Am Rhein ist die Cultur mächtiger, fast zu mächtig; an der Donau ist die Natur wilder, fast zu wild.

Das erste Stück, welches sich uns darstellte, war Mauthausen, der Mündung der Ens gegenüber. Dies Gemälde ist den Rheinbildern ähnlich. Der Ort ist uralt, liegt dicht am Ufer des Flusses, ein verfallenes, thurmähnliches Schloß in der Nähe. Sonst läßt sich hier im Ganzen wenig erblicken, denn die Ens strömt auf einem niedrigen, flachen Vorlande, welches sie sich selbst geschaffen hat, in die Donau ein: Dann aber erscheinen wieder viele Auen und Inseln mitten zwischen großartigen Berglandschaften. Fischer sind am niedrigen Ufer mit der Herrichtung eines Netzes beschäftigt. Eine Wassermühle ist in der Mitte des großen Stromes, flache Inseln, mit schwankenden Weiden und Pappeln bewachsen, in der Nähe; ein Müller sitzt auf der Spitze eines ins Wasser hinausragenden Balkens und scheint mit einer Reparatur beschäftigt. Einige Schiffer laden Holz in ein kleines Fahrzeug, um es nach Wien hinabzuführen. Sonst rund umher nichts wie Wasserfläche und waldreiche Aueinsamkeit. Auch die Biber haben hier in den Bruchstätten der Donau ihre versteckten Wohnungen und machen Ausflüge in die Auen des Flusses, in denen sie, wie die Holzhacker, die Bäume fällen.

Sechs Meilen unterhalb Linz, von Wallsee an, hängen die schönsten Gemälde an der Donau. Für uns war es, als wir bei Wallsee anlangten, noch Morgen, und dies schöne Schloß am rechten Donauufer war noch in seiner schönsten Beleuchtung aus Osten oder Südosten zu sehen. Auf senkrecht abfallenden Felsen, welche die Donau in leidenschaftlicher Umarmung rauschend umströmt, erhebt sich dies prachtvolle Rittergebäude. Auf der andern Seite sieht es sich von schönen, üppigen Gefilden, wie von friedliebenden, arbeitsamen Unterthanen umlagert, und fern, in den Hintergrund zurückgedrängt, stehen die Bergriesen, die Häupter von dunkeln Waldungen umschattet. Die anderen herrlichen Anschauungen, die sich von Wallsee aus entfalten, müssen Jeden zum Entzücken und zur Bewunderung hinreißen. Ruinen, Schlösser, Paläste, Klöster, friedliche Dörfer, kleine Städte, Einsiedeleien, ferne Berge, nahe Thürme, dunkle Schluchten, offene Thäler, schroffe Abhänge, lachende Auen, das Alles war prächtig durcheinander gemischt.

Hunderterlei hübsche Täuschungen führt der vielverwundene Lauf des Stromes herbei; hunderterlei Erwartungen, kleine Hoffnungen und Befürchtungen macht er rege. Zuweilen zieht er sich langgestreckt vor den Blicken hin, wie eine große Chaussee und stellt in nebliger Ferne viel Schönes in Aussicht. Zuweilen ist er wie in Stücke zerhackt, Berge schließen ihn von allen Seiten ein, und wir fahren wie in dem engen Kreise eines einsamen Bergsees. Wir drehen uns, und wieder schießen wir in eine solche abgeschlossene Wassermasse hinein; es scheint, als reihe eine Kette von Seen sich aneinander, an deren schroffen, felsigen Ufern wir zu scheitern fürchten. Und welche geschichtlichen Erinnerungen tauchen hier in uns auf! Da liegt der Nibelungenhort in der Donau, da ziehen die Nibelungenhelden an ihren Ufern herab. König Etzel zieht herauf ihnen entgegen; die Klänge der Hunnenschlachten tönen im Donauthale wieder. Karl der Große dringt siegreich herab und kehrt triumphirend zurück. Da kauern sogar noch die Geister der Römer in zahllosen Schaaren, und die italienischen Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei, um den Tausenden ihrer hier gefallenen Geliebten einen Kranz zu winden. — Dann wieder ziehen deutsche Bebauer, Franken, Bayern und Schwaben, singend den Fluß herunter. Aber der Ungarn wilde Schwadronen stürzen über das Alles herein, und, durch die Donauschluchten dringend, bringen sie Trauer und Wüste wie eine mächtige Fluth über die entferntesten Völker. Doch zwischen alle dem welch' neuer Wechsel, welche mächtigen Klänge, welche frommen Gesänge? Hunderttausend und aberhunderttausend Männer, Ritter aus Norden und Westen wallen den Strom in wenigen Jahrhunderten hinab in ferne Zonen, um des Erlösers Grab mit Thränen und Blut zu netzen!

Jetzt gelangen wir an den Donaustrudel bei Grein. So wie ein Held, wenn er zum Tode geht, seinen schönsten Schmuck anlegt und dann auch noch mitten im Kampfe sich mild und edel erweist, so geht die Donau in den düsteren, von schwarzen Waldungen beschatteten Schlund nicht ein, ohne noch zuvor in einem höchst romantisch gestalteten Landschaftsgemälde kurz vor dem Strudel Schönes und Liebliches zusammenzudrängen. Freundlich grüßend spiegelt der Strom die Angesichter des hübschen Schlosses Greinsburg und des Städtchens Grein zurück, bevor er, melancholisch von den Fichtenwaldungen gefärbt, seine Wellen auf die Folterbank des Strudels wirft. Dies geschieht denn endlich bei dem Inselchen Wörth, das wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels daliegt. Von diesem Pfeiler aus ziehen sich zu beiden Seiten noch niedrige Steintrümmer quer durch den Fluß und schließen sich an die hohen, eckig hervorspringenden Felsen des Ufers an. — Zwischen diese Felsen hindurch ließ Kaiser Joseph mittelst dreizehnjähriger Arbeit durch Hinwegschaffung der die Schifffahrt am meisten hemmenden und gefährdenden Felsen eine Durchfahrt bahnen.

Der Felsen der Insel Wörth ist höchst malerisch; er hat verschiedene Absätze, und am Fuße, ganz auf der Spitze der Insel, liegt eine alte Warte. Auf der Krone des Felsens prangt neben mehreren Heiligenbildern ein großes Kreuz. Dicht vor dem Eingange zum Strudel kommen in der Regel kleine Boote zu den großen Schiffen herangerudert und bieten den frommen Matrosen Heiligenbilder als Amulette zum Verkauf. Dem Wörther Felsen gegenüber ragen andere hohe und malerisch gestaltete Risse tief im Wasser hervor und tragen auf ihrer festen Stirn die Ruine des alten Schlosses Werfenstein empor. Die Felsen von Werfenstein schließen sich an die mächtigen Wände und schroffen Abhänge, von denen sie nur ein kleiner Theil sind, und die sich

nur in dunkler Enge, etwa auf die Länge einer halben Stunde, einander gegenüberstehen. Mitten in dieser Schlucht, die man sich indeß immerhin nicht allzuschmal denken darf, schießt der Strom, mit unaufhaltsamer Gewalt sich fortwälzend, brausend dahin; schon in weiter Entfernung hört man dieses Getöse als ein dumpfes Rauschen. Die beim Strudel zusammengepreßten Gewässer empfangen in der Schlucht eine solche Richtung, daß ihre Hauptmasse gerade auf einen großen Felsen zuströmt. Sie prallt hier an und wird zurückgeworfen, zugleich aber auch durch die nachfolgenden Gewässer wieder herumgedreht und weiter gestoßen. Auf diese Weise entsteht dann hinter dem Strudel, in einer Entfernung von 1000 Schritten, der berühmte Wirbel. Ueber den Strudel hin schoß und schnellte unser Schiff, obgleich die Dampfmaschine hier etwas gedämpft wurde, mit einer ungeheuren Geschwindigkeit. Aber wie ein walzendes Paar, das in der Eile des Tanzes auf seine Vordermänner stößt, etwas leise für einige Augenblicke den Krebsgang geht und dann mit neuem Ansatz seinen Weg wirbelnd fortsetzt, so drehten wir uns im Wirbel eine Zeit lang herum, gingen schief und rückwärts, faßten dann aber wieder mit erneuter Schaufelkraft die Wellen, wandten das Ruder und schossen auf der geraden Linie weiter vor, als wäre nichts passirt.

Wir kamen darauf noch bei mehreren Städten, Burgen und festen Schlössern vorüber, sowie auch bei vielen großen Wassermühlen, die überall bis dicht an das Fahrwasser der Schiffe reichen und fast mitten im Strome liegen, auch bei Maria-Taferl, dem berühmten Wallfahrtsorte, wo jährlich an einem bestimmten Tage viele Tausend Menschen zusammenströmen, und wo sie auf der Höhe des Berges auf einer steinernen Tafel vor der Kirche nach dem Gottesdienste ihre Speisen aufstellen. Noch manch altes Donauschloß ging durch die Lüfte, wenn auch nicht aufgesprengt von Pulverdampf, so doch hoch über uns fort- und vorübergerissen vom Wasserdampf. Auf einmal hieß es: „Da ist Mölk! Mölk! die schönste Abtei des ganzen heiligen römisch-deutschen Reichs.“ Alles stürzte die Kajütentreppe hinauf, um sich Mölk anzusehen. Wir führten schon Einiges an, was in unserem Auge die prachtvolle Gemäldegalerie der Donau zwischen Linz und Wien von der des Rheins zwischen Mainz und Bonn charakteristisch unterscheidet. Ich glaube, daß auf solche Unterschiede auch diese Erwägung noch führen könne, daß es am Rhein auf der einen Seite Ruinen, auf der anderen neue elegante Landhäuser in überwiegender Anzahl giebt, an der Donau dagegen nicht so zahlreiche Trümmer, weniger Villen, Vorwerke oder Weinbergsschlößchen, aber häufiger große Schlösser im alten Style mit neuer Bekleidung. Die schöne Abtei Mölk, oder, um uns besser uns richtiger auszudrücken, die prachtvollen Paläste und Kathedralen dieses unvergleichlichen Prälatensitzes liegen, oder besser, stolziren und thronen auf einem Granitrücken, der das äußerste Vorgebirge eines von den Alpen auslaufenden Gebirgsarmes ist und mit geschmückten Abhängen gegen die Donau hin abfällt. Auf jeder Seite des Hügels zieht sich ein Fluß heran und schüttet sein Wasser in die Donau, und ihre Thäler legen sich wiesen- und ackerreich der sie beherrschenden Abtei zu Füßen.

Die Donau ist hier im Erzherzogthume Oesterreich mehr als sonst in irgend einem Theile ihres Laufes die Hauptlebensader des umliegenden Landes, von dem alle Nebenadern ausgingen, das Hauptrückgrat, an dem sich das ganze Gerippe des Landes ansetzte. Hier liegen die reichsten Stifter, welche die Thäler hinaufwärts bebauten und beherrschten, — hier liegen auch die ersten deutschen Colonien, welche die Seitenthäler dann weiter besamten, — hier liegen die Hauptschlösser, die der Feind zuerst erstürmen müßte, wenn er

das Uebrige bewältigen wollte, — hier liegen die kleinen Handelshäfen, welche die Bergbewohner des Innern von jeher mit der Welt in Berührung setzten. Hier liegen aber auch die festen Burgen, von denen aus die Tataren, Hunnen, Ungarn und Türken, sich seitwärts verbreitend, das Land verwüsteten, oder in denen viele Raubritter hausten, die Plager und Zwingherren der Bauern und Kaufleute weit und breit. Da liegt die Teufelsmauer unweit Mölk, welche, der Volkssage nach, der Böse baute, um damit den Fluß zu sperren, und in ihrer Nähe sieht man die Schlösser Schönbühel und Aggstein, bei denen, der Geschichte nach, den Raubrittern das wirklich gelang, was der Teufel selber nur vergebens versuchte. Der Ritter Schreckenwald zog hier in dieser wilden Gegend eine Kette über die Donau und plünderte und brandschatzte die vorübergehenden Schiffe. Auf diesem Schlosse hatte der genannte Ritter sein Rosengärtlein, wie er einen tiefen Abgrund nannte, in welches er durch eine eiserne Thür die gefangenen Reisenden über Felsen hinabstürzte. Endlich liegen hier auch unterhalb Mölk die Ruinen Dürrensteins, des berühmtesten und besungensten Donauschlosses. Die Donau macht kurz vor diesem Punkte eine Krümmung und kurz nachher wieder eine, und das Schloß zeigt sich daher, auf grausigen Felsblöcken thronend, ziemlich plötzlich, und da es im Rücken wieder von Felsblöcken und Bergmauern umschlossen wird, so erscheint es sehr isolirt und wie in einer felsigen Einöde liegend. König Richard Löwenherz von England, als er in diesem Gefängnisse saß, mag daher wirklich nicht wenig gelitten haben.

Hinter Dürrenstein nun, wenn man um die Ecke nach Mautern zu herum kommt, steht das letzte schöne Bild in der herrlichen Gemäldegalerie, die wir durchliefen, und in der es so unerschöpflich viel Schönes zu sehen giebt, daß man ein Argus mit 100 Augen sein müßte, wenn man Alles darin entdecken wollte. Zur Rechten und Linken der Donau liegen die kleinen, freundlichen Städte Stein, Mautern und Krems, lauter alte und im Nibelungenliede bereits besungene Orte. Von einem Orte zum andern zieht sich über die Donau hin eine Schiffbrücke, auf der ganzen Strecke von Linz her die erste: beides, die Brücke und die Städtchen, interessante Erscheinungen hier an der Scheide des Donaugebirgslandes und der Donauebenen. Vorn, aus dem Fenster eines Hauses, das weit in die Donau hinausgreift, blicken gemüthlich ein paar Mönche auf das unruhige Treiben auf dem vorüberrauschenden Dampfschiffe hin. Eine über den Fluß hinausgehende Terrasse des Hauses ist mit Blumen besetzt. Im Hintergrunde sieht man die Prachtgebäude des dritten großen Donaustiftes Gottweih auf einem 700 Fuß hohen Berge hervorragen. Weingärten bekränzen überall die Hügel, welche sich zu den Seiten der kleinen Städte erheben. Im Vordergrunde und in der Mitte auf dem sich krümmenden Flusse bewegen sich Schiffe hin und her. Ein reizendes Bild!

Endlich gelangten wir nach Nußdorf. Dieses Nußdorf ist der Donauhafen für Wien. Hier landen die meisten für Wien bestimmten Donaufahrzeuge; es ist hier daher ein beständiges Gewimmel von Fahrzeugen, Menschen und Wagen, für das man sich mit Langmuth und Aufmerksamkeit rüsten muß, um inmitten dieses Strudels nicht in Wirbel zu gerathen.

J. G. Kohl.

102. Wien und seine Bewohner.

Wien, die herrliche Kaiserstadt, von der der Oesterreicher so gern singt: „'s giebt nur ein' Kaiserstadt, 's giebt nur ein Wien", nimmt mit seinen

36 Vorſtädten einen Flächenraum von 1¼ Quadratmeile ein, bedeckt ein Stadtgebiet von faſt 6 Meilen Umfange und zählte 1870 innerhalb der (Verzehrungsſteuer-) Linie 618,000, außerhalb derſelben 202,000, zuſammen 820,000 Einw. Noch ehe man die Stadt betritt, erblickt man über dem Häuſermeere das Wahrzeichen der Stadt, den Thurm des St. Stephansdomes; treten wir aber in die Stadt ein, ſo ſtellen ſich unſern erſtaunten Blicken Kirchen, Paläſte und reiche Privatwohnungen in ſeltener Pracht und Anzahl dar. Doch vor allen feſſelt der Stephansdom unſere Aufmerkſamkeit, ein ehrwürdiges, mit den Münſtern zu Straßburg und Freiburg wetteiferndes gothiſches Gebäude, 342 Fuß lang, 216 Fuß breit und 86 Fuß hoch. Der berühmte Thurm, vom Meiſter Wenzla im 14. Jahrhundert begonnen und 1433 durch die Meiſter Prachaditz und Pilgram vollendet, hat eine Höhe von 435½ Fuß. Ein zweiter Thurm, der neben demſelben ſich erheben ſollte, wurde 1511, als er die Höhe von 202 Fuß erreicht hatte, gleich dem zweiten Straßburger Thurme, aufgegeben. Welche Pracht iſt aber in dem Rieſenbaue entfaltet!

Der älteſte Theil von Wien, die Altſtadt, ehemals durch Baſteien, Graben und Glacis, jetzt durch Alleen und herrliche Baum- und Gartenanlagen von den 36 Vorſtädten getrennt, iſt nur klein, enthält aber die bedeutendſten Kirchen, prächtige Paläſte des öſterreichiſchen und ungariſchen Adels und die umfangreiche kaiſerliche Hofburg. Am großartigſten iſt das Leben in der innern Stadt, gleichwohl ſind die Gaſſen nur eng und krumm.

Wie der Berliner und andere Reſidenz- und Großſtädter, ſo hat auch der Wiener ſeinen beſonderen Charakter. Wien iſt die Stadt des heißblütigſten Lebens, die Freudenſtadt, in welcher dem Fremden auf jedem Schritt und Tritt Glanz, Pracht und Jauchzen, Witz und Lebensgenuß begegnen, gleich als könnte hier Niemand ſterben und elend ſein. Der Charakter des Wieners iſt und bleibt ein durchweg liebenswürdiger, ſeine Grundzüge ſind Gutmüthigkeit, Lebensgenuß und Humor; die erſte zieht an, die zweite feſſelt, die dritte belebt. Das ſanguiniſche Temperament des Oeſterreichers ſteigert ſich im Wiener bis zu Neugier, Leichtgläubigkeit und Leichtſinn. Sein Volkshumor ſpricht ſich in der öffentlichen Meinung aus, ſein Witz richtet ſich gegen jede Thorheit, jede Verkehrtheit, gleichwohl ob ſie in hohen oder niederen Kreiſen vorgekommen ſind, er iſt unbarmherzig gegen Privilegien und Privilegirte.

Doch wir begeben uns, um das Leben Wiens kennen zu lernen, auf die Straßen. Welch Gewimmel auf und ab durch die ganze weite Kaiſerſtadt! Darin kann ſich keine andere Reſidenz mit Wien meſſen, auch nicht in der Mannigfaltigkeit der Typen, aus welchen ſich die Menge miſcht. Schon die Garniſon bietet die verſchiedenartigſten und oft ſehr glänzenden Beſtandtheile. Hier Grenadiere, welche mit ihren Bärenmützen von der Schloßwache abziehen, dort blinkende Küraſſierhelme, ein Feuerpiket, das die Thore umkreiſt, von den glänzenden Offizieren zu Fuß und zu Roß und in pfeilſchnellen Equipagen gar nicht zu reden. Dazwiſchen Welt- und Ordensgeiſtliche, ariſtokratiſche Damen, denen der Lakai Schirm, Fächer und Taſche nachträgt, der polniſche Jude mit langem Barte, die barmherzige Schweſter mit ihrem ſchneeweißen Kopftuch, der Mechitariſt in ſeinem langen Rocke, der barmherzige Bruder; darauf ein blaſſes, langes Engländerpaar mit Kindern groß und klein, die gezierte Franzöſin neben der Tochter Steiermarks in ihrer Alpentracht. Da ſingt, dort pfeift Einer, Hunde bellen, Orgeln leiern. Es ſcheint immer Sonntag, immer Volksfeſt, ſo daß nicht einmal der Unterſchied merkbar wird, wenn in der That hin und wieder irgendwo Meſſe iſt, wie eben der Margarethen-

markt in der Leopoldstadt mit seinen Buden, seinen Musikbanden, seinen grünen Zweigen an Herbergen und Schenken. Ueberall trifft man Orientalen mit ihrem Turban und langwallenden Kaftan. Unter allen Hausthüren und Läden stehen sie, oft nichts weniger als sauber gekleidet.

Wie Mücken fallen Fiaker und Träger über Jeden her, wie Mücken am Tage vor dem Gewitter, gierig stechend, namenlos auf Geld erpicht. Jeder Packer und Mauthknecht küßt factisch die Hand; „Madeln" sagen nur als Gruß: „I kuß d'Hand." — Wie Nomadenhorden lagern die Fiaker auf Plätzen und Straßen und fahren wie vom Teufel besessen, daß es klirrt und knarrt. Zwischendurch fliegen vornehme Equipagen, Kutscher und Diener mit dem vormärzlichen, dreieckigen Bortenhütlein; Spiegelscheiben, hinter denen man nicht mit Unrecht geschichtliche Namen vermuthet. Dann die unabsehbare Kette von Stellwagen, eine merkwürdig gesteigerte Communikation unterhaltend, sehr förderlich zum Bereisen der Vorstädte und Umgegend außerhalb der Linien, und ganz anständig, eigentlich zwei, drei Kutschen an einander bildend, so recht im Sinne der Gemächlichkeit des Wieners; ferner die zahllosen Omnibusse nach allen Richtungen der Eisenbahnen; endlich die Fluth von Güterwagen, Einspännern, Schubkarren u. s. w. Im Centrum der Stadt, bei der Burg, auf dem Stephansplatze, an den Thoren ist das Getöse wirklich betäubend und man riskirt jeden Augenblick das Leben. Ein beständiges Rennen, Fahren, Reiten, Gaffen, Tanzen, Schäkern, Trinken, Essen.

Das lustigste Volk ist es wenigstens, das wiener Volk. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur auf die Tanzmusik horchen, die wie mit Flügeln um jede Ecke, aus jedem Winkel saust. Als einen anderen Gruß, in Farbentönen, müssen wir die vielen Blumensträuße nennen, welche, eine freundliche Sitte, vor allen Kirchen, an allen Thüren und Thoren, in jedem Durchgange zum Kaufe geboten werden.

Den Wiener nicht als gutmüthig, als herzensfreundlich zu preisen, wäre Undank von Jedem, der mit dem hiesigen Volke verkehrt hat, dem man eine wärmere Gemüthsfärbung nicht absprechen kann. Man betrachte nur die Geduld und Gefälligkeit der Leute, wenn der Fremde sie auf der Straße befragt, Nur zuweilen geräth man in ein grobes Donnerwetter, das einschlägt. Meistens lautet die Antwort: „I bitt, gnädger Herr," oder „gnädi Frau, gehens da hin." — Aeltere Frauen sagen sogar ganz mütterlich: „Herzle, da gehens recht" u. s. w. — Nicht selten bieten sie sich zur Begleitung auf eine Strecke an, bis man sich weiter gefunden. Ja, es kann dir geschehen, daß, wenn du auf der Straße niesest, dir ein Vorübergehender „zur Gesundheit" wünscht.

Der rechte Schauplatz des wiener Volkslebens war vormals der Prater und ist es theilweise noch heute. Seit die Eisenbahnen den Wiener hinaus ins Gebirge führen, wo er seinen Sonntag verlebt, ist die vormalige Herrlichkeit des Praterlebens sehr in Abnahme gekommen. Dennoch wandert aber auch heute noch manch stattlicher Bürger hinaus zum Prater, sei es, daß er den Schatten der Eichen und Nußbäume sucht, oder daß er die Freudenau jenseit des Lusthauses besucht, um das Pferderennen mit anzusehen, oder hinter den Kaffeehäusern tiefer in den Prater hinein nach dem „Wurstlprater" schleicht, wohin der Wiener noch vor wenigen Jahren gern am Sonntag wanderte. Vielleicht besucht er auch die Tanzplätze, wo das Volk sich tummelt, daß der Schweiß in dicken Tropfen rinnt, oder er hört den Harfenisten zu, oder erheitert sich am Klange der Drehorgeln, an dem Jodeln der Alpensänger, oder an den spaßigen Einfällen der gutgelaunten Volksmenge.

Im Mai und in der ersten Hälfte des Juni ist der Prater namentlich des Sonntags der Sammelplatz der lebenslustigen Wiener, ganz besonders aber am 1. Mai, wo die Hauptallee zuweilen von 3000 Equipagen und 30,000 Menschen bedeckt ist, während 30,000 andere in den übrigen Alleen sich vergnügen, denn an Kaffeehäusern, Tanzsälen und anderen Unterhaltungsplätzen fehlt es im Prater nicht. Dann ist die ganze vornehme Welt zu Wagen und der Kaiser erscheint mitten unter seinem Volke, um an der allgemeinen Freude theilzunehmen. Pferde- und Wagenkenner üben ihr Urtheil. Lebensfrohe laben sich an dem Anblicke der Pracht und des Glanzes, der sich überall zeigt, und wer einige Gulden erübrigt hat, miethet einen Fiaker und mischt sich mitten unter Erzherzoge, Fürsten und hohe Herrschaften. Zur Praterfahrt will Jeder: Vornehm und Gering, Graf, Erzherzog, Kaufmann, Student, Schneider und Schuster. Alle eilen aus dem betäubenden Straßengetümmel und der dumpfen Straßenluft hinaus in den frühlingsgrünen Wald, wo Finken und Nachtigallen schlagen, wo die stillen Waldblumen duften, Hirsche und Rehe im Gebüsche sich bergen und belebender Walddust Herz und Sinn erquickt. Da rasselt der Fiaker mit dem Comptoiristen heran, hier rollt der mit vergoldetem Wappen geschmückte Phaeton eines Fürsten, dort die elastische Prunkkutsche eines Russen, der elegante Wagen eines Engländers hinter dem schlichten Fuhrwerk eines Professors. Neben dieser reichen Wagenburg bewegen sich Reiter in allen Uniformen, die ihre schönen Pferde und ihre Reitkünste zeigen. Langsam bewegt sich der stattliche Wagenzug die Allee entlang; Niemand darf die Reihe verlassen, und selbst der Kaiser unterwirft sich dieser Praterordnung; wer aber weder Roß noch Wagen bezahlen kann, nun, der bedient sich seiner gesunden Füße, drängt, schiebt und preßt sich durch die zahllose Menge der Lustwandelnden, freut sich der Equipagen und Reiter, plaudert mit Freunden und thut, als ob die wiener Welt nur in der Absicht hierher gekommen sei, um von ihm gesehen zu werden.

Haben wir so das wiener Volk bei seinen Vergnügungen beobachtet, so müssen wir dem auch ein Bild seines religiösen Lebens hinzufügen, um nicht glauben zu machen, die Menschen dieser Stadt seien völlig im Irdischen aufgegangen.

Der Frohnleichnamstag ist ein wahres Frühlingsfest in Wien. Dann sind alle Straßen mit Blumen bestreut, alle Häuser bis hoch hinauf mit Maien bedeckt. An vier Orten sind unter freiem Himmel Altäre errichtet, voll der duftigsten Blumen, von den schönsten Südgewächsen beschattet. Die Prozession, welche, von Sanct Stephan ausgehend, die Hauptstraßen Wiens durchzieht und nach Sanct Stephan wiederkehrt, hat an Pracht nirgend ihres Gleichen. Da sieht man die kaiserliche Familie, umgeben von allen Würdenträgern und Hofbedienten in reichster Gala; die Lehrer der Hochschule mit dem Rector und den Dekanen, von den Pedellen mit ihren alterthümlichen Stäben begleitet; den Magistrat, mit dem Bürgermeister an der Spitze; — jene ungarische Edelgarde, wovon jeder Einzelne ein König scheint auf seinem schnaubenden, von Gold und Silber schimmernden, mit dem Tigerfelle bedeckten stolzen Rosse, der Reiherbusch mit diamantner Agraffe auf dem Kalpak, der Dolman starrend von Gold, die Brust voll Orden, der Säbel von Juwelen strahlend; — den Erzbischof, angethan mit dem Pallium, mit dem Heiligthum, unterm prächtigen Himmelsdache, umgeben von Chorknaben, welche Weihrauchgefäße und silberne Glöcklein schwingen oder Kreuze und Fähnlein tragen, von den betenden Domherren und der anderen Geistlichkeit des Erzstiftes zu Sanct Stephan; eine Ehrenwache, die grüne Reiser auf Czakos

trägt, zu beiden Seiten; — darauf die Leutprieſter aller Pfarren der Stadt und der Vorſtädte mit Fahnen und Gemeinden, die ſämmtlichen geiſtlichen Orden und frommen Brüderſchaften mit Fahnen und blumengeſchmückten Crucifixen, die Zünfte und Handwerke mit ihren Standarten, die langen Reihen der Waiſenkinder, paarweiſe geordnet in ſaubern Feſtkleidern, die armen Pfründner, die Sängerknaben der Convicte, die Mädchen der verſchiedenen Pfarrgemeinden, ſchneeweiß gekleidet, mit Blumenkörbchen, deren bunte Fülle ſie dem Fürſten der Liebe, deſſen Feſt heute gefeiert wird, zu Ehren rings ausſtreuen; eine Truppenabtheilung beſchließt den Zug, der zwiſchen Spalieren von Linien- und Bürgermilitär dahin wallt. An jedem von den vier Altären wird Halt gemacht und der Erzbiſchof lieſt, von den Prieſtern und Leviten bedient, das Evangelium, und Böllergeknall mahnt nah und fern an die Verkündigung der frohen Botſchaft, an die Erlöſung der Menſchheit und der Natur. Nach dem Hochamte im Sanct Stephansdome iſt die Feier, die etwa ſechs Stunden gedauert, zu Ende. Am Sonntage nach dem Frohnleichnams-Donnerſtage wiederholt jede Pfarre in den Vorſtädten das Feſt im Kleinen.

Zum Theil nach dem Morgenblatt und E. Duller.

103. Ausſicht vom Groß-Glockner über die Oſtalpen.

Während meine unternehmenden Gefährten den letzten Gipfel des Glockner beſtiegen, der ſicher nicht mehr als ſechs Klafter über dem kleinen Glockner erhaben iſt, ſaß ich an dem Kreuze des letzteren, verſunken in die Pracht des Panorama's, in das mein Auge ſich verlor. Der Viſcher-Tauern ſtand wie ein jüngerer Bruder dem Glockner im Norden zur Seite; hinter ihm, etwas gegen Weſten, erhob ſich das ſchlanke Wiesbachhorn ſtolz in die Lüfte, als wollt' es mit dieſem Rieſen ſich an den Sternen meſſen. Das Teufelshorn und der zweigipfelige Watzmann am Königsſee ragten, kaum deutlich bemerkbar, aus dem Meere von Schneealpengipfeln hervor, das wie getrieben vom wüthenden Nordſturme, vom Norden herab ſich an dem ſüdlichen Glockner in wolkenberührenden Wogen dämmte. Im Norden verloren ſich die Berge des Böhmerwaldes in dem Grau der Luft. Feierlich ſtand an dieſer Gletſcherkette im Nordweſten der Hallſtädter Schneeberg; ferner als der Watzmann, wohl um 12 Meilen, ſchien er auf 20 Meilen weit nicht niedriger als derſelbe. Verſammelt um dieſe Rieſenalpe lagen alle die Schneeberge, die Steyermark von Oeſterreich trennten, in fernem Blau des Horizontes, und Gipfel zog an Gipfel hin gegen Oſten. Mein Auge ſuchte den Oetſcher zu erkennen unter den tauſend und abertauſend Schneekoppen; geſehen haben mag es ihn vielleicht und ſeinen Bruder, den Schneeberg, aber erkannt hat es ihn nicht. Zu Füßen lag mir der Rauriſer Tauern, die Goldzeche, die Zirknitz und die Malnitz und die Tauern alle und Alpen, die die eiſige Mauer zwiſchen Steyermark und Kärnthen bilden. Sie zogen hinauf in Oſten zu ihren nördlichen Brüdern und verſchwanden mit dem Horizonte und mit ihnen. Der Terglou, die Zierde Krains, ſtieg in Südoſten empor über die ſchroffen Karawanken aus einem Meere von weißen Alpengipfeln. Weithin über dieſe Greiſen der Erde und über die Hügel, die ſich an Adriens Ufer ſenken, irrte mein Auge. Es ſuchte den Spiegel des Meeres jenſeit des Karſtes: im Glanze der Sonne, die über das Meer hin ſtand, ſchwanden die Berge und Meere vor ihm, es lenkte ſich unwillkürlich hin gegen Südweſt. Da ſah ich über Tyrol hin und über ſeine Ferner alle und ſeine Thäler. Unter ihnen ſtand der Brenner, wie ein breitſchultriger Atlas, und der Ortles. Sie lehnten ſich an Helvetiens

Alpen und an jene des Bündtner Landes, an des Gotthards Nachbarn und den Bau des Monte Rosa. Ueber die schmälere Alpenreihe des Zillerthales verlor sich das Auge in Bayerns Ebenen. Es entdeckte noch weiter hinaus über dem Lech die Hügel an der Iller, vielleicht noch die an der Naab und der Tauber. O der vernichtenden Aussicht! Ich saß am Kreuze, das ich fest umschlungen hielt mit meinem Arme, und zitterte, als ich den halben Erdball unter mir sah; mir schien das Kreuz zu wanken und mit ihm der ganze nadelförmige Gipfel, auf dem ich saß; ich glaubte zu fühlen, wie die Erde sich drehe.

Im hintersten Azur, in dem dunkelsten Schwarzblau, das das Blau von Schwarz noch scheidet, sah ich hier den Himmel die Erde umfassen in der feierlichsten Stille. Die Erde lag im feinsten Aetherlichte unter ihm.

Tief aus den schwarzblauen Thälern allen, die, wie dunkle Flecken in das Mondesbild verstreut, in den Strahlen der Eisgebirge unter mir lagen, hoben sich in tausendfältigen Gestalten die Nebel. Sie stiegen empor in die Regionen des ewigen Schnees den Winden zum Spiele. Die ballten sie zusammen über den Gletschern und fesselten sie in Eis. Aber aus allen Thälern stiegen die Nebel herauf wie Rauchwolken, wenn der Aetna und Hekla in Flammen stehen. Die Erde schien zu brennen unter mir — in wenigen Minuten verschwand sie in Nebelrauch. Ich schwamm im Oceane des Nebels auf meinem Gipfel, sah nur den Brudergipfel noch und meine Freunde. Sie standen schweigend dort am großen Kreuz, sich fest anklammernd, wie ich am kleinen; kaum vier Personen hatten an der Spitze des Gipfels Raum. Vergebens wäre ich jetzt noch durch die Schlucht die sechs Klafter hinangestiegen, um eitler Ehre willen nur, daß auch ich den Abgrund gezwungen habe, mich zu tragen, vergebens nicht blos, sondern auch gefährlich. Jede Minute Weile hätte gefährlich werden können bei dem sich immer mehr verdichtenden Nebel. Es war nahe an 10 Uhr und man brauchte fast eine Stunde, um wieder zurückzukehren durch die Schlucht und die Wände hinan und hinab zu klimmen. — Es ward noch einmal Barometer- und Thermometerhöhe gemessen und dann herzlicher Abschied von unserem Glockner genommen.

Schultes Reise auf den Groß-Glockner.

104. Die Brennerbahn.

Die Brennerbahn ist so recht geeignet, dem Beschauer den außerordentlichen Fortschritt der Wissenschaft und technischen Kunst vors Auge zu führen; der ganze Riesenbau ist gleichsam nur ein Denkmal des Triumphs derselben. Wer würdigt genügend die fast unglaublichen Schwierigkeiten, die sich diesem Baue entgegenstemmten, und deren Bewältigung das ganze Kapital technischer Kunstmittel und ausdauernder Arbeitskraft erforderte. Man muß diese wahrhaft cyklopischen Stützmauern, diese riesigen Bahneinschnitte, diese in den kühnsten Wendungen ausgeführten Kehrtunnel mit eigenen Augen gesehen und selbst befahren haben, um sich einen schwachen Begriff von dieser Titanenarbeit zu machen. Dennoch wurde dieselbe unter der umsichtigen Leitung Etzel's und seines Nachfolgers Thommen in drei Jahren vollendet. So trat dieses zukunftreiche Ereigniß, die Ueberschienung des mittleren Alpengürtels, dieser noch fast unschätzbare europäische Bildungsfactor, in die Welt ein.

Früh 9 Uhr ertönte das Glockenzeichen, ein markdurchdringender Pfiff, und hinaus ging es aus der dumpfen Bahnhalle zu Innsbruck in den sonnigen Tag. Wir fahren quer durch das Thal, schnurgerade gegen Süden. Schon haben wir Innsbruck im Rücken, keuchend geht es durch den Burg-

frieden des Klosters Wilten, vorbei am brausenden Sillfall; noch ein Gruß durch beide Wagenfenster ins herrliche Innthal — und unter Zischen und Gepolter verschlingt uns das Felsenthor des ersten Tunnels. Es ist der 2100 Fuß lange Iseltunnel, mitten durchs Herz dieses historischen Berges getrieben, und wir haben während der zwei, drei Minuten gemüthlich Muße, dem beengtern Pulsschlag unseres Herzens zu horchen und kurze Betrachtungen über den Wandel und Wechsel der Zeiten anzustellen. Drunten in den wilden Sillschluchten birschte einst der grimmige Riese Haimo, um den Lindwurm zu tödten, der ihm tückisch jede Nacht seinen zur Sühne begonnenen Bau des Klosters Wilten zerstörte. Oben aber auf den Höhen des Berges Isel standen im Jahre 1809 die kampferbitterten Massen der tiroler Bauern und sandten ihr tödtliches Blei in die anstürmenden französischen und bayerischen Colonnen. Jetzt aber trägt die Locomotive die Segnungen des Friedens über den blutgedrängten Boden. Endlich dämmert der Ausgang des Tunnels, und aufathmend begrüßen wir das rosige Licht; rasch ist ein liebliches Thälchen durchflogen, aber schon wird es wieder Nacht um uns, und erst, wenn wir diesen zweiten Tunnel überwunden und auf schwindeliger Brücke die Sill übersetzt haben, ist es dem Auge vergönnt, auf dem Landschaftsbilde auszuruhen, das sich vor ihm ausbreitet.

Unmittelbar rechts unter uns in unheimlicher Tiefe zwängt der tobende Bergstrom sein grünweißschäumendes Gewässer durch die nackten Schluchten; am jenseitigen Ufer zieht sich ein lachendes Gelände hin mit üppigen Wiesen und Fruchtfeldern, überdacht von den waldigen Hügelreihen des Mittelgebirges. Darüber aber ragt wie ein gothischer Dom das Felsenhaupt der Serlesspitze. Auch die italienische Straße erblicken wir, die sich wie ein grauer Wurm beständig am rechten Bergabhange hinzieht, und den stolzgeschwungenen Bogen der Stephansbrücke, welche nun bald ebenso vereinsamt sein wird, wie das daranliegende Gasthaus „Zur Schupfen", Andreas Hofer's Standquartier während der Bergiselschlacht, und der stille Weiler Unternberg zu beiden Seiten des wildtosenden Ruezbaches. Hier ist der Eingang in das an Naturschönheiten so reiche Stubaythal. Leider ist es uns nicht gegönnt, vom Waggon aus einen Blick in die großartige Gletscherwelt dieses Thales zu werfen; unsere Fahrt geht stets an der linken Berglehne des Patschenkofels der Sill entlang, und die Bahn hält sich trotz der bedeutenden Steigung noch ziemlich tief.* Linker Hand findet das Auge momentan wenig landschaftlichen Genuß. Die sonnverbrannten, steil abfallenden Sandgründe mit den ausgerodeten Waldbezirken, die künstlich gesprengten Thonschieferwände, nur da und dort von einer anmuthlosen Cascade unterbrochen, vorzüglich aber der Anblick der lockern, stets abrutschenden Thalböschung, an der die Bahnlinie klebt, haben für den Vergnügungsreisenden etwas Unerquickliches.*) Auch die vielen Tunnel — bis Matrei allein sind deren sechszehn, darunter der bedenkliche, 371 Fuß lange Schärfestunnel — thun der ruhigen Augenweide, wenigstens im ersten Theile der Fahrt, entschiedenen Eintrag, und es wird dem wanderlustigen Passagier fast wohler, wenn er diese gefährlichen Positionen hinter sich weiß und von dem jenseitigen, grünen Mittelgebirge die schmucken Häuser des „alten Schönberges" heruntergrüßen sieht, dem gegenüber die erste Station Patsch

*) Man thut überhaupt gut, von Innsbruck ab seinen Sitz rechts im Waggon zu nehmen und von der Brennerhöhe an, wenn anders möglich, auf die andere Seite zu gehen; erst so wird man ein vollständiges Bild der durchflogenen, abwechselungsreichen Gegenden erhalten.

liegt. Nach kaum einer Minute eilt der Zug weiter durch dunkle Stollen und sonnige Lichtungen der nächsten Station Matrei zu. Gewaltiges Brausen erregt plötzlich unsere Aufmerksamkeit. Ein Blick aus dem Fenster zeigt das malerische Schloß Trautson und zu seinen Füßen die prachtvolle Cascade der Sill, die schäumend aus einem künstlichen Schachte bricht, während wir auf hohem, das alte Flußbett füllendem Damme in den Tunnel des Schloßhügels hineindampfen. Am Ausgange erwartet uns ein herrliches Bild. Ein Kranz von grünen Wiesen und Feldern lacht uns entgegen, rechts davon liegt der langgestreckte Markt Matrei, die alte Römerstation. Der Archäologe mag hier aussteigen, wir aber fahren fröhlich durch das erweiterte Thal der nächstgelegenen Station Steinach zu, das mitten in die fruchtreiche Ebene sich hineingebettet hat und mit dem wildschönen Hintergrunde des Gschnitzerthales ein höchst anmuthiges Gemälde bietet.

Zwei Seitenthäler, die in der Nähe hier einmünden, werden die Brennerbahn mit Touristenbesuchen überschwemmen, das romantische Hochthal von Obernberg und das idyllische Schmirnthal. Das erste Stück dieser Partie macht übrigens jeder Brennerbahnreisende unfreiwillig mit. Um nämlich die Steigung zu gewinnen, biegt die Bahn links ab. In weitgeschweiftem Bogen fahren wir in die Bergwildniß des Schmirnthales; von fernher leuchten wie Diamanten die Gletscher des Valserthales, vor uns aber auf den sammetgrünen Matten steht das friedliche Kirchlein von St. Jodok mit seinem rothen Spitzthurm, umgeben von kleinen Gehöften. Wie ein Traum fliegt das reizende Bild vorbei, immer höher steigen wir in das einsame Alpenthal, da schrillt ein langgedehnter Pfiff, und der Bahnzug fährt in einen Tunnel ein, der uns plötzlich durch eine Wendung auf die andere Seite des Thales bringt, so daß wir uns das Vergnügen machen können, die eben befahrene Strecke zu betrachten. Wir befinden uns bereits hoch über der Fahrstraße und dem daranliegenden Dorfe Gries. Auf dem Bahnhofe gleichen Namens ist uns auch ein Blick in das genannte Thal Obernberg gegönnt, freilich viel zu kurz für die Schönheit der Landschaft, denn bald saust die unerbittliche Locomotive wieder an der Berglehne weiter. Ein grüner Wasserspiegel liegt vor uns — es ist der Brennersee; wir befinden uns bereits 4325 Fuß über dem Meere, auf der Hochfläche des vielgenannten Berges Hier ist auch der Punkt, wo sich die Wasser scheiden und sich theilen zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meere, indem die Sill, unsere bisherige Begleiterin, nach dem Inn, die Eisack nach der Etsch zu fließt. Und nun rathen wir dem Reisenden, auch einen Blick zu den himmlischen Höhen hinauf zu thun, denn der Brenner ist auch die Wetterscheide zwischen Nord- und Südtyrol, und es kann gar leicht passiren, daß man sich plötzlich aus dem schönsten Sonnenschein in trübes Gewölke oder umgekehrt versetzt sieht, eine Scheidung, die sich bei fortgesetzter Fahrt immer deutlicher zeigt. Schelleberg, die nächste Station, liegt noch auf der Höhe, dann aber geht es mit Siebenmeilenstiefeln abwärts, und wir fühlen uns seltsam überrascht, wenn wir 567 Fuß tief unter uns den nächsten Anhaltepunkt Gossensaß — Gothensitz — mit seinen zahlreichen Schmieden und Eisenwerken liegen sehen. Verlegen fragen wir uns: wo hinab? Doch die Locomotive, des Weges besser kundig, biegt rechts in das durch schöne Gletscher geschlossene Pflerschthal ein und steigt an Felswänden, an denen die Bahn eigenthümlich construirte Curven (Serpentinen) beschreibt, hinab. Alle Bremsvorrichtungen sind auf diesen Strecken thätig, und das Aechzen und Stöhnen der Räder schallt unheimlich in das stille Thal hinab. Der finstere Aschertunnel nimmt uns auf, und innerhalb desselben wendet sich die Bahn auf die

untere Curve, so daß Aus- und Einfahrt des Tunnels nahe aneinander zu liegen kommen. Im wilden Pflerschthal giebt es für einen Sohn der Ebene viel zu schauen: wildzerklüftete Felsen und im Hintergrunde weißglänzende Gletschermassen. Aber so schnell wir in die Bergwildniß gerathen, ebenso schnell sind wir auch wieder im freundlichen Hauptthale, in der Station Gossensaß und bald darauf in der Ebene von Sterzing.

Es ist eine grausig schnelle Fahrt, vom Brennerpasse bis Sterzing. Vor $^3/_4$ Stunden pfiffen wir noch lustig dampfend in den langgedehnten Tunnel von Schelleberg ein, beschauten uns dann die leuchtende Gletscherpracht des Pflerschthales, und kaum, daß wir Zeit gefunden haben, am hammerwerkreichen Gossensaß, das noch auf halber Höhe liegt, den technisch interessanten Wassertunnel zu bewundern, den der kundige Meister dem des alten Bettes beraubten Eisack gegraben hat, reißt uns schon die schnellfüßige Locomotive in das neue Bildergewühl, das sich in dem Thalkessel von Sterzing vor uns ausbreitet.

Sterzing, das alte Vipilenum, ist ein äußerst freundliches Städtchen und gewährt, obwohl nur aus einer einzigen langen Gasse bestehend, besonders vom Bahnhofe aus einen ungemein wohlthuenden Anblick. Dieser liegt links vom Orte, mitten in der grünenden und blühenden Gegend, die man mit Recht eine der schönsten von Tyrol nennt. Rings herum sind üppige Wiesen und tiefdunkele Tannenwälder, grüßen freundliche Dörfer mit rothbedachten Spitzthürmen, schauen ernst die zerbröckelnden Steintrümmer einst hochberühmter Burgen herab. Weiter hinaus aber schweift der Blick in die duftigen Alpenmähder des Jaufen- und Mareiterthales und zu den blitzenden Häuptern der Ridnauenergletscher.

Wir verlassen den Bahnhof und werfen noch einen flüchtigen Blick auf das hübsche Dörfchen Wiesen am Eingange in das romantische Pfitschthal und auf die trutzigen Schlösser Sprechenstein und Reifenstein, die stolz auf das denkwürdige Schlachtfeld von 1809 herabschauen. Im raschen Fluge geht es nun an der gothischen Wallfahrtskirche von Trens vorbei zur Station Freienfeld. Links drüben liegt das uralte Mauls. Von hier aus beginnt sich nun die Gegend anders zu gestalten. Eine düstere Thalschlucht, durch die sich mühsam die Wasser der Eisack zwängen, nimmt uns auf, eine schauerliche Gegend, die nur durch die freundliche Scenerie grüner Tannen- und Birkengruppen etwas gemildert wird. Es sind dies jene blutgetränkten Felsenschlünde, in denen die Colonnen Lefèbre's von den wüthenden Bauern mörderisch überfallen wurden.

Weiter drüben, etwas außer der Station Grasstein, erblicken wir die siegreichen Höhen von Spinges und die Kampfstätte von Oberau:

„Zwölfhundert Sachsen wurden hier erschlagen.
Müd war der Strom, die Leichen all zu tragen." —

Endlich haben wir diese tyrolischen Thermopylen überstanden, die Gegend wird lichter, und ehe wir uns versehen, stehen wir vor den Granitmauern der Franzensfeste. Ein gewaltiges Werk, das auch sein gut Theil gekostet hat; es füllt mit seinen Nebenbauten so ziemlich die Thalweite aus und mag jedenfalls einer plötzlichen Ueberrumpelung gewachsen sein. Uns Passagieren dient sie nur, den Eingang zum herrlichen Süden zu öffnen, der hinter diesen Festungswällen beginnt.

Die Beleuchtung wird plötzlich heller, der Himmel blauer, warme Lüfte streichen uns entgegen, und Weingelände belehren uns, daß wir uns bereits im vielgerühmten Süden befinden. Je näher wir der Stadt Brixen kommen, desto mehr läßt er uns seine Reize schauen, und bald begrüßen uns die

schattigen Aeste riesiger Kastanienbäume. Wir sehen über der Eisackschlucht die Burg Salern, und hinter dieser zeigt sich das wunderschöne Thal Schalders. Bald sehen wir nun den alten Bischofssitz selbst vor uns. Schade, daß uns der kurze Aufenthalt nicht erlaubt, die Merkwürdigkeiten der Stadt näher zu betrachten, an welche sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen, dazu müßten wir uns einen Tag in Brixen aufhalten. Die Locomotive, mit der wir gekommen, läßt auch alsobald wieder ihren mahnenden Ruf erschallen und entzieht die Stadt neidisch unsern Blicken. Desto mehr wollen wir uns die herrliche Gegend beschauen; denn Brixen liegt wie inmitten eines riesigen Parks mit waldigen Kuppen, lieblichen Hügeln und sonnigen Niederungen, auf denen freundliche Dörflein liegen.

Unsere Bahn übersetzt nun den Fluß und läßt uns rechts einen hübschen Wasserfall schauen und bald darauf das Nonnenkloster Seben, einst ein römisches Castell, dessen altersgraue Thürme gar ernst auf den Fortschritt der Zeit herniederblicken. Am Fuße der sagenberühmten Burg liegt das Städtchen Klausen, das in seinem Kapuzinerklösterlein kostbare Kirchenschätze, Geschenke einer spanischen Königin, verwahrt. Schöner als alle diese Kleinodien dünken uns jedoch die lachenden Gelände mit den Dörfern Villanders und Barbian, die sich außer Klausen hinziehen. Und wer vom Thal Gröden schon gehört oder die allerliebsten, kleinen Schnitz- und Kinderspielwaaren gesehen hat, die dort verfertigt werden, der kann bei der nächsten Station Waidbruck in dasselbe Einblick nehmen und zugleich die alte Trotzburg besichtigen. Weithin grüßt von hohem Berge das Kirchlein St. Verena, und darunter senken sich rothe Porphyrwände zu Thal, sichere Verkündiger des Südens, welche von nun an unsere beständigen Begleiter bleiben. Rebenhalden sonnen sich an den Berghängen, hohe Laubbäume breiten ihr üppiges Schattendach über uns, an fahlen Mauern winkt unter schwarzgrünen Blättern die blaue oder goldige Feige, und ernst, wie büßende Mönche in der lebensvollen Welt des Südens, ragen die dunkeln Cypressen in den tiefblauen Himmel.

Wir fahren hart am Flusse durch den Kuntersweg, in dem die Bahn auf die größten technischen Hindernisse stieß. Bald schäumt der Eisack zornig in seinem beengten Bette, bald breitet er sich friedlich und blau wie ein See vor uns aus. Noch eine Schlucht, und wir sind in der weiten, lachenden Ebene von Botzen. Pfirsich- und Mandelbäume bekränzen unseren Weg, und weiter hinaus zeigen sich die Rebenhügel von Kaltern und Eppan und die seltsam geformten Felswände der Mendel. Um 5 Uhr Abends langen wir in der Stadt an, aus deren Häusermasse der zierlich durchbrochene, gothische Thurm der Pfarrkirche emporragt. Trug das letztpassirte Städtchen Klausen noch ganz deutschen Charakter, so macht sich in Botzen bereits an der Innen- und Außenseite der Gebäude italienischer Geschmack geltend: spärliche Fenster, große Balkons und Altane auf den Dächern bezeichnen ihn. Ein Meisterstück gothischer Baukunst aber ist die große Liebfrauenpfarrkirche, die schönste Kirche in Tyrol. Riesige Säulen sondern den Raum in drei Schiffe. Nächst der Pfarrkirche ist der neue Friedhof sehenswerth, in welchem sich die Bewohner von Botzen ein dauerndes Denkmal ihrer Kunstliebe und ihres frommen Sinnes gesetzt haben. Der Blumenfreund aber besuche die schönen Orangerien und Gärten der gräflich Sarthein'schen und Spann'schen Familien. Doch weit schöner als all dieser Blumenflor leuchtet uns der Rosengarten des Schlern entgegen, dessen Felswände bereits im Abendrothe glühen.

Nach der „Illustrirten Zeitung".

105. Besteigung des Ortler.

Die Ortler-Alpen sind die höchsten Gebirge Oesterreichs und Deutschlands. Gewaltige Felsmassen mit scharf ausgezackten Kronen, steil abstürzende Eiskämme, wilde Spitzen von einer Höhe, wie sie in den Ostalpen nur selten vorkommen, umspannen sie die geborstenen Flächen ansehnlicher Ferner, welche in wunderbarer Gestaltung die obersten Stufen der Thalsohlen bekleiden. So bilden sie eine Welt eisigen Ernstes, in der man keinen anderen Laut als das donnerartige Getöse abbrechender Firnlasten vernimmt, eine schauervoll großartige Wildniß, reichhaltig an Gestaltung, doch eintönig in der Farbe. Das Suldenthal wird in Ost und Süd von pyramidalen Gipfelbauten umstellt, wogegen klippenreiche Gräte und kahle zerrissene Wände von Dolomit die Thaleinschnitte von Sulden und Trafoi scheiden. Das Suldenthal ist ernst und riesig, sein Anblick weit düsterer als der des nachbarlichen Trafoi. An 60 Gletscher zählt die Ortlergruppe, und ein Areal von $2^1/_2$ Quadratmeilen dieser Eiswüsten gehört allein Tyrol an.

Der Ortler (12,356 Wiener oder 12,023 Pariser Fuß hoch) wurde 1804 von dem Tyroler Gemsenjäger Joseph Pichler zuerst erstiegen, und zwar von Trafoi aus. Gefahren und Anstrengungen waren so außerordentlich, daß von 1805 bis 1826 zwar mehrmalige, doch vergebliche Besteigungsversuche erfolgten, bis es am 20. August 1826 nach ungeheueren Anstrengungen Groß gelang, den Gipfel zu erreichen. In neuester Zeit wird die Besteigung von Sulden aus unternommen, und obschon reich an Mühen und Gefahren, mit günstigerem Erfolge.

Hier der Bericht des österreichischen Oberlieutenants Jul. Payer, desselben kühnen Mannes, welcher sich der Nordpolexpedition unter Capitän Koldewey im Jahre 1869 anschloß, und die vornehmsten Spitzen des Ortlergebirges in der Zeit vom 23. August bis 8. September 1865 bestieg. „Den Ortler zu besteigen war mein langjähriger Wunsch. Die Nacht vom 29. zum 30. August brachte ich mit meinem zuverlässigen Führer Pinggera am Fuße des Tabaretta-Felsen zu, doch trat am Morgen so schlechtes Wetter ein, daß wir unverrichteter Dinge nach dem Pfarrhofe von St. Gertrud im Suldenthale zurückkehren mußten. Die nächsten Tage brachten Regen, der uns aber nicht abhielt, verschiedene Höhenpunkte zu besuchen. Der Schafhirt auf der Schönleitenhütte vertröstete mich auf den 4. September, meinend, Gott müsse noch auf Urlaub sein, weil es mit dem Wetter so „letzscht" gehe, dann aber werde es „sein" werden. Und wirklich hatte ich das Glück, für die Ortlerbesteigung am 4. Septbr., wie einst für die des Glockner, einen Tag seltenster Klarheit des Himmels und Reinheit der Luft auszuwählen.

Mit Vermeidung des unbequemen Uebernachtens im Freien brach ich früh $2^1/_4$ Uhr mit Pinggera aus dem 5672 Par. Fuß hoch gelegenen Pfarrhofe auf. Bei Laternenschein das Marltthal hinaufsteigend, passirten wir den schuttbedeckten Ferner, dessen große linke Seitenmoräne und kamen 10 Minuten nach 4 Uhr zu den Tabaretta-Wänden. Die Schatten der Nacht schwanden allmählich, die Sterne erbleichten, rosiger Schimmer überzog den Firnscheitel des Ortler, indeß seine schauerlichen Wände noch die düsteren Töne des Morgengrauens umhüllten. Nach einer Rast von 20 Minuten kletterten wir mit Hilfe der Steigeisen rasch und fröhlich die maßlos zerrissenen Tabaretta-Wände in einem steilen Risse empor. Die Fernsicht war bereits entzückend schön, der mit riesigen Eiswellen aufsteigende Ortler erschien höher, als vom Thale aus.

Nach abermaliger Rast von 25 Minuten ging es in südlicher Richtung über die klippige Felsschneide, darauf wurden auf einem Eishange die wilden Zacken der Tabarettaspitze umgangen und bald sahen wir den mehrere hundert Fuß tiefen Abgrund der Tabarettaschlucht vor uns. Jenseits derselben hing die scharf geneigte und mit Glatteis bedeckte Pleiß (Steilhang) des Tabarettaferners in das Thal hinab. Pinggera meint, die Pleiß habe sich seit Juni ganz verändert, damals habe tiefer Schnee, welcher Stufen entbehrlich machte, auf ihr gelegen, jetzt wären „lauter Klüft" sichtbar. Dies beirrte uns nicht, auch war Pinggera voll Ehrgeiz, „allein einen Herrn auf den Ortler zu bringen".

Stehend fuhren wir den steilen Schuttriß — oder vielmehr dieser mit uns — hinab in die Schlucht, dann banden wir uns an das Seil. In schräger Richtung stiegen wir die riesige Pleiß hinauf, Pinggera hieb $^3/_4$ Stunden lang unausgesetzt Stufen in das spröde Eis, ich folgte ihm Tritt für Tritt. — Die nächste Stunde ging bequem von Statten, erst im Hintergrunde einer Gletscherterrasse hing eine brüchige Eiswand herab, zahlreiche Eisblöcke mahnten an Eislawinen. Doch die frühe Morgenstunde überhob uns der größeren Gefahr. Zwischen Trümmern und Schluchten hindurch wandten wir uns dem Gebirgskamme zu und kamen dadurch aus dem Bereiche des bisher so wohlthätigen Schattens. Den Kamm bildeten überhängende Schneeschneiden und breite Wölbungen. Lange folgten wir mäßig ansteigend seinen Windungen, beinahe 5000 Fuß unter uns lag das Suldenthal, wo man uns beobachtete.

Doch der Kamm verlor seine Zahmheit, ein scharfansteigender Eishang bildete die zweite beschwerlichere Partie. Pinggera hieb aufs neue einige Dutzend Stufen in das Eis, dann ging es gemüthlich weiter. Die sich beständig ändernde Gestalt des Ortler und seine ungeheuren Abstürze ins Suldenthal fesselten unausgesetzt meine Aufmerksamkeit. Wir trafen auf eine neue Pleiß, doch als auch sie überschritten war, gelangten wir auf mäßig abfallende Firnfelder und von diesen auf die sanft geböschte Platte der oberen Ortlerfläche, welche von einem 150 Fuß hohen Aufbau, einem frei sich erhebenden schneidigen Eisrücken, überragt wird. Wir befanden uns 12,000 Fuß hoch und steckten die dritte geleerte Weinflache in den Schnee. Ich rieth, mittelst Stufenhauens geradaus an der prallen Eiswand zur feinen Ortlerspitze hinanzuklimmen, Pinggera war für eine Umgehung. Demnach schritten wir noch eine Strecke südlich und betraten das Eisdach an dem flachen Abfalle der südlichen Stirnseite. Dieser flache Abfall geht plötzlich in eine scharfe Schneeschneide über, die anfangs $1^1/_2$ Fuß, dann nur noch 1 Fuß breit ist. In einer Tiefe von 4000 Fuß erblickt man den Suldenferner, zu welchem unmittelbar neben den Fußtritten schauerliche Wände und Eisstreifen in die entsetzliche Tiefe hinabsinken. Die Schwierigkeit dieser Passage hat schon öfters das Betreten des höchsten Gipfels vereitelt.

Pinggera ging voran, jeder seiner kräftigen Fußtritte durchbrach die Schneeschneide, ohne Störung langten wir auf dem Gipfel um 10 Uhr, sonach nach $7^1/_2$stündigem Marsche an. Der Gipfel besteht in der bis auf 2 Fuß Breite verflachten höchsten Stelle der links (westlich) überhängenden Schneide; unterhalb dieses frei hinausragenden Schneebretes folgt die 150 Fuß hohe Eiswand und rechts (östlich) ein sehr steiler Firnhang. Das Wetter war herrlich, der Horizont klar, völlig wolkenlos bis an die fernsten Grenzen, die Atmosphäre so außerordentlich durchsichtig, daß sie die entlegensten Umrisse bis ins Einzelne erkennen ließ. Kein Lüftchen regte sich, das Thermometer zeigte im Schatten 3° R. Wärme.

„Eine Welt von Bergen lag vor uns, Tausende wilder Zacken mit allen Nüancirungen der Formen und Töne, Ketten an Ketten gereiht und in Gruppen gesondert, mit schimmernden Eismassen übergossen, unendlich gegliedert und durchbrochen, 3000 Quadratmeilen aller nur denkbaren Bodenformen. Wie seltsam ist doch der Anblick starrer, lebloser Welt, feierlicher Ruhe und das Bewußtsein gänzlichen Getrenntseins. Tiefen und Fernen schienen unendlich, 6340 Fuß unmittelbar unter uns sahen wir das Kirchlein von St. Gertrud, unser Auge haftete jetzt an den warmen Tönen der hellgrünen Thalsohle, um gleich darauf in freudiger Erregung den Raum von Steyermark bis zum Jura zu durcheilen. Die imposante Ortlergruppe war in allen Theilen sichtbar: der gewaltige Eisdom der Königsspitze, das dreigipflige Schneedach des Cevedale-Kammes, der finstere Kleine Zebru und die sogenannten Kristallo-Spitzen ragten vor allen hervor. Gleich einer riesigen Woge zogen die Tauern, welche man bis gen Steyermark verfolgen konnte, heran (der schlanke Glockner, der Venediger, die Dreiherrenspitze), daran reihten sich die Zillerthaler, Stubayer und Oetzthaler Berge und an diese die Jamsthaler Ferner und die viel geschartete Kette der linken Engadinwand. Wie eine in Schutt versunkene Riesenstadt mit zahllosen Kastellen und Thürmen, so starrte die bleiche Felsenwüste der südlichen Dolomitalpen mit ihren riesigen Zacken über dem dunkelfarbigen Schiefergebirge empor. Die gewaltigen Hörner der Bernina- und der Finsteraarhorngruppe, sowie die Berge von Glarus schlossen den Gesichtskreis westlich. Die Malser Haide, der schön bewaldete Zug der Korspitze und die Etschsee'n waren sichtbar, aber weder Trafoi noch dessen Thalsohle. Inmitten dieser riesigen Natur erregt ein kühnes Menschenwerk Staunen — die vielgewundene Straße über das Stilfserjoch."

Payer erfreute sich der reinsten Aussicht beim herrlichsten Wetter, hält aber das Glockner-Panorama für schöner. Am Ortler sieht man nur Gebirge, und zwar meist nur Hochgebirge, am Glockner Hoch-, Mittel- und Kleingebirge, sowie auch Ebenen und an äußerst günstigen Tagen selbst einen Theil des adriatischen Meeres.

Nachdem Payer fast zwei Stunden auf der Spitze des Ortler an einer Ortlerkarte gearbeitet, während welcher Zeit Pinggera ihm Fleisch und Brot zum Munde reichte, auch ein Fläschchen mit der Notiz seiner Besteigung auf dem Gipfel zurückgelassen hatte, trat er 11¾ Uhr den Rückweg an. Man schlug denselben Weg ein und die tiefen Fußspuren durchbrachen den Firn. Pinggera mußte schließlich einwilligen, stellenweise hinabzufahren. Die schwierigen Stellen wurden behutsam passirt; bereits 1½ Uhr langten die kühnen Männer in der Tabarettaschlucht an, alle Hindernisse lagen hinter ihnen, doch um auch den anderen Ortlerweg kennen zu lernen, beschloß man, über Trafoi nach Sulden heimzukehren. Payer schreibt:

„Mit eingerolltem Seile stiegen wir den klüftereichen, abschüssigen Tabarettaferner in dem gleichnamigen Felsthale hinab. Eine durch brüchige Eiswände lauinengefährliche Strecke legten wir im Trabe zurück, dann ging es bequem weiter, das gelungene Unternehmen und gute Cigarren versetzten uns in die fröhlichste Stimmung. Bereits 2½ Uhr lagen die Gletscher hinter uns. Noch einmal erprobte eine Steinwüste unsere Zähigkeit, den Thalriß ließen wir rechts, wir befanden uns wieder im Bereiche des Pflanzenwuchses. — Flaschenweise tranken wir das köstliche Wasser der heiligen drei Brunnen, worauf wir um 4¾ Uhr in dem reizenden Trafoi anlangten. Nur 4 Stunden

hatten wir zum Abstiege gebraucht. Bis 7 Uhr wurde Tafel gehalten, um 10¼ Uhr waren wir nach 20stündiger Abwesenheit wieder in St. Gertrud."

Nach Jul. Payer.

106. Der Steyermärker.

Südlich vom Oesterreicher wohnt der Steyermärker, jener von Gesundheit des Leibes und der Seele strotzende Mensch. Sieh die Muskelkraft seiner Glieder, beobachte sein scharfes Gesicht und daneben seinen offenen Sinn, sein treues Gemüth, das noch den Handschlag heilig hält. Frisch und keck steht er in seiner malerischen Tracht da, die Auer- oder Birkhahnsfeder, oder wohl auch den Gemsbart am breitrandigen, spitzen, meist grünem Hute, das schwarze Flortuch lässig um den gebräunten Hals geschlungen, angethan mit dem bald grauen, bald grünen oder braunen Rock mit dem niederen Kragen, oder dem an beiden Seiten zugeknöpften Wettermantel. Messer und Gabel dürfen der Seitentasche der meist schwarzledernen kurzen Hosen, sowie der Stutzen am Arm nicht fehlen. Lustig schaut er hoch von der Alpe herab auf seine wunderherrliche Heimath und jauchzt vor Freuden hoch auf, wenn er an seinen lieben „Hansel", seinen fürstlichen Landsmann und Wohlthäter, den Erzherzog Johann, denkt. Wie oft stieg er in seinem Geleite, und zwar beide in der einen Landestracht, von Alpe zu Alpe, wie oft ward er von ihm in seiner Hütte besucht, wie oft begrüßt er ihn als Zeugen und Theilnehmer an seinen volksthümlichen Festen und Freuden. Wanderst du im Lande Steyermark, dann trittst du wohl auch in jene bescheidenen, doch freundlichen Wohnungen seiner Bewohner. Auf steinernem Unterbau erhebt sich das hölzerne Haus, bedacht von Stroh und Schindeln. In ihm waltet die frischwangige, blauäugige Steyermärkerin mit dem großen breitrandigen, bald grauen, bald weißen, rothgefütterten Hute, ein reinliches, fleißiges, schaffendes, häusliches, frommes Geschöpf.

Unzertrennlich vom Wesen des Steyermärkers ist der Frohsinn. Jede seiner Arbeiten begleitet er mit Gesang, und zu seinem höchst sinnigen Tanze ist er selbst nach jeder Ermüdung bereit. Erklingt das Hackbretl oder Cimbal, fehlen selbst die zwei Violinen und das Violon nicht, dann ertönen die schönsten Volksmelodien, und der steyrische Tanz vereint zum frohen Feste die heitere Schar. Nun giebt's ein Drehen und Wenden, Verschlingen, Loslassen und Entfernen, ein Wiederfinden und stilles Dahinwiegen, wie kein zweiter Tanz Aehnliches aufzuweisen hat. Alles bewegt sich in der edelsten Einfachheit, in herzlicher, gutmüthiger Fröhlichkeit. Nicht nur eine Geberdensprache zeugt von der dem Tanze zu Grunde liegenden Idee, noch oft mischen sich auch einzelne Liederstrophen ein, die, meist von Händeklatschen begleitet, das höchste Entzücken verkünden. In den Liedern des Obersteyermärkers (denn nur von diesem, als dem Manne deutscher Abkunft, ist hier die Rede, während der Untersteyermärker mit dem Wenden verwandt ist) lebt Herz, Sinn und Sitte.

Bei seinem Frohsinn ist der Steyermärker fromm bis zur Bigotterie und zum Aberglauben. Beharrlich hängt er am Alten; vertrauensvoll tritt er Jedem entgegen und schlägt nur dann ins Gegentheil über, wenn sein Vertrauen gemißbraucht wird. Stolz auf seinen Stand, steht er vor dem Vornehmeren weder demüthig noch unterwürfig, wie er gegen den Armen mitleidig und wohlthätig ist. Außer Gesang und Tanz hängt der Steyermärker mit wahrer Leidenschaftlichkeit am Scheibenschießen und der Jagd. Streift er im Walde und auf den Bergen umher, so kann er es nicht lassen, dem sich zeigen-

den Wilde gegenüber den Stutzen zu probiren. Solche Wilddieberei scheint ihm kein Frevel, ja je gefährlicher sie ist, um so mehr ist sie nach seinem Sinn. In seiner herzhaften Lust am Pulverknall begrüßt er den ersten Ostertag mit Böllerschüssen, noch ehe die Sonne hinter den Bergen aufsteigt. Am zweiten Ostertage aber ist die Volksfreude auf allen Wiesen im vollen Gange, denn an ihm giebt's Baumklettern, Sacklaufen, Hahnenschagen, Stangenreiten und Wettlaufen. Gleich festlich wird auch der Johannistag begangen. Schon an seinem Vorabende flammen die Johannisfeuer auf den Bergen, während am nächsten Morgen zur Alpe aufgestiegen wird.

Auf den Alpen liegen die schönsten Weiden, und unmöglich können wir vor ihnen vorübergehen, ohne der Alpenwirthschaft hier mit einigen Worten zu gedenken. Je höher die Alpe, desto schöner und kräftiger ist in der Regel das Gras. Freilich wird das am höchsten wachsende meist nur den Ziegen zu Theil, die selbst die gefährlichsten Felsen zu erklettern vermögen, während die Alpenkühe, wiewohl viel geschickter als das Vieh der Ebene, nicht so steile Höhen zu ersteigen vermögen. Dabei ist es eigenthümlich, daß jene Rindviehherden lange nicht so scheu und wild wie die der Ebenen sind. Ohne Furcht kann der Fremde sich dem Alpenrinde nähern, streichelt er es aber, dann hört es auf zu fressen und blickt sich langsam mit einem entschieden sanften Ausdrucke nach dem Fremdlinge um. Die Gesangliebe der Sennerinnen ist nicht ohne bemerkbaren Einfluß auf ihr Vieh geblieben, denn dieses horcht nicht allein gern dem Gesange zu, sondern steht auch während des Melkens ganz ruhig. Kommt der Frühling, dann sehnt sich das Vieh nach den Alpen, und sieht es endlich, wie die Sennerin ihre Geräthschaften zur Alpenauffahrt ordnet und die wohlklingenden Herdenglocken hervorsucht, so giebt es seine Ungeduld schon mehrere Tage vor der wirklichen Abreise kund. Kommt aber diese selbst, dann schreitet ruhigen, schwerfälligen Ganges der gewaltige Stier voraus, einen schuhbreiten Gurt um den Hals, an welchem eine mächtige Glocke von Eisenblech hängt. Kühe und Jungvieh, Schafe und Ziegen folgen im bunten Durcheinander hinterdrein, bis endlich die Sennerin mit dem Graser oder Ziegenhirten den Zug schließt. Dieser geht nur langsam von statten, und bei der Entfernung der Alpenhütte kommt die Herde meist in den späteren Nachmittags-, wenn nicht in den Abendstunden, auf der Alpenweide an. Das Innere der Alpenhütte ist nach Bauart und Einrichtung höchst einfach. Sie ist meist aus Balken zusammengefügt und nur an der Stelle des Herdes nothdürftig mit Kalk beworfen. Eine Balkenwand scheidet die Stallung von der Wohnstube, und dieses sind die beiden einzigen Räumlichkeiten. Hier in der Wohnstube findet sich auch das einfache Lager der Sennerinnen, welches aus frischem Heu bereitet und mit einem Leintuche überdeckt ist. Hoch auf dem Alpenabhange verweilt nun die Herde während des Sommers, steigt in den heißesten Monaten immer höher hinauf und kehrt erst im August von den Hoch- auf die Niederalpen zurück. Bricht der Herbst endlich herein, so schicken sich die Sennerinnen, und zwar von den verschiedenen Weiden oder Almen, nicht selten acht bis zehn gleichzeitig, wieder zur Heim- oder Abfahrt an. Dann sind oft 200 und mehr Kühe beisammen, alle mit Kränzen geschmückt, welche am Tage vorher die Mädchen in lustiger Gesellschaft wanden. Voran und am prächtigsten geschmückt schreitet die älteste Almenkuh und der älteste Almenstier. Die Hörner sind ihnen vergoldet und mit seidenen Bändern geziert, außerdem mit dichten, schweren Kränzen aus den seltensten Alpenkräutern umwunden. Selbst die Kälber, bis auf die kleinsten herab, werden bekränzt; außerdem werden alle Geräthschaften der Sennerei, sowie die nöthigen Kleider auf die Thiere oder

besondere Pferde verpackt, um dadurch die Alpenhütte gänzlich zu räumen. Da der Tag der Abfahrt im Thale bekannt ist, so kommen ihnen von hier aus die Burschen mit Musik entgegen und holen sie heim. Freilich wird nicht jede Sennerin so empfangen. Hatte sie Unglück oben auf der Alm, stürzte ihr ein täppisches Kälbchen oder ein wilder Ochse vom steilen Felsen herab, dann darf sie keine feierliche Abfahrt in geschmücktem Zuge von ihrer Alpe halten. Sie darf sich weder selbst, noch ihr Vieh mit Blumen schmücken, und statt der Kränze windet sie letzterem die Stallkette um die Hörner. Solcher Schande sucht die Sennerin zu entgehen. Darum hat sie ihr Vieh sorgfältig im Auge. Schöne fette Weiden umgiebt sie, sobald sie nur abschüssig sind, mit einem schützenden Zaune, um dadurch das Abstürzen des Viehes zu vermeiden. Ist aber das Wetter naß und neblig, dann läßt sie ihr Vieh nur auf gefahrlose Trift. Es wäre ihr die größte Schande, müßte sie bei der Abfahrt von der Alm unbemerkt, traurig und still in das Thal hinabziehen und ihr Vieh selbst zur Stallthür des Bauern treiben, die ihr dort Niemand dienstfertig öffnet.

Doch nicht Landwirthschaft und Sennerei ist des Steyermärkers einzige Beschäftigung, so verbreitet diese auch immer im ganzen Lande sein mögen. Durchwandert man das Land, dann begegnet man nicht selten dem Holzknechte, der, die Säge auf dem Rücken, das Beil mit den Keilen über der Schulter, dem dunklen Walde zugeht. Dieser ist seine Heimath und umfaßt sein ganzes Leben und Sein. Aus unbehauenen Stämmen errichtet er in ihm seine Hütte. Der Waldquell liefert ihm den gesunden, erfrischenden Trunk, der ihn eben so heiter stimmt, als den Rheinländer der Wein und den Bayer das Bier. Die Stille und das Dunkel des Waldes sind ihm eben so poetisch, wie dem Senner die lichte Alpenhöhe. Nur bisweilen steigt er ins Thal hinab, um bei Gesang und frohem Zechgelage der lauten Freude nachzugehen. Der Winter ist dem Holzknechte die langweiligste Zeit; kaum aber bricht der Frühling die weiße Schneedecke, so ergreift auch der rüstige Mann sein Werkzeug und zieht unter der Leitung eines Meisterknechtes nach jener Stelle, wo die riesigen Bäume den Streichen der Axt erliegen sollen. Und wie schnell fallen diese unter den Streichen! Nachdem sie abgeästet und die Wipfel von ihnen getrennt sind, werden die großen Klötze, hier Brocken genannt, zersägt, und diese in Scheite gehauen und aufgeklaftert. Hat die scharfe Bergluft das Holz ausgetrocknet, so beginnt der beschwerlichste Theil der Arbeit des Holzknechtes, das „Bringen der Scheiten", wie man das Herabschaffen des Holzes auf den Riesen- und Schleifbahnen bis hin an die Holzstätte oder den Flößbach benennt. Dies geschieht oft auch im Winter, wo der rüstige Holzknecht die Sohlen mit den Steigeisen oder Schneereifen bewaffnet, das Holz bis an die Riesen führt. So beschwerlich die Arbeit, so gering ist auch ihr Lohn. — Gleichwohl sind es gerade die kräftigsten Burschen, welche das Loos des Holzknechtes sich erwählen.

Nur noch einen Erwerbszweig wollen wir hier ausführlich erwähnen, es ist die Eisenfabrikation in Obersteyermark. Durchwandert man die Thäler der Flüsse, besonders der Enns und Murr und ihre Seitenthäler, dann stößt man auf zahlreiche Werkstätten. In ihnen werden besonders die in der ganzen Welt berühmten steyrischen Sensen verfertigt, von denen jeder Landmann weiß, daß sie die besten schwedischen und englischen noch übertreffen. Die steyrische Sense ist so elastisch, daß sie sich bis auf den letzten Messerrückenstreifen abnutzen läßt. Diese Vorzüge verdankt sie theils der Güte des Eisens, theils aber auch der Schmelzung und Behandlung des Erzes durch Holzkohle. Der Sensenschmied ist gewöhnlich ein bemittelter, wenn nicht rei-

cher Mann, und wie man in manchen Gegenden Deutschlands von reichen Bäckern, Brauern oder Gerbern spricht, so spricht man hier überall vom reichen Sensenschmied. Gleichwohl sind diese nicht etwa vornehme Fabrikherren, sondern einfache Bauers- und Bürgersleute, in deren oft großen Werken viele Knechte Arbeit und Unterhalt finden. Tritt man in eine solche Sensenfabrik, dann verleidet Einem der grausenhafteste Lärm den längeren Aufenthalt. Nicht allein das Hämmern, sondern ganz besonders das Schleifen der Sensen verursacht den erschütterndsten Ton. Daher sind auch die meisten Arbeiter, welche hier ihr ganzes Leben zubringen, entweder taub oder doch harthörig.

Unter die eigenthümlichen Gebräuche des Steyermärkers zählen wir noch schließlich die Gemeindeberainung. Um nämlich zu wissen, ob die Grenzen der Gemeinde noch unverrückt dieselben sind, unternimmt nach Verlauf von zwei oder mehr Jahren der Gemeindevorstand in Begleitung der Aeltesten der Gemeinde und des jungen Volkes an einem Frühlingstage einen Zug nach dem Markzeichen. Von einem Grenzzeichen geht es zum anderen. Die Aeltesten erklären, ob das Markzeichen noch unverrückt ist, die Jüngsten aber bekommen vom Vorstande eine Ohrfeige, damit sie sich die Grenze ordentlich einprägen. — Zwar wäre noch mancherlei von den eigenthümlichen Sitten des Steyermärkers bei Hochzeit, Taufe und Begräbniß zu erzählen, doch sei hier nur noch der unwiderstehlichen Raufluft gedacht, welche sowohl den steyrischen, als den kärnthner Burschen eigenthümlich ist. Alljährlich am Pfingstsonntage kommen in dem obersteyrischen Grenzorte Inngbrun die Kärnthner und Steyermärker zusammen, um sich im gegenseitigen Kampfe zu messen. — Jeder trägt einige Federn am Hute, jedoch der, welcher schon mehrere Jahre vorher sich siegreich bewies, einen auszeichnenden Federbusch. Nachdem man tüchtig gezecht hat, beginnt in Gegenwart einer großen Volksmenge zwischen den Anführern beider Parteien der Kampf, und es währt derselbe so lange, bis der Eine dem Anderen unterlegen ist. Der Sieg des Einzelnen gilt als Sieg des Volkes, welches er im Kampfe vertrat.

Nach Duller und Kohl.

107. Maria-Zell und die Wallfahrten.

Maria-Zell liegt auf einer Anhöhe oberhalb der Salza in einer beinahe so hoch wie der Brocken gelegenen Gegend. Die vielen Tausende Pilgrime, welche jährlich hier zusammenströmen, sind meistens aus Tyrol, Salzburg, Steyermark, Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn und Croatien. Die Tyroler und Salzburger ziehen in dem Salza-Thale hinauf, die Steyermärker und Croaten pilgern über Bruck, und die Ungarn kommen gewöhnlich über den Semmering nach Mürzzuschlag und wandern den Weg durchs Mürza-Thal. Vom Jahre 1816 bis 1819 pilgerten im Ganzen 389,000 Menschen hierher, jährlich also im Durchschnitt 97,000. An ganz großen Festtagen sind hier wohl so große Volksmassen gewesen, wie man sie nur in unsern größten Hauptstädten vereinigt findet. So z. B. im Jahre 1756, dem 6. Jubeljahre Maria-Zells, waren an einem Tage nicht weniger als 373,000 Pilger anwesend.

Fast der ganze Marktflecken besteht aus Wirthshäusern und kleinen Handelsläden, deren Kram-Wirthschaft zu den Bedürfnissen der Pilger irgend eine Beziehung hat. Ich eilte zuerst nach der Kirche. Es war bereits Abend, und ich fand sie schlecht beleuchtet, aber voll von Wallfahrern, die, in Gruppen vereint, zum Theil mitten in der Kirche, zum Theil vor der Gnadenkapelle und an den Altären standen und ihre Lieder sangen. Da sie am andern

Morgen abreiſen wollten, ſo waren es Abſchiedslieder, oder, wie ſie mir ſagten, „Urlaubslieder". Ich trat an einige ſingende Gruppen heran. Männer und Weiber waren unter einander, doch nach den verſchiedenen Nationalitäten getrennt. Ich unterſchied ſchon von fern die deutſchen und die ſlaviſchen Gruppen, und zwar jene an ihren Dur-, dieſe an ihren Molltönen, welch letztere mir beſſer gefielen. Ueberhaupt ſprachen mich die ſlaviſchen Gruppen mehr an, als die deutſchen. Die Slaven haben bei ihren gottesdienſtlichen Verrichtungen etwas ganz beſonders Ernſtes, Angemeſſenes, Ehrerbietiges. Eine Gruppe ſogenannter Waſſercroaten fiel mir beſonders auf. Ein alter Mann mit weißen Haaren führte ſie an; er ſang aus einem Büchelchen vor, in welchem allerlei Lieder zuſammengeſtellt waren. Ein eben ſo alter Mann wie er hielt ihm die Kerze, und eine Menge ernſter brauner Geſichter drängte ſich dicht herzu, um die Verſe recht genau zu hören, um dann in den Chorrefrain mit einſtimmen zu können. Das Buch, ſchon viel gebraucht, war zum Theil recht undeutlich geſchrieben, ſo daß der Alte, obgleich er jede Zeile mit dem Finger verfolgte, zuweilen anhalten mußte. Dann hielt ihm ſein Freund die Kerze ganz nahe an das Papier heran, und er brachte Alles glücklich heraus. Vielleicht war er der Einzige unter dem Haufen, der ordentlich leſen konnte, oder er behauptete als Aelteſter den Vorſänger-Rang. Als die Leute geendigt hatten und ſtill, mit den Händen ſich die langen Haare über den Kopf ſtreichend, ſchüchtern und beſcheiden zur Kirche hinausgingen, bat ich den Alten, mir ſein Buch zu zeigen. Auf meine Bemerkung, daß ſeine Lieder blos geſchrieben ſeien, ſagte er, daß er ſie ſelbſt geſammelt; gedruckte Bücher ſeien bei ihnen ſelten. Es waren lauter Marienlieder, ſowohl Urlaubs- als Grußgeſänge, welch letztere ſie bei der Ankunft anſtimmen.

Außer den ſingenden Gruppen gab es noch andere, die blos in der Stille beteten, vor der geſchmückten Statue der Maria ſeufzten und in Entzückung und Anſchauung verloren da ſtanden. Dicht zuſammengeſchart drängten ſie ſich an den Altargittern, welche die Vorderſten umklammerten und blickten in das Halbdunkel der kleinen Gnadenkapelle hinein, aus der eine kleine, etwa 18 Zoll hohe, aus Lindenholz geſchnitzte Marienfigur, das wunderthätige Bild, hervorſchimmerte. Hier und da lagen Einige auf dem Boden des Tempels, ganz platt gegen die kalten Steine gedrückt, während Andere auf den Knien umherrutſchen, zuweilen 10—20 hinter einander, ein Jeder ein Lichtlein in der Hand. Dem Anſcheine nach hatten ſie eine Anzahl Rutſchungen zu vollenden, worauf ſie aufſtanden, die Kerze am Altare befeſtigten, noch ein Urlaubslied ſangen und ſich darauf ſtill, faſt wie beengt, zur Kirche hinausſchlichen. Man kann ſich denken, welchen ſonderbaren Eindruck dieſes bunte Durcheinander machen muß, dieſe in verſchiedenen Richtungen Rutſchenden, die ſich begegneten und kreuzten; dieſe ſlaviſchen und deutſchen Sänger, welche die verſchiedenſten Melodien anſtimmten und ſich gar nicht um einander bekümmerten. Und durch dies Alles hindurch ertönte laut die große und ſchöne Glocke der Kirche, die nur an ſolchen beſonderen Sonntagen, wie heute, geläutet wird. Allmählich wurde es leer und dunkel in der Kirche, doch blieben noch immer einige Beter, ſo daß ich das Ende nicht abwarten konnte. Am andern Morgen ſah ich die verſchiedenen Proceſſionen abziehen, nachdem ſie noch einmal gemeinſchaftlich gebetet und ihre Urlaubslieder angeſtimmt hatten. Meine Slaven von geſtern Abend erkannte ich an den weißwollenen Mänteln der Männer und den weißlinnenen Tüchern, mit denen die Frauen ſich bedeckt hatten. Ihre Proceſſionen machten wegen der Art ihrer Bekleidung einen imponirenderen Eindruck als die der bunter gekleideten Deutſchen.

Die Kirche von Maria-Zell ist von mehreren Reihen von Kramläden umgeben, in denen Wachskerzen, Rosenkränze, Weihrauchsgegenstände, Gebetbücher und hundert andere Dinge feilgeboten werden. Die Wallfahrer kaufen alle diese Sachen zu drei Zwecken, erstlich um einige von ihnen der Maria als Opfergabe darzubringen, alsdann um sich selbst damit zu schmücken und als Zeichen der beendeten Pilgerschaft; endlich um sie als hochgeschätzte Weihgeschenke den Freunden in der Heimath mitzubringen. Man nennt solche Geschenke „Wallfahrtsgaben", die Krämer auch „Beten-Waare" und sich selbst „Betenwaaren-Krämer". Vor einem solchen Laden fand ich ein Schild mit der Inschrift: „Christliche Waarenhandlung." Vor den Buden der Rosenkranzhändler hängen als Ladenzeichen riesige Rosenkränze, und bei diesen findet man alle nur denkbaren Stoffe der Welt, die nur im Stande sind, sich zu Kugeln formen zu lassen, um zu Rosenkränzen verarbeitet zu werden: Rosenkränze aus Holz aller Art, gläserne, alabasterne, andere aus allerlei Steinen und aus Metalldrähten in Kupfer-, Eisen- und Goldfiligran. Die Buchbinder befassen sich mit dem Verkaufe von Erbauungsschriften aller Art, die meist Lobpreisungen der Himmelskönigin in magyarischer, deutscher, croatischer und czechischer Sprache enthalten. Unter den Bildern der Gnaden-Maria, die auf gefällige Weise in allen nur denkbaren Stoffen dargestellt werden, liest man Verse, wie z. B.: Verehrst du tief der Mutter Gottes Gnadenbild, so wird dein Wunsch auch stets von ihr erfüllt.

Ein besonders wichtiger Industriezweig des Ortes ist die Wachsbildnerei. Man sieht in den Läden die hübschesten Sachen aus Wachs bossirt. In den Werkstätten fanden wir zwei Abtheilungen, eine, in welcher die sogenannten „Opfer" nach uralter Weise verfertigt wurden, und eine, in welcher man Körbchen, elegante Kerzen, Blumen und andere zierliche Gegenstände fertigte. Die „Opfer" bestehen in plumpen Nachbildungen von Füßen, Armen, Beinen, Augen und anderen Theilen des menschlichen Körpers, Gaben, welche man darbringt, nachdem man von einer Augen-, einer Brustkrankheit, einem Beinbruch u. s. w. geheilt worden ist. Solche Weihgeschenke werden zur Fertigung der großen Kirchenkerzen eingeschmolzen.

Nach Kohl.

108. Wanderungen in dem Karst.

Der Theil jenes südöstlichen Seitenzweiges der Alpen, welcher zwischen Görz, Triest, Fiume und dem Berge Nanus liegt, wird der Karst genannt. In diesem Gebirge machte ich, während meines achtwöchentlichen Aufenthaltes in Triest, häufige Wanderungen, und das Bild, welches jene mir von der Naturbeschaffenheit dieses Landstrichs geboten haben, will ich hier wieder zu geben versuchen.

Im Karstgebirge verschwinden die meisten jener Hauptzüge, welche die große Gebirgsmasse der Alpen charakterisiren. Hier sind keine Berggipfel, welche sich 12—14,000 Fuß über das Meer erheben und mit ewigem Schnee bedeckt sind, welcher einen Gürtel von 4—7000 Fuß Höhe bildet, von dem die bläulichen Gletscher ihre Arme an den Bergseiten und in den Thälern ausbreiten; die höchsten Gipfel dieses östlichen Theils erreichen im Allgemeinen nur 4—6000 Fuß, wenige erheben sich über die Schneelinie, und von dort aus erstrecken sich keine Gletscher. Auch die scharfen Bergkämme der Alpen, die steilen Bergseiten und die tief eingeschnittenen Thäler vermissen wir hier; die Alpen nähern sich der Form einer Hochebene, werden breit und im Ver-

hältniß zu den übrigen Alpen flach; doch zeigt der oberste Theil eine wellenförmige, höchst unregelmäßige Oberfläche, auf der sich mehrere Berggipfel und Bergkämme erheben. Hiermit steht das Verhalten der Wasserläufe in genauer Verbindung. Die Bergmasse tritt gegen Süden so nahe an das Meer, daß sich hier kein eigentlicher Fluß bilden kann, und im Innern treffen wir wohl Wasserläufe, welche Nebenflüsse des westlicher liegenden Flusses Isonzo sind, aber der Lauf dieser ist unregelmäßig, und ohnedies treten mehrere Flüsse auf, welche durchaus keinen, wenigstens keinen sichtbaren Ablauf nach dem Meere hin haben, sondern sie fließen theils in Landseen, welche ohne Ablauf sind, wie der Zirknitzer See, theils werden sie von unterirdischen Wasserbehältern aufgenommen.

Auch hinsichtlich des Gesteins weicht das Karstgebirge von den meisten Theilen der Alpen ab; anstatt daß diese eine große Abwechselung des Gesteins zeigen, besteht der Karst aus einem einförmigen, das Auge ermüdenden grauen Kalkstein. An der Oberfläche dieses Kalksteins werden viele trichterförmige Einsenkungen angetroffen, in der Form den vulkanischen Kratern nicht unähnlich, aber ihre Bestandtheile sprechen hinreichend dafür, daß hier keine vulkanischen Ausbrüche stattgefunden haben. Sowohl in diesen trichterförmigen Vertiefungen, wie auf der ebenen oder wellenförmigen Oberfläche findet man eine unzählige Menge Kalkbrocken von unregelmäßiger Form, sehr oft durchlöchert, bald größer, bald ganz klein, bald in Schichten ausgebreitet und bald in Haufen aufgethürmt, welche denen des gebrannten Kalks bei den Kalkbrennereien nicht unähnlich sind. Diese Haufen und diese Schichten kleiner Kalksteine machen die Wanderungen oft sehr beschwerlich, und bieten nicht wie die Vorsprünge in den Alpen einen Ersatz durch die malerischen Aussichten, welche sie hervorbringen.

Dieser Kalkstein ist voller Grotten oder Höhlen, welche sich durch ihren Umfang und ihre Tiefe auszeichnen. Sie sind, wie mehrere Kalkhöhlen in Deutschland, mit Kalksinter bekleidet, welcher unter sehr verschiedenen Gestalten auftritt und zwar als riesengroße Eiszapfen, als Säulen und Galerien, in welchen die Einbildungskraft, besonders da die Höhlen gemeiniglich nur durch Fackeln erleuchtet werden, Altäre, Schlösser, Tempel u. s. w. sieht. Unter diesen Grotten ist die bei Corneal ohne Zweifel die schönste. Man steigt in einen jener tiefen, trichterförmigen Abgründe hinunter, welche auf dem Karst so häufig sind; auf dem Boden derselben befindet sich ein enger Eingang zur Höhle, aber bald hebt er sich, und man tritt in große, von Säulen gestützte Gewölbe ein; bald wandert man über eine kolossale, von der Natur gebildete Brücke, unter welcher ein unterirdischer Fluß strömt oder ein See sich befindet; bald kommt man auf ein hervorragendes Klippenstück, von welchem man in den Abgrund hinunterschaut, dessen Grund die Fackeln nicht zu erleuchten im Stande sind. Die größte Tiefe dieser Grotte ist nach meiner Barometermessung 400 Fuß niedriger als der Eingang. Von ähnlicher Beschaffenheit ist die Adelsberger- und Magdalenengrotte, beide bei Adelsberg; in der ersten findet man Knochen des Höhlenbären (eins der vorweltlichen Raubthiere); die letzte ist besonders dadurch merkwürdig, weil man in den tief am Boden dieser Grotte liegenden großen Seen den Proteus gefunden hat, jenes merkwürdige Thier, welches niemals das Licht des Tages sieht, dessen Augen schwach entwickelt und unter der Haut verborgen sind, das, obgleich ein vierfüßiges Reptil ist, doch beständig durch Kiemen athmet, und dessen rosenrother Körper so durchscheinend ist, daß die Farbe der Eingeweide hindurchschimmert. In diesen Grotten findet man auch einige eigenthümliche Insecten, Arachniden und

Krebſe, welche blind und von ſehr bleichen Farben, ſchneeweiß, weißgelb oder hellbraun, ſind.

Von etwas abweichender Natur iſt die Grotte St. Canzian; anſtatt daß die meiſten anderen einen niedrigen Eingang haben und durch Fackelſchein erhellt werden müſſen, ſo hat dieſe eine ſehr große Oeffnung, und ungeachtet der bedeutenden Größe der Grotte wird ſie dennoch gänzlich vom Tageslicht erhellt. Ganz hinten entdeckt man eine kleine Oeffnung, in welche der Tag hineinſcheint, und in der Tiefe rinnt der ziemlich große Fluß Rekka mit großer Schnelle in die Grotte hinein. Oben auf dem Berge, welcher bei der Grotte ganz ausgehöhlt iſt, liegt 500 Fuß höher das Dorf St. Canzian. Hinter der Grotte liegt ein mehrere hundert Fuß tiefer Trichter; wenn man mit vieler Mühe in denſelben hinuntergeſtiegen iſt, ſo ſieht man den Fluß Rekka wieder aus dem Hintergrunde der Grotte hinausſtrömen. Hier bildet er einen Waſſerfall, läuft eine kleine Strecke über der Erde, verbirgt ſich aber darauf wieder unter derſelben, ohne, wie es ſcheint, nochmals ſichtbar zu werden. Einige meinen jedoch, daß es der Rekkafluß ſei, welcher unter dem Namen Timavo, ungefähr ſechs Meilen entfernt, als ein kurzer Küſtenfluß aus dem Berge kommt, und der, indem er aus der Klippe tritt, für kleine Schiffe fahrbar iſt. Auf dieſelbe Weiſe ſtrömt bei Planina ein Fluß in den Berg hinein, und ebenfalls ein anderer beim Schloſſe Lueg, welches in einer offenen Grotte liegt. Eine andere merkwürdige Verbindung zwiſchen dem überirdiſchen und unterirdiſchen Waſſer zeigt der Zirknitzer See, welcher ſchon vor mehreren Jahrhunderten als eine große Naturmerkwürdigkeit berühmt geworden iſt. Dieſer See, welcher eine Meile lang, ungefähr $^1/_2$ Meile breit und 15 Fuß tief iſt, verliert faſt all' ſein Waſſer, erhält es aber nach einiger Zeit, oft ziemlich ſchnell wieder. Man ſagt deshalb von ihm, daß man auf ſeinem Grunde jagen, fiſchen und ernten kann. Wenn er voll Waſſer, ſo iſt er reich an Fiſchen, in ausgetrocknetem Zuſtand kann man darin nach Haſen jagen, und zuweilen wird er auch benutzt, um Buchweizen oder Haſer zu bauen. Der See ſcheint, beſonders auf der einen Seite, mit unterirdiſchen Waſſerbehältern im Zuſammenhang zu ſtehen, und die Vermehrung oder Verminderung dieſer ſcheint ohne Zweifel auf ſeine Waſſermenge einzuwirken. Neuere Beobachtungen zeigen, daß das Steigen und Fallen des Sees mit der Regenmaſſe der Jahreszeiten und des Jahres Hand in Hand gehen, und dies beſtärkt die Meinung, daß jene unterirdiſchen Waſſerbehälter, wie bedeutend ſie auch ſind, ihren Urſprung dem überirdiſchen Waſſer verdanken, welches durch die Kalkbrocken der Erdoberfläche, durch Klippenſpalten und durch die Mündungen der Höhlen in die unterirdiſchen Seen oder Flüſſe hinabſtrömt. Dieſes Eindringen des überirdiſchen Waſſers nach unterirdiſchen Waſſeranſammlungen, in Verbindung mit dem ſpärlichen Regen, verurſacht, daß auf dem Karſt großer Mangel an Quellen und Brunnen iſt, weshalb die Bewohner hier, ſo wie in Dalmatien, größtentheils kein anderes Waſſer haben, als Regenwaſſer, welches in Ciſternen geſammelt wird.

Derſelbe Mangel an Regen und Feuchtigkeit, ſo wie die Bedeckung des Bodens mit Kalkbrocken, ſind die wichtigſten Urſachen des höchſt kümmerlichen Pflanzenwuchſes auf dem Karſt. Nördlich von Nanus, zwiſchen Adelsberg und Zirknitz, ſo wie überhaupt auf dem Abhang der Bergmaſſen gegen Norden, gedeihen freilich Tannenwälder, auf Nanus Buchen, doch der eigentliche Karſt zwiſchen Nanus und dem Meer, iſt, mit Ausnahme einzelner Vertiefungen wo einige Eichen und Hagebuchen auftreten, ohne Wald. Aber der Karſt entbehrt nicht allein der Wälder, er iſt beinahe ohne Pflanzen; nur hier und da

ragt ein Wachholderbusch oder ein kleines Kraut oder eine Grasart aus den Kalkhaufen hervor. Das Land ist zum Kornbau und zur Viehzucht ungeeignet; doch hat man in verschiedenen Vertiefungen kleine Plätze aufgerodet, auf welchen man mit Mühe aus der dünnen Erdschicht eine Weizen- oder Haferernte hervorlockt, oder auf den begünstigteren Stellen Weinstöcke pflanzt. Für Schafe findet man zerstreute spärliche Grasungen. Der Karst ist daher nur schwach bevölkert, die Dörfer bestehen aus elenden Hütten; Schmutz und Armuth herrschen bei den zerlumpten Landleuten, und Bettler trifft man überall.

Ueberhaupt zeigt dies Gebirge, sowie ein großer Theil von Krain, das Bild der Oede, Dürre, Unfruchtbarkeit und des Mangels an Leben. Um etwas Schönes zu sehen, muß man in die Erde hinunter steigen, wo glänzende Bilder den Beschauer bei Fackelbeleuchtung in eine Feenwelt versetzen.

Doch auch über der Erde kann der Karstbewohner die Schönheiten der Natur in voller Pracht sehen; er braucht nur nach dem Rand des steilen Abhangs des Gebirges hinzuwandern, denn dort liegt zu seinen Füßen das stolze, adriatische Meer, über dasselbe wölbt sich der klare italienische Himmel, und auf dem Abhang selbst wächst der Feigen- und Lorbeerbaum wild, und mit ihnen eine Menge anderer, für das italienische Klima charakteristischer Gewächse. Die Olivenbäume, das ausschließliche Eigenthum Süd-Europa's, breiten ihre graue Decke weit aus, die Weinreben bilden Bogengänge, die Mandelbäume ziehen während des Frühlings einen rosenrothen Teppich über die Gärten, und in unzähligen Villa's suchen die Triester Schutz gegen die brennende Sommerhitze.

Nach J. F. Schouw.

109. Karlsbad.

Vom östlichen Gehänge des Böhmerwaldes windet sich der Teplbach durch eine tiefe Furche des Granitgebirges zum Thal der Eger. Im Sommer wasserarm, wie alle Gebirgsbäche, schwillt er im Frühjahr, wenn die geschmolzenen Schneemassen in tausend Rinnsalen sein Bett suchen, oder die Gewitter ihre Fluthen von dem Gebirge wälzen, zu einem reißenden Strome an, der nicht selten Verheerungen anrichtet und das ganze Egerthal unter Wasser setzt. — Nahe bei seiner Einmündung in die Eger, wo das Flüßchen zwischen hohen Ufern und steilen Felswänden in einem weiten Bogen um ein Vorgebirge rauscht, liegt der berühmteste der deutschen Kurorte, — Karlsbad, die Sehnsucht und das Ziel der Leidenden, der Ort, wo jährlich Tausende Genesung sich holen, oder Linderung ihres Wehes, oder ein letztes, stilles Ruheplätzchen der Erlösung finden.

Karlsbad ist halb ländlichen, halb städtischen Ansehens. Dies geht aus seiner eigenthümlichen Lage hervor. An vielen Stellen ist die Thalwand, an welche sich die Häuser der Hauptstraße lehnen, so steil, daß die Giebel die Felsen berühren, und die Breite des Thalbodens verschmälert sich an manchen Stellen bis zu 180 Fuß. Am engsten ist der Grund bei der „obern Wiese", wo das Flüßchen sich zwischen thurmhohen Felsen und den Steinwänden der „neuen Wiese" durchdrängt. Außerhalb der Hauptstraße sind die Wohnungen einzeln oder in Gruppen auf den Absätzen und Terrassen der beiden Thalwände hingestreut und mit freundlichen Gärten und Anlagen umgeben. Das Gesammte gewährt mit seinen waldbekränzten Höhen immer einen wohlthuenden Anblick, von welcher Seite man es auch betrachten mag.

Nicht weniger als siebenzehn von unterirdischem Feuer erwärmte Heilquellen entspringen auf dem kleinen, von der Stadt bedeckten Raume. Sie treten aus Granitspalten hervor, deren Wände Kalksinter bekleiden. Dieser Sinter, marmorartig und buntfarbig, ist ein Erzeugniß der Quellen selber und wird von den industriösen Karlsbadern zu allerhand hübschen Sachen verarbeitet, da er sich leicht schleifen und poliren läßt. Er bricht massenhaft beim „Sprudel." Daher der Name „Sprudelstein."

Der Sprudel ist von allen Quellen die berühmteste, wirksamste und ergiebigste. Seine Temperatur ist auch die höchste: 59 ° R. Das Wasser tritt dampfend, mit großem Geräusch, stoßweiße und sprudelnd zu Tage und entleert sich unter einer zum Abziehen der Dämpfe in der Mitte offenen, von Säulen getragenen Kuppel in ein rundes Becken, aus dem den Gästen die Becher gefüllt werden. 200 Schritt vom Sprudel entfernt ist der Schloßbrunnen. Die Temperatur desselben ist 42 ° R. Er wird erst seit etwa achtzig Jahren zur Kur benutzt. Etwas wärmer sind der Mühl-, der Neu- und der Theresienbrunnen (45—50 ° R.). Sie sind seit etwa 130 Jahren in Gebrauch. — Dem Sprudel an Temperatur sehr nahe steht der Bernhardsbrunnen; doch wird er, sowie der Spitalbrunnen und die Hygieiaquelle, weit weniger benutzt. Andere Quellen sind noch gar nicht gefaßt, und da sie in dem Teplbette selbst entspringen, so werden sie nur durch die Dampfwolken kenntlich, welche von ihnen aufsteigen. An jeder der gefaßten und zur Kur benutzten Quellen sind für die Gäste bequeme Einrichtungen angebracht: — bedeckte Säulenhallen für Spaziergänger an Regentagen und gebahnte Wege ins Freie, die sich durch tiefe, schattige Waldgründe und an den Thalwänden mit ihren romantischen Felspartien hinziehen und sich stundenweit fortsetzen.

Alle Thermen Karlsbads sind — dies ist durch die neuesten Untersuchungen erwiesen — die verschiedenen Mündungen eines heißen Wasserstromes, dessen Kessel in jenen tiefen Räumen liegt, wo die Erdrinde sich noch im glühenden Zustande befindet. Je höher die Quellen zu Tage ausgehen, desto geringer ist ihre Temperatur. Die heißeste — der Sprudel — ist unter dem Teplbette gefaßt. Die Bestandtheile*) aller Quellen sind gleich und auch fast in gleicher Menge enthalten; nur die höhere Temperatur kräftigt die Wirksamkeit der heißesten. Ungeheuer groß ist das Volumen des heißen Wassers, das allen Quellen entfließt; man schätzt es jährlich auf 600 Millionen Kubikfuß, ein Quantum, das einen 5 Fuß tiefen See von $1\frac{1}{2}$ Stunden Umfang füllen würde. Die Sprudelquellen allein stoßen in 24 Stunden 112,000 Eimer aus. Im Jahre 1853 wurde eine eisenhaltige Quelle entdeckt; außerdem giebt es noch mehrere kalte Säuerlinge. Natur, wie verschwenderisch und überschwänglich bist du selbst in deinen kostbarsten Gaben!

Die Heilkräfte der Karlsbader Wasser, die man theils zum Baden, theils zum Trinken benutzt, sind bekannt seit Jahrhunderten, ihr Ruf umkreist die ganze Erde und führt jedes Frühjahr die Leidenden aus allen Welttheilen und aus allen Zonen in großen Scharen in das stille Thal. Und in der That sind ihre Wirkungen in vielen der hartnäckigsten chronischen Uebel wunderbar. In den meisten Unterleibskrankheiten, wie Leber-, Milz-, Nieren- und Magenleiden, übertrifft das Karlsbader Wasser an Heilkraft kein anderes

*) Schwefelsaures, salzsaures und kohlensaures Natron, kohlensaurer Kalk, etwas Kieselerde und Eisenoxyd.

Mittel. Nicht weniger wirksam zeigt es sich bei hartnäckigen Gichtleiden. Oft hebt es die ganze Krankheit; fast immer aber schafft es Linderung, schwächt die zerstörenden Kräfte des Uebels oder bewirkt, daß die Zufälle Jahre lang schweigen. Merkwürdig ist auch die große Wirksamkeit der Quellen auf die tropischen Krankheiten. Jedes Jahr kommen Unglückliche aus Ost- und Westindien u. s. w., die mit den fürchterlichsten Leber- und Milzkrankheiten behaftet sind, um hier das letzte Rettungsmittel zu versuchen, und Viele kehren geheilt zurück.

Bei der Kur wird gewöhnlich mit den kühleren, gelinder wirkenden Quellen: dem Mühl-, Schloß- und Theresienbrunnen, begonnen. Das auffallender wirkende Sprudelwasser fordert Vorsicht und sollte nur auf den ausdrücklichen Rath des Arztes getrunken werden. Die gewöhnliche Dosis einer Morgenkur ist für Erwachsene 10—15 Becher. Bäder dienen zur Unterstützung. Die Kurdauer ist gemeinlich fünf bis sechs Wochen (im Juni und Juli). Als Nachkur gebrauchen viele Kranke Teplitz, Franzensbad, seltener Marienbad, auf 14 Tage.

Es ist ein ungezwungenes, großstädtisches Leben im Karlsbade, und die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Gegend, die Gemüthlichkeit und theilnehmende Freundlichkeit der Bewohner, die in jedem Kurgaste einen Pflegebefohlenen erkennen, wirken beruhigend, aufheiternd und versöhnend auf die Leidenden und tragen dazu bei, die Kur zu befördern. Schon das schmetternde „Willkommen" der Trompeten, welches jeden Neuankommenden von dem Thurme empfängt (ein uralter Gebrauch), hat etwas Gastliches, Festliches und macht einen frohen Eindruck. Am nächsten Abend grüßt gemeinlich das städtische Musikchor durch ein Ständchen unter seinen Fenstern, und von den Hausleuten auf das Zuvorkommendste und mit Herzlichkeit bedient, mischt sich der Badegast ungenirt und unbeachtet unter das bunte Gewühl am Brunnen, der eine Welt im Kleinen, alle Rassen, alle Sprachen, alle Sitten, Religionen und Trachten, alle Stände, alle Völker um sich versammelt. Leicht fühlt man sich hier wie zu Hause, obschon Keiner zu Hause ist, und das Bedürfniß der Geselligkeit läßt die interessantesten Bekanntschaften knüpfen und giebt dem Scherz und Frohsinn Flügel. In den Nachmittagsstunden spielen Musikbanden auf verschiedenen Punkten der Promenade; Concerte, Theater, Bälle, Gesellschaften füllen die Abende aus. Aber am Anziehendsten ist die Natur in den herrlichen Spaziergängen, welche den Kurort stundenweit umgeben, und wenn das Wetter weitere Ausflüge nicht begünstigt, so bleiben doch der Posthof und das Dorf Hammer, Karlsbads Prater, immer zugänglich, auf dessen breiter Straße die eleganten Equipagen in langer Reihe hinrollen, während die Fußgänger auf schattigen Sandpfaden wandeln. In Hammer sammelt sich jeden Nachmittag eine zahlreiche Gesellschaft, die unter dicht belaubten Bäumen oder schützenden Zelten ihren Kaffee, oder Forellen, Butterbrot und Flaschenbier verzehren. An heiteren Abenden eilt Alles auf die Wiese, lauscht da der herrlichen Concertmusik und sucht Bekannte auf.

Ein Plätzchen besuchen wir noch, ehe wir Karlsbad verlassen — den Friedhof. Auch da ist eine Welt versammelt, die Pilgerscharen der Erde von allen Völkern, allen Farben, allen Ständen. Hier legten sie ihren Wanderstab für immer nieder. Diese kleinen Hügel kalter Erde, mit grauen und bemoosten, mit blinkenden und glänzenden Grabsteinen, und den Inschriften aller Zungen: welche reichen Lebensblüthen schließen sie ein, die hier, fern von der Heimath und von allen Lieben, am letzten Abend welkten. Wie viele Geister rufen diese Namen ins Gedächtniß, die ehrwürdig in den Zeiten stehen!

Jeder deutsche Stamm findet da irgend einen bekannten Namen, den er liebt und ehrt und zu den besten rechnet, und jedes Volk findet hier den Aschenkrug eines edlen Landsmannes, der an den heilenden Quellen, statt der gesuchten Milderung seiner Qualen, ihr Ende fand im Schooße des ewigen Friedens. Um manchen Grabstein, der mit fremden, unverständlichen Schriftzügen den Betrachtenden anredet, siehst du Gruppen stehen; denn jeder herpilgernde Fremdling sucht die Gräber Derjenigen auf, die lieb seiner Seele oder theuer seinem Herzen, und die Hand der Verehrung schmückt die Denkmäler jedes Jahr mit neuen Kränzen oder pflanzt frische Blumen zu ihren Füßen. J. Meyer.

110. Eine Frühlingsreise durch Galizien.

Krakau, die alte polnische Königsstadt, lag zwar hinter uns, doch blickten wir noch manchmal zurück, um ihr Bild dem Gedächtnisse unverlöschlich einzuprägen. Hoch auf dem Felsen das alte Königsschloß und die Kathedrale, rund herum die Stadt mit den zahlreichen Thürmen, deren Spitzen im Lichte der Frühlingssonne glänzten. Dort der grüne Kosciuskohügel mit Kreuz und Kapelle. Die Erde zu seiner Erhöhung ward aus allen Ländern von den verschiedenen Schlachtfeldern herbeigebracht, auf denen der Held so männlich gekämpft hatte; wahrlich ein poetisch gedachtes unvergängliches Denkmal, an dem nicht blos die Hände von Männern, sondern auch die von Frauen gearbeitet haben. Ihm gegenüber erheben sich bedeutungsvoll der Wanda- und Krakushügel, so daß in allen drei die Geschichte der Stadt und des polnischen Volkes sinnvoll dargestellt ist. Unsere Wanderung ging zuerst nach Süden, nach jenen erhabenen bewaldeten Bergen, in deren Hintergrunde die blauen Gipfel der Karpathen sich erheben. Freundliche Ortschaften liegen bald zur Rechten, bald zur Linken, vor uns aber, in der Mitte eines grünen, waldigen Thales in reizender Lage, das durch seine Salinen und Soolbäder weltberühmte Wieliczka. Hier machten wir Halt, die Salinen in Augenschein zu nehmen und in die Tiefe der Erde hinabzusteigen.

Mit einem Erlaubnißscheine versehen und einem weißen Leinwandskittel, zum Schutz gegen Salzstaub und Tropfwasser, angethan, gelangten wir in Begleitung eines Führers auf bequemen Treppen in die Tiefe, da wir Bedenken trugen, uns an einem mit Schleifen versehenen Seile in dieselbe hinabzulassen. Die Treppen waren gut und sicher und bestanden aus zum Theil in Steinsalz gehauenen Stufen. Das ganze Bergwerk war höchst reinlich, nirgends sah man Schmutz und Koth, und die Wände der Gewölbe glänzten gleich Spiegelglas. Die Luft war trocken und gesund, so daß Menschen und Pferde sich nicht nur wohlbefinden, sondern selbst ein hohes Alter erreichen können. Durch alle Gänge streicht ein ziemlicher Wind, der, merkwürdig genug, an einigen Ecken aus unbekannten Ursachen zum völligen Sturme wird. Im Innern des Bergwerks angelangt, wanderten wir von Kammer zu Kammer, gewaltigen Räumen von solcher Größe nach Länge, Breite und Höhe, daß man mit Leichtigkeit gar manche Kirche sammt ihrem Thurme hineinzusetzen vermöchte. Man nannte diese Räume Kammern und unterschied dabei Arbeits- und Vorrathskammern von einander. In mehreren der von uns betretenen Arbeitskammern waren die Arbeiter beschäftigt, das Steinsalz von den Wänden loszuschlagen. Aus einigen dieser Salzhöhlen hat man sogar Kapellen und Kirchen gemacht, von denen die größte dem heiligen Antonius gewidmet ist. Alles ist in ihr in Steinsalz gehauen, der Altar, wie das Gewölbe, die

Eingangsthüren, das davor ſtehende Crucifix, die Niſchen der Kapelle, ſowie die in ihnen ſtehenden oder am Altare knienden Bildſäulen von Apoſteln und Heiligen. Hält man ein Licht hinter dieſe Säulen, ſo ſieht man daſſelbe durchſchimmern, wie überhaupt bei glänzender Beleuchtung ſowohl die Kapelle, wie auch andere Räume gleich einem Feenſchloſſe im Wiederſcheine von vielen tauſend Brillanten ſtrahlen.

. Fünf Stockwerke ſolcher Kammern ſind über einander, ſo daß ein ganzes Labyrinth von Kammern, Gewölben, Treppen, Gängen, Schächten und Stockwerken in dieſem menſchlichen Rieſenbau es giebt, die ſo mannichfaltig und verwickelt unter einander ſind, daß es jetzt keinen Beamten in Wieliczka giebt, der in allen Theilen deſſelben vollkommen bewandert wäre. Jeder kennt nur einzelne Theile des Ganzen; will er ihm unbekannte Gegenden beſuchen, ſo bedarf er, um ſich nicht zu verirren, gleich den Fremden eines Führers. Die Größe der Kammern, Stollen und Gegenden iſt ſo beträchtlich, daß ſie, alle hinter einander gelegt, eine Länge von 7½ deutſchen Meilen enthalten würden. Dabei giebt es noch mehr als 20 unterirdiſche Seen und Teiche, welche oft eine Tiefe von 18 bis 24 Fuß haben, mehrere 100 Fuß lang ſind und mit Kähnen befahren werden. Neben ihnen beſtehen in den verſchiedenſten Richtungen auch Straßen, auf denen von Pferden die Salzmaſſen aus den Arbeitskammern nach den Niederlagen gebracht werden, während andere Pferde zum Treiben der Waſſerräder und Maſchinen dienen. Das Löſen der Salzmaſſen vom Berge geſchieht auf verſchiedene Weiſen. Sind ſie unrein, ſo werden ſie durch Pulver losgeſprengt, während reines Steinſalz in langen, viereckigen Blöcken durch Meiſel von den Wänden abgelöſt wird. Vierhundert Kubikklafter geben 100,000 Centner Salz, und da die geringſte jährliche Ausbeute 700,000 Ctr. beträgt, ſo erweitern ſich die Räume dieſer Werke in jedem Jahre um 2800 Kubikklaftern oder um eine Kammer von 80 Fuß Höhe, Länge und Breite. (Durch einen am 19. October 1868 erfolgten Waſſereinbruch iſt ein Theil dieſes berühmten Steinſalzbergwerkes, nämlich der Kloski- und Franz-Joſeph-Schacht verheert und die Zukunft des ganzen Werkes in Frage geſtellt. Alle bisherigen Rettungsverſuche erwieſen ſich als zweifelhaft, wenn nicht vergeblich.)

Nur ungern trennten wir uns von dem höchſt merkwürdigen Steinſalzwerke und gelangten zunächſt nach Bochnia, einer lieblichen Stadt, die ſich mit hellen Häuſern und Kirchen am Fuße einer Bergreihe erhebt und in der ein munteres Sonntagsleben herrſchte. Nach der Fahrt durch eine warme, mondhelle Nacht frühſtückten wir in Sczrutiscro, gegenüber einem anlockenden, herrlichen Parke und Schloſſe der Fürſtin Lubomirska. Später kamen wir an Potozki'ſchen großen Beſitzungungen vorüber und konnten uns auch hier im Vorbeieilen in die dunkeln Schatten des Parkes ſehnen, aus deren Grün die weißen, eleganten Villen mit ihren Verandas, ihren nahen Raſenplätzen und Springbrunnen, Baum- und Blumengruppen hervorleuchteten. Eine Allee alter, ſchattiger Kaſtanienbäume verbindet beide wohl eine Meile von einander gelegenen Güter. Auf beiden Seiten dieſer ſchönen Straße ziehen ſich niedere, tannenbewachſene Berge hin. Mit der Pracht dieſer Villen und Gärten contraſtirten die benachbarten Judenſtädtchen, und manch trauriges und armes Dorf mit niedrigen, ſtallartigen Hütten, ohne Grün und Blumen. Alles, was zum Dorfleben gehört, iſt grau: grau die Kleidung der Bauern, grau ihre Hütten, grau ſelbſt die Ochſen und Kühe, die zahlreich auf den Fluren weiden. Nur eine glänzend grüne Erde umſchließt, ein tiefblauer Himmel überwölbt

dieſe düſteren Eindrücke. Wie mit liebenden Armen umfaßt die Natur in ewiger Schönheit ihre ärmſten Kinder und drückt ſie an ihr reiches, reines Herz.

Wir ziehen weiter und weiter, Alles bleibt ſchön, überall lacht der Mai, alle Lüfte ſind voll Vögelgeſang, groß iſt die Fruchtbarkeit des Landes; einſam aber iſt die Straße, auch die Dörfer liegen weit von einander und ſind öde; keine kleinen Gärten mit Blumen und Bienenkörben, kein altes Kirchlein unter dunkeln Linden, kein Dorfplatz mit ſpielenden Kindern und ſchwatzenden Alten, keine bunte Bauerntracht; Alles ſtaubig, ſchweigſam; langſam ſchleichen einige in Grau und ſchmutziges Weiß gekleidete Geſtalten dahin, halbnackte, zerlumpte Kinder liegen im Sande am Wege; wohlgenährt und zufrieden ſehen allein die Kühe und Ochſen aus, die über die Wieſen zerſtreut ſind. Poetiſch aber bleiben dabei doch die Eindrücke z. B. der kleinen Judenſtädte, in denen man mit etwas Phantaſie zahlreiche Bilder aus dem alten Teſtamente ſich zaubern kann. Dort auf einem Steine am Wege ſitzt der blinde Tobias und wendet nachdenklicher das greiſe Haupt in die Ferne, als könnte er noch ſehen; auch der junge Tobias kommt auf der Straße, die Geldtaſche umgeſchnallt, den Wanderſtab in der Hand, er hat dunkle, kluge Augen; man kann ſich wohl den Engel unſichtbar neben ihm denken. Hier an der Thür des niederen Häuschens ſitzt Abraham im langen, ſchwarzen Kaftan, mit Silberhaar und weißem Bart, der bis an den Gürtel reicht; ein kleiner Iſaak, ernſt wie alle Judenkinder, ſchmiegt ſich an ſeine Knie; auch manchen kleinen Ismael kann man an der Straße liegen ſehen, in Lumpen, bettelnd, das magere Händchen ausgeſtreckt. Manche Sarah im bunten Kleide und goldenem Halsbande ſteht an der Thür und ſchilt eine arme Hagar, die ſich umſonſt vertheidigt. Dort kommt der bräunliche Hirtenknabe David und treibt ſeine Zicklein voran, die zur landſchaftlichen Ausſchmückung jeder Judenſtadt gehören, und da am ſteinernen Ziehbrunnen, der in der Mitte des öden Platzes ſteht, weilt eine ſchlanke Rebekka, ein rothes Tuch um das kohlſchwarze Haar geſchlungen und einen Krug aus dem Waſſer hebend, deſſen Form denen gleicht, die wir in altbibliſchen Bildern ſehen. — Nach dieſen aſiatiſchen Eindrücken erſcheinen als Erinnerung an das reiche, elegante Leben der europäiſchen Geſellſchaft von Zeit zu Zeit immer weiße, freundliche Landhäuſer jenſeits der Straße, umgeben von grünen, blühenden Gärten; ein Theetiſch unter dem Dache des Balkons, Herren und Damen in eleganter Kleidung, Luxus-Hunde auf der Treppe ausgeſtreckt, allerliebſte Kinder, die im Vordergrunde auf dem Raſenplatze Reifen ſpielen, eine junge Amazone, die, von Kavalieren und einem Reitknechte gefolgt, auf hohem Roſſe in einer der Seitenalleen daherſprengt, ſo daß Alterthum und moderne Zeit vereint, das prächtige Gemälde bilden.

Nach Oſten! nach Oſten! Am Abend erſchienen Berge vor uns, grüne Wellen, bedeckt mit herrlichen Wäldern, deren Duft uns erfriſchte. Am Fuße des Gebirges, das ſich vor uns erhob, liegt das alte Przemyſel mit grauen Thürmen und Häuſern, das Schloß, in der Mitte aus dunkelm Grün emporragend. Vorn rauſcht der San über Felsgeſtein, eine ſteinerne Brücke wölbt ſich, rechts hinter der Stadt erhebt ſich auf dem dunkeln Waldberge eine Burgruine; eine zweite ſteht im Hintergrunde auf einem höheren Gipfel. Wir ſtanden lange am Brückengeländer und freuten uns an dem ſchönen Bilde und an dem Monde, der das Bild ſanft beſchien und ſich im Fluſſe zu unſeren Füßen ſpiegelte. Ich glaubte mich am Rhein, am Neckar; dieſe Romantik hatte ich nicht in Galizien erwartet.

Freilich — bei jedem Anhalten an den Stationen, ſelbſt mitten in der Nacht, dann auch wieder an unſerem Wagen bleiche Bettlergeſtalten, deren auch am

Tage zahllose am Wege lagerten. Die weißen und grauen Leinentücher, in die sie gehüllt waren, die mageren Knochenhände, die sie heraus und zu uns in den Wagen streckten, die blassen Gesichter mit hohlen Augen, — Alles stach aus der Dunkelheit hervor, ihr Klagen und Seufzen tönte grausig durch die nächtliche Stille. — Nach diesen unglücklichen Bettlern belagerten uns, bereits in den frühesten Morgenstunden, Scharen zudringlicher Juden, die auf den Wagentritt stiegen und die Hälfte der schmutzigsten Gestalten zu uns hineindrängten, uns mit ihren struppigen Bärten fast berührten, sich an unseren Kleidern und Händen festhielten und mit schrillender, unerschöpflicher Rede ihre Ketten, ihre Ringe, ihre Marienbilder uns aufzwingen wollten. . . . . Marienbilder und Crucifixe von Israeliten verkauft!

Auf grüner Höhe liegt Lemberg. Helle Gebäude, Kirchen und Klöster, schimmernde Thurmspitzen, grüne Gärten, ein heiteres Bild. Wir fuhren durch die breiten, schönen Straßen, über große Plätze, an freundlichen Promenaden vorüber, sahen nur neue elegante Häuser mit Balkonen, Jalousien, viele große Hotels, geschmückte Kaufläden, viel Militär. Alles ist hier belebt und großstädtisch, und wären nicht wieder die vielen Nachkommen der Patriarchen, so würde ich mich in die Wiener Leopoldstadt versetzt glauben. Wir bringen den heißen Tag ausruhend im Hotel zu. Gegen Abend besteigen wir den Sandberg, eine Höhe hinter der Stadt, auf der man Spaziergänge angelegt und die man mit Bosquets, Baumgruppen und Bänken geschmückt hat. Hier sehen wir die Sonne ihren letzten, goldenen Glanz auf das freundliche, große Lemberg und die Höhen und Fluren der reichbebauten Gegend gießen. Wir durften leider nicht bleiben Die Reise drängte. Nach einem kurzen Gewitterregen ist der Abend voll Duft und Frische. Der Weg geht zwischen waldigen Bergen hin, die sich zur Rechten öffnen und in ein weites Thal blicken lassen, voll lieblicher, kleiner Wälder, schöner Baumgruppen und heller Bäche, die sich durch die Wiesen winden. Hier zwischen Bäumen und Gärten liegt ein großes Dorf, Winicki, mit schönen, reinlichen Häusern und Meiereien, von Schwaben bewohnt, wegen seiner trefflichen Milch und Butter bekannt und viel besucht. Die Deutschen werden im Lande, obgleich es Deutsche beherrschen, als Fremde betrachtet. Außer den Angestellten und dem Militär ist Alles polnisch; man hört nur die polnische Sprache, findet in den Hotels polnische Küche und trinkt Thee und Kaffee nach slawischer Sitte aus Gläsern. Mit einbrechender Nacht wenden wir uns links um die Gebirgsecke und fahren nun nicht mehr nach Osten, sondern in südlicher Richtung. Wilde Schluchten, dunkle Wälder, vorbeieilende Wagen mit bärtigen, orientalischen Gesichtern, Alles ist fremdartig und traumhaft im blassen Mondlicht. Um Mitternacht kommen wir nach Olg . . ., einem Gute des Grafen O. Wir wollen so spät die Familie nicht stören, da uns der Posthalter ein Nachtlager verspricht. Man führt uns durch das Dunkel zu einer kleinen Hütte jenseits der Straße in den verrauchtesten, schmutzigsten, schrecklichsten Raum, den man sich denken kann. Der Anblick einiger zerbrochener Möbel und Gefäße, der Fenster ohne Scheiben, dazu die Empfindung der Nähe von Mäusen und Ratten, und wer weiß nicht was sonst, versetzten mich in einen nicht eben behaglichen Zustand. Marienka, das Dienstmädchen des Postmeisters, machte Betten zurecht, welche Betten! Bis zur Nasenspitze angezogen und eingewickelt, streckte man sich auf ihnen. Beim Morgengrauen aber eilten wir aus diesem schönen Hotel und tranken aus Sonnenschein und Morgenluft Vergessen der nächtlichen Eindrücke. Eine herrliche Landschaft lag vor uns ausgebreitet. Eine Reihe wellenförmiger Berge, mit Wald bedeckt, grüne Vorhöhen, auf denen Klostergebäude

und Kapellen schimmerten, am Fuße zwischen Feldern und Wiesen kleine Dörfer verstreut; Alles rief die Gegend von Teplitz zurück. — Die in der Nacht entbehrte Ruhe finden wir nun im gastlichen Herrenhause. Es ist, wie die meisten Wohnungen der polnischen Gutsbesitzer, ein einfaches, kleines, weißes Landhaus, das man sich kaum als Mittelpunkt weitläufiger Besitzungen denken kann. Ein großer Garten voll alter Bäume, Rasenplätze, Wasser, Vögelgesang, Kukukruf — da wurde uns wohl. . . .

Aber das Ziel war noch nicht erreicht. Wir müssen uns trennen. In der Morgendämmerung halten wir in Zloczow; wir können reinliche Straßen und weiße Häuser erkennen und hören die Nachtigallen in allen Gärten musiciren. Der Himmel röthet sich, als wir hinausfahren; ein ganz neues Land scheint vor uns zu liegen; langgestreckte, durcheinander geworfene bewaldete Bergzüge, die, alle nach einer Seite geneigt, wie vom Winde getrieben scheinen, sowie man es in Darstellungen palästinensischer Scenerie sieht; schwarze Nadelwälder im Vordergrunde, an ihrem Rande weidende Herden und bärtige Hirten, in braune oder graue Decken gehüllt. Wir verlieren den Blick ins Weite und fahren in die grüne Enge ein. Wie herrlich die Wälder zu beiden Seiten! Mächtige alte Eichen, riesige Tannen, Alles wild durcheinander gewachsen, von niederem Gesträuch, blühenden Büschen umdrängt, von Schlingpflanzen umwunden. Was sind unsere Waldungen dagegen, wo die Bäume in gleicher Höhe und Linie auf kahlem Boden steif und starr wie Grenadiere aus dem siebenjährigen Kriege stehen! Hier ist die majestätische, freie, lebendige Natur! Inmitten der Wildniß liegen Waldwiesen mit schwarzen Köhlerhütten, einzelnen Gruppen gigantischer Bäume und zerstreutem Vieh. Wir kommen an Sassow vorüber. Eine reizende große Villa mit Säulenhallen und grünumschlungenen Verandas leuchtet zwischen dunkeln hohen Bäumen hervor; entzückende Anlagen umgeben sie; liebliche Ruheplätze, Blumen- und Baumgruppen, Springbrunnen, Quellen und Statuen sind überall im Waldgrün ausgestreut; durch die dunkeln Schatten findet man hier und da einen Durchblick auf ferne blaue Berge; im flüchtigen Schauen denkt man sich das heitere Leben in diesem Hause und diesem reizenden Parke, in den man den wilden Wald verwandelte, und im Vorüberfliehen meint man ein Gedicht voll wechselnder lieblicher Gedanken zu lesen. Weiter hin liegt hoch über dem Wege auf bewaldetem Berge Latstia, eine kleine Kapelle von dunkeln Tannen umgeben, von einem Vater, der im Zorne seinen einzigen Sohn erschlug, zu dessen Andenken und zur Sühne seiner Schuld erbaut. — Immer höher werden die waldigen Berge jenseits der Straße, von der sie tiefe grüne Schluchten trennen; sie rufen uns die großartigen Gebirgsgegenden Deutschlands ins Gedächtniß, ja, führen unsere Phantasie in die Urwälder Amerika's. Hier, noch in der alten Welt, sehen wir die Waldriesen, die dort ihr weites Reich haben; wie wachsen und drängen sie sich durcheinander, wie scheinen sie mit wetteifernder Heftigkeit empor zur höchsten Höhe zu streben! Wie tragen die ungeheuren Stämme so stolz ihre Laubkronen, wie strecken sie weit hin ihre mächtigen Aeste, wie scheint jeder zu ringen, die größte Fülle der Kraft, die glänzendste Frische des Laubes zu entfalten!

O wie schwer ist's, flüchtig vorbeizuziehen, hier, wo die große, reiche Natur mit tausend Armen nach uns langt, wo sie mit tausend süßen Waldesstimmen uns zum Bleiben ruft und ihren frischesten Hauch aus der Tiefe der Berge entsendet, der wie ein Gruß aus dem Morgenlande der ersten Jugend bis zum Grunde der Seele dringt und uns lockt, zu ihr zu kommen und

an ihr Herz zu ſinken und zu ruhen, zu vergeſſen und wieder jung zu werden!

Unter ſolchen Empfindungen gelangten wir nach Brody.

111. Die große ungariſche Tiefebene und ihre Hirtenbevölkerung.

Wir ſind bei Peſth in die große ungariſche Tiefebene eingetreten. In einer Länge von 50 geographiſchen Meilen zieht ſie ſich von hier aus bis Weißkirchen, und in einer Breite von 60 Meilen vom Fuße der Karpathen nördlich der oberen Theiß bis an die Donau herab. Soweit das Auge reicht, überall ruht ein graublauer Himmel auf der Erde und begrenzt den Geſichtskreis in gleicher Ferne. Der größte Theil dieſer ſo ausgedehnten Ebene iſt unüberſehbare baumloſe Grasflur, beſonders um Kecskemet, Debreczin und Zambor, wo verwilderte Hirten große Herden von Pferden und Rindern weiden, während noch weiter öſtlich die Ebene ſogar in ausgedehnte, ſteinige Wüſte übergeht. Zwei Hauptſtröme des Landes, Donau und Theiß, durchfließen dieſe Ebene in ſüdlicher Richtung, und nicht ſelten überfluthen ſie die weiten, an ihren Ufern ſich hinziehenden, ſchilf- und moraſtreichen Niederungen in weiteſter Ausdehnung, ſo daß das ganze Blachfeld einem gewaltigen Binnenmeere gleicht, während zu anderer Zeit, beſonders im Sommer, die heißen Strahlen der Sonne den Boden ausdörren und in ihren Gluthen aller Pflanzenwuchs erſtirbt, das Land zur afrikaniſchen Wüſte wird und weithin keinen grünen Halm mehr zeigt. Nur in den Niederungsſtufen der Donau, da, wo deutſcher Fleiß das Land bebaute und deutſche Anſiedler ſich niederließen, ſieht man die ſchönſten Fruchtfelder, auf denen in heiterer Ueppigkeit nicht allein Roggen, Weizen, Hafer, Gerſte und Mais, ſondern im ſüdlichſten Theile ſelbſt der Reis gedeiht. Hier iſt eine der Kornkammern Oeſterreichs, und obwohl bereits mehr als 100 Quadratmeilen mit dem reichſten Halmenſegen ſich alljährlich bedecken, ſo könnten durch eine größere, betriebſamere Bevölkerung die Fruchtflächen noch um Vieles nach allen Seiten erweitert und Ungarn zur reichen Fruchtkammer Deutſchlands, ja Europa's gemacht werden. Allein wohin auch das Auge blickt, nur ſelten entdeckt es einen größeren menſchlichen Wohnplatz, denn Dörfer, Städte, Weiler und Marktplätze ſind oft Tagereiſen weit von einander entfernt, und die Zahl der freilich alsdann oft von 6000—12,000 Menſchen bewohnten Dörfer iſt nicht gering, welche inmitten einer ihnen zugehörigen Flur von 8—12 Quadratmeilen liegen, einer Fläche, welche faſt der Größe eines kleinen deutſchen Fürſtenthums gleichkommt. Nur ein Theil dieſer ungeheuren Flächen wird zum Getreide- und Obſtbau benutzt, weit größere Strecken dienen als Weideland. Auf ihnen finden ſich einzelne Gebäude zerſtreut, welche, meiſt an den Straßen erbaut, theils den Landleuten und Hirten als Sommeraufenthalt, theils aber auch als Wirthshäuſer (die berüchtigten Haideſchenken) dienen. Da das Vieh Tag und Nacht auf der Weide verbleibt, bedarf es auch an Ort und Stelle Waſſer zum Trinken. Zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes hat man in den verſchiedenſten Gegenden Brunnen gegraben, die mit ihrem emporragenden Schwengel oft den einzigen Höhepunkt in der einſamen Haide abgeben und von den Hirten während des Tages zu gewiſſen Zeiten beſucht, die Kreuzungspunkte des Verkehrs abgeben. — Iſt das Jahr nicht zu trocken, ſo fehlt es nicht an ſchöner Weide, und man muß die zahlreichen Herden Ungarns ſehen, um ſich einen Begriff von ſeinem Reichthum an Rindvieh, Pferden, Schafen und Schweinen zu machen. Iſt dagegen der Sommer heiß und trocken, dann

iſt weit und breit kein grünes Hälmchen zu ſehen, und vieles Vieh geht zu Grunde; denn bei dieſer ungeregelten Nomadenwirthſchaft denkt Keiner an Aufſpeicherung von Vorräthen für Zeiten der Noth. Um die Herde zu retten, treibt man ſie in entferntere Gegenden, wo noch etwas zu haben iſt; ſind auch dieſe abgeweidet, dann ſieht es um ihren Beſtand ſchlimm aus. Gleiche und noch größere Verluſte verurſacht aber auch große Näſſe. In den Zeiten großer Ueberſchwemmungen gleichen die Weiden alsdann einem See, und das Vieh muß auf einen kleinen Raum zuſammengedrängt werden. In den moorigen Sümpfen entwickeln ſich jene für das Vieh gefährlichen Krankheiten und Seuchen, die ſich nicht ſelten, namentlich unter dem Rindvieh, bis nach Deutſchland verbreiten und die ſtrengſte Viehabſperrung Ungarns von Deutſchland gebieteriſch fordern. Denſelben Urſachen erliegen auch alljährlich viele Menſchen, beſonders neue, an die Natur Ungarns noch nicht gewöhnte deutſche Anſiedler.

Die merkwürdigſte Bevölkerung dieſer weiten Ebenen oder Pußten ſind die Hirten. Dieſe echten Naturſöhne, Muſter einer unverfälſchten Menſchenraſſe, ſind die eigentliche Grundform des ungariſchen Volkes. Ein ſchöner, kräftiger Menſchenſchlag, ſcheinen ſie faſt gegen jede Krankheit geſichert; die ihnen innewohnende Urkraft trotzt dem ſengenden Strahle der Gluthſonne, wie den eiſigen Herbſtnebeln der Pußte. Der Winter mit ſeiner oft furchtbaren Strenge, die außerordentlichen, über die Ebene dahinſauſenden Schneeſtürme und die gräßlichen Orkane ſcheinen ihnen eben ſo wenig zu ſchaden, als die Sandſtürme des Sommers und die aus den Sümpfen nach Ueberſchwemmungen aufſteigenden giftigen Dünſte. Hat der Hirt den Winter in den Dörfern verbracht, dann zieht er hinaus auf die Pußte und verweilt auf ihr bis zum nächſten Spätherbſt. Nur Schnee und Eis vertreiben ihn von der unwirthlich gewordenen Ebene in die Wohnorte der Menſchen. Das Morgenroth lacht ihm am früheſten, der Glanz von Mond und Sternen am längſten. Einfach, wie ſein Kleid, iſt auch ſeine Nahrung. Jenes beſteht in einer Hoſe und einem grobleinenen Hemde, worüber die Bunda geworfen wird, die Nahrung aber aus Speck und Brot. Dieſe Hirten kennen nichts in der Welt, als die ihnen anvertrauten Thiere: Pferde, Schafe, Schweine dem Rinder. Was unſerem Kinde ein Spielzeug oder Bilderbuch, das iſt und ſiebenjährigen Hirtenbuben ein junges Schaf oder Fohlen.

Unter dieſen Hirten unterſcheidet man Tſchikoſen (Cſikos) oder Pferdehirten, Gulyaſchen (Rinderhirten), Juhaſſen (Schafhirten) und Gonaſſen (Schweinehirten).

Willſt du den Tſchikoſen in ſeinem ganzen Treiben und Weſen ſehen, ſo begleite mich auf die Steppe, in welcher die Pferde faſt Jahr aus, Jahr ein weiden, denn nur bei außerordentlicher Kälte treibt man ſie in leichtgebaute Ställe. Dort iſt das Reich dieſer kühnen, berittenen Steppenſöhne, denn nur reitend kann er der flüchtigen Herde Meiſter werden, und nicht ſelten ſetzt der verwegene Burſche für ein Lobwort ſeines Herrn ſein Leben ein, um dieſen oder jenen Ausreißer wieder zur Herde zurückzubringen oder ein Roß einzufangen, das eben verkauft werden ſoll. Mit einer Gewandtheit, die man nicht genug bewundern kann, erhaſcht er das flüchtige Thier, ſchwingt ſich darauf, und wie es auch bäume, ausſchlage und ſich geberde, Mann und Roß ſind Eins, der Centaur der Alten ſteht im Tſchikos der Steppen Ungarns verwirklicht vor unſeren Blicken, wie im Fluge ſauſt er dahin. Unbändig raſt die zahlreiche Herde über die Steppe; ein Thier ſoll eingefangen werden, um es zur Arbeit zu nöthigen. Der Tſchikos eilt ihm nach, in ſeiner Hand die kugelbeſchwerte lederne Schlinge haltend. Das Thier merkt es und jagt mit

Windeseile davon; doch sein Bemühen ist vergeblich. Schon naht sich ihm der verwegene Hirte, folgt ihm links und rechts, die Kugel saust, die Schlinge schwirrt dem Thiere um den Hals, zieht diesen zusammen und augenblicklich steht es still, sich ruhig in sein Schicksal ergebend. Wird aber die Herde von einem Orte nach dem andern getrieben, dann halten die auf allen Seiten reitenden Tschikosen die Thiere zusammen und umjagen sie im lustigen Wettrennen. Was der Araber in der Wüste, das ist der Tschikos in der Steppe. Er lebt, ißt, trinkt, schläft, ja stirbt selbst manchmal auf seinem Pferde, und wie der Seemann mit Geringschätzung auf die Landratte herabsieht, so der Tschikos auf den bescheiden einhergehenden Fußgänger. Dabei ist es fast unglaublich, mit welcher Gewandtheit sie sich des Pferdes zu bemächtigen wissen. Sie laufen dem dahinrennenden Pferde nach, ereilen es und schwingen sich im Sprunge auf seinen Rücken. Der Tschikos liebt die zwangloseste Tracht. Außer einer blauen Weste trägt er nur ein Hemd und weite Hosen. Auf dem Kopfe sitzt der runde, breitkrempige, mit einer baumwollenartigen Staude (dem Waisenmädchen) als Federbusch verzierte Hut. — Ungarns weltberühmte Husaren, jene auf den Schlachtfeldern in den wagehalsigen Thaten sich zu allen Zeiten auszeichnenden Menschen, rekrutirten sich meist aus den kühnen Tschikosen.

Der Gulyasche oder Rinderhirte ist in der Regel weniger gewandt, doch ist er ein stämmiger, starker Bursche. Er kleidet sich in die Pelzbunda oder in einen groben Mantel von Kuhhaaren. In der linken Hand trägt er einen langen, starken, mit scharfer eiserner Spitze versehenen Stab, womit er den widerspenstigen Bullen zu meistern versteht; in der rechten dagegen die oft 9 Ellen lange, dicke Peitsche. Sein langes, schwarzes Haar flattert um das gebräunte, wetterharsche Gesicht, und der Ton seiner Stimme erinnert nur zu sehr an die Thiere, die seiner Obacht anvertraut sind. Die ungarischen Rinder sind lebhaft und behende, und geschieht es, daß in heißen Sommern Schwärme von Stechmücken die Herde auf's Aeußerste quälen, dann rennt sie oft wie wahnsinnig bald nach allen Himmelsgegenden, bald in geschlossenen Haufen davon, so daß sie nur durch Hilfe der Pferdehirten wieder zurückzubringen ist.

Sieht man auf einer Hochzeit oder in der Haideschenke einen recht ausgelassenen Burschen, der wie toll den Dudelsack bearbeitet oder auf einer Flöte bläst und dazu mit dem Bundschuh taktirt, den Kopf mit den in lange Zöpfe geflochtenen Haaren wild herumwirft, so kann man wetten, daß dies ein Juhasse oder Schafhirt ist. Auf einem Esel zur Schenke reitend, verließ er am Morgen seine Herde, welche er indeß seinem großen zottigen Freunde, seinem Hunde, anvertraute, dessen Glieder so stark sind, daß er selbst ein Schrecken für die Wölfe ist. Außerdem bleibt der Schafhirt stets bei seiner Herde. Auf seine Handaxt gestützt, mustert er sie stundenlang, lehnt an seinem Esel, strickt Strümpfe und schnitzt Holzlöffel. Saure Schafmilch ist während des Sommers fast seine einzige Nahrung. Ungarn besitzt über 17 Millionen Schafe. Im Ganzen ist der Schafhirt ein gutmüthiger Gesell und nicht zu vergleichen dem Gonassen oder Schweinehirten. Unzugänglich und ungesellig ist dieser weniger in der Ebene, als in den Buchen- und Eichenwäldern inmitten seiner grunzenden Schaar anzutreffen. Er ist der vollendete Sohn der Wildniß. Sumpf und Morast stehen bei ihm in gleichem Werthe mit Flüssen und Seen. Musik ist seine Sache nicht. Statt des Dudelsacks handhabt er die Balta oder Handaxt. Sie ist sein Wurfgeschoß, und mit furchtbarer Geschicklichkeit weiß er aus ziemlicher Entfernung sein Ziel zu treffen. Gleich einem Spazierstocke läßt er die Balta durch die Finger laufen, wirft

ſie hoch in die Luft und fängt ſie im Gehen wieder auf. Triffſt du ihn in dem Bakonyerwalde, ſo kann es wohl geſchehen, daß er dich anfangs um eine Hand voll Tabak bittet. Erfüllſt du ſein Geſuch oder nicht, und wendeſt dich von ihm, ſo biſt du nicht ſicher, daß er dir die nur zu gut treffende Handwaffe nachſendet. Darum in Ungarn das Sprichwort: „Der Gonaß iſt wohl vor Jedem ſicher, nicht aber Jeder vor ihm.“ An den zahlreichen Galgen Ungarns endete ſchon mancher Gonaß.

112. Die Zigeuner und ihre Lebensweiſe.

Einſame Feuer am abendlichen Horizont bezeichnen die Lagerſtellen der Wanderzigeuner, welche ohne feſten Wohnſitz in Siebenbürgen und Ungarn herumſtreifen, von Taſchenkünſten, Wahrſagen, Keſſel- und Pfannenflicken und ähnlichem Gewerbe ihren Unterhalt gewinnen und da, wo ſie die Nacht überraſcht, ihr durchlöchertes Zelt aufſchlagen, ohne Kummer über die Vergangenheit, ohne Sorge für die Zukunft. Die Zigeuner ſind die verachtetſte von den Nationen, welche die genannten Länder bewohnen. „Du biſt ein Zigeuner“ — iſt ſelbſt für einen Walachen das entehrendſte Schimpfwort. Alle Laſter und Verbrechen wirft man ihnen vor, und der bevorrechtete Bewohner hält ſeinen Hund höher, als das Ebenbild Gottes, wenn es ihm als Zigeuner entgegentritt. Selbſt die Walachen, die nirgends unter den privilegirten Inſaſſen wohnen dürfen, dulden die Zigeuner nicht unter ſich, weshalb dieſe außerhalb des Bezirkes der walachiſchen Strohhütten ihre Erdlöcher graben müſſen. Nichts iſt elender als ſo eine Zigeunercolonie. Eine aus Straßenkoth aufgehäufte Erhöhung von einigen Schritten im Durchmeſſer bildet die Grundlage der Wohnung, welche durch Aushöhlung des Bodens geräumiger wird. Als Dach wird darüber eine zerlumpte Zeltdecke oder Schilf und Unkraut gebreitet, und die einzige Oeffnung dient als Thüre, Fenſter und Schornſtein zugleich. In dieſen Löchern kauert die ganze Familie am Boden um das Feuer herum, und ſelbſt Schweine und Hunde finden daneben noch Unterkunft.

In Lebensweiſe und Sitten ſind die Zigeuner ganz ihrer orientalen Abkunft (aus dem Norden Oſtindiens) getreu geblieben, nur werden durch verſchiedene Gewerbe mehrere Claſſen unter ihnen gebildet. Ueberhaupt ſcheint es zwei Racen von Zigeunern zu geben, indem die Einen durch krauſes Wollhaar, wulſtige Lippen und ſehr dunkle Hautfarbe mehr den äthiopiſchen Typus kundgeben, während die Anderen durch helleren Teint, glatte, glänzend ſchwarze Haare und ihre Geſichtszüge ſich mehr dem kaukaſiſchen Typus nähern. Die Zigeuner ſind von unbeſiegbarer Trägheit, und daran ſind von jeher die Pläne zu ihrer Coloniſirung und Civiliſirung geſcheitert. Die leichteſte Weiſe, ihren Unterhalt zu gewinnen, iſt ihnen die liebſte. Dabei herrſcht eine gewiſſe Eitelkeit als Grundzug ihres Charakters vor, wie man beſonders am weiblichen Geſchlechte und an den Wohlhabenden unter ihnen beobachten kann. So verachtet ſie ſind, ſo können ſie gewiſſe ariſtokratiſche Neigungen nicht verbergen. So z. B. bekennen ſie ſich ſtets zur Religion der Gutsherrſchaft und ſind heute Katholiken, morgen Griechen, Proteſtanten u. ſ. w. Denn es ſchmeichelt ihrer Eitelkeit, wenigſtens in Einem Punkte mit dem Herrn auf gleicher Stufe zu ſtehen. Obgleich zerlumpt und voll Ungeziefer, weiſen ſie mit einer Art von Selbſtgefühl auf jene Stammesgenoſſen, welche ſich Wohlſtand erworben haben. Außerdem iſt der Zigeuner ſehr genügſam und hat eine unermüdliche Ausdauer in Ertragung von Beſchwerden und Entbehrungen. Ein leinenes Hemd und beim Manne noch eine Hoſe vom ſelben Stoffe ſind faſt die

einzigen Kleidungsstücke, mit denen sie sich gegen die Gluth der Sommersonne, wie gegen die heftigste Winterkälte schützen. Selten kommt noch dazu ein zerlumpter Lappen, welcher als Mantel um die Schultern flattert.

Die Zigeuner stehen immer unter einem Oberhaupte, welches der Gutsherr aus ihrem Stamme ernennt und zur Handhabung der Polizeigewalt verpflichtet. Das Gewerbe der Zigeuner wechselt nach Neigung und Geschick. Die Einen streichen Ziegel für Rechnung der Gutsherrschaft, Andere sind Maurer, wieder Andere Huf- und Nagelschmiede. Man muß aber dabei an keinen großen Apparat denken. Neben der Straße ist ein Loch in die Erde gegraben, ein paar schief an einen Baumast gelehnte Breter bilden das Dach. In der Mitte des Loches ist ein faustgroßes Stück Eisen als Ambos, dabei liegen einige Kohlen, ein Hammer und eine Zange, ein nacktes Kind regiert den Blasebalg — das ist die Werkstätte. Eine große Anzahl von Zigeunern beschäftigt sich mit der Goldwäsche. Mit einem Erlaubnißscheine versehen, kann der Zigeuner dies Gewerbe im Lande treiben, wo er will. Er hat nur die Verpflichtung, jährlich wenigstens eine Pizete Goldstaub an den Aufseher abzuliefern. Bei einigem Fleiße sind ungefähr 96 Gran in einigen Tagen zu gewinnen.

Die niedrigste Classe bilden die Wanderzigeuner. Sie zahlen keine Steuern, und werden von der Verwaltung ebensowenig gezählt, als das Ungeziefer in einem Hause. Ein Paar Schweine, ein struppiger Hund, eine dürre Mähre, welche das Zelt trägt, oder den Karren zieht, — das ist der ganze Hausrath dieser Nomaden. Sie schnitzen hölzerne Löffel und leben nebenher auf freie Faust. Schon zur Zeit Kaiser Josephs II. versuchte man es, sie zu colonisiren, aber vergeblich. Der Hang zum Umherschweifen war stärker als alle Lockungen eines behaglichen Lebens. Doch leben nicht alle Zigeuner in gleichem Elende; manche haben sich der Landwirthschaft ergeben und sind im Betriebe derselben glücklich, wie denn dieses Volk zu Allem, was es angreift, ein besonderes Geschick zeigt. Ja es giebt eine gewisse Aristokratie unter ihnen, und nicht Wenige, welche in Städten, namentlich in Hermannstadt und Klausenburg, wohnen, sind wirklich wohlhabend zu nennen. Obgleich, wie alle Zigeuner, in den Städten nicht gelitten, verträgt ihr Stolz nicht, zwischen den Zelten ihrer erbärmlichen Stammesgenossen sich Häuser zu bauen, sondern sie wählen das andere Ende der Stadt. Dort stehen ihre Wohnungen an der Stadtmauer und zeichnen sich nicht selten durch Reinlichkeit aus. Sie tragen die schöne Husarentracht mit goldenen Tressen und klirrenden Sporen. Ihr Haupterwerbszweig ist die Musik. Wer auf einem Instrumente tüchtig ist, wird in eine Musikbande aufgenommen, und so durchziehen sie das Land und kehren oft mit ansehnlichem Gewinn nach Hause zurück. Die Zigeuner sind geborene Musiker. Schon die kleinen Kinder greifen die Geige mit dem größten Geschick an, und sind in Kurzem so weit, ihren Vätern zu secundiren. Wie der Zigeuner die Musik leidenschaftlich liebt, so hat er auch das feinste Gehör für sie, was ihn bei Erlernung eines Instrumentes außerordentlich begünstigt. Doch befaßt er sich selten mit Noten, sondern zufrieden, eine Melodie gehört zu haben, faßt er sie sogleich vollkommen auf und behält sie mit erstaunlicher Treue. Diese Eigenschaft hat die Zigeuner bei allen Festen in Ungarn und Siebenbürgen unentbehrlich gemacht, denn sie sind eigentlich die Bewahrer der Nationalmelodie, die sie mit wundervoller Präcision in vollem Orchester wiederzugeben wissen.

E. A. Quitzmann.

113. Konſtantinopel.

Stambul, das Konſtantinopel der Türken, iſt einer großen Blume vergleichbar; auf drei Seiten von einem rauhen, unſcheinbaren Kelchblatt umgeben, mit welchem es an den Felsgeſtaden Rumeliens hängt, während es der aufgehenden Sonne und den großen, glänzenden Spiegeln, die zwei Meere vor ihm ausbreiten, das ſchöne, glühende Antlitz zuwendet. — Das kleine, leichte Boot trägt uns ſpielend aus dem Hafen nach dem gegenüberliegenden Geſtade von Kleinaſien; auf einem anderen Welttheile muß man ſich niederlaſſen, um das großartige Bild, das ſich hier vor den erſtaunten Augen entfaltet, mit ſeiner ganzen Schönheit ins Herz aufzunehmen.

Wie Rom iſt Konſtantinopel auf ſieben Hügeln erbaut, deren Abgrenzung man deutlich erkennen kann. Sie bilden ein unregelmäßiges Dreieck; aber nur die eine Spitze deſſelben iſt uns ſichtbar: das ſogenannte neue Serail, mit ſeinen buntverzierten Gebäuden, Paläſten und Kiosks. Zwiſchen denſelben ſieht man Wälder von Orangen, große Platanen und ſchlanke Cypreſſen, welche die farbigſten Schatten über dieſe ungeheure Wohnung der Sultane werfen. Hinter dem neuen Serail erblickt man bunte Häuſermaſſen, die den Wellenlinien der Hügel folgen. Dort tritt eine Gruppe von Cypreſſen und anderen Bäumen über ſie hinaus; hier unterbricht ein einſam ſtehendes, halb verfallenes Mauerwerk die faſt nur durch ihre Färbung verſchiedenen Dächer der Häuſerreihen. — Was aber der Stadt einen ſo wunderbaren, ja feenartigen Reiz verleiht und uns den lauten Freuderuf entlockt, ſind die zierlichen Minarets und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moſcheen und Grabmälern, die allenthalben emporragen. Man kann ſie kaum zählen, und während das Auge geſättigt über der Mehrzahl derſelben hinſchweift, bleibt es bewundernd an einigen hangen, die durch Größe und ſchöne Bauart hervorglänzen, und deren Namen in empfänglichen Herzen tauſend Bilder und Gedanken wecken.

Wer denkt nicht beim Anblick jener prachtvollen Kirche, der Aja Sophia, die mit ihrer ſchönen Kuppel und den vier Minarets beinahe im Mittelpunkte der Stadt liegt, an ihren Erbauer, den prunkliebenden Juſtinian, der in ihr ein Werk hinſtellen wollte, welches den Glanz des Salomoniſchen Tempels verdunkeln ſollte. Es gelang ihm. Doch als der ſtolze Bau vollendet war und der Kaiſer mit den Worten: „Salomon, ich beſiegte dich!“ an den Altar eilte, ahnte er wohl nicht, daß einſt der Herrſcher der Ungläubigen auf ſeinem Streitroſſe in dieſe Hallen ziehen, mit eigener Hand die heiligen Zeichen des chriſtlichen Glaubens zerſchlagen und ſprechen werde: „Es iſt kein Gott als Allah, und Muhammed iſt ſein Prophet!“ — Das Kreuz verſchwand von der Höhe der Kuppel, und jetzt erhebt ſich dort ein coloſſaler, funfzig Ellen im Durchmeſſer haltender Halbmond, der dem Wanderer ſchon von Weitem über die Höhen entgegenglänzt.

Auf dem dritten der ſieben Hügel liegt die Moſchee des großen Suleiman; neben ihr ſieht man die Moſchee Bajazet des Zweiten, mit zwei Thürmen; weiter rechts die von Muhammed dem Zweiten, auf dem Platze, wo das chriſtliche Byzanz einen ſeiner ſchönſten Tempel, die Kirche der heiligen Apoſtel, erbaut hatte. Links von der Aja Sophia zeigt ſich die Moſchee des Sultan Achmet; ſie iſt eines der prächtigſten Gebäude Stambuls und hat ſechs Minarets. Ueber ſie alle hinaus ragt der Thurm der Feuerwache, der Thurm des Seraskiers.

So liegt Konſtantinopel links vor uns und ſeine Häuſerreihen ſteigen bis zu den Ufern des großen Hafens, des goldenen Horns, hinab, das wir

mit allen ſeinen Schönheiten gerade vor uns haben. Man verfolgt ſeinen Lauf von der breiten Einmündung ins Meer von Marmara bis Ejub, wo es ſich allmählich zwiſchen den Wieſen zu verlieren ſcheint. Auf ſeinem Waſſer von der ſchönſten grünen Farbe ruhen die Schiffe aller Nationen neben einander. Das alte, ſonderbar gebaute Fahrzeug der ſyriſchen Küſtenfahrer, deſſen hoher, ſpitzer Schnabel an die Bauart der Schiffe im Alterthum erinnert, liegt mit ſeinem ſchmutzigen Anſtrich neben der zierlich ausgerüſteten Yacht des Briten. Da ankert ſchwerfällig ein türkiſches Kriegsſchiff, ein zerſchoſſener Invalide, neben einer leichten, franzöſiſchen Brigg, die auf und unter dem Verdeck blank und ſauber geputzt iſt, mit den hohen Maſten hin und her wiegt und ungeduldig an den Ankerketten zu zerren ſcheint. Langſam bewegt ſich dort eines jener plump zuſammengezimmerten Gerüſte, die einem Floſſe gleich auf ſchweren Balken ruhen und dazu dienen, den Hafen, beſonders die Landungsplätze, für die kleineren Böte vom Schmutze zu reinigen. Neben ihm ſtellt ſoeben ein Dampfſchiff ſeinen munteren Lauf ein, hißt eine Flagge auf, und der Waſſerdampf, der laut ſchreiend dem geöffneten Ventil entfährt, zieht die Aufmerkſamkeit der Osmanlis auf ſich, die, faul in ihren Kähnen liegend, dem Meerwunder zuſehen. Zwiſchen dieſen größeren Fahrzeugen ſchießen die Kaiks pfeilgeſchwind auf dem Waſſer des Hafens hin und her, ja ſie wagen ſich über den Bosporus nach dem aſiatiſchen Ufer. Dieſe Böte ſind gewöhnlich 18—20 Fuß lang, aber kaum 3 Fuß breit, und da ſie, wie alle Seefahrzeuge, auf dem Kiel gebaut ſind, ſehr zum Umſchlagen geneigt, wozu die äußerſt dünnen Wände das Ihrige beitragen.

Das reizende Bild des Hafens, der ſich zwiſchen Konſtantinopel und den auf dem andern Ufer liegenden Vorſtädten wie ein klarer Strom hinzieht, wird durch die Menge dieſer kleinen Fahrzeuge ſehr belebt. Einen äußerſt komiſchen Anblick gewährt ein ſolcher Kaik mit einer Menſchenladung, von der man nur die Köpfe über den Bord emporragen ſieht. Hin und wieder arbeitet ſich auch die Schaluppe eines Kriegsſchiffes unbehilflicher, doch nicht minder anziehend, zwiſchen den Kaiks hindurch.

Der prächtige Hafen iſt ungefähr in der Mitte ſeiner Länge durch die neue, ſchöne Brücke geſperrt, welche Achmet im Jahre 1835 bauen ließ. Sie iſt 637 Schritt lang, 25 breit, wird durch einen Wald der ſchönſten und längſten Maſtbäume, die aufrecht ſtehend eingeſenkt ſind, getragen, und führt von Konſtantinopel nach dem anderen Ufer des Hafens, wo ſich die Vorſtädte Pera, Galata und Top-Chana erheben. — Ganz zur Rechten iſt das Bild begrenzt von der alten Veſte Rumili Hiſſiari, deren Wälle und Thürme keck am Geſtade des Bosporus hinaufklettern und mit ihrem grauen Gemäuer eine dunkle Einfaſſung des glänzenden Panoramas bilden. Links iſt der Rahmen zerfließender und großartiger; faſt zu den Füßen des neuen Serails beginnt dort das Meer von Marmara, deſſen blaue Fluthen in der Ferne mit der Bläue des Himmels verſchwimmen.

Doch nachdem wir das Aeußere Konſtantinopels betrachtet haben, iſt es Zeit, die Stadt ſelbſt zu betreten. — Faſt alle Gaſſen Stambuls — Straßen darf man ſie kaum nennen — ſind ſehr eng und zu beiden Seiten mit hohen Häuſern eingefaßt; die meiſten eigentlich nur mit Mauern, da nach türkiſcher Sitte das Wohnhaus die Straße mit der Kehrſeite berührt, die nur hier und da ein melancholiſch vergittertes Fenſter zeigt. Obgleich die meiſten dieſer Gaſſen ehemals mit Steinen gepflaſtert waren, ſo ſind dieſelben durch den ſtarken Verkehr in der Mitte ganz zuſammengetreten und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der ſich faſt durch die ganze Stadt

zieht. — Die meiſten Straßen Konſtantinopels werden ſehr oft nach den darin hauſenden Handwerkern benannt. Da giebt es eine Gaſſe der Schuſter, der Kammmacher, der Steinſchneider, der Matten- ſowie der Schachtelmacher, der Paſtetenbäcker, der Unterkleidermacher u. ſ. w. Andere Gaſſen führen ihre Namen von Paläſten, eigenthümlichen Gebäuden, Thoren und Thürmen. Wir ſtoßen darin auf eine Gaſſe des Mehlmagazins, des weißen Palaſtes, des ſüßen Brunnens, des Kanonenthors, ſogar auf eine des verſchloſſenen Backofens, ferner auf die Gaſſe Ali Paſcha, die des Doctorſohns. Ja in Pera hieß eine die Halsabſchneidergaſſe; neben ihr lag die Welteroberergaſſe, und in Top-Chana iſt die Straße: „Frag' nicht, geh' hinein!" Das regere Leben in den unzähligen Buden macht dieſe Straßen freilich zu den kothigſten. Uebrigens führten alle dieſe Bazars vom Hafen aus die Hügel hinan, auf deren Höhe dann die gewölbten Markthallen, die Beſeſtans, lagen.

Hier oben herrſchte eine gewiſſe Reinlichkeit und Ruhe, und das Auge konnte behaglich und langſam forſchend die großen Gewölbe durchmuſtern, die mit den koſtbarſten Stoffen und Geräthen angefüllt waren. Jeder der Beſeſtans bildet ein großes Viereck gewölbter Hallen, oben mit kleinen Kuppeln verſehen, was dem Ganzen einen eigenthümlichen Anblick giebt. Da ſind ganze Gänge voll Waffen, Shawls, edler Steine, Tücher, ſowie Reihen von Gold- und Silberarbeitern, Buchhändlern, Wechslern. Und dennoch iſt die ungeheure Pracht, welche ſonſt hier glänzte, ſehr geſchwunden, ſo großartig und blendend auch noch immer das Schauſpiel dem Europäer erſcheinen muß. In früherer Zeit lagen hier ausgebreitet: damasceniſche Säbel, tatariſche Bogen, arabiſche Lanzen, perſiſche Dolche, Türkiſe aus Niſchabur und Rubinen aus Bedaſchan, Perlen von Bahrein, Diamanten von Golkonda, Shawls von Angora, aus Perſien und Kaſchemir, indiſche Muſſeline und Kalikos, engliſche und franzöſiſche Tücher, deutſche Leinwand und ſchwediſches Eiſen, geſchnittener Sammet aus Bruſſa, Beduinenmäntel aus der Berberei; kurz alle Herrlichkeit, ſo die Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang ſchaut, fanden ſich hier zu Kauf und Verkauf ausgeſtellt.

Doch wir verlaſſen die ſtille Pracht und ſuchen die belebten Bazars wieder auf. Willig folgen wir dem drängenden Strome und weiden das Auge an dem farbigen Gewühle der Nationen und Trachten, das hier in ſtetem Wechſel auf und nieder wogt. Noch immer begegnet man dem vormals allgemein üblichen Turban, doch wird er nur von dem gemeinen Volke und den alten Türken getragen. Die große Maſſe der Soldaten, Polizeileute (Cawaſſen), der jungen Stutzer und Beamten kleidet ſich in den vom Sultan eingeführten fränkiſchen Pantalun und trägt das Fez. Der alte Türke ſchreitet dagegen mit langem Barte, weiten Faltenhoſen und dem Kaſtan vorüber. In ſeiner Hand hängt der Bernſteinperlenkranz. Die meiſten Türken niederen Standes, denen wir begegnen, tragen bis ans Knie reichende Hoſen, aus denen die nackten Unterſchenkel hervorguken, während der Fuß ſelbſt mit gelben oder rothen Schnabelſchuhen bedeckt iſt. Außer einem Jäckchen (Tſchekmen) tragen die meiſten noch einen vielfach um den Leib gewundenen Gürtel von rothem Tuche. Am Turban konnte man ſogleich den Muſelmann vom Giaur (Dſchaur, Ungläubigen) unterſcheiden, da nur jener um den rothen Fez einen weißfarbigen Bund wickeln darf. Schwarzer Turban nebſt weißen oder rothen Babuſchen verkünden allezeit den Raja oder chriſtlichen Unterthanen des Großherrn, die gelbe Farbe der Fußbekleidung den Anhänger des Propheten. Doch noch andere Trachten begegnen uns auf dem Völkermarkte zu Konſtantinopel. In dunkler, oft goldgeſtickter Tuchjacke, mit weiten unten zugebundenen Bein-

kleidern, feinen, weißen Strümpfen und Hemden, und dem seitwärts herabhängenden, mit baufchiger Quaste verfehenen Fez fchreitet der griechifche Kaufmann an uns vorüber, während der Bulgare an der niederen Pelzmütze, einem kurzen Mantel und breiten wollenen Gürtel zu erkennen ist. In den Bazars bietet er Hanf- und Wollengewebe, sowie mit seltener Meisterschaft von ihm gefertigte Kupfergeschirre feil. Jene kleinen stämmigen Männer mit den grauen Pelzmützen, die sich dort vor den Buden bewegen, um gegen Pelzwerk blanke Waffen einzutauschen, sind Tscherkessen. Auch der kräftige, markige, braune Araber in türkischer Tracht fehlt nicht, da er in Konstantinopel meist als Nachenführer und Lastträger dient, während die reicheren, meist Pferdehändler, im langen, engen, rothseidenen Gewande einherstolziren. Ihnen zunächst steht der meist dunkelfarbige Perser, an der spitzig zulaufenden Schafpelzmütze und dem weiten flatternden Kaftan kenntlich. Er brachte die kostbarsten Producte seines Landes, die feinsten Seiden- und Wollenstoffe hierher zu Markte. In diesem Völkergemisch fehlt auch der Jude nicht. Er ist bald Handelsmann, bald Dolmetscher, und oft nur an der dunkeln fezartigen Kopfbedeckung und dem carrirten Kattunkaftan zu erkennen. Neben ihm erscheint, durch scharfgeschnittene Gesichtsbildung und vorspringende Adlernase kenntlich, der schlaue, betrügerische Armenier. Er ist geborner Spekulant, mehr als jeder andere. Die reicheren sind die Schatzmeister der Pascha's, die ärmeren suchen ihren Erwerb als Arbeiter und Künstler, besonders als Gold- und Silberschmiede. Am grellsten sticht der stolze Albanese hervor. Sein Auge ist klein, die Nase scharfgeschnitten, der Hals lang, die Brust gewölbt, der Körper, wiewohl mager, doch kräftig. Seine Kleidung ist die prächtigste. Der bis an die Knie reichende Rock schimmert von vergoldeten Knöpfen und bunten Stickereien, die aufgeschlitzten Aermel flattern gleich Flügeln hinter den Schultern, dazu das rothe Fez und der Handschar mit dem mit Silber oder Perlmutter ausgelegten Griffe. Und nun die türkischen Frauen, meist in so weite Gewänder vermummt, daß man nur die dunkeln Augen und die gebogene Nase zu erkennen vermag. Gewöhnlich gehen sie zu Zweien, fast immer von einer schwarzen Sklavin oder einem männlichen Diener begleitet. Nur die Weiber der niederen Volksclassen gehen allein, alle aber blicken mit neidischem Auge auf die Europäerinnen, die sich in ungehinderter Freiheit bewegen können.

Das Leben auf den Straßen Stambuls ist von dem unseren so abweichend, daß das Auge oft den sonderbarsten Scenen begegnet. Da sitzt in einem Straßenwinkel mit untergeschlagenen Beinen eine Schaar von Buben, indem sie, den quakenden Fröschen nicht unähnlich, wie aus einer Kehle die erste Sura (Capitel) des Korans lesen, während ein alter, graubärtiger Moslem in ihrer Mitte sein langes Pfeifenrohr auf den Köpfen der falschlesenden ABC-Schützen herumtanzen läßt. Gleich daneben ist eine Barbierstube, nach der Straßenseite offen, so daß man sehen kann, wie den alten Moslemin das Haupthaar bis auf einen Büschel abgeschoren wird. An ihm wird einst der Erzengel die Rechtgläubigen nach dem Tode über die schmale Brücke zum Berge der Seligkeit leiten. Gleich an der nächsten Straßenkreuzung sitzt unter dem Dache einer Tabaksbude ein türkischer Notar, die Papierrolle in der Hand und die metallene Federbüchse mit dem als Deckel dienenden Tintenfaß im Gürtel. Hier harrt er seiner Kunden, die zu Contracten, Briefen u. s. w. seine Hilfe in Anspruch nehmen. Jetzt raucht er indeß gemächlich sein Pfeifchen. Selbst die Derwische oder türkischen Mönche, die in allen morgenländischen Märchen und Erzählungen eine große Rolle spielen, und deren Secten sich durch die Farbe ihrer Kleidung unterscheiden,

erſcheinen im Straßengewühl. Ihre langen Kaftans flattern ohne Gürtel frei um die Hüfte und ſind bald hellbraun, bald weiß, und bei dem Orden, der für den ehrwürdigſten gilt, grün. Auf dem Kopfe haben ſie einen Hut von weißem Filz, einen Fuß hoch und in Form eines abgekürzten Kegels. — Der Anzug des niedrigſten Volkes, der Waſſer- und Laſtträger, der Tagelöhner und Obſthändler läßt ſich nicht beſchreiben, da Jeder anzieht, was ihm geſchenkt ward oder was er wohlfeil kaufte. Bei ihnen vereinigen ſich alle Trachten zu dem ſonderbarſten Bilde. Einige tragen Kaftans, die meiſten kurz abgeſchnittene, runde Jacken, die bei den Waſſerträgern von Leder ſind. Die Beinkleider, vom Gürtel bis zum Knie ſehr weit, umſchließen eng die Wade bis zum Fuß. Faſt Alle tragen den Turban von beliebiger Farbe, Viele von grünem Zeug, was dieſe als Nachkommen des Propheten bezeichnet, eine Ehre, die ihnen weiter nichts als den Titel „Emir", d. i. Herr oder Fürſt, verſchafft. Es iſt trübſelig, daß man die meiſten dieſer Fürſten gerade unter den Tagelöhnern und Bettlern findet. — —

Nach W. Hackländer.

114. Ausſicht vom Faulhorn ins Berner Oberland.

Früh 4 Uhr verließen wir das Dorf Grindelwald, um das 8261 Fuß hohe Faulhorn zu beſteigen, das, nicht weit davon entfernt, zur Linken oder nördlich liegt. Der Ritt bergan war auf eine kurze Strecke beſchwerlich und ging durch Wälder von Fichten und Buchen, unter welchen auch Eichen und Tannen vorkamen. Zuweilen öffneten ſich zwiſchen den Bäumen reiche Ausſichten ins Thal und auf die Gletſcher in der Tiefe. Wir konnten nach unſerem frühen Aufbruche eine anſehnliche Strecke zurücklegen, ehe die Sonne heiße Strahlen warf, und in etwa 2 Stunden waren wir über die letzte Sennhütte hinaus. Die Bekleidung des Bodens war mehr haideartig. Eine allmählich anſteigende Höhe folgte der anderen, und die Gegend eher wild und öde, als erhaben. Gleich unter der Sennhütte ſtürzte ein Waſſerfall über einen dunkeln Felſen, und durch ſein Geräuſch und ſeinen Anblick wurde die finſtere Einſamkeit belebt. Langſam zogen wir über ein baumloſes Moorland, das zu mehreren Anhöhen von gleicher Art führte, und kamen endlich zu einer anmuthigen Stelle im Schoße des Gebirges. Es war ein kleiner und klarer See, der ſelbſt in dieſer Höhe von Viehherden umgeben war, und den noch weit entfernten Schneegipfel des Faulhorns abſpiegelte. — Hier ließen wir unſere Pferde, da noch ein Drittheil der Höhe zu Fuße zu erſteigen war. Jener kleine See und ſeine Ufer lagen gerade den hohen Berggipfeln Wetterhorn und Schreckhorn gegenüber. Aus dem tieferen Thale kann man ihre ſo auffallenden Geſtalten nicht deutlich unterſcheiden, da die höheren Bergrücken gänzlich verdeckt ſind. Jetzt lagen ſie aber in aller Erhabenheit vor unſeren Blicken. Das Aufſteigen war ziemlich ermüdend, wenn auch nicht gefährlich; wir mußten über Schneefelder gehen, ehe wir den äußerſten, ſehr ſchmalen Gipfel erreichten.

Die Ausſicht vom Faulhorn iſt die herrlichſte in der Schweiz oder vielleicht in der Welt, und ſelbſt die Ausſicht vom Rigi, wenn man ſie ſpäter ſieht, verliert unendlich, ſobald man ſich jenes unvergleichlichen Anblicks erinnert. Ihre Haupteigenheit beſteht darin, daß man alle großen Berge dicht umher in der Geſtalt einer prachtvollen Ringbühne ſieht; ſie ſchienen ihren Zauberkreis um uns zu ziehen, und der Gipfel des Faulhorns iſt der Punkt, wo wir, wie in einem Rundgemälde, ihre kleinſten Schönheiten deutlich unter

ſcheiden konnten. Der Tag war ſchwül und nichts am Himmel warf einen Schatten auf die Geſtalten dieſer ewigen Berge. Nur eine weiße, flockige, dunſtige Wolke verweilte einige Augenblicke auf ihren Gipfeln oder Abhängen, wie ein ſilberner Streif, und ſchmolz dann.

Die Jungfrau zur Rechten bot den großartigſten Anblick dar. Sie hat in ihrer Geſtalt einige Aehnlichkeit mit dem Montblanc, ſteht aber nicht allein, wie dieſer, da ſie auf allen Seiten von vielen anderen Bergen umgeben iſt, die ihr nur an Schönheit nachſtehen. Sie iſt 12,827 Fuß hoch und wurde lange für unerſteiglich gehalten. Gleich Fußſchemeln liegen das felſige, abgeriſſene Schneehorn und das blendend blanke Silberhorn der majeſtätiſchen im Firneis erglänzenden Jungfrau zur Rechten. Mit dem noch weiter rechts von der Jungfrau liegenden Breithorn (11,690 Fuß) und dem Tſchingelhorn (11022 Fuß) ſchließt die näherliegende Reihe des Hauptalpenkammes. Der vor ihm lagernde erſte Hochwall mit dem Lauterbrunner Eiger, dem Gſpaltenhorn (10,565 Fuß), der Blümlisalp oder Frau (11,298 Fuß) und dem Doldenhorn (11,228 Fuß) unterbricht die eigentliche Hauptkette, während in weiter Ferne die Berner Alpen ſich in dem Doldenhorn (11,228 Fuß) und den Diablerets (11,096 Fuß) noch weiter fortſetzen.

Links von der Jungfrau erheben ſich zwei ſehr ähnliche Bruderberge, der herrliche Eiger und der Mönch (12,609 und 12,220 Fuß), deren auffallend ſcharfe Ecken kaum eine Gemſe erklettern zu können ſcheint, ſo furchtbar iſt ihr Abſturz. Die Grindelwalder Viefcherhörner (12,500 und 12,268 Fuß) füllen den Raum zwiſchen Eiger und Mönch und dem furchtbaren Schreckhorn (12,570 Fuß), ein Name, der ſowohl wegen der Geſtalt des Berges, als wegen der Stürme, die um ſeinen Gipfel heulen, bedeutſam iſt. Dieſer Gipfel iſt in zwei Spitzen getheilt, und die ſteilen Rücken, von welchen ſie ſich erheben, beſtehen aus gezackten Felſen. Aus weiter Ferne ſieht man den furchtbaren und ſeltſam geſtalteten Gipfel des Schreckhorns wie ein warnendes Zeichen. Alle Verſuche, den Berg zu erſteigen, waren vergeblich, und faſt ungeſtört wohnten die Gemſen zahlreich in ſeinen gefährlichen Einöden, bis am 16. Aug. 1861 das große Schreckhorn erſtiegen wurde, nachdem daſſelbe 19 Jahre früher mit der nur 140 Fuß niedrigeren Südſpitze geſchehen war. Das erhabene Wetterhorn mit ſeiner 11,412 Fuß hohen Stirne, das links vom Schreckhorn emporragt, weicht ſchwerlich einem anderen Berge an Großartigkeit, und iſt ein beliebter Aufenthalt der Gemſe. Seine Vorderſeite iſt eine breite, ſenkrecht aufſteigende Wand, über welche, aber ein wenig zurücktretend, der ſtolze Gipfel ſich erhebt. Unter allen Bergen zog unſere erfreuten Blicke keiner durch ſeine überaus ſchlanke und ſchöne Geſtalt mehr an, als das Finſteraarhorn, das wie eine Nadel alle anderen Höhen überragend, emporſteigt und ſeinen Gipfel in die Wolken hebt. Kein rauher oder dunkler Fleck iſt auf ſeinen glatten, in Schnee gehüllten Seiten ſichtbar, und ein ſolcher Obelisk, der nicht in gleicher Linie mit den übrigen Bergen, ſondern hinter ihnen zu der ungeheuren Höhe von 13230 Fuß emporſteigt, macht die ſonderbarſte und ſchönſte Wirkung, die man ſich denken kann. Er gleicht einem himmliſchen Gefährten oder Wächter der umliegenden mächtigeren und ausgedehnteren Gebirgsſtöcke, ſo geiſterhaft und ſchreckend iſt ſein Anblick. — Die Sonne warf aus unbewölktem Himmel einen Blick auf dieſes glänzende Schauſpiel. Die Gletſcher und Gipfel der Jungfrau und der übrigen Berge und die Nadel des Finſteraarhorns ſchimmerten in blendendweißem Glanze. Das Finſteraarhorn, obgleich dem Anſcheine nach ganz unerſteiglich, iſt dennoch wiederholt ſeit 1829 erſtiegen worden.

Zur Rechten und Linken dieſes Gebirgsringes erhoben ſich viele anſehnliche und bekannte Berge, die nur denjenigen nachſtanden, die gleichſam wie Herrſcher im Mittelfelde der Landſchaft thronten. Lange blickten wir von dem ſchmalen Gipfel des Faulhorns auf die Landſchaft, die auch ihre freundlichen Ruhepunkte darbot; denn gerade unter uns, auf der anderen Seite des Berges, nach Norden hin, ſahen wir den ſtillen Brienzer-See, das Thal von Interlaken, den Lauf der Aar, die der unvergleichliche, zum Theil von ſchroffen Gebirgswänden umgebene Thuner-See aufnimmt. Ein wildes wüſtes Anſehen hatten die niedrigen und nackten Berge rings am Geſtade des Brienzer-Sees und die weiter ſich ausdehnende Gegend. Sie glichen einem Lande, aus anderen Stoffen gebildet, als die herrlichen, in die Wolken ſteigenden Berge, mit ihren Einöden von makelloſem Schnee, die nie des Menſchen Fuß betrat und ſelbſt des Adlers Fittig kaum zu erfliegen wagt. So zahlreich ſie auch waren, ſie zeigten doch in Geſtalt und Eigenheit jene entſchiedene Mannichfaltigkeit, die immer die ſchweizeriſchen Landſchaften auszeichnet.

Gern wären wir wochenlang in dem Wirthshauſe auf dem Faulhorn geblieben. Ein Alpenglühen, ein feuriger Sonnenuntergang, eine klare Vollmondnacht mit dem Myriadenheere des nördlichen Sternenhimmels, und endlich ein (freilich ſeltener) ganz nebelfreier Sonnenaufgang ſind hier oben Momente, die ſich wohl erleben, nicht aber beſchreiben laſſen. Nur mit Mühe konnten wir uns von einem Anblicke trennen, der von der Art war, daß wir nicht hoffen durften, je ein ähnliches Schauſpiel zu ſehen.

Nach Carne.

115. Die Gletſcher.

Die Gletſcher, in Tyrol Ferner oder Kees genannt, entſtehen nur in gewiſſen Zonen der Erde und unter gewiſſen Verhältniſſen des Klimas, der Abdachung und des Bodens. Nur die gemäßigte und kalte Zone iſt die Heimath der Gletſcher, nur in einem mehr feuchten als trocknen Klima können ſich Gletſcher bilden; der gewöhnliche Alpenkalk iſt ihrer Ausbildung nicht günſtig, ebenſo wenig die ſüdliche Abdachung. Wenn daher auch in der heißen Zone Berge weit in die Schneeregion hineinragen, ſo erreichen ſie dieſelbe erſt in einer ſolchen Höhe, daß die Luft ſchon zu trocken iſt, um die Schneekörner in eine feſte Maſſe zu verwandeln, und ſie als ſolche in die Tiefe hinabzuſchieben.

In den hohen Eisgebirgen der Alpen beſteht faſt aller Niederſchlag der Atmoſphäre aus Schnee, bald in Schneeflocken, bald in Gruppen, bald in Duft, und durch die Anhäufung dieſer Niederſchläge in den höheren trockenen Räumen hüllen ſich die Hochgipfel in ein dickes, weißes, ſchneeiges Gewand. Dieſe Gebilde verdichten ſich durch ihr Alter mit der Zeit, und dieſes Schneeeis, in ſeinen vielfachen Abdrücken blaßgrün erſcheinend, iſt der Firn; er erhebt ſich bis zu den höchſten Spitzen und ſteigt in ſeltſamem Geſtuf auf das Getäfel der Gletſcher hernieder. Verſchieden von dieſem iſt der eigentliche Gletſcher; ſeine Eismaſſen ſind das Pflaſter der zwiſchen Eisbergen hinanſteigenden Hochthäler. Entweder hängen die Firnmaſſen unmittelbar mit dem Gletſcher zuſammen und verſchmelzen dann auch in einander, oder ſie werden durch hohe Wände getrennt; dann entſtürzen ſie durch die neu hinzugekommenen Laſten, oder auch durch die Ausdehnung, die ſie durch die Sonnenſtrahlen erhalten, den Wänden, über denen ſie lange drohend herüberhingen; das ſind die Eislawinen, welche vom Erwachen des Tages bis zum Nachmittage niederdonnern in Geſtalt von Waſſerfällen. Zu dieſen Anhäufungen von Eisſtaub

und Gebröckel kommen im Winter und Frühjahre die Schneelähnen oder eigentlichen Schneelawinen und der ſtarke Schneefall ſelbſt.

Da die eigentlichen Gletſcher faſt nur in Thälern liegen, welche ſie oft 300 bis 400 Fuß und mehr dick ausfüllen, ſo haben ſie in ihrem Verlaufe eine verſchiedene Geſtalt. Die Alpenthäler ſteigen meiſtens ſtufenförmig abwärts und die einzelnen Abſätze oder Stufen ſind, namentlich in den höheren Gegenden, oft ſteil und groß. So weit der Gletſcher in der ebenen Thalſtrecke liegt, iſt ſeine Oberfläche ziemlich eben; wo ſich der Thalboden allmählich ſenkt, bemerkt man auch eine Unruhe auf der Oberfläche, ſie ſchlägt große flache Wogen; wo aber die Thalſtufe jäh abfällt und in der Tiefe vielleicht eine Thalenge bildet, ſo daß unter dem Abſturze ein Keſſel entſteht, zeigt der Gletſcher ſeine eigenthümlichſte und auffallendſte Geſtalt, ſeine Pracht: in unzählige Theile zerſpalten, welche von der Sonne und Luft allſeitig angeſchmolzen ſind, ſtellt ſich ein Gewirr von Eisthürmen, Obelisken, Pyramiden dar, oben in den Spitzen weißlich, weiter herab grün, in grünblaue Färbung übergehend, in den tiefſten Spalten dunkelblau; gegen den Rand zu ſchmilzt das ganze Gethürm gewöhnlich wieder zu einer dichteren Maſſe zuſammen. Wenn die Thalſtufe aber ſenkrecht und zu groß iſt, ſo bricht er oben ab und ſeine Thürme entſtürzen fortwährend unter großem Donner und in Staub aufgelöſt in das tiefere Thal, und hier erzeugt ſich unter günſtigen Umſtänden der Gletſcher von Neuem. Ueber die ebene Oberfläche des Gletſchers ziehen ſich Längen- und Querſpalten, welche nach ihrem Alter bald als Riſſe, bald als weitklaffende Klüfte erſcheinen und einen prächtigen Anblick gewähren durch ihr Farbenſpiel, das ſich vom lichteſten Grünweiß bis in das ſchwärzeſte Blau zieht, bis endlich in der Tiefe ein bodenloſer, nächtlicher Schlund erſcheint.

Viele Bäche rauſchen über die Oberfläche des Gletſchers in blauen Eisrinnen. Oft verſenkt ſich ein ſolcher Bach in eine tiefere Eisſchicht und rinnt unter der ſichtbaren Oberfläche, nur dem Gehöre vernehmbar, hin; man wähnt jeden Augenblick an das Ufer eines Eisbaches zu kommen, und hört ihn dann plötzlich wieder hinter ſich. Dieſes Waſſer, Gletſchermilch genannt, iſt ſehr klar und kalt, den Durſtigen wohl ſehr labend, aber leicht Erkältung bringend. Das Waſſer, welches dem untern Ende des Gletſchers entſtrömt, in Tyrol Keeswaſſer genannt, iſt grau und trübe, beſonders des Nachmittags, wird jedoch von den Umwohnern dem Quellwaſſer vorgezogen.

Endlich bringt der Schutt und das Geröll an und auf dem Gletſcher manche ſeltſame Erſcheinungen hervor. Durch die Lawinen werden den Gletſchern auch Schuttmaſſen zugeführt, und da die Gletſcher auch aus ihren Eisbergen zwiſchen grünen und ſchneeloſen Seitenwänden herausrücken, ſo führen daſelbſt im Frühjahre die Grundlawinen noch mehr Schutt herab. Der Schnee aber ſchmilzt von ſolchen Trümmerhaufen bald hinweg, und ſo ſind die Gletſcher ſehr oft auf ihren beiderſeitigen Geſtaden mit einem Walle von Steintrümmern bedeckt, welche das Eis oft ſo verhüllen, daß man gar nicht mehr auf Eis zu wandern glaubt, bis ſich plötzlich mitten zwiſchen den grauen Steinhaufen eine tiefe blaue Grotte öffnet. Treffen zwei Gletſcher aus zwei Thälern, welche ſich vereinigen, zuſammen, ſo verſchmelzen ſie nach und nach zu einem großen Eisſtrome: ſowie aber zwei Ströme nach ihrer Vereinigung noch auf eine Strecke hin ſichtbar bleiben durch eine Grenzlinie, wie durch ihre Färbung, ſo bezeichnen hier noch weit hinab jene Trümmerhaufenlinien auf der Mitte des großen Gletſchers die Grenze beider Gletſcher, oder verkünden, daß der Gletſcher aus zwei Armen zu Einem zuſammengefloſſen iſt. Dieſe Trümmerhaufen heißen in der Schweiz Gufer, Guferlinien, in

den deutſchen Alpen führen ſie den allgemeinen Namen Mure, Muräne, wie alle Trümmeranhäufungen durch Bergſtürze und Fluten. Auch am unteren Ende des Gletſchers umwallet denſelben, wenn es die Umſtände erlauben, eine Mure, welche jedoch mehr auf feſtem Boden, als auf dem Gletſcher ſelbſt liegt. Dieſer Trümmerhaufe entſteht aus dem Vorrücken der Gletſcher, indem dieſe Alles, was ihnen im Wege liegt, vor ſich herſchieben, ſelbſt entgegenſtehende Felſen zertrümmern und ſie der Mure beifügen. Wird ein Gletſcher nicht durch zu mächtige Felſenſchranken aufgehalten, ſo dringt er ſchneller und weiter vor, zieht ſich aber auch eben ſo leicht zurück, d. h. er ſchmilzt, weil er ſich aus ſeinem Bereiche gewagt hat, von der zu großen Wärme zuſammen. Sein einſtiges Daſein verkündet dann nur die zurückgebliebene Mure; der Gletſcher muß ſich nun eine neue ſchaffen, die er wieder vor ſich herſchiebt; daher zeigen ſich oft ſo viele Ringwälle als der Gletſcher vorgerückt iſt, gleich den Schuttanhäufungen, welche der Wogenſchlag des Meeres, eines Sees, oder eines ausgetretenen Fluſſes hinterläßt, und die das Fallen oder Wachſen eines Fluſſes andeuten.

Unten, wo der Gletſcher aufſitzt, iſt er zellig angeſchmolzen und bildet oft große Gewölbe, wie man bei Gletſcherabbrüchen deutlich ſehen kann, oder auch bei manchen Gletſcherſpalten am Rande. In dieſen Eiskellern tropft es fortwährend. —

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Gletſcherwelt iſt das Vorrücken der Gletſcher. Der Gletſcher iſt nicht ein Eisberg, ſondern ein Eisſtrom, deſſen ſtarre, ſchwerfällige Maſſe in ſteter Bewegung begriffen iſt, fortwährend und unaufhaltſam, wenn auch langſam, den Bergabhang hinab dem Thale zu rückt. Hierbei iſt die Ortsveränderung des Gletſchers in Betreff ſeines Endes von der der einzelnen Theile zu unterſcheiden. In erſter Beziehung rückt der Fuß des Gletſchers bald vor, bald zurück, bald bleibt er an derſelben Stelle ſtehen, je nachdem die Reihenfolge der Sommer mehr feucht und kühl, als trocken und heiß iſt. Beim Aargletſcher beträgt dieſes Vorrücken ſeit mehreren Jahren 8 Meter jährlich und die Paſterze am Großglockner hat ſich ſeit dem letzten Jahrhundert beträchlich vergrößert. Doch auch die geſammte Eismaſſe iſt in Bewegung, was durch vielfache Beobachtungen unumſtößlich bewieſen iſt. Die Leiter, welche 1788 der berühmte Naturforſcher Sauſſure auf dem Montblanc bei einer Beſteigung benutzte und beim Herabſteigen auf dem Lechaud-Gletſcher zurückließ, fand man nach 44 Jahren, 1832, 12,000 Fuß tiefer, zertrümmert, aber in ihren Bruchſtücken kenntlich, wieder. Ebenſo rückte die Hütte, welche der Naturforſcher Hugi auf dem Unteraar-Gletſcher zur Beobachtung errichtet hatte, von 1827—1836 um 4384 Fuß abwärts.

In früheren Zeiten erklärte man dieſe Fortbewegung durch die Abhängigkeit und Steilheit der Thäler, was wohl hier und da mit einwirken kann, allein die Alpenthäler ſind nicht ſowohl ſteil abhängig, ſondern wechſeln zwiſchen Stufen und Ebenen, und der Gletſcher rückt in der Ebene oft ſchneller vor als an Abhängen, wo er abbricht und als Lawine in die tiefere Thalſtufe ſtürzt. Nach einer anderen Erklärung dehnt ſich der Gletſcher durch ſeine Spalten aus, welche im Winter mit Schnee ausgefüllt werden, den Gletſcher wieder zu einer Maſſe vereinigen, worauf die nächſtjährigen Spaltenwürfe den Gletſcher wieder ausdehnen. Allein die meiſten Spalten ſchließen ſich den Winter wieder, und wenn auch Schnee hineinkommen ſollte, ſo iſt doch dieſer viel zu locker, um die Spalten wieder mit feſter Eismaſſe zu erfüllen; außerdem bildet der Schnee gewöhnlich ſogleich Brücken über die

Spalten, weshalb es gefährlich ist, nach einem Schneefalle über einen Gletscher zu wandern, weil der Schnee die Spalten nicht ausgefüllt, sondern nur leicht überwölbt hat. Am wahrscheinlichsten aber ist das Vorrücken den Eiskrystallen zuzuschreiben, welche in hohen Firnregionen aus graupelartigen Körnern bestehen, in tieferen Gegenden immer mehr in die Gestalt der Hagelkörner von zunehmender Größe nach der Tiefe übergehen. Durch die Vergrößerung der Körner vermöge ihrer größern Aufnahme der Feuchtigkeit, welche durch das fortwährende Schmelzen einsickert, wird eben so, wie sich das frierende Wasser ausdehnt, auch der ganze Eiskörper des Gletschers ausgedehnt.

Während es in den höchsten Regionen der Alpen in groben Winterflocken schneit oder duftet, graupelt es in den niederen und hagelt es bisweilen in den untersten; im Winter schneit oder duftet, im Frühjahr und Herbst graupelt und im Sommer hagelt es. Auf den höchsten Gipfeln liegt Schnee, welcher durch sein Alter etwas körnig geworden ist; weiter hinab besteht der Firn aus Graupelkörnern, der eigentliche Gletscher aber aus kleinen, nach der Tiefe zu groben Hagelkörnern, welche aber fest ineinander gefügt sind.

A. Schaubach.

116. Die Lawinen.

Zu den höchst malerischen Erscheinungen der Alpenlandschaft gehören die Lawinen, diese ungeheueren donnernden Schneeströme, deren Majestät ebenso groß ist als die Furchtbarkeit ihrer Gewalt. Sie kehren periodisch wieder, haben ihre bestimmten Züge und Gänge, ihre Lagerfelder, wo die bewegten Massen zur Ruhe kommen. Ein großer Theil der Alpen bedient sich dieser Kanäle, um sich stellenweise ungeheuerer Schneegebiete zu entledigen, und zwar mit einer Regelmäßigkeit, die sich nach Wochen, ja nach Tagen berechnen läßt; genaue Beobachter können oft die Stunde bezeichnen, wo die Lawine kommen wird. Die Formen dieser Schneestürze sind mannichfach; bald treten sie bloß als kleine Schlipfe auf, in denen die Schneeanhäufungen eines gewissen Felsengebietes durch gröbere Bergfurchen abgehen, oder es sind zusammengebrochene Windschilde oder Windbreter — die durch einen anhaltenden Windstrich bei starkem Schneefall an einer Felsenzinne aufgethürmten Massen — die ohne ordentliche Grundlage durch das eigene Gewicht zusammenbrechen und überall niederstürzen können, je nachdem gerade eine Windrichtung ihren Ansatz veranlaßt hatte. Gewöhnlich sind sie nicht gefährlich und gehen nicht weit; doch riß ein solches Windbret auf dem Bernhardin die Postschlitten mit 13 Personen in den Abgrund. Die Entstehung der Lawinen ist durch den Aufbau und die Böschung der Gebirge, durch die angehäuften Schneemassen, durch die Temperatur und eine Menge kleiner Veranlassungen bedingt.

Schroffer Terrassenbau, steile Felswände, oder starkgeneigte Böschung verhindern große Schneeablagerungen und Lawinenbildung; eine Neigung des Gebirges von 30—35° dagegen, in der sich eine lange Wasserfurche findet, nach welcher größere Halden sich sanft abdachen, begünstigt fast überall periodische Lawinen. Doch sind hier die Grundlawinen stetiger als die Staublawinen. Diese sind gefährlicher und gewaltiger, unregelmäßiger. Sie treten nur im Winter und ersten Vorfrühling auf und entstehen, wenn auf eine feste, harte Schneedecke große Lasten neuen körnigen, losen Schnees fallen. Dieser hat keinen Halt auf jenem, wenn die Abhänge etwas steil sind; das Einstürzen eines kleinen Schneegesimses in der Höhe, der Tritt einer Gemse, eines Hasen, ja das Schneebällchen, das von einem Strauche fällt und fort-

rollt, oder irgend eine Lufterſchütterung bringt dies ganze neue obere Schneefeld in Gang; es rutſcht erſt langſam in einem Stücke fort, reißt dann die tieferen Maſſen mit, überwallt, ſtiebt auf, theilt ſich; das Dröhnen der Maſſe durch die klare Luft und der entſtehende Windzug führt von allen Seitenhalden neue Stürze herbei; mit raſender Eile, immer furchtbarerer Wucht und dröhnendem Gepolter ſtürzt der Hauptſtrom der Tiefe zu, hat ſchon die Holzregion als breite, hochgethürmte Sturmfluth erreicht, reißt Steine, Büſche mit ſich und bricht bebend und krachend in den Wald. Du ſiehſt nichts als donnernde und ſprühende Nebel; unendliche Schneeſtaubwolken verhüllen den Gang des Stromes, deſſen ganze Bahn raucht; aber die Bäume krachen, das Felsgeſtell bebt, die Zinnen hallen im Donner des Sturzes lange bange Minuten nach, — noch ein Schlag und zitterndes, knirſchendes, dumpfes, unausſprechliches Gepolter, — — — dann iſt es ſtille. Ein ſchneidender Luftzug hat den ſtolzen Gang der Lawine begleitet; du ſchauſt ihr nach; geradeaus, über zwei Stunden lang, Hunderte von Schritten breit iſt ihr friſches Kanalbett, durch Alpenweiden, Wälder, Wieſen bis an den Bach tief unten im Thal; noch rollen einzelne Balken und rutſchen kleine Stürze nach, noch ſchwankt der durchbrochene Hochwald im Winde der Verheererin. Vom Thale aus geſehen iſt der Lawinenſturz maleriſcher; doch entdeckt man ſelten die Anfänge. Der ſich ausbreitende, mit Rieſenkräften wachſende, waſſerfallgleich über die Felswände ſtürzende, hochaufrauchende Strom, wie er ſich oft theilt und wieder vereinigt, die Seitenarme aufnimmt, ein wallendes, fluthendes, glänzendes Meer in pfeilſchnellem Schuſſe mit allen weitreichenden Seitenwirkungen gewährt ein unausſprechlich großartiges Bild. Wenige Minuten und die Tochter der Hochalp liegt nach einem ſchauerlichen Tanze friedlich und bewegungslos in der Thalwanne. 4—5000 Fuß hat ſie in ſiegreichem Donnergange zurückgelegt und ihre Glieder majeſtätiſch in die fliegenden weißen Gewänder gehüllt, um bald im Schooße des Thalbettes mit aufgelöſten Gliedern zu ruhen.

Der Bewohner der Ebene macht ſich ſelten einen richtigen Begriff von den wunderbaren Sturmbewegungen, von denen eine ſolche Staublawine begleitet iſt. Der Luftzug ſtrömt ſtoß- und ſchußweiſe rechts und links etliche hundert Schritte weit neben dem Lawinenzug, ſchießt aber in ſeiner ganzen Breite unten über die liegen bleibende Schneemaſſe hinaus, prallt oft an der gegenüberliegenden Bergwand an und verliert ſich in der Weite des Thales, wo er noch auf eine halbe Stunde weit die Fenſter und Thüren der Wohnungen erſchüttert und die Kamine von den Dächern hebt. In den Wäldern reißt dieſer Sturm auf beiden Seiten oft 1000—2000 der ſtärkſten, älteſten Bäume nieder, hebt Menſchen und Thiere auf und ſchleudert ſie in die Tiefe, zerbricht im Thale noch weit vom Lagerplatz des Schneeſturzes die gewaltigſten Nuß- und Aepfelbäume und Ahorne, wirft ſchwere Frachtwagen auf die Seite und reißt ganze Ställe zuſammen. Doch iſt dieſe Luftſtrömung ziemlich enge abgegrenzt, und außerhalb ihrer ſcharfgezogenen Grenzlinie ſchwankt kein Baumaſt. Wunderbare Schickſale zeichnen ſolche Lawinen in das eintönige Leben der Bergbewohner: bald verhüllen ſie ganze Weiler in nächtlicher Stunde; die Leute ſind in haushohen Schneemaſſen begraben und erſtickt, ehe ſie recht erwachen; manchmal reißen ſie die Häuschen wie Kartenblätter wirbelnd in die Höhe und die Bewohner werden mit heiler Haut abſeits in den Schnee geſchleudert. Heuſchuppen ſind 500 Schritte weit durch die Luft über Bäche getragen und unverſehrt mit dem ganzen Heuſtock auf der anderen Thalſeite abgeſetzt worden. Von Verſchüttungen und wunderbaren Rettungen der Menſchen finden ſich in

allen höheren Thälern ältere und jüngere Ueberlieferungen. Begreiflich ſind die Thiere, die in der Nähe des Lawinen- oder Luftſtromes geblieben, auch Spielbälle deſſelben. Kleine Vögelchen und große Raben werden hoch durch die Luft geſchleudert; ſeltener reißt der Schneeſturz eine Gemſe mit. Man ſagt dieſen klugen Thieren nach, ſie vermeiden zur Zeit der Lawinenbrüche ſorgſam die gefährlichen Gegenden; doch kommen im Frühling hin und wieder auch Gemſengerippe im Lawinenſchnee zum Vorſchein. Mehr als die Witterung der Lawinengefahr mag ſie aber ihr ſteter Trieb, die Sonnenſeite des Gebirges zu meiden, vor dem Tode ſchützen. Mit dem Winde verbreitet ſich auch eine große Maſſe des zu Staub aufgelöſten Schnees mit wunderbar durchdringender Kraft nach der Tiefe. Solcher Staublawinenſchnee dringt durch die feinſten Ritzen maſſenweiſe in die Häuſer und ſetzt ſich in die wollenen Kleider ſo feſt, daß er durchaus nicht ausgebürſtet werden kann.

Die Grundlawinen entſtehen ſpäter als die eben bezeichneten, im Frühling bis in den Vorſommer hinein; die größeren gehen ziemlich regelmäßig an öſtlichen Gebirgshängen zwiſchen 10 und 12 Uhr Mittags, an ſüdlichen zwiſchen 12 und 2 Uhr, an weſtlichen zwiſchen 3 und 6 Uhr Nachmittags, und an nördlichen bis tief in den Abend hinein zu Thal. Der Fön in den Höhen oder anhaltende Sonnenwärme löſt große Schneefelder von vielen tauſend Quadratfuß auf, unterfrißt ſie theilweiſe, zieht Waſſerrinnen durch ſie und erweicht ihre Unterlage ſo, daß bei geringer Veranlaſſung oft ganze Strecken gleichzeitig ins Rutſchen kommen. Die tieferen Schneefelder hängen ſich an, löſen ſich leicht vom erweichten, ſchwellenden Boden; alles ballt ſich zuſammen, reißt überall neue Schneefelder mit, nimmt Erde, Schutt, Steine, Blöcke fort und donnert ebenfalls ſtromartig, aber in feſteren Maſſen, über die Felswände oder durch die gewöhnlichen Furchen und Lawinenzüge in die Tiefe. Dieſe Gebilde ſtieben nicht ſo reichlich in die Luft auf wie die trockenen Staublawinen, deren Millionen Staubperlen die Atmoſphäre leuchtend erfüllen, verurſachen darum auch keinen bedeutenden Luftdruck und ſchaden nur durch ihre eigene Bahn, indem ſie auf derſelben eine Maſſe von Erde aufwühlen, oft auch, doch ſeltener als die Staublawinen, verheerende Bahnen durch die Hochwälder brechen. Sie führen immer viele Eismaſſen mit und ſehen ſchmutztrübe aus. In der Regel gleichen ſie weniger einem koloſſalen Schneeballe, als einer haushohen Schneewand. Oft bleiben ſie in einem Bachbette ſtecken. Der Bach thaut auf, bildet einen kleinen See, bis er ſich durch die 50—80 Fuß breite Schneemauer durchgefreſſen, und ſtürzt ſich überſchwemmend in's Thal; iſt die Witterung kalt, oder liegt der Thalgrund hoch und ſchattig, ſo bleibt nicht ſelten die durchgefreſſene Schneemaſſe als brückenartiges Gewölbe, das gefahrlos überſchritten wird, das ganze Jahr durch über dem Bache ſtehen und ſtürzt gelegentlich im nächſten Frühjahre zuſammen. Von der Feſtigkeit des im Thale unten anlangenden Lawinenſchnees hat man oft merkwürdige Beweiſe erhalten. Die Maſſe iſt ſo durchgeballt, gerüttelt, geknetet, daß ſie zu einem eiſenharten Kitt wird. Ein Bergmann, der auf dem Splügen von einer Lawine in's Thal geworfen wurde, aber unverſehrt blieb, vermochte es mit aller Gewalt nicht, ſeinen im Lawinenſchnee zur Hälfte ſtecken gebliebenen Mantel aus dieſer Kittmaſſe herauszureißen. Das außerordentlich langſame Schmelzen der Lawinentrümmer wird unter ſolchen Verhältniſſen leicht begreiflich. Weniger begreiflich iſt die andere Erſcheinung, daß die in ſolchem Schnee Begrabenen in ihrer Tiefe jedes Wort, das von den ſie Aufſuchenden geſprochen wird, deutlich vernehmen, während ihr angeſtrengteſtes Rufen auch nicht einmal durch eine etliche Fuß dicke Hülle zu dringen vermag.

Neben dieſen großen Lawinen bilden ſich vom Januar bis April in allen Alpen zahlloſe kleinere, meiſt Staublawinchen aus loſem Schneegeſtiebe. Sie hängen wie Schleier an den Felſenwänden, ſammeln ſich auf einem Grasbande wieder und ſtürzen ſich noch über eine Galerie hinunter, wo ſie gewöhnlich ein eigener Trichter oder Keſſel aufnimmt. Es giebt einzelne Bergfurchen, in denen den ganzen Frühling durch ſolche Lawinen fließen. An der Jungfrau, am Uri-Rothſtock, am Wiggis und Glärniſch, überhaupt an allen ſteileren Bergpyramiden, die aus tiefen Thalſchluchten aufſteigen, ſieht man ſolche verjüngte Lawinen, die bloß 1000—2000 Fuß tief fallen, gleichſam nur von einer Etage des Gebäudes zur andern. Wir haben ſchon gleichzeitig am gleichen Bergſtock ein halbes Dutzend ſolcher donnernder Kaskaden gezählt; in einer einzigen Stunde eines warmen Frühlingstages kann man, unter günſtigen Verhältniſſen, 12—16 Fälle beobachten, von denen jeder ſeine eigenthümliche Geſtalt und Schönheit hat. Dann donnern in der That die Höhen unaufhörlich; die Schleier wallen von allen Seiten über die Felsterraſſen und ſcheinen in den Lüften zu verſchwinden, wenn ihr Trichter, wie gewöhnlich, durch einen vorderen Bergaufſatz verhüllt iſt. Es iſt dies ſo eine eigene Art, wie der Frühling in den Alpen ſich einzuläuten pflegt, ein ſo heimathliches, fröhliches Naturſpiel, daß die Kinder des Thales in der Fremde ſich gar nicht daran gewöhnen wollen, einen Frühling ohne jene rauſchenden Silberbänder kommen zu ſehen. Nichts befördert aber auch mehr die Möglichkeit einer Frühlingsvegetation in den Höhen als dieſe Art der Entfernung von zahlloſen Millionen Centnern Schnees. Müßten alle dieſe Maſſen, von deren Umfang man ſich nur ſelten einen richtigen Begriff macht, langſam weggeſchmolzen werden, ſo dauerte dies wohl bis tief in den Sommer hinein, an manchem ſchattigen Gelände ginge der Schnee gar nicht ab und es würden ſich bleibende Schnee- und Gletſcheranſätze bilden und wachſen, wo nun durch die Gunſt der Lawinen der Wildheuer ſeine duftigen Heubürden ſammelt.

In der That ſind wir geneigt, die Lawinen für vorwiegend nutzenbringend zu halten. So groß auch in einzelnen Fällen ihre Verheerungen ſein mögen, ſo hängt von ihnen die Möglichkeit einer Vegetation in großen Gebirgstheilen ganz ab. Die kleinen Lawinen, alſo die zahlreichſten, ſind in der Regel unſchädlich, und von den größeren wirkt nur ein geringer Theil, beſonders die, welche neue Bahnen einſchlagen, nachhaltig verheerend. Freilich ſind die Schutzmittel der Bergbewohner auch gar unzulänglich, namentlich die altbeſtandenen, morſchen Bannwälder, die oft ganz neben einem neueingeſchlagenen Lawinenzuge außen ſtehen und allgemein im Abgange ſind, da man ſie nicht forſtwirthſchaftlich verjüngt und ergänzt. In Wallis herrſcht in einigen höheren Thälern die Sitte, die Lawinen feſt zu nageln, indem die Leute im Vorfrühling zu den bekannten Lawinenbruchſtellen, an die Quellen der Schneeſtröme, hinaufſteigen und dort auf der ganzen geneigten Fläche eine Anzahl Pflöcke in den Boden treiben, damit bei der Schneeſchmelze nicht das ganze Lager in Gang gerathe. So furchtbar und unaufhaltſam der entwickelte Sturz iſt, mit ſo kleinen Gegenmitteln kann doch ſein Beginnen verhindert werden. Hat man ja ſchon bemerkt, daß periodiſche Lawinen ausgeblieben ſind, wenn die Wildheuer im vorangehenden Sommer verhindert waren, gewiſſe Grasgeſimſe abzuſcheeren, worauf die langen dürren Grashalme in den Schnee feſtfroren und dieſen zurückhielten, daß er nicht in die Tiefe ſtürzte und dort den Gang einer Lawine anregte! In mehreren ſehr ausgeſetzten Thälern der rhätiſchen Alpen ſchützen die Einwohner ihre Häuſer durch zwei giebelhohe Erd- und Steinwälle, die in einem ſpitzen Winkel gegen die Lawinenſeite zuſammentreffen, ſogenannte

Spaltecken, welche den Schneeſtrom zertheilen, daß er zu beiden Seiten der Wohnung unſchädlich abfließt. Oft hüpfen aber die Staublawinen auch über den Wall und das Dach weg. Auf ſolche Weiſe iſt in Davos die Frauenkirche geſchützt und viele Häuſer im Mayen-, Bedrettothale und anderwärts. Einzelne Ställe werden auch blos mit einer Schneemauer verwahrt, die durch Waſſergüſſe vergletſchert wird und wohl aushält, bis die Zeit der Gefahr vorüber iſt, während die neueren Bergſtraßen an lawinengefährlichen Stellen durch Galerien geſchützt werden, oder durch auf Pfeilern ruhende Dächer, die in gleicher Flucht mit der Gangbettſohle der Lawine liegen. Zu den berüchtigtſten durch Lawinen gefährdeten Stellen gehören die Schöllenen, das Tremolathal, die Züga bei Davos, der Platiſerpaß bei Dazio grande und andere.

Fr. v. Tſchudi.

117. Der Kanton Appenzell und eine Landsgemeinde zu Trogen.

Willſt du eine Schweiz im Kleinen, auf nur einige Quadratmeilen zuſammengedrängt ſehen, ſo folge mir in das „Appenzeller Ländli“. Es iſt ein Schmuckkäſtchen der Alpenwelt und des Alpenlebens. Wie in wenig anderen Gegenden der Schweiz haſt du hier Gelegenheit, den Charakter und die Schönheiten einer Gebirgslandſchaft in all' ihrer Mannichfaltigkeit kennen zu lernen. Da betrittſt du auf nur ſtundenlangen Strecken die Regionen jenes ewigen Schnees, der im Berner Oberlande und im wilden Wallis gleich einem erſtarrten Meere Tagereiſen weit die Flächen bedeckt, da findeſt du wie in einem Spiegel alle jene wundervollen Reize der Felſenthäler und Gebirgsſeen, die bläulichen Fernſichten und den wildromantiſchen Einblick in die Geheimniſſe der Firnwelt, welche auf dem Faulhorn, der Wengernalp und dem Rigi-Kulm zur ſtummen Anbetung das Herz und zum Nimmerſatt-Sehen das Auge feſſeln. Da giebt der ſchöne Bodenſee mit ſeinen grünen Ufern und zahlreichen Ortſchaften einen Vorgeſchmack von den Freuden des Genferſees; die ſtarren eisbedeckten Zinken der Felſenhörner Tyrols und Rhätiens erzählen mit beredtem Munde von der Pracht des Montblancs, und die grünen Wieſenteppiche mit ihrer Unzahl kleiner ſilbergrauer Häuschen rufen uns zu: „Das iſt Schweizerboden!“ Und alle dieſe Einzelnheiten, in denen die Grundzüge der ſchweizeriſchen Natur ſo treu ſich abgeſpiegelt finden, liegen auf einem Flächenraume von nur wenigen Quadratmeilen. Ja, und wie die Natur, ſo auch die Menſchen. Appenzell iſt einer der originellſten Kantone der ganzen Eidgenoſſenſchaft. Das Gepräge des Altſchweizerthums hat ſich in ihm am treueſten erhalten, die intereſſanteſten Gegenſätze im Volk und ſeinem Weſen ſind in ihm vollſtändig und ſcharf abgeprägt erhalten. Die confeſſionelle Verſchiedenheit trennt den Kanton in das proteſtantiſche Außer-Rhoden und in das katholiſche Inner-Rhoden; jenes iſt ein reiches Fabrik-, dieſes ein armes Hirtenland. Dort herrſcht faſt in allen Räumen des Hauſes das gewerblichſte, emſigſte Treiben, hier weidet der Senner in ſtiller Beſchaulichkeit ſein Vieh am grünen Alpenhang. Der proteſtantiſche Außer-Rhoder iſt freiſinnig, raſch, reinlich, dem Handel und Manufacturweſen obliegend, der katholiſche Inner-Rhoder dagegen am Alten feſthaltend, bequem und minder begütert, faſt ausſchließlich Hirt, doch ein Mann voll Mark. Beide aber ſind lebensluſtig, ſangesfroh, witzig, neugierig und unter allen Bewohnern der deutſchen Schweiz das munterſte Völklein. Geh' auf die ſchweizeriſchen Freiſchießen, der Kernwitz des Appenzellers ſchlägt durch und trifft das Rechte, wie ſeine mit ſicherer Hand und feſtem Auge abgeſchoſſene Kugel das Schwarze der Scheibe; beſuche die

großen ſchweizeriſchen Geſangfeſte, Appenzells Sänger tragen bei den Wettgeſängen ſtets einen Preis davon. Nicht nur der Hirte jodelt, wie überall, wo Matten grünen und Alpenvieh weidet, ſondern auch vierſtimmige Chöre kann man in einer Reinheit und Schönheit in den Dörfern Außer-Rhodens, wie faſt nirgends weiter in der Welt auf ländlichen Orten hören. Im Kanton Appenzell giebt es keine Kirchenorgeln, überall werden die Gemeinden durch kräftiges Vorſingen und richtiges Gehör geleitet, die Kinder aber ſchon in den Schulen Außer-Rhodens in Einübung von Schweizerliedern und Kirchengeſängen gründlich unterwieſen.

Nicht leicht giebt es einen lohnenderen Ausflug, als eine Fußpartie durch Appenzell. In drei Tagen kann ein rüſtiger Fußgänger das ganze Ländchen durchkreuzen, und ſo eine wahre Vorſchule für eine Schweizerreiſe machen. Da werden im katholiſchen Inner-Rhoden einige Klöſter, ſowie die weltberühmten Bäder und Molkentrinkanſtalten Gonten, Weißbad und Gais beſucht, in denen wir Gäſte aus allen Ländern Europa's finden, auf den Bergwanderungen aber wird in den Sennhütten eingekehrt. Die Hütte iſt roh aus Balken und Steinen gleich der ſteyeriſchen zuſammengeſetzt, ihre Fugen ſind mit Moos verſtopft. Stühle zum Niederſetzen giebt es außer dem einbeinigen Melkſtühlchen nicht; findet ſich kein Holzklotz, ſo müſſen wir auf dem Boden Platz nehmen. Vom Mai bis in den September bleibt der Senner auf ſeinen Bergeshöhen und kommt während dieſer Zeit vielleicht nicht ein einziges Mal in das Dorf herab. Nur wenn die von ihm gemachten Käſe abgeholt werden, oder wenn eins ſeiner Angehörigen ihm Brot oder Werkzeuge bringt, wird er beſucht. Seine Nahrung beſteht meiſt in Milch und magerem Käſe; wochenlang behilft er ſich oft ohne Brot. Zeigt aber der Reiſende, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten oder gar eine Weinflaſche, dann ſieht man den ſonſt ſo genügſamen Mann vor Begierde zittern, ſo ſehr verlangt ihn nach den den Gaumen reizenden, lang entbehrten Nahrungsmitteln. Gern giebt er Butter, Käſe und Milch die Fülle für den ihm überlaſſenen Antheil hin.

Das ganze Ländchen iſt reich an ſchönen Fernſichten und reizenden Bergformen; doch die weiteſte Ausſicht haben wir von dem 7700 Fuß hohen Säntis. In 6 Stunden können wir ihn erreichen. Gegen Abend brechen wir unter der Leitung eines kundigen Führers auf, ſteigen 4 Stunden rüſtig bergan und übernachten in einer Sennhütte. Geſchlafen wird wenig, das kniſternde Feuer mit dürrem Tannenholze wohl unterhalten, und mit dem erſten Tagesgrauen die Reiſe weiter fortgeſetzt, um den Gipfel noch vor Sonnenaufgang zu erreichen. Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in roſiger Pracht, immer weiter ſchreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südweſten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch in nächtliches Grau gehüllt ſind. Jetzt gelangen wir auf den Gipfel, und es iſt hohe Zeit, denn eben taucht das glänzende Taggeſtirn über die öſtlichen Berge und ſein Licht überfluthet ihre Häupter, ſo daß die Firſten ſilberhell erglänzen, das Dunkel der Tiefe verſchwindet und eine unermeßlich weite Welt nun vor unſeren Blicken ausgebreitet daliegt. Das Alpengebirge in einer Strecke von mehr als hundert Stunden liegt in ſeiner Großartigkeit vor uns. Von den ſteyerſchen, ſalzburger und tyroler Alpen gleitet das Auge über die bündtner und glarner, die Alpen von Uri bis zu den Rieſen des berner Oberlandes, dem Finſteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau. Ein Schauer überkommt uns beim Anblicke dieſer zertrümmerten Welt. Doch wir wenden uns und blicken nach Norden und Oſten. Im Vordergrunde liegen die tiefgeſchnittenen Thäler des Rheins und der Ill,

ſowie der Bodenſee, aber weiter hinaus die ſchwäbiſche Hochebene von Bayern und Würtemberg, und die Berge des Schwarzwaldes; im Weſten endlich die Jurakette mit ihren Gipfeln. Welch' reiche Ausſicht! Wie klein erſcheinen von ſolcher Warte die Städte und Dörfer; welche Mühe koſtet es, ſie nur mit dem Fernrohre aufzufinden.

Ueberreich belohnt verlaſſen wir den Säntis und Inner-Rhoden und wandern nach Außer-Rhoden, wo die in zahlloſen Häuſern dicht beiſammenwohnende Bevölkerung ſo beträchtlich iſt, daß wohl 10,000 Seelen auf die Quadratmeile kommen. Wie geſäet liegen die Häuſer an Berg und Bühel, auf Anhöhen und in Gründen, alle, ſelbſt die kleinſten, zierlich gebaut und mit ihren vielen Fenſtern im Strahle der Sonne erglänzend. Das Dach iſt nie hoch, die Thüre groß, mit meſſingener Klinke und mit Oelfarbe ſauber geſtrichen. Gleich einem Schuppenpanzer wird das ganze Haus von einem hölzernen, mattgrün angeſtrichenen Schindelſchirme bedeckt und dadurch die Bewohner gegen ſcharfen Wind und Näſſe, gegen Schnee und kalten Regen geſchützt. Faſt vor jedem Hauſe iſt ein rinnender Brunnen von klarem, kühlem Bergwaſſer, denn das ganze Ländchen iſt außerordentlich quellenreich. Doch wir treten in das Innere des Hauſes. Die Stuben ſind ausgetäfelt, die Geſchirre blank und überall waltet eine muſterhafte Reinlichkeit. In allen Häuſern webt man Mouſſeline in platten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern und verziert ſie mit mannichfaltigen Stickereien aus weißer oder gefärbter Baumwolle. Das ganze Ländchen iſt Fabrikgebiet; von den 40,000 Einwohnern beſchäftigten ſich 21,000 mit der Fabrikation, darunter allein 10,000 mit der Mouſſelinweberei. Die Arbeiten der Appenzeller gehen durch die ganze Welt. Welches Geld dadurch ins Land kommt, mag man daraus abnehmen, daß der Lohn der Fabrikarbeiter in einem mittelmäßigen Jahre auf 2,000,000 fl. berechnet wird.

Doch wir hätten von Appenzell das Wichtigſte und Eigenthümlichſte vergeſſen, wollten wir nicht noch die Landsgemeinde beſuchen, wie dieſe alljährlich am letzten Sonntage im April in Hundwyl oder Trogen für Außer-Rhoden, in Appenzell dagegen für Inner-Rhoden abgehalten wird. Von allen Orten des Ländchens Außer-Rhoden zieht man einem der erſten beiden Orte, in dieſem Jahr Trogen, ſchon den Sonnabend gegen Abend zu und quartiert ſich bei Freunden in den benachbarten Orten ein. Während die frohe Jugend manchen tüchtigen Jodler erſchallen, manchen Froſch ſprühen läßt, ſitzen die ernſten Männer beim Glaſe Wein beiſammen, beſprechen Dies und Jenes: die Fabrikation, den Verkehr, den Verdienſt, beſonders aber die Landsgemeinde. Jeder beſitzt ſeit vier Wochen die gedruckten Geſetzesvorſchläge, welche auf der Landsgemeinde zur Entſcheidung kommen ſollen. Endlich wird es Sonntag Mittag. Von allen Seiten ziehen jauchzende Scharen heran, jeder mit einem Seitengewehr, oft von der wunderlichſten Art, verſehen. Iſt das Wetter ſchön, dann legt man die Waffe über die Schulter und hängt Rock oder Jacke daran. Alle ſind auf dem großen ſchönen Platze vor Trogen verſammelt, wohl 10—12,000 Männer, vom 18jährigen Jünglinge bis zum Greiſe. Im Vordergrunde ſteht die Bühne, auf ihr der Landammann im ſchwarzen Frack, einen aufgeſchlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite. Neben ihm ſtehen die Landſchreiber und der Landweibel, dieſer im ſchwarzweißen Wappenrocke, kurzen ſchwarzen Hoſen und weißen Strümpfen. (Schwarz und Weiß ſind Kantonalfarben; die bei der Landsgemeinde mit anweſenden Tamboure und Pfeifer tragen einen Frack, der auf der einen Seite ſchwarz, auf der anderen weiß iſt.) Auf einer anderen

Bühne haben die übrigen Landesobrigkeiten Platz genommen. Mit einer kurzen Rede, in welcher die Landsgemeinde ſtets mit dem Titel: „Hochgeachtete Herren, gitreui, liebi Landslüt“ angeredet werden muß, eröffnet der Landammann die Landsgemeinde, und die Geſchäfte nehmen ihren Anfang. Zuerſt wird der neue Landammann gewählt, wobei der Vorſitz vom Landſchreiber eingenommen wird. Dieſer fragt die Verſammlung, wen ſie „fürs hürig Johr zu ihrem Landammann namſe“, worauf das Volk, wenn die Perſönlichkeit des Abtretenden beliebt geweſen und dieſer nicht über zwei Jahr regiert hat, ihn oft einſtimmig wieder einſetzt. Iſt erſteres nicht der Fall, werden verſchiedene Namen genannt, ſo werden dieſe vom Landſchreiber aufgezeichnet und dann „ins Mehr“ genommen. Hierbei wird bei jedem Namen gefragt: „Wem wohlgefällt und gut gedünkt, daß N. N. of das hürig Johr üſer regierender Statthalter ſy, der heb ſyn Hand uf.“ Iſt die Wahl feſtgeſtellt, ſo betritt der neue Landammann unter Begleitung von Pfeifern und zwei Hellebardieren die Bühne und ſchreitet ſofort zur Wahl der Landräthe, die auf gleiche Weiſe vollzogen wird. Auch ſie werden von Pfeifern und Hellebardieren auf die Bühne geleitet. Die Wahlen ſind vorbei und die Geſetze kommen an die Reihe. Bei jedem Paragraphen ruft der Landweibel im Namen des Landammanns: „Wem's wohlgefällt, daß — — (der Paragraph wird eingeſchaltet) — der heb ſyn Hand uf.“ Sofort fliegen die meiſten Hände in die Höhe, und wie es ſcheint faſt alle. Doch es iſt kaum eine Minute vergangen, ſo ertönt es wieder von der Bühne herab: „Wem's aber nit ſo gefällt, ſondern wem's beſſer gefällt, daß — —, de heb ſyn Hand uf, und ſofort fliegen noch mehrere Hände empor, und der erſte Vorſchlag iſt verworfen. Sind über einen und denſelben Gegenſtand mehrere Anträge vorgelegt, ſo wird einer nach dem andern „ins Mehr“ genommen, was oft lange dauert und damit endigt, daß alle verworfen werden. Iſt die Summe des „Mehr“ zweifelhaft, dann ruft der Landammann noch zwei Landräthe auf die Bühne; wagen auch dieſe nicht zu entſcheiden, alsdann noch mehr, und iſt's noch immer ungewiß, dann muß die ganze Landsgemeinde in zwei Parteien aus einander treten, und Mann für Mann wird abgezählt. Zuletzt werden auch noch die übrigen Landesobrigkeiten aus den vorgeſchlagenen Männern gewählt und am Ende allen Anweſenden ein feierlicher Eid abgenommen. Alle heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Geſetze und Satzungen des Landes zu halten. Mit dieſem Acte geht die Verſammlung aus einander. Die angenommenen Geſetze bilden von nun an einen Theil des Landbuches, und noch lange Zeit iſt die Landsgemeinde ein Gegenſtand des Geſprächs der Männer.

Zum Theil nach Bumüller.

118. Broek in Holland.

Nie ſahen wir einen ſeltſameren Ort, als Broek, und es giebt auch keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner deſſelben ſind lauter reiche Capitaliſten, die hier, wie Einſiedler, in der völligſten Abgeſchiedenheit von der Welt ihre Zinſen verzehren, einzig und allein beſchäftigt, Alles um ſich her zu ſcheuern und zu putzen und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben ſelbſt untereinander wenig Umgang: Jeder lebt für ſich, ſelten läßt ſich Jemand auf der Straße blicken.

Sowie ein Fremder im Orte erſcheint, ziehen ſich die Einheimiſchen wie Schnecken in ihre Häuſer zurück, riegeln die Thüre zu und ſchielen nur verſtohlen durch die Spalte der ſchneeweißen Gardinen, welche ihre ſpiegelhellen

Fenſter von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden von höchſtem Range erlauben ſie, und das ſehr ungern, den Eintritt in ihre Häuſer, weil ſie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit beſuchte eine ſehr vornehme Frau verſchiedene Häuſer, um die Wohnungen dieſer ſeltſamen Menſchen in der Nähe zu ſehen. Aengſtlich ſchlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwiſchen, auf die ſie mit ihren zierlichen, ſeidenen Schuhen getreten hatte, ſowie ſie den Fuß weiterſetzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht ſich in einem Halbkreiſe um ein Baſſin, welches zwei ſich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen ſind ſo ſchmal, daß kein Wagen hindurchfahren kann; das Reiten iſt durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herumgeführt; ja, wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten, über die Straße wegzufliegen. Das Pflaſter beſteht aus ſchmalen und bläulichen, glaſirten Ziegelſteinen: man nennt ſie Klinker. Dieſe ſind in allerhand Muſter geordnet, ſo daß es ausſieht, als wären die Straßen mit türkiſchen Teppichen belegt. Kein Schmutz wird darauf geduldet; Alles iſt, wie der Fußboden im eleganteſten Salon; die zwiſchen dem Pflaſter aufſprießenden Gräschen rupft man ſorgfältig aus.

Die Häuſer ſind nicht groß, aber zierlich, geſchmacklos und bunt, als kämen ſie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Hauſe liegt ein Gärtchen; dadurch ſtehen ſie weit genug aus einander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander gehende Perſonen nöthig iſt. Jedes Haus hat zwei Thüren: eine im Hintergrunde für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfronte des Hauſes; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet: nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbniſſen. Dann ſetzt man auch die Treppe hin, die zu dieſen, einige Fuß über der Erde erhabenen Eingängen hinaufführt; ſowie aber das Feſt vorüber iſt, wird ſie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Dieſe Vorderthür, der Stolz ihres Eigners, der höchſte Schmuck des Hauſes, iſt ſtattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krauſem Schnitzwerk höchſt überladen geſchmückt. Ueber derſelben prangt eine Art Hautrelief, aus Spielpuppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zuſammengeſetzt; gewöhnlich iſt darunter irgend eine ſinnreiche Anſpielung auf den Beſitzer des Hauſes, ſeinen Namen oder ſein Berufsgeſchäft verborgen.

Die Gärten vor den Häuſern ſind eben ſo wunderlich anzuſchauen: Alles iſt darin zu finden, nur keine Natur. Da ſieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume ausſehen, ſo verſchnitzt ſind ihre Kronen; die Stämme werden zur größeren Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da ſtehen alle möglichen und unmöglichen Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geſchnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt ſich noch eine ganz auserleſene Verzierung: etwa ein buntgemalter, auf einem Faſſe ſitzender Holländer oder ein Türke, der ſein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Händen und Füßen ſchalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krauſe Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären ſie mit der Feder geriſſen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muſcheln, Steinen und Scherben in allen

möglichen Farben, nach der ſchönſten, ſteifſten Symmetrie, gleichen dieſe Gartenparterres koloſſalen, geſchmackloſen Stickereien.

Das Waiſenhaus war das einzige Haus, in welches man den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantiſch erſchien, als im übrigen Ganzen, ſo erfreute ſie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß ſie auf die Geſundheit der oft ſo vernachläſſigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußſteige von Leinwand, die man nicht überſchreiten darf, und ſogar auf den Schwellen fanden wir ſchneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichſam den Probetritt machen muß. Wer auf ſolch einem Tuche eine Spur ſeines Trittes zurückließe, dürfte wohl ſchwerlich weiterzugehen Erlaubniß erhalten.

Daß die echt holländiſche Tracht ſich unter dieſen Leuten in ihrer urſprünglichen Reinheit erhält, verſteht ſich von ſelbſt. Bemerkenswerth erſchien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländiſchen Mützen mit goldenen oder ſilbernen Spangen, die vermittelſt einer Springfeder ſo feſt an den Kopf und an die Wangen ſchließen, daß ſie wie angenagelt ausſehen. Vor dieſen Spangen aber, rund um die Stirne, kräuſeln ſich die Haare in tauſend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen, jedes Ringelchen beſteht aus etwa ſechs Haaren, ängſtlich abgezählt, und iſt ſo feſt, als wäre es von Eiſendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwaſſer zuſammen, und damit ſind ſie dann wenigſtens auf eine ganze Woche mit dieſem Hauptſtück ihres Anzuges fertig.

Johanna Schopenhauer.

119. Der Holländer.

Wer aus anderen deutſchen Landen nach Holland kommt, wenn er die Menſchen und ihre Art und ihr Leben ſieht, ihre Flüſſe, Kanäle, Gräben, Schleuſen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landſtraßen, Städte, Feſten, Schlöſſer und Thürme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in Allem: ſo ſteht er ſtill, ſtaunt und wundert ſich. Wenn er es länger geſehen, ruhiger betrachtet und genauer nach Allem ſich erkundigt hat, und vollends die Geſchichte dieſer Menſchen näher erforſcht, ſo ſteht er ſtill, lobt und bewundert. Denn Alles dies, dieſes reiche Land, dieſe prächtigen Städte, dieſe blanken, freundlichen, ſtädtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitſame Menſch aus dem Schlamme herausgehoben und zum Theil den Wogen des Meeres abgewonnen. Am meiſten aber hat Holland und Seeland dieſen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müſſen die Niederländer es ſich gefallen laſſen, bei den Fremden durchweg Holländer zu heißen.

Aber dieſen Menſchen, wie ſoll man ihn beſchreiben? Etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausſchreit: ein Kerl mit Froſchblut, mehr Waſſer als Blut in den Adern, langſam, klotzig, ſteif, kalt, pedantiſch und förmlich, kurz, nichts als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So iſt der Schein und ſo iſt das erſte Ausſprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerkſamer betrachten, und wirſt dann anders ſprechen müſſen. Denn wer darf wohl ſo hinfahren über ein Volk, das ein ſolches Land gemacht, einen ſolchen Zuſtand geſchaffen hat, das eine ſo große Geſchichte hinter ſich hat, wie dieſe langweiligen ſteifen Holländer? Aber bei alledem, wie ſehr man auch die zurückweiſen muß, die

von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erſcheinung reden, ſo ſitzt und ſteckt in der holländiſchen Art doch etwas Unbeſchreibliches. Man muß ſie lange und viel ſehen, um ſie von innen heraus verſtehen zu lernen. Wenn man ſo in die holländiſchen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuſer tritt, und die Menſchen ſo ſtill und langſam und doch ſo nett und reinlich, als hätten ſie mit Arbeit und Mühe ſich nur leicht zu befaſſen, einhergehen ſieht, wenn der Bauer langſam und bedächtig wie ein Storch in ſeinen hohen Holzſchuhen einherſchreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langſamer breiter Rede dir begegnet: ſo könnte dir einfallen, ein ſo ſtilles bequemes Geſchlecht könne dieſes Land nicht gemacht, dieſe gewaltigen herrlichen Werke nicht geſchaffen haben, die alten Cyklopen, welche dieſe Mauern, Thürme, Wälle und Deiche aufgethürmt, ſeien längſt ausgeſtorben und ein matteres Geſchlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer ſteht aber da im Bewußtſein der Wohlhabigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und der Herr dieſes Landes iſt, wo nur Fröſche, Möven und Rohrdommeln ihre heiſere Stimme ertönen laſſen würden, wenn der Menſch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand ſein „es werde!“ gerufen hätte. Es iſt der ſtille, zahme Seelöwe, der ſich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man dieſen Menſchen ſieht, wie nett ſeine Kleider, wie wohl geordnet ſein Haar, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art ſein Flur- und Vorhaus geziert iſt, wie er in ſeinen zierlich geſchnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden wochenlang ſpazieren gehen kann, ohne ein Spänchen zu verrücken; wenn man ſieht, wie er ſeine Gärten mit allerlei bunten Muſcheln und Steinen ausgelegt und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geſchnitzt hat; wenn man in ſeinen Kuhſtall tritt, der ſo reinlich und nett gefegt iſt, daß eine Prinzeſſin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß ſich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländiſchen Wortes Moje, dieſen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieſes holländiſche Wort drückt ganz das holländiſche Weſen aus. Aber ſtöre dieſen Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der ſtillen ſonnigen Lage ins Waſſer, da ſiehſt du ihn ſpielen und plätſchern, da hörſt du ihn brauſen, da bläſt er das Waſſer aus ſeinen Nüſtern himmelan, da brüllt auch ſein Zorn mitunter auf, daß dir vor Grauſen die Haare zu Berge ſtehen Der ſonſt ſo ſtille und ruhige Menſch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem Meere ſchaltet und waltet. Seine Hände und Füße regen ſich geſchwinder, ſobald er den Wellen und Winden Trotz bietet. Freilich iſt er ruhig und beſonnen und behaglich, aber in ſeinem Innern ſteht eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Feſtigkeit und Entſchloſſenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; wie ſehr auch in Vielen eine gewiſſe ſtumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit ſich zeigen mag, jeder Holländer iſt doch ein voller Menſch für ſich, mit vielem Eigenwillen verſehen, und zwar nicht blos mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache iſt pedantiſcher und noch träger, als der Menſch, höchſt eintönig und unmuſikaliſch, der einförmigen Tiefebene entſprechend.

Um der Einförmigkeit ſeines Landes gleichſam zu entgehen, hat ſich der Menſch hier mit einem ſolchen Schmuck des Lebens umgeben müſſen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns anderen Deutſchen oft peinlich wird; Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgiſchen Nachbarn, ſie iſt eine holländiſche Leidenſchaft. Ebenſo die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In dieſem Lande der Sümpfe und Haiden und Marſchen, wo nur um die Dörfer und Canäle einzelne

Baumreihen sich erheben und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense rührt, hier, wo die Nähe des Meeres und die fast immer nasse Erde eine feuchte matte Luft und einen umnebelten Himmel erzeugt, hier, wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenstaub Alles in Schmutz verkommen lassen würde, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte, hier mußte er sich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß dies um so höher anschlagen, je mehr man Schmutzlande sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen. E. M. Arndt.

120. Bergen und die Nordlandsflotte.

Bergen führt seinen Namen recht in der That, denn es liegt mitten zwischen sieben hohen Felsen, die es von allen Seiten einschließen. Nackte Massen von Glimmerschiefer und Gneiß steigen wohl zweitausend Fuß hoch auf und stürzen in den Fjord, der seine Arme zwischen felsigen Landzungen in die Stadt schickt und den schönen, sicheren Hafen bildet. Aber rund umher liegt ein dichtgrünes Thal von Wiesen und Gärten, aus denen in Nähe und Ferne die schönen Landhäuser der reichen Kaufleute aufsteigen, und mitten darin ruht die Stadt, welche westlich mit ihren Straßen an dem Flöifjeld emporzieht, das ganz dicht sich anschmiegt. Steigt man hinauf bis zu den letzten Gärten auf den Absätzen des Gebirges, so ist die Aussicht über Stadt und Meeresarm von überraschender Schönheit. Das breite Wasserbecken des Fjord, die mannichfache Belebung der Ufer, der Hafen mit seinem Mastenwalde, die Festungswerke, die hohen, alten Geschützthürme daran, die Basteien Bergenhaus und Frederiksberg, welche mit ihrem glänzend weißen Gemäuer von den Höhen herniederschauen auf die weiße, geschäftige Stadt, deren helle, große Fenster und leuchtend rothe Dächer im Feuer der sinkenden Sonne glühen: — das Alles ist gar schön und lieblich und so traulich dabei, daß man gern hier lange verweilen, ja für immer hier wohnen möchte.

Bergen ist, wie die anderen norwegischen Städte, aus Holz gebaut, aber es sieht neuer und zierlicher aus. Die Balkenwände sind von außen mit Oelfarbe überstrichen, was ein Ansehen von Nettigkeit und Wohnlichkeit giebt, welches man sonst nicht wieder findet. Viele Häuser haben Vortreppen von Steinstufen, Bänke stehen an den Thüren zur abendlichen Zusammenkunft der Nachbarn, und aus den großen Glasscheiben in den Fenstern schaut die Sauberkeit und der Wohlstand den deutschen Fremdling lockend an, daß er bald sich heimisch fühlt. Wenige Gebäude sind von Stein, immer jedoch die Eckhäuser, um bei Feuersnoth der Flamme den Sprung über die Straße zu wehren.

Und doch, so leicht und einladend diese Stadt sich vor dem Wanderer ausbreitet, ist Bergen fast das ganze Jahr wie mit einem trüben Flor verhängt. Der schönen, sonnigen Tage hat es nur sehr wenige. Es regnet an diesem Theile der Küste oft wochenlang, und man erzählt sich häufig die Anekdote von einem Holländer, der sieben Jahre hinter einander nach Bergen fuhr und während seines Aufenthaltes immer Regenwetter fand. Dieser glaubte zuletzt ganz bestimmt, das Unwetter höre dort nie auf, und war so betroffen, als er im achten Jahre eine Stadt im Sonnenschein vor sich liegen sah, daß er fest überzeugt war, sich verirrt zu haben. Man hat in Bergen in manchem Jahre allerdings 200 Regentage und mehr schon gezählt; doch giebt es auch günstigere Jahre.

Die Sonne neigte sich, als ich eben aus einem Concertsaale trat. Die

ſchönen Bergenſerinnen zogen, noch entzückt von den Klängen der Geige, an mir vorüber. Es waren ſchlanke und kräftige Geſtalten mit friſchen, lebhaften Zügen, die den Ruf der Schönheit wohl verdienten. Wie ich nun aber im niederſinkenden Abende mit einem geſelligen Freunde die Spaziergänge der Umgegend durchſtrich, auf denen überall geputzte Menſchen ſich ergingen, heimkehrend und ſtill wandelnd; wie auf den Armen des Fjords leiſe die Nachen hinzogen, von denen die bunten Kleider und die flatternden Bänder ſchimmernd wehten und fröhliche Lieder in einzelnen Klängen herüberſchallten; und wie über dem Allen eine träumeriſche, ſonntägliche Ruhe lag und eine glückliche Selbſtzufriedenheit: da kam es mir faſt vor, wie das Leben in einer alten, deutſchen Reichsſtadt, ſo eng begrenzt, die Menſchen ſo ernſt und ſchüchtern, mit dem Abendroth alle bedacht, das Haus zu erreichen und in deſſen Frieden auszuruhen. In den Straßen der Stadt aber war es lebendig bis zur Nacht. Seeleute aller Nationen in ihren Glanzhüten und braunen oder blauen ankerknöpfigen Jacken ſtrichen in Haufen umher. Stämmige Holländer, trotzige Briten, ſchwarzbärtige Spanier aus Cadix und Männer mit dunkelrollenden Augen, am Cap Vincent geboren — ſie alle drängten ſich hier im bunten Wechſel durch die Gaſſen der nordiſchen Stadt. Sie alle waren hierher geſteuert, Fiſche zu holen, welche jenſeit des Polarkreiſes gefangen werden. Und mit dieſen Gäſten anderer Zonen, mit dieſen heißblickenden Söhnen des Südens, die von Stiergefechten erzählen können und von den goldenen Aepfeln im dunkeln Laube des Orangenhaines — mit ihnen geht hier der Seemann von den Inſeln und Felſenküſten des Polarmeeres, deſſen Hütte unter den Gletſchern am Oxfjord ſteht oder auf einer Klippe mitten in den ewigen Brandungen. Wie ſeltſam iſt das, wie wunderbar verbindet der Handel und das Meerſchiff die ganze, große Menſchenfamilie!

Wenn die Nordlandsflotte endlich — im Laufe des Juli — mit der Beute des Polarmeeres belaſtet, in der Bucht von Bergen erſcheint, geräth die Stadt in Bewegung. Dann ankern hunderte jener ſeltſamen Schiffe an der deutſchen Brücke (Tydsk Bro), den Häuſern der Kaufleute gegenüber, wo ſie als alte, vielgetreue Freunde mit Jubel empfangen werden. Und alsbald beginnt der Verkehr, indem zuerſt die Mäkler den Preis der verſchiedenen Fiſchſorten beſtimmen. Dieſer richtet ſich nach der Größe des Fanges und der Menge der Nachfragen. Sind viele Beſtellungen eingelaufen, ankern viele Spanier und Italiener im Hafen, ſo ſteigen die Preiſe, und die Forderungen der Nordländer, welche mit den Mäklern immer befreundet ſind, erhöhen ſich beträchtlich. Endlich wird feſtgeſetzt, was für Rundfiſch und geriſſenen Fiſch, nach der Zollänge ihrer Größe, gezahlt werden ſoll, und dieſer Preis gilt dann für Alle gleichmäßig. Kein Kaufmann giebt mehr oder weniger. Nun vertheilen ſich die Ladungen. Die Fiſche werden ausgeladen und gewogen; der Verkauf geſchieht nach Baagen. Ein Baag Fiſch iſt gleich 48 Pfund. Der Kaufmann ſchafft den Fiſch nun entweder in ſein Magazin, oder er befrachtet ſogleich die wartenden Schiffe damit, welche den friſchen Stockfiſch in die ſüdlichen Länder führen. Zugleich beginnt man die Nordlandsyachten mit den beſtellten Waaren zu beladen; denn der Handel mit den Nordländern iſt meiſt reiner Tauſchhandel. Die Yachten, welche hochgethürmt mit getrocknetem Dorſch gekommen, werden zur Rückfahrt mit allen möglichen Gegenſtänden befrachtet; in der Regel ſind es Lebensmittel für die Fiſcherhütten der Eisküſten: Korn, Mehl, Hülſenfrüchte, wozu dann noch tauſend nothwendige Kleinigkeiten kommen, die aber alle in dem ungeheuren Bauche des Fahrzeugs leicht geborgen werden.

Die Nordlandsyacht ist ein plumpes, aber interessantes Fahrzeug, das uns in seiner Seltsamkeit an die graue Heldenzeit Norwegens gemahnt. Man kann sich vorstellen, daß die alten Wikinger einst in ganz ähnlichen Schiffen vor vielen hundert Jahren die Meere durchstrichen, und daß nichts an ihnen geändert wurde bis zur selbigen Stunde. Ein hoher Mast erhebt sich, nur mit wenigen Wandten befestigt, in der Mitte und trägt ein ungeheures, viereckiges Segel, mit dessen Hilfe das Schiff sehr gut und schnell vorwärts kommt, so lange es nur irgend günstigen Wind hat. Bei jedem Gegenwinde muß es still liegen. Da aber die Fahrt mit diesen Yachten stets eine Küstenfahrt bleibt und durch die zahllosen Windungen schmaler Meeresstraßen, Sunde und Fjorde geht, die bald durch steile Felswände geschützt sind, bald ruhige Strömung haben und im Nothfall immer einen Ankerplatz gewähren, so ist dies kein größer Uebelstand. Das einzige Segel macht die Bedienung leicht, und selbst die größten Yachten brauchen nur sechs bis acht Seeleute.

Wenn in der Blüthezeit des Fischhandels mehrere Hundert dieser Yachten in Bergen liegen, alle vollgepackt mit Stockfisch, dann kann man sich den eigenen Anblick und den lebhaften Verkehr kaum denken. Das Geschrei und der Gesang der arbeitenden Matrosen, die Böte, welche den Hafen durchkreuzen, die Wagen und Karren, welche auf- und abfahren, die drängenden Menschen in verschiedenster Geschäftigkeit, — und auf Allem der Fischdunst, der wie eine unsichtbare Wolke über der Stadt schwebt und ihre Nähe eher riechen, als sie selbst sehen läßt. Die Haufen der todten Meerfische, welche aus den Schiffen geladen werden, thürmen sich zu Bergen empor, was in der That seltsam genug aussieht. Da liegen nun die schnellen, goldschimmernden Bewohner des Meeres hart und verkrümmt wie Baumäste; das flinke, lebendige Wesen ist in eine Art Holz verwandelt, und man tritt darüber hin, wie auf einem Knütteldamm.

Was aber den Anblick der Nordlandsflotte noch interessanter macht, ist der Gegensatz, den sie zu den Seeschiffen der fremden Kaufherren bildet, welche ihr gegenüber ankern. Die hohen, schlanken Masten, der zierliche und stolze Bau, das Gitterwerk der Wandten und die zahllosen Taue, welche wie tausend leichte, luftige Linien zwischen Meer und Himmel schweben, gehören einer Anzahl Briggs, Schooner, Barken, Galeassen und Dreimastern, welche mit ihren flatternden, weißen Segeln, ihrer bunten Bemalung und den wehenden, farbigen Flaggen ein reiches, lebensvolles Hafenbild gewähren. Auch hier wird gearbeitet, auch von hier aus zieht Matrosengesang, Commandoruf, Geschrei und Lärm über die Wellen. Es wird aus- und eingeladen, Böte umringen die Schiffe, und in zehn verschiedenen Sprachen lassen sich die Stimmen hören.

Nach Th. Mügge.

121. Eine Scene aus Lappland.

Hundegebell von unten verrieth uns die Nähe einer Herde und die Hütte einer Lappenfamilie. Wir eilten ihr zu, denn der aufsteigende Südweststurm und Regen riethen uns ernstlich, für die Nacht eine Bedeckung zu suchen. — Wir fanden die Hütte oder, wie sie dort genannt wird, Gamme, sehr bald am Fuße des Berges und am Rande eines großen Moraſtes. Man nahm uns auf, aber nicht freundlich: Lappen sind keine Araber. Wo Tannen und Fichten, ja selbst Birken nicht mehr gedeihen, da entwickelt sich auch im Menschen nicht mehr eine schöne Natur; er geht unter im Kampfe mit Bedürfniß und Klima. Die feineren Gefühle der Lappen entwickelt der Branntwein, und

wie im Orient das Geſchenk den Beſuch ankündigt, ſo beſänftigt hier nur das Glas die feindlichen Gemüther. Dann freilich wird dem Fremden der erſte Platz eingeräumt, im Hintergrunde des Zeltes, der ſchmalen Thüre gegenüber. Man liegt im Hintergrunde des nur höchſtens acht Fuß im Durchmeſſer haltenden Raumes; das Feuer oder der Rauch auf dem Herde in der Mitte verhindert den Zug von der Thüre, und deswegen iſt dieſer hintere Raum der Sitz des Herrn oder der Frau vom Hauſe.. Die Kinder ſitzen ihnen zunächſt, die Diener am nächſten bei der Thüre. Verlangt ein Fremder den Eingang, ſo befiehlt ihm die lappiſche Höflichkeit, ſich noch innerhalb oder ſogar noch vor der halbgeöffneten Thüre auf die Hacken zu ſetzen. Der Hausherr fragt ihn dann nach der Urſache ſeines Kommens, auch wohl nach Begebenheiten des Landes, und iſt die Erzählung gefällig, ſo bittet er endlich den Fremden, näher zu treten. Dann iſt er Glied der Familie; man räumt ihm nun einen Familienplatz ein und bewirthet ihn mit Rennthiermilch und Fleiſch. Der Araber ladet in ſeine Hütte und fragt nicht.

Wohl that es uns, dieſe Nacht unter einem Dache zu ſein, denn der Sturm raſte fürchterlich, und der Regen ſchlug wie Sand gegen die Bedeckung der Gamme. Wunderbar genug, daß die ſchwache Hütte ſolcher Wuth widerſtand. Sie iſt aus Stöcken gebaut, die wie ein Kegel in der Mitte zuſammenlaufen; einige andere Querſtöcke halten ſie in den unteren Theilen aus einander. Ueber dieſen Rahmen iſt nichts als eine Leinwand ausgebreitet, gewöhnlich Segeltuch, doch ſo, daß oben eine viereckige Oeffnung unbedeckt bleibt zum Abzug des Rauches. Ein großer Theil dieſer Bedeckung liegt noch frei auf dem Boden; er dient dazu, außerhalb die Vorräthe, Milch und andere Geräthſchaften gegen Wind und Wetter zu ſchützen, und dann bilden zugleich dieſe Geräthſchaften und die Decke darüber eine Art von Wall, welcher das Eindringen und den Zug der äußeren Luft von unten in die Gamme verhindert. Ein anderes großes und freies Stück Segeltuch wird um die äußere Bekleidung herum gegen die Seite gezogen, von welcher der Wind kömmt; dieſe Seite iſt daher ſtets mit einer doppelten Bedeckung verwahrt. Die inneren Sitze beſtehen aus weichen Rennthierfellen und aus weißen, wollenen Decken. Die Güte der Felle und Decken beſtimmt auch hier den Rang des Platzes und deſſen, der ihn einnehmen ſoll. Eine leichte Wohnung, und faſt iſt es unbegreiflich, wie eine ganze, oft zahlreiche Familie in ſolch enger Umgebung für viele Monate lang Raum findet. Aber alle Glieder der Familie ſind darinnen auch nur ſelten zu gleicher Zeit verſammelt; die Rennthierherde verlangt ihre Gegenwart und ihre Aufſicht, ſelbſt während der Nacht, ſelbſt in ſo ſtürmiſchen und gräßlichen Nächten, als wir hier in Nuppibye aushielten. Männer und Kinder, Frauen und Mädchen, keines ausgenommen, wechſeln zwei- oder dreimal des Tages in dieſem Geſchäfte, und ein jedes zieht mit mehreren Hunden aus, die ihm eigenthümlich gehören und die nur ſeinen Worten allein folgen. Die vorigen Wächter kommen dann mit den hungrigen Hunden zurück. Daher iſt es nicht ſelten, daß acht, zehn oder zwölf Hunde zugleich in der Gamme über die Köpfe der Ruhenden wegſteigen, für ſich ſelbſt bequeme Ruheſtellen zu ſuchen. Sie bedürfen freilich der Ruhe; denn ſo lange ſie draußen mit dem Herrn die Herde bewachen, ſind ſie in fortdauernder Bewegung. Auf ihnen beruht das Heil und die Sicherheit der Herde. Nur durch ſie wird dieſelbe auf beſtimmten Plätzen zuſammengehalten oder, wenn es nöthig iſt, nach anderen geführt; nur durch ſie treibt man die Wölfe, die fürchterlichſten Feinde der Lappen, von den Rennthieren zurück. Das furchtſame Rennthier läuft erſchrocken in der Wildniß umher, wenn ſich

der Wolf nähert; die Hunde dagegen bellen und klaffen die Herde in die Enge zuſammen und ſo wagt der Wolf nicht leicht einen Angriff. Wenn daher für den Lappen das Rennthier das iſt, was für den Bauer der Acker, ſo iſt, was für dieſen der Pflug, für den Lappen der Hund. Kömmt er aber nun ermüdet in die Gamme zurück, ſo wird er auch immer willig ſein Rennthierfleiſch und ſeine Suppe mit dem Hunde theilen, aber ſchwerlich mit Vater oder Bruder.

Es iſt ein neuer und ſchöner Anblick, wenn des Abends die Herde ſich des Melkens wegen um die Gamme verſammelt. Auf allen Hügeln bis fernhin iſt plötzlich Alles voll Leben und Bewegung. Die geſchäftigen Hunde klaffen überall und bringen die Maſſe näher und näher, und die Rennthiere ſpringen und laufen, ſtehen, ſpringen aufs Neue in unbeſchreiblicher Mannichfaltigkeit der Bewegungen. Wenn das freſſende Thier durch den Hund erſchreckt den Kopf hebt und das große, ſtolze Geweih nun hoch in die Luft ſteht, wie ſchön und herrlich! Und wenn die Geſtalt nun über den Boden hinläuft, wie ſchwebend und leicht! Man hört nie den Fuß auf dem Boden, ſondern nur das ewige Kniſtern in den Kniekehlen, wie von überſchlagenden electriſchen Funken — ein ſonderbares und weit hörbares Geräuſch von ſo vielen Rennthieren zugleich. Und wenn dann alle drei oder vier Hundert endlich die Gamme erreicht haben, ſie nun ſtehen oder ruhen oder vertraulich von einem zum andern hinlaufen, die Geweihe gegen einander verſuchen oder in Gruppen ein Moosfeld umgeben; wenn dann die Mädchen mit den hölzernen Milchgefäßen von Thier zu Thier eilen, der Bruder oder der Diener dann baſtene Schlingen um die Geweihe des von jenen bezeichneten Thieres wirft und es zu ihnen heranzieht; das Thier ſich ſträubt und der Schlinge nicht folgen will, das Mädchen lacht und ſich der großen Mühe des Bruders freut und muthwillig das Thier wieder entſchlüpfen läßt, damit der Bruder es ihr noch einmal fange, während Vater und Mutter die ihrigen unterdeſſen ruhiger zu ſich gezogen und ſchon manche Gefäße gefüllt haben, und nun den Muthwillen ſchelten, der die ganze Herde zuſammengeſchreckt: — wer möchte dann nicht an Laban, an Lea, Rahel und Jacob denken! — Hat die Herde ſich endlich rings um die Gamme gelagert, ſo viele Hunderte zugleich, ſo glaubt man ein ganzes Lager zu ſehen und in der Mitte den ordnenden und beſchützenden Geiſt über das Ganze.

Wir verließen Ruppibye des Morgens und erreichten ſchon gegen Mittag den Rand des langen und ſchmalen Zjolwijaure-Sees und die Gamme am Rande des Sees. Sie war nur eine Meile von der Gamme unter Ruppivara entfernt. Die Herde gehörte meinem Führer, Matthes Sara; er ſollte die müden Rennthiere hier mit friſchen vertauſchen. Die Herde war aber jetzt weit entfernt und konnte nicht eher als gegen Abend erwartet werden. Da traten wir in die Gamme hinein. Der erwachſene Sohn war darinnen; allein er erhob ſich nicht, er bewillkommnete uns nicht, und daß er den Vater in vielen Tagen nicht geſehen hatte, hätte wohl Niemand geahnet. Mißtrauen hatte ſeine Augen verblendet. Gegen Abend ging er zur Herde mit dem jüngeren Bruder und die Töchter kamen zurück. Warum kam die Herde nicht auch? warum ſollte ſie nicht bei der Gamme gemolken werden wie gewöhnlich? Die Weiber meinten, ſie ſei zu weit entfernt, und ſie bis zur Gamme zu treiben, ſei zu beſchwerlich für heute. Der Sohn hatte die gebrauchten Rennthiere mit ſich genommen, aber er ſandte die neuen nicht. Die Nacht verging; auch am Morgen waren noch keine Rennthiere gekommen. „So werde ich ſie ſelbſt ſuchen," ſagte Matthes Sara. Die Weiber beſtimmen ihm den Ort, wo die Herde jetzt weide. Er läuft den ganzen Tag und kömmt athemlos

und ermüdet am Abend zurück, ohne nur ein einziges Rennthier gesehen zu haben. Frau und Kinder hatten ihn nach der falschen Seite gewiesen und während seines Suchens die Herde weit nach der entgegengesetzten Seite getrieben. Sie blieb auch diesen Abend weg, wie den vorigen, und zeigte sich nicht in der Nähe der Gamme. Noch weniger erschienen die bestellten Rennthiere am folgenden Morgen. Matthes' Wille war nicht der Wille seiner Familie. Sie achteten den Fremden nicht genug, um ihm Rennthiere zur Fortsetzung seiner Reise zu bewilligen, und der Contract mit dem Hausherrn hatte für sie keine Kraft. Eben so kraftlos waren Matthes' Ermahnungen, sein Schelten. Das war keine patriarchalische Herrschaft des Vaters über die Kinder, gewiß keine unterwürfige Achtung, die sich erlaubt, den Vater mit Vorsatz auf den öden Gebirgen in die Wildniß und in die Irre zu schicken. Was aber alle Vorsätze der Lappen bricht, führte endlich auch uns die so sehnlich erwarteten Rennthiere entgegen. Die Mutter widerstand dem Eindrucke des Branntweins nicht. Ein Gefühl von Dankbarkeit bewegte sie, spät am Abend der eben wiedergekommenen Tochter ein Wort ins Ohr zu reden, und nach wenigen Minuten verkündet das wohlbekannte Knistern der Thiere und das Bellen der Hunde die so heiß gewünschte Ankunft der Herde.

Nach Leop. v. Buch.

122. Moskau.

Wir sind in Moskau angekommen, und haben uns in einem deutschen Hôtel garni, das an Sauberkeit und guter Einrichtung nichts zu wünschen übrig läßt, auf einige Wochen häuslich niedergelassen. Unser erster Gang gilt dem auf einer Erhöhung gelegenen Kreml, der Akropolis von Moskau, dem Mittelpunkte der Stadt, dem ideellen Centrum des ganzen russischen Reichs. Ich hatte viel über die herrliche Lage Moskau's gelesen und gehört; der Blick aber, der sich mir am klaren Juli-Abend vom Kreml aus in die zu meinen Füßen liegende Stadt bot, übertraf bei weitem meine Erwartungen. Dieses Meer von Häusern, in den verschiedensten Bauarten aufgeführt und in den verschiedensten Farben prangend; dieser Wald von Kirchen und Glockenthürmen mit ihren goldglänzenden Kuppeln; dieses frische dichte Laub der Gärten und Boulevards, das sich überall hindurch drängt, und dieses alles von Hügel zu Hügel wogend; unter mir der Moskwafluß, über welchen hier zwei von Fußgängern und Wagen belebte Brücken führen — es ist eben ein unbeschreiblich schöner Anblick, der in jedem empfänglichen Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt. Dies ist nicht etwa blos meine persönliche Meinung; Bodenstedt ruft entzückt aus: „Nur das ewige Rom und das meerbespülte Konstantinopel vermögen einen großartigern und schönern Gesammtanblick zu bieten!"

Unwillkürlich drängte sich mir der Vergleich mit St. Petersburg auf. Auch St. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber es ist eine eiskalte Schönheit; diese riesigen Paläste, diese schnurgeraden Straßen, dieser vollständige Mangel an jeder Bodenerhebung bringen den Eindruck langweiliger Einförmigkeit hervor. Freilich wird diese Einförmigkeit durch die mitten hindurchströmende majestätische Newa und ihre vielen Arme unterbrochen; aber die grandiosen, aus ungeheuren Granitblöcken aufgeführten Kaien geben dem Bilde wieder etwas frostiges; man hat hier sofort das Gefühl, daß man sich eigentlich mitten in einem Sumpfe befindet, der nur durch eine wahrhafte Cyklopenarbeit in einen für Menschen bewohnbaren Ort umgeschaffen worden ist.

St. Petersburg verdankt seine Entstehung dem Machtwort eines genialen Herrschers, der den Entschluß faßte, gerade hier ein Fenster nach Europa durchzubrechen; Moskau aber ist aus kleinen Anfängen durch viele Jahrhunderte hindurch naturgemäß emporgewachsen. Es ist eine durchaus nationale russische Stadt, während St. Petersburg einen weltbürgerlichen Charakter zeigt. St. Petersburg wird vom Geiste der neuesten Zeit durchweht; in Moskau wird man auf Schritt und Tritt an längst verflossene Jahrhunderte gemahnt; man geht auf historischem Boden einher. Hier sind die Gräber der alten Moskauer Czaren und der Metropoliten von Moskau; hier ist der Hort des nationalen Glaubens; dem Fremden verkünden es die zahllosen Kirchenthürme sogleich, daß hier die Kirche noch das herrschende Element ist. Darf es uns nach allem diesem noch Wunder nehmen, wenn die alte Hauptstadt, stolz auf ihren sieben Hügeln thronend, gelegentlich etwas verächtlich auf ihre viel jüngere bevorzugte Schwester herabblickt, die ihr das väterliche Erbtheil entrissen!

Wenn man mitten drin steht in der alten Moskwa, und das Abendgeläute der Tausende von Glocken, das weithin ins Land ertönt, auf sich einwirken läßt, versteht man wie dem Russen diese Stadt, der er den zärtlichen Beinamen „Matuschka," Mütterchen, gegeben, tief ins Herz gewachsen ist. Nun wird er seinen Kindern die Liebe zum „Mütterchen" einimpfen; an den langen Winterabenden wird er ihnen von all den Herrlichkeiten erzählen, die er gesehen; von dem stolzen, in russischem Styl aufgeführten Kaiserpalast, von der Uspenski-Kirche, in welcher die Krönungen stattfinden, von dem hoch emporstrebenden Glockenthurm Iwan Weliki, von dem aus er die ganze Stadt wie auf einem Teller zu seinen Füßen gesehen, von der Zar-Glocke, aus welcher „ein Stückchen" herausgesprungen, das Manneshöhe und zwei Fuß Dicke hat, von der Zar-Kanone, die 960 Centner wiegt.

Der Kreml, ein unregelmäßiges Dreieck von ungefähr $^1/_8$ Meile im Umfang, ist ringsumher von einer hohen weißen Mauer umgeben, die in der Art und Weise ausgezackt ist, wie man es im Mittelalter an italienischen Stadtmauern findet. Die Mauerlinie wird von achtzehn Thürmen unterbrochen; fünf Thore führen hinein. Mehrere der Thürme sind gothischer Bauart. Innerhalb der Mauern befinden sich etwa zwanzig der prächtigsten und größten Gebäude Moskau's, darunter acht Kirchen — die kleinern im großen Palais nicht eingerechnet — zwei Klöster und zwei Paläste. Nur ein geringer Theil des Kreml ging im Jahr 1812 in Flammen auf, es blieb so manches alte Gebäude unversehrt, oder konnte doch leicht in ursprünglicher Weise hergestellt werden. Mehrere Gebäude sind erst nach dem Brande von 1812 aufgeführt worden, so namentlich das große prachtvolle Kreml-Palais, das sich stolz über dem Moskwafluß erhebt; doch ist ein Theil des alten Zarenhauses — die sogenannte Teremá — im wesentlichen unversehrt geblieben. In der bedeutendsten Kirche des Kreml und ganz Moskau's, der schon genannten Uspenski- oder Mariä-Himmelfahrtskirche, tritt uns der russische Baustyl entgegen. Die Kuppeln haben, wie meist bei russischen Kirchen, die Zwiebelform, die wir auch nicht selten bei muhammedanischen Bauten in Indien finden. Das Innere russischer Kirchen bringt nur selten einen erhebenden Eindruck hervor, meist wirkt die Ueberladung mit malerischem Schmuck bunt und drückend. Wände und Pfeiler sind oft gänzlich mit Fresco-Darstellungen bedeckt, wozu dann noch die vielen Heiligenbilder an den Altären und im Ikonostas kommen.

Vom Kreml gelangt man zum „Rothen Platz" durch das „Erlöserthor" (Spásskija Woróta), bemerkenswerth dadurch, daß man gezwungen ist, barhaupt

hindurchzugehen — eine Sitte, die besonders bei der strengen Winterkälte unangemessen ist. Am Eingange des Thores versieht ein Soldat das Wächteramt: er wacht aufs strengste darüber, daß die Männer die Hüte abnehmen, die Frauen aber die Sonnenschirme zuschlagen. Zu beiden Seiten des Thores sind Capellen angebaut, an denen Moskau überhaupt sehr reich ist: eine der am heiligsten gehaltenen ist die bei dem „Iwer'schen Thor," sie ist vom Morgen bis zum Abend von frommen Betern überfüllt; denn hier steht das „wunderthätige" Bild der „Iwer'schen Mutter Gottes," eine getreue Copie nach dem Bilde gleiches Namens auf Athos.

An Größe werden alle Kirchen Moskau's von der im Bau begriffenen Erlöserkirche übertroffen, die dem Andenken an die Befreiung Rußlands von den Franzosen im Jahre 1812 geweiht ist; erst in zwölf Jahren wird sie, wie es heißt, vollendet sein. Aeußerlich macht sie einen imposanten Eindruck, zumal da sie auf einer Anhöhe steht und ihre mächtige Gestalt, nach allen Seiten hin sichtbar, sich vom Horizont abhebt.

So groß das Capital ist, das in den kirchlichen Bauwerken Rußlands steckt, es wird vielleicht noch übertroffen durch den Reichthum, welcher sich in den Schatzkammern einiger Kirchen und Klöster in den Jahrhunderten ihres Bestehens angesammelt hat: unzählbar sind die goldenen und silbernen Geräthschaften aus allen Zeitaltern in den mannichfaltigsten Formen und Stylen gearbeitet und vielfach mit Edelsteinen besetzt. Die Goldbrocatgewänder der höchsten Geistlichkeit sind mit echten Perlen dermaßen besäet, daß diese allein bisweilen Centnergewicht betragen; Inschriften, Ornamente aller Art, religiöse Darstellungen, ja sogar Porträte sind in diese Gewänder hineingewirkt. Die Führer versäumen nicht, allemal den Werth an Gold und Edelsteinen zu bezeichnen; wissen sie doch, daß der materielle Werth die Verehrung so manches Gläubigen bedeutend steigert.

In der „Schatzkammer der Synode" zeigte man uns die silbernen, von innen vergoldeten, im Renaissancestyl gefertigten Kessel, in denen während der Marterwoche das heilige Oel bereitet wird. Mit dem heiligen Chrisam werden nicht nur alle Täuflinge und die Herrscher bei ihrer Krönung, sondern auch die Altäre und Mauern der Kirchen bei der Einweihung gesalbt. Der Chrisam besteht aus dreißig verschiedenen Substanzen: weißer Lissaboner Wein, wohlriechendes Oel aller Art, balsamische Wurzeln und mannichfache Kräuter werden hineingethan; die Pflanzenwelt Ostindiens, China's und Südamerika's liefert ihr Contingent dazu. Das Salböl darf nur an zwei Stellen des Reiches, in Kijew und in Moskau, und zwar nur einmal jährlich, in der Marterwoche, bereitet werden. Die Herbeischaffung und Zubereitung aller dazu erforderlichen Bestandtheile ist so complicirt, daß damit bereits in der dritten Woche der großen Fasten, die sieben Wochen vor dem Osterfest anfangen, begonnen wird. Am Montag der Marterwoche früh Morgens endlich wird von der höchsten Geistlichkeit das eigentliche Sieden eröffnet, welches bis zum Donnerstag unter fortwährendem Singen geistlicher Lieder und unter dem Lesen des Evangeliums andauert; dann wird das heilige Oel in feierlicher Procession in die Kirche getragen, im Allerheiligsten geweiht und an alle Gemeinden des Reichs versendet. Nur die Bischöfe, als nächste Nachfolger der Apostel, können das Salböl weihen, das einen Ersatz für die apostolische Handauflegung zur Verleihung des heiligen Geistes bietet.

Ist die russische Geistlichkeit, namentlich die niedere, vielfach roh und sittenlos, so findet sich bei der höheren bisweilen ein nicht unbedeutender Grad

von Bildung und Strebſamkeit. Ich hatte während meiner Reiſe mehrfach Gelegenheit, mich davon zu überzeugen.

Doch von den vielen Beſuchen in Kirchen, Paläſten und Sammlungen ſind wir hungrig und durſtig geworden, und begeben uns deshalb in eines der größeren echt ruſſiſchen Speiſehäuſer, an denen Moskau neben großen kosmopolitiſchen Hôtels und Kaffeehäuſern reich iſt. Da finden wir nichts von den Kellnern in ſchwarzem Frack mit dem tadelloſen bis in den Nacken reichenden Scheitel; vielmehr fluthet eine Schaar von bärtigen Männern und unbärtigen Jünglingen, die alle von Kopf bis zu Fuß in eine blendend weiße Kleidung gehüllt ſind, zwiſchen den kleinen Tiſchen einher, an denen wir Gruppen von ſpeiſenden Männern und Frauen gewahren. Dazu ertönt die rauſchende Muſik eines ſchönen Orcheſtrion. Ein echt nationales Gaſthaus muß ſtets eine Spielorgel beſitzen; die kleineren Etabliſſements dieſer Art begnügen ſich natürlich mit mangelhaften Inſtrumenten, deren widerwärtige Töne ſich von denen gewöhnlicher Leierkäſten durch nichts unterſcheiden. Die Muſik wird fortdauernd unterhalten und darf, wie die heilige Tempelflamme der Veſta, eigentlich nie ausgehen; kaum hat die eine der mächtigen Walzen ihr Stück beendet, ſo beeilt ſich einer der weißen Prieſter der Küche eine neue Walze hineinzuſchieben. Die Nationalhymne wechſelt mit allen erdenklichen italieniſchen Opernarien, Tänzen und Volksmelodien ab, und bis ſpät in die Nacht hinein erklingen die ermüdend regelmäßigen nie verſagenden Töne. Ebenſowenig wie die Muſik darf der Thee, die Kohlſuppe und der Borſchtſch ausgehen. In der Kochkunſt ſind die Ruſſen Meiſter, und das beſte Rindfleiſch findet bei ihnen auch ſeine beſte Behandlung. Der Borſchtſch iſt eine ſchmackhafte Sauerſuppe mit rothen Rüben und Fleiſch. Die verſchiedenartigſten See- und Flußfiſche, das feinſte Wild, vom archangelſchen Rennthier bis zum Schneehuhn, wird in der ruſſiſchen Küche ſchmackhaft bereitet. Der Ruſſe ißt gut und viel, aber noch lieber trinkt er, und hat auch in ſeinen Getränken eine große Auswahl. Außer ſeinem Lieblingsgetränke, dem Kwaß, der aus Roggenmehl und Malz bereitet wird und nicht berauſcht, wird dem gemeinen Mann auf der Straße Sbiten, ein Getränk aus Waſſer, Honig und Lorbeerblättern oder Salbei, und im Sommer ein ſehr wäſſeriger Himbeerſaft feilgeboten. In den Wirthshäuſern wird eine Taſſe Thee nach der andern geſchlürft. Der gemeine Mann aber bleibt bis jetzt leider dem Branntwein doch am meiſten gewogen, und der Trunk rafft täglich zahlreiche Menſchenleben dahin. Die berüchtigte ruſſiſche Trunkſucht beſteht nicht darin, daß mehr geiſtige Getränke conſumirt werden als in anderen Ländern (es iſt berechnet worden, daß ſowohl in England als auch in Frankreich, Oeſterreich und Preußen ein größeres Quantum Alkohol auf den Kopf der Bevölkerung kommt als in Rußland), ſondern in dem, was, und der Art, wie getrunken wird. Der Branntwein ruinirt die Geſundheit der Leute; deswegen iſt es erfreulich, zu ſehen, daß mit den neuen Eiſenbahnen das Bier auch im Innern Rußlands Eroberungen macht.

Einige Bemerkungen über den Handel Moskau's mögen hier ihre Stelle finden. Moskau mit ſeinen 400,000 Einwohnern nimmt, von der Niſhni-Nowgorod'ſchen Meſſe abgeſehen, die erſte Stelle im ruſſiſchen Binnenhandel ein. Es liegt im Centrum der Manufactur- und Fabrikthätigkeit und andererſeits im Centrum des ruſſiſchen Eiſenbahnnetzes. Auch gehören das Moskauer und die daſſelbe umgebenden Gouvernements zu den am dichteſten bevölkerten des ganzen Reichs. Der blühendſte Induſtriezweig im Moskauer Gouvernement iſt die Weberei. Die Zahl der Fabriken beträgt 1200, es ſind in denſelben über 100,000 Arbeiter beſchäftigt, und jährlich wird ungefähr für

55 Millionen Rubel producirt. Die Hälfte davon kommt auf die Stadt Moskau und deren Umgebung. Abgesehen von den großen Fabriken werden viele Industriezweige von den Bauern in den Dörfern betrieben, so namentlich die Weberei, Schmiede- und Tischlerarbeiten: an dieser Beschäftigung nimmt dann die ganze Familie in der vom Ackerbau erübrigten Zeit theil. Moskau ist gleichsam ein beständiger Jahrmarkt. In den hiesigen Waarenniederlagen versehen sich die Kleinhändler der Gouvernements- und Kreisstädte des innern Rußlands mit Verkaufsgegenständen. Eine eigene Art Hausirer sind die sogenannten Prassoli und Ofeni. Es sind Leute, die bei den Fabrikanten oder den Großhändlern auf Credit Waaren entnehmen, welche sie dann auf den Jahrmärkten in den Dörfern Kleinrußlands, der westlichen Gouvernements und auch wohl Sibiriens absetzen. Haben sie ihren Vorrath verkauft, so kehren sie nach Moskau zurück, bringen ihre Rechnung mit den Creditoren in Ordnung und nehmen neue Waaren, gewöhnlich für eine größere Summe, auf. Diese wandernden Kaufleute reden mit einander eine nur ihnen verständliche Sprache, die schon seit lange erfunden ist, um das Handelsgeheimniß zu bewahren. Viele dieser Krämer haben ihre Laufbahn mit dem Feilbieten von einfachen Heiligenbildern begonnen, die in vielen Dörfern, namentlich des Wladimir'schen Gouvernements, gleichsam fabrikmäßig verfertigt werden, so daß der eine Maler die Köpfe, ein anderer die Hände, ein dritter die Kleidung malt, und sind allmählich große Capitalisten geworden. Einen Hauptabsatz finden die Moskauer Waaren natürlich auf den großen Messen zu Nishni-Nowgorod, Charkow, Poltawa, Kijew u. s. w. Es ist eigenthümlich, daß die Erweiterung der Communicationsmittel und namentlich das Umsichgreifen der Eisenbahnen in Rußland den Messen keinen Abbruch thut, wie in anderen Ländern, ihre Bedeutung vielmehr steigert. Die Nishni-Nowgorod'sche Messe erfreut sich der größten Popularität, und es strömen von allen Seiten, aus dem europäischen, wie dem asiatischen Rußland, die Kaufleute zu Tausenden dahin. Wurde noch vor kurzem der dort stattfindende durchschnittliche Umsatz auf 70 Millionen Rubeln berechnet, so sind auf der letzten Messe Waaren im Werthe von gegen 130 Millionen verkauft worden. Für die fernere Entwicklung des Nishni-Nowgoroder und des Moskauer Handels ist die Frage von großer Bedeutung, welche Richtung die in Aussicht stehende sibirische Eisenbahn nehmen wird. Schließt sie sich an die Nishni-Moskauer Linie an, so wird hier der Handel noch größere Dimensionen annehmen.

Werfen wir, bevor wir von Moskau Abschied nehmen, noch einen Blick auf das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt. Was die äußere Physiognomie dieser Straßen betrifft, so darf man sie sich nicht alterthümlich denken. Hat auch der Brand von 1812 manches alte Gebäude verschont, so mußte im großen und ganzen die Stadt doch von neuem wieder aufgebaut werden. Ueberhaupt giebt es in Rußland, mit Ausnahme der Ostseeprovinzen, keine eigentlich alterthümlichen Städte. Die häufigen Feuersbrünste, welche ganze Städte — sie wurden ja aus Holz gebaut — in Asche legten, und noch heute in Trümmerhaufen verwandeln, haben dafür gesorgt, daß auch in den ältesten Städten doch nur sehr vereinzelte Stadttheile und Gebäude einen alterthümlichen Anstrich haben. Die Privathäuser in Moskau weichen in ihrem Aeußern sehr von einander ab: neben stattlichen Gebäuden gewahrt man anspruchslose Holzhäuser, welche eigentlich mehr in ein Dorf passen. Sehr beliebt sind auch bei Holzhäusern Säulen und Balcons. Nach dem früher Mitgetheilten nimmt es uns nicht wunder, wenn wir unter den uns in den Straßen Moskau's Begegnenden weit weniger ausländische Typen wahr-

nehmen als in St. Petersburg. Auch das Fuhrwerk ist hier nationaler, namentlich ist die Reitdroschke, die in St. Petersburg glücklicherweise ganz ausgestorben ist, noch sehr im Schwang. Die Straßenpolizei wird in Moskau weit laxer gehandhabt als in St. Petersburg, wo in neuerer Zeit in dieser Beziehung ein sehr erfreulicher Fortschritt wahrzunehmen ist. Dieser Unterschied tritt unter anderm in der Behandlung der Trunkenbolde, die in Moskau noch sehr patriarchalisch zu sein scheint, zu Tage. Ich war Zeuge einer wahrhaft komischen Scene: eines Morgens lag ein schwer Betrunkener vor einer Schenke und rührte sich nicht. In St. Petersburg wäre er von einem Polizeidiener davongeführt worden; hier wurde unter dem lauten Lachen der Umstehenden ein sehr wirksames Hausmittel angewandt: ein junger Bursche goß einen Eimer Wasser über ihn aus; der Mann rührte sich noch immer nicht; der Junge holte einen frischen Eimer; nun bewegte sich der Durchnäßte. Die Cur wurde so oft wiederholt, bis der Betrunkene aufstand und fluchend und schmähend davonging.

Nach der „Allgemeinen Zeitung."

123. Kijew.

Während der Reise von Kursk nach Kijew hatte ich so recht Gelegenheit zu beobachten, wie die Eisenschienen mit der Gleichgültigkeit der Landbevölkerung im innern Rußland aufräumen. Die Linie Kursk-Kijew war erst ganz kürzlich dem Verkehr übergeben worden, und viele der Passagiere dritter Classe, die natürlich viel interessanteres Material bietet als die zweite und erste, reisten offenbar zum erstenmal in ihrem Leben per Eisenbahn. In Kursk hatte man mir erzählt, daß die Leute schon vielfach am Abend vorher sich auf dem Bahnhof einfinden, um nur nicht den Zug am andern Morgen zu verspäten. Im Wagen erlebte ich manche komische Scene. Während der Nachtfahrt weckte der Schaffner kurz vor jeder Station alle eingeschlafenen Bauern; denn er weiß, daß sie sonst mit Gemüthsruhe an dem Ziel ihrer Fahrt vorbeisausen. Ja, ein solcher unsanft aus dem Schlafe Gerüttelter sagte dem Schaffner in aller Naivetät, er sollte sie alle doch nur schlafen lassen, „es ist ja kein Unglück, wenn man auch eine Station weiter fährt. Mit dem nächsten Zuge kann man ja zurück!" Von dem „Zeit ist Geld" hat man hier offenbar noch keinen Begriff. Dem kleinen Mann ist das Reisen in Rußland durch den äußerst wohlfeilen Fahrpreis dritter Classe sehr erleichtert: von Kijew bis St. Petersburg reist er für 15 Rubel, die Entfernung aber beträgt gegen 160 deutsche Meilen. Die Höhe, auf welcher Kijew gelagert ist, bildet den nördlichen Rand der sogenannten „kamennaja grjada," jenes breiten steinreichen Landrückens, welcher das südliche Rußland von den östlichen Ausläufern der Karpathen bis zur Wolga durchschneidet.

Kurz vor der Einfahrt in die Stadt wird man das Denkmal des Großfürsten Wladimir gewahr, der das Christenthum in Rußland einführte. Von einer Gartenanlage umgeben, steht auf mächtigem capellenartigen Piedestal die kolossale Figur majestätisch da, das Kreuz hoch empor haltend. Der Platz für das Denkmal ist außerordentlich gut gewählt; es steht hoch auf dem Berg, und beherrscht so den Fluß, in welchem die Taufe der ersten russischen Christen vollzogen wurde.

Kijew mit seinen 74,000 Einwohnern ist eine nicht unbedeutende Handelsstadt: sie liegt in einem fruchtbaren Gouvernement, in welchem die für Süd-

rußland charakteriſtiſche Schwarzerde bereits vorwiegt, Ackerbau und Viehzucht, namentlich aber der Runkelrübenbau mit großem Erfolge betrieben werden. Tuchfabrikation und Branntweinbrennerei ſind ſehr verbreitet. Die Stadt zerfällt in zwei ihrem Charakter wie ihrer Lage nach ganz geſonderte Theile: die untere Stadt, „Podol," die dicht an den Fluß herantritt, hat meiſt unanſehnliche ſchmutzige Gaſſen und großentheils hölzerne Häuſer; hier treiben die Händler, darunter viele Juden, und die Schiffer ihr Weſen. Der ariſtokratiſche Stadttheil liegt auf hohem Berge. Hier finden wir viele ſtattliche Gebäude, wie die „Wladimir-Univerſität", und die bedeutendſten Kirchen der Stadt, vor allen die berühmte Sophien-Kathedrale. An einem der ſchönſt gelegenen Punkte aber, dort wo nach einer alten Tradition der Apoſtel Andreas um das Jahr 40 nach Chriſtus das Kreuz pflanzte, iſt von der Kaiſerin Eliſabeth eine kleine zierliche Kirche aufgeführt worden. Von hier aus ſchaut das Auge über die untere Stadt hinweg das Dnjepr-Thal hinab. Es iſt ein prächtiger Anblick, der mich lebhaft an die Ausſicht vom Heidelberger Schloß erinnerte. Den Dnjepr hinab gleiten zahlreiche Kähne in raſchem Tempo: die Strömung iſt reißend. Aber auch der Blick in die obere Stadt iſt ein erquickender: das dichte Laub der Eichen, des Ahorns, der Pappeln und Akazien, das die Stadt umkränzt, wirkt in wohlthuendſter Weiſe. Werden wir ſchon durch dieſe Baumarten daran erinnert, daß wir uns im ſüdlichen Rußland befinden, ſo bringt ein Gang durch die Straßen der oberen Stadt dieß uns zu noch deutlicherm Bewußtſein: an den Fenſtern Jalouſien; vor den Hotels und Kaffeehäuſern Stühle und Tiſche durch große leinene Zeltdächer gegen die heiße Juliſonne geſchützt; das herrlichſte Obſt, darunter Melonen und Arbuſen (Waſſermelonen), an den Straßenecken zu wohlfeilen Preiſen ausgeboten; die Trinkhallen, in denen Soda- und Selterswaſſer gereicht wird, weit häufiger als in St. Petersburg und Moskau. Es waren gerade entſetzlich heiße Tage, und wer es nur irgend konnte, ſtürzte ſich in die Fluthen des Dnjepr; vor den Badehäuſern ſtanden den ganzen Tag hindurch lange Reihen von Wagen. Die Bevölkerung von Kijew hat bereits eine ganz andere Phyſiognomie als die Moskau's. Man merkt ſogleich, daß man im Lande der Kleinruſſen iſt. Auch vielen Polen begegnet man.

Ungefähr eine Stunde von Kijew, ſtromabwärts, befindet ſich der beſuchteſte Wallfahrtsort des Reichs, das „Kijew'ſche Höhlenkloſter," das um die Mitte des elften Jahrhunderts durch den heil. Antonius, welcher längere Zeit in Konſtantinopel und auf dem Berge Athos geweilt hatte, ſeinen Urſprung empfing. Man kann ſich kaum einen düſtereren Gang denken als den durch dieſe Katakomben. Zuerſt ſteigt man in einem mit Glas gedeckten Corridor Hunderte von Stufen zur erſten Capelle hinab. Zur Rechten und zur Linken kniet eine ungeheure Menge von meiſt verkrüppelten Bettlern. Sie flehen, ihre verſtümmelten Gliedmaßen vorweiſend, die mildthätig geſtimmten Wallfahrer um ein Almoſen an. Das Gemurmel, welches uns auf den erſten Stufen empfing, verwandelte ſich, je weiter wir gingen, in ein immer lauter werdendes wüſtes Geſchrei, welches das Schauerliche der Situation noch erhöhte. Endlich ſind wir am Eingang in die eigentlichen Höhlen angekommen und zünden uns Wachskerzen an. Ehe wir den unheimlichen Gang antreten, fällt unſer Blick auf ein draſtiſches Fresko-Bild, auf welchem viele Teufel arme Menſchenſeelen peinigen. Nun geht es durch labyrinthartige, ſchmale, finſtere, feuchte Gänge an den mit farbigen Gewändern bedeckten Gebeinen der hier in koſtbaren Särgen beigeſetzten Mönche und Heiligen vorüber, immer tiefer in den Schooß des Berges hinein. Von Zeit zu Zeit kommt man in etwas

weitere capellenartig eingerichtete Räume, in denen ein Prieſter, von Chorſängern unterſtützt, mit den Pilgern einen Gottesdienſt begeht. Der Mönch, der uns führte, war ein düſteres Weſen; als eine junge Dame, die zu unſerer Geſellſchaft gehörte, ſich die Dinge mit etwas weltlichem Blick anſchaute, wurde ſie barſch zur Ordnung gerufen: „Sie ſind hier um zu beten und die Gebeine der Heiligen zu verehren, nicht aber um zu gaffen!“ Wiederholt gewahrt man ganz kleine fenſterartige, nur mit Metallplatten bedeckte Oeffnungen in den Mauern: hier hatten ſich in den finſteren Jahrhunderten des religiöſen Fanatismus fromme Büßer einmauern laſſen; durch das Fenſterchen reichte man ihnen Brot und Waſſer. Wenn ſie es nicht mehr in Empfang nahmen, dann waren ſie wohl geſtorben, und das Fenſter ward verſchloſſen. Aus einem hohlen eiſernen Kreuze wird dem Beſucher der Höhlen geweihtes Waſſer gereicht, wogegen er eine Münze ſpendet. „Wohl dem, der da athmet im roſigen Licht,“ dachten wir, als endlich der Schein des Tages uns in die dumpfen Räume entgegenleuchtete, und es uns bald darauf vergönnt war, aus einem Brunnen im ſaftigen Grün einen friſchen Trunk zu thun.

Im Kijew'ſchen Höhlenkloſter ſtrömen durch die vielen Tauſende von Pilgern außerordentliche Reichthümer zuſammen. Aus allen Theilen des Reiches kommen die Beter in Scharen hierher gezogen. Durch dieſe Wallfahrt, und die reichen Spenden, die ſie dem Kloſter zutheil werden laſſen, glauben ſie den Himmel zu verſöhnen. Manche hoffen Geneſung von ſchwerer Krankheit durch dieſes gute Werk zu erringen. Natürlich verſtärkt auch vielfach die Liebe zum Müßiggang die Scharen der Wallfahrer. Viele hundert Meilen werden zu Fuß zurückgelegt; in den Dörfern können die Pilger und Pilgerinnen — es ſind viele alte Frauen darunter — auf gaſtliche Aufnahme rechnen. Der Ruf von der Heiligkeit und Wunderkraft des Höhlenkloſters iſt in jedes noch ſo kleine Dorf des Rieſenreiches gedrungen. Daß ſich mit der Düſterheit des Orts aber auch der ausgeſprochenſte Frohſinn verträgt, hatten wir Gelegenheit an einem jungen ſchönen Mönch zu beobachten, der uns mit Thee und Kwaß auf das liebenswürdigſte bewirthete. Er gehörte zu den vornehmeren Brüdern, und ließ ſich die Pflege eines netten Gärtchens, in welchem er die ſchönſten Blumen gezogen, angelegen ſein. Das heitere friſche Leben, das hier um die Kloſtermauern blühte, verdrängte allmählich die düſtern unterirdiſchen Eindrücke, und erheitert begaben wir uns auf den Rückweg zur Stadt.

Nach der „Allgemeinen Zeitung“.

124. Dnjepr-Reiſe und Steppenfahrt.

Da die Eiſenbahnlinie Kijew-Balta noch ihrer Eröffnung harrte, beſtiegen wir an einem der erſten Tage des Auguſt, Morgens früh, beim herrlichſten Wetter einen Dnjepr-Dampfer, um unſere Reiſe zu Waſſer fortzuſetzen. Eine Zeit lang iſt das rechte Ufer noch hoch und bietet landſchaftlich hübſche Partien; bald aber lagert ſich die für Rußland ſo charakteriſtiſche Einförmigkeit über beide Ufer, und der Reiſende hat alle Zeit, die mannichfachen Eindrücke, die ihm in Kijew geworden, in ſich zu verarbeiten. In unzähligen Windungen ſchlängelt ſich der Strom zwiſchen ſandigen Ufern vorwärts; ſelten nur erblickt man ein Dorf oder ein dorfähnliches Städtchen in der Ebene. Die Schifffahrt auf dem mittleren Dnjepr-Lauf, welche bei Kijew beginnt, wird durch die Seichtheit des Fluſſes und die Veränderlichkeit des Bettes außerordentlich beeinträchtigt. Deßhalb ſind auch die Dampfſchiffe klein und ganz flach gebaut. Vorn an der Spitze ſteht immer ein Matroſe mit einer langen Meßſtange, der

dem Steuermann die bisweilen kaum mehr als eine Elle betragende Tiefe des Fahrwassers anzeigt. Man fährt nur bis zu eintretender Dunkelheit; die Seichtheit des Flusses gestattet natürlich keine Nachtfahrt.

Von Krementschug an, wo wir des andern Morgens anlangten und ein anderes Dampfschiff bestiegen, hat die Schifffahrt mit neuen Hindernissen zu kämpfen: hier durchschneidet nämlich der Dnjepr die kamennaja grjada, und demgemäß beginnen die sogenannten „Zäune", d. h. Reihen von Steinen, die hier einen größern, dort einen kleinern Theil des Bettes erfüllen, so daß größere Schiffe von hier an nur im Frühling und auch dann nur mit Gefahr, im Sommer aber gar nicht fahren können. Unterhalb Jekaterinoslaws treten an die Stelle der Zäune die sogenannten „Porogi," Wasserfälle und Stromschnellen, die sich etwa zehn Meilen weit bis Alexandrowsk ziehen. Diese Strecke ist nur im Frühjahr bei hohem Wasserstande passirbar, und auch dann ist die Fahrt trotz der Sprengung vieler Felsen und der Anlegung von Canälen mit vielen Gefahren verbunden, im Sommer aber geradezu eine Unmöglichkeit.

Von Jekaterinoslaw bis Nikopol, etwa 18 Meilen weit, mußten wir also zu Lande reisen. In Jekaterinoslaw nahmen wir vom Laubholz Abschied; denn es ging nun in die baumlose Steppenregion hinein. Es ist, als wollte Jekaterinoslaw dem Reisenden noch einmal den ganzen Zauber einer frischen saftigen Vegetation vergegenwärtigen: ein hübscher öffentlicher Garten, ferner ein Park, in welchem sich das Palais des Fürsten Potemkin, jenes mächtigen Günstlings der Kaiserin Katharina II., welcher Jekaterinoslaw gegründet, erhebt, sowie ein Wäldchen, etwa eine halbe Meile von Jekaterinoslaw in einer Schlucht mitten in der Steppe, besitzen ganz prächtige Exemplare von alten Eichen und anderm Laubholz. Ein Thüringer, der seit vierzig Jahren im baumarmen Odessa lebt, machte vor kurzem eine Reise nach Jekaterinoslaw; als er die knorrige alte Eiche im Stadtgarten sah, brach er in Thränen aus: seine am Fuße des Thüringer Waldes verbrachte Jugend stand lebhaft vor ihm.

Wie in jeder größern russischen Stadt gibt es auch in Jekaterinoslaw deutsche Familien, in deren gemüthlichem Kreise man bald vergißt, daß man sich mitten im Innern Rußlands befindet. Seit kurzem hat diese Stadt auch eine kleine deutsch-protestantische Kirche. Unsere Gastfreunde, Deutsche, die seit einer Reihe von Jahren hier seßhaft sind und energisch an dem Aufblühen des gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Lebens der Stadt mitarbeiten, berichteten, daß sich der Ort in den letzten Jahren bereits bedeutend gehoben habe, und, wenn auch langsam, so doch stetig, auf dem Wege der Civilisation fortschreite. So eben wurde emsig an einer Wasserleitung gearbeitet. Doch — die Postpferde, die bereits vor ein paar Stunden bestellt waren, sind da — mit Recht antwortet der Russe, wenn man ihn zur Eile auffordert, nicht etwa: „im Augenblick," er sagt vielmehr: „ssei tschass" (wörtlich übersetzt: „diese Stunde"), und wie man den Augenblick oft auf mehrere ausdehnt, so schiebt er diese Stunde bisweilen auf einen halben Tag hinaus. Der Tarantaß, das populärste und zweckmäßigste Reisefuhrwerk in Rußland — der Rumpf des Wagens wiegt sich auf zwei langen elastischen Stangen, wie auf Federn — steht bereit; unsere Freunde haben die Kasten und Taschen des Wagens mit reichem Speisevorrath, delicaten Schnepfen, Kaviar, einigen Flaschen Wein ꝛc., gefüllt; denn was man auf den Poststationen zu essen bekommt, ist nicht der Rede werth; der Postknecht (Jämschtschik), der die Zeit unseres Abendessens

zu einem Schläfchen am Boden dicht vor ſeinem Dreigeſpann benutzt hat, beſteigt den Bock; ein herzlicher Abſchied — und eilenden Laufes geht es in die Nacht hinein.

Das Reiſen in der Steppe hat eine eigene Poeſie. Dieſes Dahinfliegen über die unabſehbare Ebene — man legt zwei Meilen und mehr in einer Stunde zurück — gibt den Gedanken einen beſondern Schwung; das ermunternde Geſpräch des Jamſchtſchik mit ſeinen Pferden, denen er bald die zärtlichſten Schmeichelnamen, bald Scheltworte zuruft, erhält auch den Reiſenden munter; dazu ertönt unter dem Krummholz des Mittelpferdes das Glöckchen, das ſchon ſo manchen ruſſiſchen Dichter zu einem Liede begeiſtert hat.

Die Nacht iſt verfloſſen; die Sonne iſt am wolkenloſen Himmel emporgeſtiegen. Ueber der Steppe brütet ein entſetzlich heißer Auguſttag. Die angenehmſte Erfriſchung bietet der Saft der Arbuſe, dieſer ſchönen Steppenfrucht, die zu wahren Spottpreiſen feilgeboten wird. Vergebens ſieht ſich das Auge nach Schatten um; weit und breit kein Baum, kein Strauch! Während die Pferde auf der Station gewechſelt werden, ſtellt man ſich dicht an den Wagen oder an das weißgetünchte und mit Stroh gedeckte Stationshaus, um doch etwas von dem ſchmalen Schattenſtreifen zu profitiren. In Kleinrußland finden wir auf dem platten Land aus Lehm aufgeführte Häuſer an Stelle der großruſſiſchen Blockhäuſer. Dann geht es weiter über die verdorrte Steppe dahin; es war ſchon ſeit lange kein Tropfen Waſſer vom Himmel gefallen, ein tüchtiger Regen gibt der Steppe ſogleich, aber freilich nicht auf lange, eine andere Phyſiognomie, indem dann ſofort friſches Gras an Stelle des verdorrten emporſproßt. Die Steppe im ſüdweſtlichen Rußland gehört übrigens nicht zu den unfruchtbaren. Während die an der Wolga und dem Kaſpi-See alle Eigenthümlichkeiten der centralaſiatiſchen Steppen aufweiſt, zum Theil aus rieſigen Sandflächen beſteht, zum Theil von großen Salzſeen durchſchnitten wird, iſt die ſüdweſtliche Steppe namentlich in ihrem nördlichen Theile mit einer dicken Schicht von Schwarzerde bedeckt, welche ſie anbaufähig, beſonders aber für die Viehzucht ſehr ergiebig macht. Anders wieder geſtaltet ſich die Steppe an der Küſte des Schwarzen Meeres; hier beſteht ſie meiſt aus einem röthlichen mit Sand untermiſchten Lehmboden; ſtellenweiſe aber iſt ſie auch hier ganz und gar mit Flugſand und Salzlachen bedeckt, ſo z. B. zwiſchen dem Dnjeſtr und der Donau, wie am Bug.

Eine ſpaßhafte Unterhaltung gewähren dem Reiſenden in der Steppe die Zieſelmäuſe; es ſieht drollig aus, wenn die langgeſtreckten, niedlichen, an Eichhörnchen erinnernden Thierchen pfeilſchnell über die Steppe dahinhuſchen, oder auch an der Oeffnung ihres unterirdiſchen Ganges ſich aufrecht hinſtellen und vorſichtig nach allen Richtungen ausſchauen. Dem Landmann machen ſie freilich mehr Sorge als Spaß; denn ſie nagen ihm nicht ſelten ſein Getreide weg. In der Schädlichkeit werden ſie nur noch von der Wanderheuſchrecke übertroffen.

Als ich ſo über die kahle, verdorrte, menſchenleere Steppe dahin flog, kamen mir Gedanken an längſtverfloſſene Jahrhunderte und Jahrtauſende. Das geiſtige Auge ſchaut das wüſte Treiben der Mongolen, die wie ein Heuſchreckenſchwarm ſich auf das unglückliche Rußland geſtürzt hatten; es blickt weiter zurück: kräftige Germanenſtämme, die Gothen, haben ſich an den ſüdruſſiſchen Strömen niedergelaſſen, da kommen die Hunnen herangebrauſt und drängen ſie nach Weſten. Unſer Dreigeſpann jagt an einem großen, offenbar

von Menschenhänden aufgeworfenen Hügel vorüber: wer weiß, ob unter diesem Hügel nicht ein Skythenkönig vor Jahrtausenden sein Grab gefunden? In den letzten Jahrzehnten sind Ausgrabungen in dem Jekaterinosslaw'schen Gouvernement veranstaltet worden, deren Resultate ein schlagendes Licht auf die Skythen des Herodot werfen. So ward in den fünfziger Jahren in der Nähe des Fleckens Alexandropol ein großer Hügel abgetragen, in welchem man eine Art cyklopischen Baues fand; oft konnten fünfzehn Mann die riesigen Felsblöcke, die hier aufeinander gethürmt waren, kaum heben. Es war das Grab eines Skythenkönigs und der ihm zu Ehren Geopferten.

Auf der Strecke zwischen Nikopol und Cherssón passirt man die dorfähnliche Stadt Berisslawl, die ausgedehnten Besitzungen des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, des Fürsten Woronzow und anderer Gutsbesitzer, verschiedene sich lang hinstreckende Dörfer, darunter auch eine wohlhabende deutsche Colonie, zwei reiche Klöster u. s. w. Im Ganzen aber bieten auch hier die Ufer des Dnjepr wenig Abwechslung. Welche Summen muß Potemkin vor und während jener bekannten Reise der Kaiserin Katharina im Jahre 1787 verausgabt haben, um die damals öden Ufer in theatralischer Weise mit scheinbar blühenden Ansiedelungen und Staffage aller Art, als Landleuten im Sonntagsstaat, manövrirenden Truppen u. dergl., zu beleben! — Die Repräsentanten eines blühenden volkswirthschaftlichen Zustandes mußten aus entfernten Gegenden herbeigeführt werden.

Unser Schiff ließ nichts zu wünschen übrig. war man doch Nachts sogar gegen den Stich der hier sehr häufigen Mücken durch sogenannte Mosquiteros, Musselin-Vorhänge, mit denen die Betten überdeckt werden, geschützt. Es fand sich eine angenehme Reisegesellschaft zusammen, die sich über die verschiedenartigsten Dinge lebhaft unterhielt: da hörte man Russisch, Französisch, Deutsch, Italienisch, Armenisch, alles bunt durch einander. Unter den Passagieren waren mehrere, die nach Odessa reisten, um Erzieher oder Erzieherinnen für ihre Kinder zu suchen. Wer im Herzen Deutschlands lebt, hat keinen Begriff von der Ebbe pädagogischer Hülfsmittel im Innern des russischen Reichs. In den kleineren Städten liegt das Schulwesen ganz im argen. Entweder müssen also die Eltern sich auf viele Monate, ja Jahre, von ihren Kindern trennen und sie nach Odessa, Kijew, Moskau, St. Petersburg oder eine sonstige größere Stadt in die Schule schicken, oder sie müssen einen Lehrer oder eine Lehrerin ins Haus nehmen.

Die Gouvernementsstadt Cherssón liegt recht malerisch dicht am Strome. Sie treibt einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Holz, welches den Dnjepr herabgeflößt wird — von hier aus wird fast das ganze Neu-Rußland mit Holz versorgt; ferner handelt sie mit Wolle — im südlichen Theil des Cherssón'schen Gouvernements wird eine umfangreiche Schafzucht betrieben und mit Getreide, welches auf der Schwarzerde im nördlichen Theile des Gouvernements vortrefflich gedeiht. Doch hat Cherssón in der Stadt Nikolajew am Bug eine gefährliche Rivalin. Bei Cherssón können der Seichtheit des Dnjepr wegen große Seeschiffe nicht heranfahren, während Nikolajew seit kurzem einen trefflichen Hafen besitzt.

Bald unterhalb Cherssón beginnt der Liman, jene weite Bucht, in welche sich der Dnjepr ergießt. Morgens früh hatten wir Cherssón verlassen, am Abend desselben Tages landeten wir nach einer herrlichen Fahrt auf dem Schwarzen Meer — es herrschte vollkommene Windstille — in Odessa. „Allgemeine Zeitung."

IV. Bilder aus Amerika.

125. Eine Reiſe über den atlantiſchen Ocean nach Amerika.

Die Eiſenbahn führte mich mit Windeseile durch die Ebenen Norddeutſchlands nach Bremen. Hier traf ich ſchon manchen Gefährten, welcher gleich mir im Begriff ſtand, die Reiſe in die neue Welt anzutreten. Die letzten vorbereitenden Einkäufe für die Reiſe wurden mit der nöthigen Vorſicht gemacht, da es nur zu gewöhnlich iſt, daß der Auswanderer bei ihrer Beſorgung tüchtig geprellt wird. Gleichwohl iſt's in Bremen noch beſſer, als in Hamburg, oder gar in den franzöſiſchen und niederländiſchen Häfen. Die Eiſenbahn brachte mich nach Bremerhafen, wo das Auswandererſchiff mich und die Reiſegefährten erwartete, von denen jedoch viele die Reiſe in überfüllten, engen Flußſchiffen auf Koſten des Rhebers zurückgelegt hatten. Das große, trefflich eingerichtete Auswandererhaus zu Bremerhafen nahm uns bis zur Einſchiffung gaſtlich auf. Die letzten Vorbereitungen zur großen Reiſe wurden hier getroffen. Bilder des bunteſten Hafenlebens umgeben uns. Hier füllen Matroſen vermittelſt langer Schläuche die Waſſerfäſſer der großen Fahrzeuge, welche mit ihren ſchwarzen Rümpfen, ihren Maſten und Raaen, ihrem Tau- und Segelwerk, umgeben von ameiſenhaft wimmelnder Menſchenmenge, ruhig an den Kais liegen. Dort bringen Auswanderer ihre Siebenſachen, ihre unförmigen, bunten Truhen, ihre Betten und Geräthe an Bord. Da werden durch von der Behörde beſonders beauftragte Perſonen die vom Rheder für die Paſſagiere gelieferten Lebensmittel genau unterſucht, um ſich zu überzeugen, daß nicht Verdorbenes und Ungenießbares geliefert und den Anforderungen des Geſetzes überall genau nachgekommen worden iſt. Dort tummelt man ſich in den Schenkwirthſchaften der Stadt umher, um im Kreiſe von Freunden und Bekannten Europa Lebewohl zu ſagen, während andere thätige Familienväter die für die Meerfahrt gekauften Strohſäcke und Decken nach dem Schiffe ſchaffen und ihre Frauen die nöthigen blechernen Speiſenäpfe, Waſchbecken, Trinknäpfe, dickbäuchigen Waſſerflaſchen und das unentbehrliche Rumfäßchen als Reiſezurüſtung beſorgen. Unter den Vielen, welche den Hafen auf- und ablaufen, fehlt endlich auch die Polizei nicht; ihr wachſames Auge betrachtet mit ſcharfem Blicke alle Jene, welche Deutſchland eben verlaſſen wollen. — Schon mancher Dieb, mancher Betrüger ward in den letzten Augenblicken von ihr ergriffen und der wohlverdienten Strafe übergeben. Laſſen wir ſie. Die Matroſen haben den Anker aufgewunden, Capitän und Lootſe ſind an Bord, ſchon öffnet ſich das Hafenthor. Wollen wir die Reiſe mitmachen, dann iſt's hohe Zeit, uns gleichfalls auf's Schiff zu verfügen. — So — ein flotter Sprung und wir ſind auf dem Rücken des mit ſeiner Menſchen- und Güterladung dahindampfenden Meerungeheuers, deſſen Bauch nun im günſtigen Falle auf zwei lange Wochen die Wohnung ſo Vieler ſein wird.

Keiner meiner früheren Bekannten befand ſich mit auf dem Schiffe, als dieſes die gelbgraue Weſer hinabfuhr, nur neue Bekannte von vorgeſtern und geſtern waren meine Begleiter. Die Dampfmaſchine ſetzt ſich in Bewegung, die Segel werden aufgehißt, blähen ſich und ſchwellen, und raſchen Laufes durchſchneidet der Kiel die trübe Fluth. Die letzten Häuſer Bremerhafens ver-

ſchwinden, das flacher und flacher werdende Ufer mit ſeinen Wieſen, ſeinen Rinderherden und ſeinen ſchlanken Kirchthürmen verläuft in nebliger Ferne, der Lootſe verläßt uns, der Capitän übernimmt das Commando, wir ſind in der Nordſee. Helgolands rother Felſen bleibt zur Seite liegen, und ſchon nach 48 Stunden läuft das Schiff in den klippenreichen, gefahrvollen Canal ein, welcher Englands Kreideküſten von Frankreichs zerklüftetem Geſtade trennt. Die Fahrt geht gut, Wind und Wetter ſind günſtig, noch weitere 48 Stunden und wir ſchwimmen im atlantiſchen Ocean, oder, wie ihn die Matroſen hier nennen, in der „ſpaniſchen See."

Jetzt wird es an der Zeit ſein, unſer Schiff ein wenig genauer kennen zu lernen. Es iſt ein Auswandererſchiff, ein Schraubendampfer des „Norddeutſchen Lloyd", und zerfällt, ſeinem Rumpfe nach betrachtet, in drei Abtheilungen, welche durch Treppen mit einander verbunden und Deck, Zwiſchendeck und Schiffsraum genannt werden. Auf dem Deck befindet ſich hinter dem Bugſpriet, an welchem das Namensbild („Gallion") des Fahrzeugs prangt, zuvörderſt die Wohnung der Matroſen, das Matroſenlogis. Gleich hinter dieſem ſtößt man auf die mächtige Winde, mit welcher die auf beiden Seiten des Vordertheils herabhängenden Anker gelichtet werden Neben derſelben erhebt ſich mit ſeinen Raaen, Segeln, Tauen und Strickleitern der Fockmaſt, und hinter dieſem die mit eiſernen Keſſeln verſehene Küche. An dieſelbe ſtößt die zweite Kajüte. In der Mitte befindet ſich die Dampfmaſchine, welche nach denſelben Grundſätzen wie eine Landdampfmaſchine eingerichtet iſt, doch haben, zur Verhütung von Feuersgefahr, die Keſſel den Feuerungsraum in ihrem Innern. In der zweiten Hälfte des Schiffes iſt die andere große Winde oder der Gangſpill angebracht, und unter ihr Räume für die erſte und zweite Kajüte, zwiſchen welchen der Beſahnmaſt hoch emporragt. Die erſte Kajüte iſt mit eleganten Möbeln, Divans und Mahagonitiſchen ausgeſtattet, und erhält ihr Licht von oben. Vor ihr befindet ſich das kleine Häuschen, von wo aus der Steuermann, den Blick auf den Compaß gerichtet, durch ein Rad den Lauf des Kiels leitet. Dies die oberſte Etage eines Auswandererſchiffes. Eine Treppe neben dem Maſchinenraume führt uns in das Zwiſchendeck, welches eine große Menge kleiner Abtheilungen enthält. Schon beim Hinabſteigen macht ſich ein höchſt widerlicher Dunſt bemerkbar, welcher ſelbſt durch Luftſegel und Abzugsröhren ſich nicht gänzlich beſeitigen läßt. Hier im Zwiſchendeck hält ſich die große Menge von Paſſagieren auf, welche für einen mäßigen Preis die Reiſe nach Amerika zurückzulegen genöthigt iſt. Ein Gewirr von Stimmen aller Art läßt ſich vernehmen, wogegen das Halbdunkel nur weniges zu ſehen erlaubt. Doch gemach, dein Auge wird ſich daran gewöhnen und bald erkennſt du den 60 bis 80 Fuß langen, 20 bis 25 Fuß breiten und 8 Fuß hohen Raum, welcher an ſeinen beiden Enden durch Bretterverſchläge von den Vorrathskammern des Schiffes geſchieden wird. An ſeinen beiden Seiten, rechts und links, befinden ſich in zwei Abtheilungen über einander die Kojen oder Schlafſtätten der Paſſagiere, in denen dieſe je vier und vier, gleich Heringen, neben einander verpackt liegen. Dieſe Kojen, nicht unähnlich den Schubfächern einer ungeheuren Commode, ſind Schlafkammer, Ankleide-, Wohn- und Studierzimmer, kurz Alles in Einem. Gefäße mit allerlei Inhalt befinden ſich in traulichem Nebeneinander. Nur die Enge des Schiffsraums läßt die hier herrſchende ſchreckliche Unordnung entſchuldigen. Will man der Unordnung, dem Durcheinander der verſchiedenartigſten Stimmen, dem Brodem und allen ſich hier entwickelnden Gerüchen entgehen, ſo begiebt man ſich an nicht zu ſtürmiſchen Tagen auf das Deck. Schrecklich aber iſt der Zuſtand eines ſolchen Auswandererſchiffes, wenn in Folge der kaum zu beſeitigenden

Unreinlichkeit anſteckende Krankheiten ausbrechen und nicht blos in dichteſter Nähe bei einander gefährlich Erkrankte ſchwer darniederliegen, ſondern auch der Tod bald in der, bald in jener Koje ſein Opfer fordert. Eine derartige Schreckenszeit war für das Bremer Schiff „Johann Hermann" die Zeit vom 1. November 1853 bis 17. Januar 1854, in welcher während der Ueberfahrt nach New-York allein 41 Menſchen ſtarben. — Der unterſte Schiffsraum, gleichſam der Keller, iſt mit Gepäck, Waaren, Vorräthen und Ballaſt gefüllt.

Dies das Schiff und nun die Reiſe. Ein friſcher, mehrere Tage anhaltender Wind führte uns mit außerordentlicher Schnelligkeit weiter. Jede Stunde wurden $2^1/_2$ deutſche Meilen zurückgelegt, aber durch das Schaukeln des Schiffes hatte ſich ſchon nach den erſten Tagen die Seekrankheit eingeſtellt und mit ihr Schmutz und übler Geruch im Zwiſchendeck. Die Krankheit mehrte ſich von Tag zu Tag und kaum acht Perſonen auf dem Schiffe blieben von ihr verſchont. Zum Glück war das Wetter ſchön, ſo daß ein ziemlicher Theil der Paſſagiere, mit alleiniger Ausnahme der Schwererkrankten, ſich auf dem Verdeck aufhalten konnte. Da drehte ſich der Wind nach Süden, und theils um ihn zu benutzen, theils um dem Golfſtrome auszuweichen, richtete der Steuermann den Lauf des Schiffes nach Norden. Es war ein ganz vortrefflicher Dampfer. Alle Schiffe, die er traf — und ihrer waren nicht wenige, ja an einem einzigen Tage zählte ich ſechzehn — ließ er hinter ſich. So ging es vier bis fünf Tage in gleicher Richtung. Doch endlich ward die Luft ſo ſchneidend kalt, daß wir eines Morgens das prächtigſte Glatteis auf dem Verdeck fanden. Wir waren auf den Bänken von Neufundland angekommen, jener zum Stockfiſchfang vorzüglich geeigneten Gegend des atlantiſchen Oceans. Die Meerestiefe iſt hier, wie man uns ſagte, eine ſo geringe, daß der Straßburger Münſter über die Oberfläche des Meeres herausragen würde. Die Luft wurde immer kälter, Regen und Schnee fielen vom Himmel, ja der Capitän fürchtete ſogar ſchwimmende Eismaſſen und ließ beſtändig die Meeresfläche ſcharf beobachten. Schon am Abend vom 15. auf den 16. April fing die See an, hoch zu gehen, und das Schiff ſchaukelte ärger als gewöhnlich hin und her. Von Stunde zu Stunde nahm dies zu, und das Schwanken ward endlich ſo heftig, daß auf einmal alle Kiſten und Kaſten eine Rutſchpartie begannen. Ein Heidenlärm erhob ſich im Zwiſchendeck, alles Blechgeſchirr fiel wie mit einem Ruck von den Nägeln an den Betten herab und trieb ſich mit den großen, 20 Maß haltenden, weidenumflochtenen Waſſerflaſchen, den Kiſten und Kaſten unter Krachen und Rumpeln im Zwiſchendeck umher. Dazu das Heulen und Kreiſchen der Weiber, das Jammern der Kinder, das Wimmern der Verzagten, die da meinten, ihre letzte Stunde ſei gekommen, ſowie das Schreien und Fluchen derer, die beim erſten Schreck aus dem Bette geſprungen und von den herumfahrenden Koffern und Kaſten gequetſcht worden waren. Hierzu geſellte ſich das Getrappel der hin- und herlaufenden Matroſen, das Seufzen und Stöhnen der Maſten und Segelſtangen, das pfeifende Sauſen in den Tauen, das Commando des Capitäns durch das Sprachrohr, ſowie das Schreien der Mannſchaft. Als wir Licht angezündet hatten, erblickten wir die wunderlichſten Scenen: Alles lag bunt durch einander, und die, welche ſich auf ihre Koffer geſetzt hatten, ritten auf ihnen im Schiffsraume herum. — Die Nacht war ſchauerlich. Das Pfeifen des Sturmes, das Arbeiten der Maſchine, das Knarren der Maſten, das Brauſen der Wogen nahm eher zu als ab und ward gegen Morgen ſo arg, daß die Betten zu krachen anfingen und ihre Inhaber wehklagend herauskrochen. Als der Tag begann, wollte ich auf das Verdeck gehen; doch nur erſt nach dem dritten Anſatze gelang die Ausführung meines Vorſatzes. Nur mit großer Mühe und unter Beſchädigung

des Schienbeines kam ich, auf dem Verdeck dahinrutschend, bis in die Nähe der Kajüte. Hier hielt ich mich an einer Winde an und gab mich ganz dem großartigen Anblicke des Sturmes hin. Wer nie einen Sturm auf dem Meere erlebt hat, kann sich keinen Begriff davon machen. Jedes Bild, und sei es das vollendetste, wird von der Wirklichkeit zehn- und hundertfach übertroffen. Nicht regelmäßig einander treibende Wogen sind es, die sich über der Oberfläche des Meeres erheben, sondern eine ungeheure Wassermasse, die sich plötzlich hebt und eben so plötzlich wieder senkt. Dabei kommt es ganz darauf an, von welcher Seite das Schiff von den Wogen gepackt wird. Nur mit Grausen konnte man das Treiben der wetterharschen Matrosen mit ansehen, wie diese Kerls in den Tauen und Segeln hängend, von dem Sturme hin- und hergejagt wurden. Eine Stunde brachte ich auf dem Verdeck im Anschauen des herrlichen Naturschauspiels zu, bis ich endlich, durch und durch naß und von Kälte erstarrt, in den Schiffsraum zurückkehrte. Schon am Abende legte sich der Sturm, und in der Nacht ward es ganz ruhig, nur daß die aufgeregte See noch etwas hohl ging. Ein außerordentlicher Hunger stellte sich bei den Passagieren ein, und alle erzählten von den Erlebnissen aus der Sturmperiode.

Das Wetter war wieder prächtig geworden, die Zahl der Seekranken hatte immer mehr abgenommen, und Alle kamen in der buntesten Verhüllung auf das Verdeck. Matrosen und Passagiere unterhielten sich durch allerlei drollige Einfälle. Das Wetter ward drückend heiß, so daß ich die Nacht gar nicht mehr schlafen konnte. Anstatt mich wachend bald auf die, bald auf jene Seite zu legen, stand ich lieber auf und begab mich auf das Verdeck. Das Leuchten des Meeres gewährte einen höchst zauberischen Anblick. Zu beiden Seiten des Schiffes erglühte das Wasser und leuchtete, so weit es durch das Reiben der Schiffsplanken aufgeregt wurde, während eine noch weithin leuchtende Feuerstraße, bald von stärkerem, bald von schwächerem Lichte bezeichnet, den eingeschlagenen Weg angab. Noch mancher Andere gesellte sich zu mir auf's Verdeck, so daß in traulichen Gesprächen die schönen Stunden der Nacht dahinglitten. — Nun trat völlige Windstille ein. Ganze Herden von Schweinfischen schwammen gegen Abend paarweise und in zahlreichen Rudeln um uns herum, während die Luft sich mit Schwärmen kleiner Seevögel erfüllte. Die Nähe des Landes ward immer bemerkbarer. Schwärme von Landvögeln umflatterten das Schiff und ließen sich ermüdet auf das Tauwerk nieder. Wie ein bläuliches Nebelband quoll es über den quecksilbergrauen Wasserrand am Horizonte empor; anfänglich wie ein Hauch, gewann es allmählich an Körperhaftigkeit. Zacken und Einbiegungen zeigten sich, schon unterschied das bloße Auge wellige Formen, verschiedene Farben. Gastlicher Rauch steigt empor: es ist die Küste, unser Dampfer fliegt ihr entgegen, mit ihm aller Blicke, aller Herzen. Es sind die schönen, sanfthügeligen Gestade von Neu-Jersey. Schon geht es längs dieser Küste zur Linken hin, da taucht auch zur Rechten Land empor: die große Meeresbucht, in deren beruhigtem Wasser das Schiff dahintreibt. Noch kurze Zeit und die Dardanellen von Neu-York, die Narrows, — etwa 4000 Fuß breit und mit Forts im Wasser wie am Ufer versehen — öffnen sich. Durch sie rauscht unser Dampfer in die Bai ein, die das Entzücken aller Seefahrer ist. Rings von den wechselvollsten Ufern, theils vom Festlande, theils von Inseln umgeben, liegen sechs Quadratmeilen Wasser da, eben und glatt, wie der geschützteste Teich, doch tief genug, die größten Schiffsungeheuer zu tragen, geräumig, alle Flotten der Welt zu Seemanövern aufzunehmen. In malerischer Fülle drängen sich Städte-, Marine- und Landschaftsbilder vorüber, wie sie in solchem Vereine kaum ein zweites Stück Erde aufzuweisen hat. Es wimmelt von Schiffen aller Art: neben dem Hamburger

Dreimaſter liegt die chineſiſche Dſchonke, neben dem Weſtindienfahrer Liverpools die Feluke des Barbaresken, und während das ſtolze amerikaniſche Kriegsſchiff langſam vor Anker geht, ſchießt der ſchnelle Klipper vorbei.

Keiner durfte das Schiff verlaſſen, bevor nicht ein herbeigekommener Arzt den geſammten Geſundheitszuſtand geprüft hatte. Er war vortrefflich, nirgends gab es einen Kranken. So brauchten wir keine Quarantaine zu halten und konnten in Neu-York landen, das auf einer ſchmalen, ſpitz auslaufenden Landzunge gelegen iſt. Hafen und Bai entfalteten die überraſchendſte Pracht.

126. Aus Capitän John Roß' zweiter Entdeckungsreiſe in den Ländern des Nordpols.

Unſer Lauf war ein beſtändiges Kämpfen mit dem Eiſe. Oft waren wir ganz von kryſtallenen Bergen umſchloſſen, die das Schiff auf beiden Seiten quetſchten; zuweilen fanden wir einen ſchmalen Durchweg, dann aber war die Fahrt wieder ganz gehemmt, und wir wurden bei ſehr veränderlichem Winde von dem hin- und herwogenden Treiben der Eismaſſen bald nach Süden, bald nach Norden geſchoben. Unter ſolchen Umſtänden blieb uns keine Wahl, als in der Nähe der Küſte an dem größten Eisfelde, das ſich finden ließ, Schutz zu ſuchen und anzulegen, und der ſanften Bewegung deſſelben zu folgen. Nichtsdeſtoweniger hatten wir von dem Eiſe zu leiden, das in größeren und kleineren Maſſen gegen dies Feld trieb. Einmal wurde der Kruſenſtern faſt ganz aus dem Waſſer gehoben, während unſer Schiff ſeitwärts herumgedreht wurde. Am 21. Auguſt trat eine plötzliche Veränderung der drohenden Witterung ein. Es war wieder ein heiterer, ſtiller Sommertag. In Folge davon löſte ſich viel von dem uns noch immer einſchließenden Eiſe auf, die See erſchien offener und das Land konnten wir trefflich überſchauen. Die Küſte behielt die flache Geſtalt und bildete einen Halbmond von wohl vier deutſchen Meilen mit vielen kleinen Inſeln. Gegen Abend ſank der Kruſenſtern, welcher auf dem Eiſe geſtanden hatte, ins Waſſer, und durch den Wiederſchein vom Lande zeigte ſich ein freier Waſſerweg nach Südoſten. Früh am anderen Morgen beſuchte uns ein großer Wallfiſch, deren wir in dieſer Zeit viele ſahen, und nach dem Frühſtück ein Bär, der durch eine Kugel verwundet wurde, aber auf einer Eisſcholle entkam und dann ins Waſſer ſprang. Am Tage ſchoſſen wir mehrere Seehunde, welche aber alle ins Waſſer ſtürzten, ſo daß wir keinen erhielten. Dieſe Thiere ſteckten, wenn die Schaufelräder unſerer Maſchine in Bewegung geſetzt wurden, ihre Köpfe allzumal neugierig aus dem Waſſer. Am 24. Auguſt gelang es uns, bei einem hart an der Küſte feſtſitzenden Eisberge zu ankern. Bald nachdem wir uns hier geborgen hatten, trieb die ganze von uns verlaſſene Eismaſſe mit großer Schnelligkeit nach Norden zu und zeigte uns, was unſer Geſchick geweſen wäre, wenn wir dort länger verharrten. Die Strömung ging nach Norden und am Lande war nun offenes Waſſer; doch fehlte uns günſtiger Wind, ſo daß wir nur wenig vorwärts kamen. — —

Am 9. September war es ſo warm, wie in England an einem Sommertage. Am folgenden Tage kam ein gelinder Wind aus Nordweſt. Wir wagten uns daher aus unſerem Hafen wieder hervor und fuhren in dem ſchwimmenden Eiſe mit vollen Segeln dahin. Für die Nacht ſuchten wir Zuflucht in einem Kanal, wo das Schiff in einer engen Bucht zwiſchen einem Eisberge und einem Felſen ankerte. Die durch den Kanal gehende raſche Strömung brachte viele dicht zuſammengedrängte Eismaſſen, und ſo ſaßen wir feſt bis zum 12. September. Bei Tagesanbruch war der Wind nach Weſten umgeſprungen; es kam eine Menge neues Eis, wodurch der Druck noch höher

ſtieg. Auf einmal ſetzte ſich die ganze Maſſe mit reißender Schnelligkeit in Bewegung und führte unſer hülfloſes Schiff unter einem wahrhaft ſchrecklichen Toben und Krachen der an den Felſen zerſchellenden Schollen mit ſich fort. Es blieb einige Zeit zweifelhaft, ob wir nicht gegen einen der Felſen getrieben werden würden, die uns auf allen Seiten theils über, theils unter dem Waſſer umgaben. Doch unſer glücklicher Stern waltete vor: der Strom leitete uns in einen weiten Meeresarm; das Eis ging bald nachher aus einander und erlaubte uns, das Schiff während der Nacht, freilich mit außerordentlichen Anſtrengungen, abermals an einen feſtſitzenden Eisberg anzulegen. Das Schiff wurde während dieſer Arbeit mehrmals gehoben und auf die Seite gelegt, der Kruſenſtern aber einmal ganz oben auf's Eis geſetzt. Doch litten beide keinen Schaden. In dieſer Art ſetzten wir unſere Fahrt an der Küſte fort und erreichten am 14. September einen Hafen in der Nähe der Mary-Jones-Bai, den wir Johanna nannten.

Unſer Staunen und unſer Gefühl des Dankes war gleich groß, daß wir allen dieſen Gefahren ohne weſentlichen Nachtheil entgangen waren. Wer keinen nördlichen Ocean im Winter oder vielmehr im Winterſturm geſehen hat, der erinnert ſich bei den Kämpfen der Schiffer in den Nordpolgegenden etwa an die treibenden Schollen eines Landſees oder Canals. Jedoch er mag ſich vorſtellen, daß Eis, wenn es feſt ſitzt, ein Steinblock ſei, eine Klippe am Strande, ein Felſen im Strome, ein Vorgebirge, eine Inſel, ein Land von Granit. Dann mag er ſich weiter denken, daß Hunderte ſolcher Vorgebirge, Inſeln und Landmaſſen, Tauſende ſolcher Steinblöcke, Klippen und Felſen ſich urplötzlich in wildem Wirrwarr durcheinander bewegen und in ſchneller Flucht durch enge Straßen gejagt werden, ſo daß die größeren Maſſen ſich in Berge auflöſen, die mit Donnergetöſe zuſammentreffen, ihre Zacken, Hörner und Vorſprünge zerſprengen und zermalmen, oder ſich gegenſeitig in große Stücken zertrümmern, bis ſie endlich ihr bisheriges Gleichgewicht verlieren und ſich kopfüber ſtürzen, daß die Meereswogen rings umher brauſen, ſchäumen und wirbeln, während die flachen Eisfelder durch Wind und Strom gegen dieſe Trümmer oder gegen die Felſen treiben und aus der Brandung emporſteigen, bis ſie über einander rückwärts fallen und durch ihr Berſten und Krachen den betäubenden Aufruhr vermehren. Wenn man nun mit ſeinem Schiffe mitten in einem ſolchen Wirrwarr ſteckt, ſo iſt das eine ſeltſame und peinliche Lage. Man weiß und fühlt ſeine gänzliche Hülfsloſigkeit; die Furcht aber hat nicht Raum zu ihrer Entwickelung, ſo unerwartet kommt jedes Ereigniß, ſo ſchnell ſind die Uebergänge. — Wenn das Toben, die Bewegung, der wirbelnde, ſchnelle Wechſel aller Dinge die Aufmerkſamkeit in ſolchem Wirrwarr zerſtreut, ſo muß man doch immer vor Augen haben, daß es gilt, den nächſten günſtigen Augenblick zur Hülfe oder Rettung zu benutzen. Allein bei allem Saus und Braus der Gefahr, wo der Tod in immer neuen Geſtalten droht, kann der Seemann doch meiſtentheils nichts thun, als geduldig harren, gleich als ob ihn das weiter gar nicht kümmerte: er muß, ſo gut er kann, auf das Schickſal bauen; mag es kommen, wie es will, er kann es nicht ändern und vermeiden. — —

In der Nacht zum 6. October wurde es kälter, und da wir endlich ganz eingefroren waren, ſo wurde die Möglichkeit, noch weiter zu kommen, mit jeder Stunde ſchwächer und ſchwächer. Das Schiff wurde zwiſchen der kleinen Inſel und dem feſten Lande in eine ſolche Lage gebracht, daß es gegen die Oſt- und Weſtſtürme vollkommen geſchützt war. Die Boote wurden ans Land gebracht, die Verdecke von Tauen und Raaen geleert und alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, das Schiff zum Winter für unſere kleine, vereint angeſiedelte Familie wohnlich einzurichten. Am 8. October wurde dieſe Anſicht zur

vollen Ueberzeugung. Nirgends ſah man einen Tropfen freies Waſſer mehr; hier und da ein dunkler Flecken von einer Felsſpitze abgerechnet, zeigte ſich nichts, als eine blendende, einförmige, ermüdende Schneefläche am ganzen Horizonte herum. Es war wirklich ein trauriger Anblick. Der Geiſt erlahmt unter ſeinem Einfluſſe; denn hier iſt nur das Bild des Einerlei, des Schweigens, des Todes. — —

Der Monat October verging unter den Arbeiten zur zweckmäßigen Einrichtung unſeres Winterquartiers, während der Himmel bald heiter, bald wolkig war, und dann wieder große Schneemaſſen fielen. Die Maſchine wurde zerlegt und nebſt den Kanonen auf's Eis geſchafft. Auf der nahen Inſel wurde eine Stelle für das Pulvermagazin ausgeſucht. Eine genaue Unterſuchung der Feuerung und der Lebensmittel ergab, daß ſie auf 2 Jahre und 10 Monate ausreichten. Brachte man nun den Zuwachs vom Bären- und Seehundsfange in Anſchlag, ſo konnten wir uns leicht 3 Jahre halten. — Der Genuß des ſchmaler zugemeſſenen Branntweins wurde eingeſtellt, zumal derſelbe in dieſen kalten Gegenden nur ſchädlich wirkt, namentlich den Skorbut befördert. Zum beſſeren Schutze gegen die Kälte wurde das Oberdeck mit einer $2^1/_2$ Fuß dicken Lage von Schnee belegt und dieſer ſo lange mit Waſſer begoſſen, bis er eine feſte Maſſe von Eis bildete, worüber man nun Sand ſtreute, ſo daß er das Anſehen eines glatten Kiesweges bekam. Ueber demſelben wurde ein Dach aufgeführt, von welchem die Segel ſo weit herabhingen, daß ſie das Schiff auf beiden Seiten bedeckten. Endlich wurde noch rings um das Schiff eine dichte Wand von Schnee und Eis aufgeführt. — Um das Anſammeln der Feuchtigkeit, vor der man ſich hier ganz beſonders hüten muß, zu verhindern, gingen kupferne Röhren durch den Wohnraum im unteren Verdeck, und ebenſo wurde eine Röhre vom Oberdeck aus nach dem Feuer dieſes Raumes geführt. Endlich wurde der Boden an jedem Morgen mit heißem Sande beſtreut. Auf dieſe Weiſe hatte der Aufenthaltsort der Mannſchaft immer eine trockene, behagliche Wärme. Behufs geregelter Beſchäftigung der Mannſchaft theilte man ſie in fünf Wachen, um die Aufſicht über das Verdeck zu führen, nach dem Feuer zu ſehen, auf wilde Thiere und die Eingebornen zu achten, ſowie Ebbe und Fluth, Wind, Wolken und Himmelserſcheinungen zu beobachten. Wer Muße hatte, mußte einige Stunden auf dem Verdeck hin- und hergehen. Um 8 Uhr wurde gefrühſtückt, wobei es Cacao oder Thee gab, um 12 Uhr aßen wir zu Mittag, um 5 Uhr gab es wieder Thee; dann wurde von 6 bis 9 Uhr Abendſchule gehalten. Nachts ſchliefen die Leute in Hängematten. Des Sonntags geſtatteten wir keine Arbeit. Die Mannſchaft wurde dann gemuſtert, worauf Gebet und Predigt folgte. Um 6 Uhr wurde Sonntagsſchule gehalten; man las in der heiligen Schrift und endigte mit Pſalmen und Gebeten. Die Früchte dieſer religiöſen und geiſtigen Uebungen waren nicht zu verkennen. Die Leute bewieſen ſich, wie Glieder einer Familie, alle gefällig gegen einander, und zeigten in ihrem Verhalten eine muſterhafte Ordnung und Ruhe. — —

Am 25. November beobachteten wir ein glänzendes Nordlicht, das bis Mitternacht hin immer prächtiger wurde und bis zum anderen Morgen anhielt. Es bildete einen im Schein des Vollmondes leuchtenden Bogen, deſſen Enden, wie bei einer Brücke, auf zwei einander entgegengeſetzten Bergen zu ruhen ſchienen. Wir hatten im Laufe des Winters äußerſt häufig Gelegenheit, dieſe Naturerſcheinung in den mannichfaltigſten Abwechſelungen zu beobachten. — Die hauptſächlichſten Vorgänge dabei waren folgende: Tief am nördlichen Horizonte ſchwärzt ſich der vorher heitere Himmel, und es bildet ſich eine dicke Nebelwand, die allmählich zur Wölbung eines dunkeln Kreisabſchnittes in einer Höhe von 8 bis 10 Graden aufſteigt. Sterne ſind ſichtbar in die-

ſem finſteren Höhenrauch, deſſen dunkle Farbe nach und nach ins Braune oder Violette übergeht. Die Grenze der Wölbung iſt ein breiter, hellleuchtender Luftbogen, erſt weiß, dann gelb. Die Erſcheinung gleicht jetzt einer mächtig großen, im Aufgehen begriffenen dunklen Sonnenſcheibe, deren Rand mit einem glänzenden, breiten Saum eingefaßt iſt. Ueber der brückenartigen Wölbung ſchweben und tanzen die Lichter in beſtändig auf und nieder wallender Schwingung, und indem ſie bald hier, bald dort lebhafter aufflimmern und bis zum Scheitelpunkte des Firmamentes aufſteigen, erhöht ſich das Violette und Bläulichweiße zum Gelben und Saphirblauen, zum Roth des Purpurs, zum Grün des Smaragdes, und alle dieſe Farben wechſeln und ſpielen unaufhörlich in einander. So ſteht der leuchtende Himmelsbogen bisweilen Stunden lang, ehe die ganze herrliche Erſcheinung ihre Vollendung erreicht, was ſelten und nur bei der ſtärkſten Entwickelung vorkommt. Die Lichtſäulen ſteigen, gemengt mit ſchwarzen rauchähnlichen Streifen, in ſchlängelnder oder gerader Richtung bald einzeln aus der Wölbung empor, bald erheben ſie ſich gleichzeitig an vielen entgegengeſetzten Punkten des Horizontes und vereinigen ſich in ein zuckendes Flammenmeer, aus dem ſchnell hinter einander Strahlenbüſchel und helle Blitze hervorſchießen. Doch das zuckende Flammenmeer fließt im Nu wieder aus einander, bis ſich zuletzt alle Feuerſäulen, Strahlen und Lichter nach dem Mittelpunkte zuſammenſchieben, und hier bildet ſich nun in dem eigentlichen Brennpunkte der ganzen Erſcheinung die ſogenannte Krone des Nordlichtes um die Kuppel eines aus Licht gewobenen Tempelzeltes. Im milden Glanze, ohne Wogen und Wallen des ausſtrömenden Lichtes, zeigt ſich die ſternförmige Krone. Mit dem Aufblühen derſelben hat die ganze Erſcheinung ein Anſehen der Ruhe und Stetigkeit gewonnen. Es iſt der Anfang der Auflöſung. Die Strahlungen werden ſeltener, kürzer und farbenloſer. Die Krone und alle Lichtbogen fallen aus einander. Bald ſieht man am ganzen Himmelsgewölbe unregelmäßig zerſtreut nur breite, blaſſe, faſt aſchgrau ſcheinende, unbewegliche Flecken. Auch ſie verſchwinden. Tief am Horizonte ſteht jetzt noch, wie ein ausgebranntes Gemäuer, jene ſchwarzgraue Nebelwand, von der die Lichtentwickelung ausging, wie von der Wetterwolke der Blitz. Zuletzt bleibt von dem prächtigen Schauſpiel oft nur ein weißes, zartes Gewölk übrig, an den Rändern gefiedert oder in kleine rundliche Häufchen mit gleichen Abſtänden getheilt. Dieſe ſogenannten Schäfchen bilden die Grundlage des Nordlichtes und zeigen die Wirkung deſſelben auf den Dunſtkreis an. Nach ſtarken magnetiſchen Entladungen hat man noch am folgenden Tage in dem ſtrahlenförmig aus einander laufenden, leichten Gewölk die ganze Geſtalt des verſchwundenen Nordlichtes wieder erkannt: da, wo in der Nacht eine Feuerſäule ſtand, zeigte ſich ein weißlichter Wolkenſtreif.

In den letzten Tagen des November war es trübe und düſter. Am 30. November hatten wir jedoch den ruhigſten und hellſten Tag des ganzen Winters, wo wir um Mittag von dem höheren Theile der Inſel aus ſahen, wie die kaum noch über dem Horizonte ſtehende Polarſonne eine darunter befindliche Wolke röthete. Wir hatten jetzt noch drei Wochen bis zum kürzeſten Tage. — Vom 20. bis 22. December war der Himmel um Mittag ſo helle, daß wir in der Kajüte vollkommen gut ſehen konnten, und außerhalb des Schiffes ließ ſich der kleinſte Druck deutlich leſen. Die Sonne ſtand unter dem Horizonte. Er ſelbſt zeigte die herrlichſten Farbenſpiele, beſonders nach Süden hin, wo der Morgenſtern im vollen goldenen Lichte glänzte. Sterne erſter Größe konnte man auch des Mittags ſehen. Die erſte Frühe der Weihnachtstage wurde durch eins der ſchönſten Nordlichter verherrlicht.

Das neue Jahr begann mit heiterem Wetter. Der Mittagshimmel

zeigte die ſchönen Farben eines Sommerabends; die Berge am fernen Horizont waren faſt ganz dunkelſcharlachroth gefärbt, aber ein glänzender Purpur erhob ſich über ihnen und ging allmählich in einen ſchwarzdunkeln Schatten über. Die Mannſchaft ergötzte ſich an dieſem Tage durch ein Concert, welches ganz ihren Bällen entſprach. — Am 7. Januar bot der Himmel um 10 Uhr Morgens einen ganz neuen Anblick. Der Raum oberhalb des untergehenden Mondes prangte in reicher goldener Farbe, und in der Nähe der jetzt noch nicht aufgehenden, ſondern den ganzen Tag unter dem Horizonte befindlichen Sonne enthüllte ſich ein helles Silberlicht; es fand hier alſo gerade das Gegentheil von dem ſtatt, was ſonſt Regel iſt. — —

Als wir am 9. Januar früh an die Küſte gingen, berichtete mir einer der Matroſen, daß man von der Höhe aus Fremde geſehen habe. Ich ging demnach in der angedeuteten Richtung vorwärts und erblickte bald vier Eskimos in der Nähe eines kleinen Eisberges, nicht weit vom Lande und etwa eine engliſche Meile vom Schiffe. Sie verſteckten ſich hinter dem Berge, ſobald ſie mich bemerkten; allein als ich näher kam, trat die ganze Menge hervor und bildete eine Schaar von zehn Mann in der Fronte und drei in der Tiefe. Ein Mann war, wie es ſchien, in einem Schlitten ſitzend auf der Landſeite abgeſondert. Da ich wußte, daß das Begrüßungswort bei den einander begegnenden Stämmen Tima tima ſei, ſo rief ich ſie in ihrer eigenen Sprache an und bekam einen allgemeinen Ruf derſelben Art als Antwort. Der abgeſondert ſitzende Mann wurde jetzt gerufen und ſtellte ſich vor ihrer Linie auf. Meine übrigen Begleiter waren inzwiſchen auch herbei gekommen, und ſo ſchritten wir bis auf ſechzig Schritte zu ihnen vor, wo wir mit dem Ausrufe: aja Tima! die Flinten wegwarfen. Es war dies die gewöhnliche Art, wie wir erfahren hatten, ein freundſchaftliches Verhältniß zu eröffnen. Auch ſie warfen hierauf ihre Meſſer und Speere nach allen Richtungen in die Luft und erwiderten den Ruf aja, indem ſie die Arme ausſtreckten, zum Zeichen, daß ſie ebenfalls ohne Waffen ſeien. Allein da ſie ihre Stelle nicht veränderten, gingen wir weiter und umarmten endlich der Reihe nach Alle in der Fronte, indem wir ihre Kleidung von oben nach unten ſtreichelten, worauf von ihnen dieſer allgemein herrſchende Freundſchaftsbrauch erwidert wurde. Es ſchien dies große Freude zu erregen, die ſich bei Allen durch Lachen, Schreien und wunderliche Geberden kund that; und unmittelbar darauf ſahen wir uns im Beſitz ihres unbedenklichen Zutrauens.

Die bei ſeiner früheren Reiſe gemachte Erfahrung des Commandeur Roß war uns hier ſehr nützlich, und als ſie gehört hatten, daß wir Kablunae (Europäer) wären, antworteten ſie, daß ſie Innuit (Männer) ſeien. Ihre Anzahl belief ſich auf 31; der älteſte, Namens Illicta, war 65 Jahre, ſechs andere ſtanden zwiſchen 40 und 50, und 20 von ihnen zwiſchen 40 und 20, die übrigen waren vier Knaben. Zwei gingen lahm und wurden nebſt dem Alten von den Anderen auf Schlitten gezogen. Der Eine hatte, wie wir zu verſtehen glaubten, durch einen Bär ein Bein verloren, und der Andere einen Schenkel gebrochen. Alle erſchienen wohlbekleidet, beſonders in trefflichen Rennthierhäuten; die Oberkleider waren gefüttert und lagen an dem Körper an, und zwar vorn vom Kinn bis auf die Mitte des Schenkels, hinten mit einer Kappe, die über den Kopf gezogen werden konnte, während der Beſatz bis auf die Wade herabfiel und ungefähr wie die Spitze eines ehemaligen Soldatenrocks ausſah. Die Aermel hüllten auch die Hände ein, und von den beiden Häuten, aus welchen Alles gefertigt war, hatte die innere die Haare zunächſt auf dem Körper, die Haare der anderen ſtanden nach außen hin. Sie trugen zwei Paar Stiefel, die Haare von beiden nach einwärts und

darüber Beinkleider von Rennthierhaut, welche weit am Fuße hinabreichten; einige hatten auch über den Stiefeln noch Schuhe und ſtatt der Rennthierhäute Seehundsfelle zu den Beinkleidern. Unter den ungeheuren, über einander gehäuften Kleidungsſtücken ſchienen ſie viel dicker zu ſein, als ſie wirklich waren. Alle führten Wurfſpieße, welche einem Spazierſtocke nicht unähnlich ſahen, und an dem einen Ende eine hölzerne oder bleierne Kugel, am anderen Ende eine Spitze von Horn hatten. Als wir den Schaft unterſuchten, ſahen wir, daß er aus kleinen Stücken Holz oder Thierknochen beſtand, die ſehr ſauber zuſammengefügt waren. Die Meſſer, welche wir zuerſt bemerkten, waren aus den Knochen oder Hörnern eines Rennthiers gefertigt und ohne Spitze oder Schneide, mithin eine ſehr harmloſe Waffe. Bald aber entdeckten wir, daß Jeder von ihnen ein viel wirkſameres Meſſer, mit Eiſen geſpitzt oder auch mit einer Schneide daran verſehen, auf dem Rücken hängen hatte. Eins davon ergab ſich als Klinge eines engliſchen Taſchenmeſſers; ſie trug noch das Fabrikzeichen des Verfertigers und war ſo befeſtigt, daß ſie als Dolch dienen konnte. — Der Commandeur Roß konnte ausmitteln, daß ſie von Süden herkamen und Tags zuvor das Schiff geſehen hatten, daß ihre Hütten in einiger Entfernung nach Norden hin lägen und ſie dieſelben nur erſt heute früh verlaſſen hätten. Für heute ſchieden wir unter Begrüßungen von ihnen.

Am folgenden Tage fanden wir die Eingebornen an dem beſtimmten Orte, und bei der Annäherung trat einer, welcher der Häuptling der Horde zu ſein ſchien, ein paar hundert Schritte vor, indem er die Arme emporhielt, zum Zeichen, daß er keine Waffen habe. Auch wir warfen unſere Flinten weg, worauf alle die übrigen hinten ſtehenden ebenfalls ihre kriegsähnlichen Werkzeuge in die Luft ſchleuderten, wie ſie Tags zuvor gethan hatten, und mit dem gewöhnlichen Ausrufe unſere Ankunft erwarteten. Die Menge hatte ſich um etwa zwanzig Kinder gemehrt, und wir machten die bekannte Art des Begrüßens durch. — Bald kam das Dorf zum Vorſchein; es beſtand aus zwölf Schneehütten, die, etwa eine halbe Meile vom Schiffe entfernt, an der Küſte auf der Spitze einer kleinen Bucht errichtet waren. Sie glichen umgekehrten Keſſeln und ſtanden ohne Ordnung umher. Jede Hütte hatte ein langes, gekrümmtes Anhängſel, in welchem ſich der Eingang befand, und gleich vorn in demſelben waren die Frauen, die Mädchen und die Kinder. Wir hatten uns für ſie mit Glasperlen und Nähnadeln verſehen, deren Vertheilung ſchnell die Furchtſamkeit verſcheuchte, welche ſie bei unſerem erſten Eintritte gezeigt hatten. Der Gang, der ſich in ziemlicher Länge, meiſt gekrümmt, hinzog und in der Mitte ein Vorgemach des Hundewinkels enthielt, führte zum Hauptgemach. Dies war auf der Morgenſeite von einem eirunden Stücke durchſichtigen Eiſes erhellt und zeigte ſich als ein zirkelförmiges Gewölbe von 10 Fuß Durchmeſſer, wenn es für eine Familie berechnet war; wohnten aber zwei Familien darin, ſo bildete es ein Oval von 12 bis 15 F. Der Thüre gegenüber war eine breite Schneebank, die faſt ein Drittel der Grundfläche einnahm und etwa drittehalb Fuß hoch, oben aber eben und mit mancherlei Fellen bedeckt war. Dieſe breite Schneebank bildete die gemeinſchaftliche Schlafſtätte für Alle. An einer Ecke derſelben ſaß die Herrin des Hauſes der Lampe gegenüber, welche der in dieſen Gegenden allgemeinen Sitte nach aus Moos und Thran beſtand und eine hinreichende Flamme gab, um Licht und Wärme zu ſchaffen, ſo daß der Aufenthalt vollkommen wohnlich war. Ueber der Lampe hing der Keſſel von Stein und enthielt das Fleiſch von Rennthieren und Seehunden mit Thran; denn an dieſen Lebensmitteln ſchien kein Mangel zu ſein. Uebrigens lag alles Andere: Kleider, Geräthe, Lebensmittel, in unbeſchreiblichem Wirrwarr umher und zeigte mindeſtens, daß

Ordnung hier nicht in die Reihe der Tugenden gehöre. Ungleich anziehender war für uns die Entdeckung, daß mitten in dieser Unordnung einige frische Lachse lagen. Auf unsere Frage erfuhren wir, daß dergleichen in dieser Gegend in überreicher Anzahl vorhanden wären, und so hatten wir die Aussicht auf ein neues Mittel des Lebensunterhaltes. Von den Frauen schienen alle, welche über 13 Jahre alt waren, verheirathet zu sein. Ihr Körperbau war klein und die Kleidung sowie die Reinlichkeit geringer, als bei den Männern; besonders waren die Haare verwirrt und unordentlich. Ihre Züge zeigten viel Milde und die Wangen viel Röthe, wie bei den Männern. Das Gesicht eines Mädchens von 13 Jahren konnte selbst für hübsch gehalten werden. Ihr Benehmen war durchaus wohlgesittet. Alle waren mehr oder weniger tätowirt, besonders an der Stirn, sowie zu beiden Seiten des Mundes und Kinnes; doch bestand dieser Schmuck hier nur aus Linien, ohne besondere Figuren zu bilden, wie Reisende das auch bei den Eskimos des nordwestlichen Amerika bemerkt haben.

127. Der Niagarafall.

Es war zu Anfang Oktobers, als ich in Buffalo ankam. Nach einem kurzen Ueberblick dieser wichtigen Stadt, welche in kaum zwanzig Jahren die weiten und festen Umrisse zur Großstadt gelegt hat, eilte ich zu den Fällen. Freunde in Neu-York hatten mir gesagt, daß ich den ersten Anblick jedenfalls von der Canadaseite haben müsse, auch hatten sie mir „Cliftonhouse" gerade dem großen Falle gegenüber empfohlen. Ich nahm daher ein Dampfboot für die Canadaseite. Der Eriesee strahlte hellblau, auf seinem Spiegel ließ der frische Morgenhauch kaum eine Welle zittern. Wir bogen ein in den Ausfluß des Eriesees zum Ontario. Die Ufer waren so niedrig, das Wasser blieb so klar und ruhig, wie in einem stillen See, man merkte kaum, daß es strömte. Nur ein dumpfes Donnern ließ sich allmählich hören, wie bei uns an Sommerabenden, wenn ganz in der Ferne ein Gewitter aufsteigt. Als wir weiter zogen zwischen den ziemlich platten Ufern, zeigte man mir eine Art Nebelsäule vor uns, gleich stehenden wirbelnden Wolken. „Das sind die Fälle," hieß es. Das Dampfboot landete und wir kamen auf eine Eisenbahn. Durch die Bäume sah ich oben auf die Ränder eines Kessels, in welchen ungeheure Wassermassen hineinströmten. Sonst bekam ich nichts zu sehen, als es auf der Bahn langsam voranging. „Ist das der Niagara?" fragte ich etwas enttäuscht.

Endlich nahm uns ein Omnibus auf, und so wie er auf dem Platze vor dem Cliftonhouse anhielt, sprang ich heraus, stand befangen einen Augenblick vor dieser rauschenden Gewalt und Majestät mir gegenüber und eilte dann zu den Fällen. Es war herrlich, unendlich, dieses Wogen, Stürzen, Donnern, Lichtglänzen und Wolkenwirbeln, ein lebensvolles Schauspiel, das urplötzlich mit Lichthelle in Geist und Seele dringt. Und dennoch — ich verwünschte die amerikanische Prahlsucht: sie hatte mir von meilenweiten Fällen, von gebirgshohen Felsengehängen gesprochen. Dergleichen sah ich nun allerdings nicht, und ich mußte mich erst wieder von solchen Vorstellungen befreien und mich in die eigenthümliche Macht und Schönheit dessen, was ich vor mir und um mich hatte, vertiefen. Aber nun wurde auch das Ganze so durchaus anmuthig, ja friedlich schön bei aller Gewalt und donnernden Größe, daß die fröhlichste dichterische Stimmung mich überkam. Es wurde Abend, und noch schien es mir, als hätte ich nur den Vorhang gelüftet vor allen den Wundern dieser Wasserwelt; ich beschloß längere Zeit hier zu verweilen, und begab mich daher auf die Wanderung, um mir etwas weiter von den Fällen eine möglichst einsame Wohnung zu suchen. Ich konnte es nicht besser treffen. Etwa zehn

Minuten Wegs von den Fällen entfernt ist eine Anhöhe, Lundy Lane genannt, ein hoher Holzthurm ist auf ihr errichtet, ähnlich wie auf dem Brocken und anderen Berghöhen in Deutschland, von dem man die Seen und den sie verbindenden Zug des Niagarastroms sammt der weiten Waldebene rings umher sieht. Nicht weit von diesem Thurme stand etwas zurück, in Grün und Schatten von Bäumen und Gebüsch, ein niedliches Haus mit einer Vorhalle, hinter demselben streckte sich Gehöft und Garten. Ich erhielt hier auf eine Woche ein einsames Schlafzimmer und durchstrich nun beobachtend das ausgedehnte Gebiet des Niagara.

Wahrscheinlich waren in der Urzeit nur starke Stromschnellen, wo jetzt die Fälle liegen, und diese sind in ihrer jetzigen Gestalt das allmähliche Werk von Jahrtausenden. Die ganze Wassermasse, welche sich weit im Nordwesten in tausend Flüssen und kleinen Seen ansammelt, findet sich zuletzt vereinigt im oberen See, und geht von da durch tiefe Durchlässe in den Huronsee, aus diesem in den Erie- und Ontariosee, bis sie im St. Lorenzstrom zum Meere ausfließt. Jeder dieser Seen liegt etwas tiefer als der vorige, und so steht auch der Wasserspiegel des Ontario 334 Fuß unter dem des Erie. Der Durchlaß zwischen beiden ist der Niagarastrom, gegen $6\frac{1}{2}$ Meilen lang. An einen Gebirgsstrom, den grüne Berge und himmelanstrebende Felsen umragen, ist daher gar nicht zu denken. Die Gegend erscheint eben wie ein Teller und der Niagara fließt in seinem Bette, welches er im Kalkstein ausgeschliffen hat, ruhig vorwärts. Etwa in der Mitte des Weges dehnt sich die Ebene zum Ontariosee hin, unmerklich zwar für den Wanderer, für das Wasser aber mußte damit sogleich eine Stromschnelle entstehen. Die Neigung der Ebene dauert etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen lang, dann senkt sie sich plötzlich ein paar hundert Fuß tief, in einer Ausdehnung von vielen Meilen quer über den Strom weg. Steht man unten vor diesem Absturz, so sieht er aus wie ein Bergzug; nähert man sich ihm dagegen von oben, so scheint Alles ziemlich eben, man bemerkt kaum eine leichte und wellenförmige Erhöhung, auf der man herauf kommt, bis man auf einmal dicht vor der Senkung steht. Auf dem Kamme der Anhöhe starren hier und da Felsbänke, deren Linie man weithin verfolgen kann, zu Tage. Durch dieses Riff muß der Strom hindurch und dann den kühnen Satz in die Tiefe machen, mit dem er den größten Theil der Höhe, um welche der Ontariosee tiefer liegt als der Eriesee, auf einmal herabspringt. Der Wasserfall mag daher in der Urzeit ein noch viel gewaltigeres Ansehen gehabt haben.

Der stärkste Strom ist auf der Canadaseite; er schießt tosend und schäumend immer schneller und schneller auf der geneigten Fläche hernieder, bis er, 158 Fuß tief, in einen Felsenkessel fällt, dessen weites Halbrund von einem Ende zum andern etwa 1500 Fuß mißt. An der amerikanischen Seite hat sich die Strömung in mehrere Arme zertheilt, welche brausend und pfeilschnell um und durch eine Insel, die Ziegeninsel, unmittelbar vor dem Falle eilen, um sich zuletzt nahe bei einander von gleicher Höhe herabzustürzen. Da sie aber erst um die Inselspitze herum müssen, so fallen sie nicht in gleicher Linie, sondern fast im rechten Winkel mit dem Hauptstrom, zugekehrt mit ihrer ganzen Breitseite von 800 Fuß dem jenseitigen Ufer. Die Inselbreite zwischen beiden Fällen beträgt 1400 Fuß, so daß man vom äußersten Ende des amerikanischen Falles bis zum äußersten Ende des Canada- oder Hufeisenfalles eine weitgekrümmte Linie von 4000 Fuß mißt.

Kommt man von unten an dem Strome herauf, so befindet man sich in einem langen Tiefthale, zu beiden Seiten zerklüftete Felswände von 160 Fuß Höhe; vor sich hat man den großen Fall, welcher Hufeisenfall genannt wird,

weil er über die im Halbrund ausgebrochenen Felsen herabstürzt; rechts, an der Canadaseite, starrt das nackte finstere Gestein, diesem links gerade gegenüber, an der amerikanischen Seite, ist die Felsenwand wie mit einem breiten weißen Schleier durch den anderen Fall verhangen, welcher näher betrachtet sich noch in verschiedene Ströme dicht neben einander zertheilt. Zwischen diesem und dem Huseisenfall sieht man das Stück der grünbewaldeten Ziegeninsel, an deren äußerstem Ende nach dem großen Falle zu, jedoch durch eine Brücke mit der Insel verbunden, mitten im Wasser ein steinerner Thurm steht. Hoch auf beiden Ufern erblickt man nichts als Baumgrün und einige helle Häuser, welche wie Thürme daraus hervorragen. Der amerikanische Fall links prasselt auf gewaltige Felsblöcke herab, der große Huseisenfall scheint dagegen in eine tiefe Kluft zu stürzen. Zwischen beiden und von einem Ufer zum andern schäumt und brodelt die wildeste Fluth, um so stärker, als der von der amerikanischen Seite herabstürzende Strom den vom großen Falle herwirbelnden Wogen in die Flanke fällt; es ist daher etwas weiter unten ein mächtiger Anprall der Wogen an der Canadaseite zu bemerken, dem sofort der Rückschlag an die amerikanische Seite folgt. Dicht vor beiden Fällen wogt und rollt hin und her ein Wolkenknäuel, welcher oben in der Luft wie durchsichtiger grauer Dunst, unten über dem kochenden, Schaummassen aufschleudernden Wasser wie dichtgeballter hellweißer Nebel erscheint. Darüber schwebt und tanzt der weite Regenbogen, welchen der Wolkendunst jede Sekunde aufzulösen droht, um ihn nur flammiger zu machen. Wendet man sich nun auf dem Strome um, so sieht man ein weites Tiefthal entlang, in welchem die ganze Wassermasse etwa eine Meile weit fortschießt, rauschend und schäumend mit starkem Gefälle bis zum Wirbelpfuhl. Das Felsgestade zu beiden Seiten bilden jähe Abstürze, hier zerklüftet, dort ausgewaschen; häufig ragt und hängt das Gestein in allerlei Platten und Zacken hoch über dem Strombett. Ueber der dunkeln Felsschlucht hängt eine drittel Meile unterhalb der Fälle, äußerst leicht und zierlich, eine Drahtbrücke in einer Höhe von 230 Fuß über dem Wasser und 800 Fuß Spannung. Vor dem Wirbelpfuhle scheint unter dem Wasser das letzte Riff zu sein, über welches die Fluth fällt, um in einem ungeheuren Kessel in tausend Wirbeln umherzukreisen. Aus diesem fließt dann der Strom ruhig und glatt ab, in verhältnißmäßig niedrigen Ufern, bis zum hellen Seespiegel des Ontario. Das Gefälle vom Wirbelpfuhle bis dahin beträgt auf der Strecke von drei Stunden nur noch ungefähr drei Fuß.

Bei dem Clifstonhouse geht es einen steilen Weg hinunter zum Strome unterhalb der Fälle. Hier unten bekommt man am ersten einen Begriff von der ungeheueren Breite und Höhe des Abgrundes, in welchen das Wasser stürzt. Man hat einen beschwerlichen Weg an der Canadaseite, unter den Felsen Blöcke und scharfes Gestein bis zum großen Falle. Der Wasserdunst, welcher überall hin weht und sprüht, läßt hier unten nichts mehr trocken. Je näher am Falle, desto wüthender schlägt und prasselt die Brandung zwischen die Felsblöcke; kaum sieht man einen Augenblick in das furchtbare Gewühl der Wogen hinein, so fliegt einem schon der gierige weiße Gischt um die Füße. Man muß aber jedenfalls den Weg machen, wenigstens so weit, bis man dem amerikanischen Falle gerade gegenüber steht, um die Verschlingungen der fallenden Ströme und Güsse zu betrachten.

Ein niedliches Dampfschiff, „die Nebelmaid", fährt mitten auf dem Strome bis nahe an die Fälle heran. Man muß nur den Regen, der von allen Seiten stiebt, nicht scheuen und auf dem Verdeck Stand halten. Dann ist es ein wunderbarer Anblick, wenn man so nahe vor den Fällen hinstreicht, vor sich die Wolken und das Glänzen des großen Falles, vor dem bald darauf

das Schiff umwendet. Unangenehm ist nur, daß in der Nähe der Fälle der feine Wasserstaub die Augen blendet und man zuletzt in Wolken gehüllt gar nichts mehr sieht.

Vielleicht die fabelhafteste Fahrt, die man auf dieser Erde machen kann, ist die hinter den großen Fall. Gefährlich ist sie gerade nicht, nur wer schwache Nerven oder keine guten Augen hat, darf den Gang nicht wagen. Auf einer Wendeltreppe steigt man zum Strome hinunter und klettert dann mühsam über und durch die Felsbecken, zwischen Gestein und kochendem Wasser, dem Führer nach.

Die Wasserstürze kommen immer stärker und bald ist man ganz hinter dem Wasserschleier. Dieser läßt nur ein falbes Licht durch und man fühlt anfangs einen eigenen Schauer, als schreckte die Natur des Menschen zurück, sich so mitten in ein Element zu wagen, in welchem sie nicht leben kann. Wir gingen eine ziemliche Strecke hinter dem Wasser weg; ein falscher Tritt würde einen freilich in die Tiefe stürzen, aber wie bei allen solchen Gelegenheiten, man nimmt sich eben in Acht und bleibt heil und gesund. Endlich ließ das stürzende Wasser keinen Durchpaß mehr. Da standen wir nun, mit den Händen uns am Gestein haltend, das Gesicht zugekehrt der ungeheuren wirbelnden Wasserwand dicht vor der Nase. Der Athem wurde mir beklemmt und wir gingen etwas rückwärts und suchten einen breiteren Platz zum Stehen. Steckt man die Hand oder den Stock hinein in den stürzenden Wasserschwall, so werden sie von ihm gewaltsam niedergeschlagen. Man steht offenbar auf einem vorspringenden Felsrande, vor und unter welchem sich noch ein weiter Kessel aushöhlt, in den das Wasser fällt, sonst müßten die Wogen da, wo sie niederprasseln, stärker zurückprallen. Das Gestein an der Felswand hinter dem Wasser ist ziemlich locker und ich schlug mir mit leichter Mühe Stücke zum Andenken ab.

Als wir wieder an die freie Luft kamen, fühlte sich die Brust erleichtert und holte tief Athem. Das Sturzbad bekam mir übrigens vortrefflich und es war mir, als wäre ich jetzt mit dem alten Niagara viel vertrauter geworden. Mein Führer Thomas Boenett überreichte mir nun auch eine von ihm unterschriebene „Urkunde", daß ich 230 Fuß hinter dem großen Wassersturze des Hufeisenfalles bis zum Felsen der Grenze gewesen. Natürlich soll ein solches Blatt dem Gange hinter „den Schleier des Niagara" noch ein besonderes Ansehen geben. M. Wagner.

128. Eine Dampfschifffahrt auf dem St. Lorenzstrom.

Der St. Lorenzstrom ist gewiß einer der schönsten auf der ganzen Erde. Er unterscheidet sich zu seinem Vortheile von seinen nordamerikanischen Brüdern, denn er hat klares, frisches Wasser, große, langgezogene Wellen, und sehr häufig malerische Ufer. Das Gewirr von treibenden oder im Flußbette festgehaltenen Baumstämmen, die kurzen hochfluthigen Wellen, die Menge von rothbuschigen Inseln, die vielen gelben Schlammbänke und Untiefen, diese Eigenheiten der amerikanischen Flüsse, fehlen dem St. Lorenz. Er strömt immer ruhig, stolz und unhemmbar, seine Ufer verlieren niemals den wilden Reiz, er selbst nie das Helle und Majestätische. Als wir vom Ontariosee in den St. Lorenz hineinfuhren, war mir deshalb dieser Strom eine freudige Ueberraschung. Eine lange Strecke freilich umgab ihn nur niedriges Felsenufer, von Menschen und ihrem Anbau war nichts zu erblicken, wir fuhren wie in öder Wildniß. Selten einmal zeigte sich eine arme halb verfallene Blockhütte, und wo ein Städtchen sich blicken ließ, stand es auf nacktem, steinigem Boden, eingeschlossen von spärlich bebuschten Felshängen und ansteigender Waldung. Bedeutender nehmen sich aus Ogdensburg auf der amerikanischen und gegenüber Prescott auf der canadischen Seite, da hat der Strom ein belebtes Ansehen. Auch ein Engländer kann nicht verkennen, wie viel freund-

licher die amerikaniſche Stadt ausſieht, als die gegenüber liegende canadiſche. Bei Prescott beginnen bereits die Stromſchnellen, doch ſind die Dampfſchiffe jetzt ſo feſt und zugleich ſo leicht gebaut, daß ſie darüber weggehen. Man merkt aber an dem Ernſt und Eifer, den Capitain und Schiffsleute annehmen, ſobald es in die Stromſchnellen geht, daß die Fahrt hindurch noch nicht ohne alle Gefahr iſt.

Nun kam der See der tauſend Inſeln Ob es gerade ſo viele ſind, weiß ich nicht, gewiß hat ſie Keiner gezählt, denn das wäre eine mühſame Arbeit. Ein paar Meilen weit ergießt ſich der Strom zwiſchen einer Unzahl von kleinen und großen Inſelbrocken, rings umher ſieht man nichts als dieſe waldbewachſenen Felsbänke; die eine ſieht der andern ähnlich, und es gehört ein ſcharfes Auge dazu, eine hinter ihnen verborgene Flotille aufzufinden. Die tiefe Einöde, welche ſie umgiebt, der Wechſel von ſtarrenden, rothen und braunen Felsufern, das Waldgewoge von allerlei Bäumen, einige Felſen, wie von einander geriſſen und mit tiefen Klüften, in welche das Waſſer hineinſchäumt, andere nur mit Moos und Binſen überwachſen, wieder andere wie bloße Waldbüſchel oder wie rieſenhafte Sträuße und Tafelaufſätze emporragend, das ſtolz fluthende Waſſer, hier ein Kormoran, unbeweglich von einem Aſte ins Waſſer ſchauend, dort ein fiſchender einſamer Reiher oder ein Flug wilder Enten aufrauſchend, dergleichen fort und fort ſich wiederholend, machte einen eben ſo melancholiſchen als großartigen Eindruck. Immer wieder kamen neue Inſeln und neue Felsgeſtalten. Endlich wurden ſie ſeltener, und nun fanden ſich zu beiden Seiten hübſch bebaute Uferlehnen, abwechſelnd mit nackten Haiden und Mooren.

Unſere Schiffsgeſellſchaft bot ein ſeltſames Gemiſch. Das Oberdeck war ganz nach europäiſcher Art. Im Unterdeck aber machten ſich vorzüglich die engliſchen Soldaten in ihren rothen Uniformen geltend, ſie ließen ſich die Zeit bei Trinken, Karten und Würfeln nicht lang werden. Dann kamen die franzöſiſchen Canadier aus der niederen Volksklaſſe, feſte, gelbe Geſichter; dieſe Leute ſehen meiſt trübe aus, wenn man ſie aber anſpricht, werden ſie lebhaft und zeigen gefällige Manieren. Es war mir wieder etwas Neues, auf eine ſolche Menge von artigen und doch ungebildeten Leuten zu treffen, nachdem ich längere Zeit unter den Amerikanern geweſen. Franzöſiſche Canadier aus den höheren Ständen waren ebenfalls da und ſchienen lieber unten mit ihren Landsleuten, als oben in der Kajüte unter den Engländern zu verkehren; ſie erſchienen halbmodiſch gekleidet, hatten aber bei aller äußeren Feinheit doch etwas Freches und Ungeſtümes in ihrem Betragen, und einige tranken mehr Branntwein als die Soldaten. Intereſſant waren mir beſonders die franzöſiſch-canadiſchen Bootsleute. Sie ſind ſeit alter Zeit als das beſte Schiffsvolk bekannt, der wilde Strom iſt ihr Leben; es ſind kurz gebaute, aber hartſehnige Leute. Die kurzen Thonpfeifen legen ſie nur auf Augenblicke ab; wie im Harze heißt es bei ihnen: „nach ſo und ſo viel Pfeifen Arbeit.“ Sie trugen meiſt ein Lederwams, rothe Mützen, auch wohl einen rothen Shawl um den Leib, und wenn ſie ihre braunen Mäntel anhatten mit der Kapuze über dem Kopf, ſahen ſie aus wie Mönche oder wie Banditen. Am meiſten aber hatten ſie mit Indianern Aehnlichkeit; ihre Geſichtsfarbe iſt faſt ebenſo ſchwärzlich, ihr immer ſchwarzes Haar hat denſelben eigenthümlichen Bleiglanz und ihre Mienen ſind ſo düſter wie bei den Wilden. Früher waren ſie durch ganz Nordamerika zerſtreut, ebenſo gleichgiltig gegen Klima und Gefahren wie Fluß- und Waldthiere. In neuerer Zeit iſt ihnen faſt nur die Jagd auf Pelzthiere und Büffel geblieben, und in größerer Menge finden ſich ihre Ortſchaften nur noch bei den Gewäſſern des Obern-Sees. — In neuen Ländern

ſchafft die Natur ſolche Spielarten der Völker und verwiſcht ſie wieder. Auch Yankees gab es auf dem Schiffe, kurze gewandte Leute, welche ihre Augen überall hatten; breite, unbehilfliche Schotten, Irländer mit unverwüſtlichem Schmutz und Humor, ruhige, grobbehauene Engländer. Die deutſche Sprache war durch mehrere Soldaten und durch Juden vertreten. Man kann immer darauf rechnen, Deutſche in fremden Ländern unter den Soldaten zu finden, der Deutſche bleibt ja der ewige Landsknecht; nach ihnen kommen die deutſchen Juden, darauf deutſche Aerzte und Kaufleute, ſpäter Handwerker und zuletzt deutſche Ackerbauer. Auf unſerem Schiffe fehlten natürlich auch die Indianer nicht, ſie halten ſich in Untercanada noch ziemlich zuſammen und ſind beſonders gegen die franzöſiſchen Canadier zuthunlich; dieſe wiſſen auch am beſten mit ihnen umzugehen. Der Indianer in Canada iſt fröhlicher und arbeitſamer als der in den Vereinigten Staaten, erſt nach und nach überſchleicht ihn das traurige Gefühl des Verkümmerns und Ausſterbens. Die Indianer auf dem Schiffe trugen ſich faſt eben ſo wie die ärmeren Canadier, aber ſie waren gleich kennbar an ihren glitzernden, unſtäten Blicken, ſtolzen Bewegungen und dem Verziehen der Geſichtsmuskeln beim Sprechen. Unter den indianiſchen Frauen fiel mir ein beſonders niedliches Geſichtchen auf, im ſchwarzen Sammetkleid und eine Decke von glänzendem ſchwarzem Tuch über dem Kopfe. Ihre Hände und Füße waren von äußerſt feinen Formen, doch war erſichtlich, daß auch ſie ſchon in Kälte und Sonnenbrand hatte arbeiten müſſen. Dieſe Völkermiſchung auf dem Schiffe, die Geräthſchaften und Waaren aller Art, die Kohlenfeuer, bei denen man ſich wärmte, der dunkle Abend auf dem Strome, die finſteren, öden Wälder am Ufer, alles das hatte etwas Abenteuerliches. Schon bald nach 3 Uhr wurde die Luft dunkel, wie bei uns im Winter, wenn die Dämmernng anfängt. Es war mir immer, als wären wir auf einer Expedition hoch im Norden begriffen, und die Phantaſie malte mir Bilder vor von treibenden Eisfeldern, von Kämpfen der Matroſen mit Wallfiſchen und weißen Bären, von tief verſchneiten Hütten auf unwirthbaren Geſtaden.

Am andern Vormittage kamen wir in die Stromſchnellen. Rings ſah man wieder Inſeln, und die Ufer ſchimmerten über die weite Waſſerfläche oft nur eben herüber. Es war wie eine See, die hohl geht nach dem Sturme. Segelſchiffe können die Stromſchnellen nicht hinunter, aber das Dampfſchiff durchſchnitt ſie majeſtätiſch. Auf dem Strome zeigten ſich mehrere unabſehbare Flöße, mit Breterhütten und Flaggenſtöcken beſetzt, deren Wimpel luſtig im Winde flatterten, was ungemein zur Belebung der Landſchaft beitrug. — Gegen $^1/_2$4 Uhr landeten wir auf der Inſel von Montreal. Am Kai lagen Seeſchiffe in Menge; über 100 Meilen von der See können Schiffe mit 15 Fuß Tiefgang hier dicht am Ufer anlegen, löſchen und einladen. — Die kleinen Flußboote, welche die Erzeugniſſe der ganzen Umgegend hierher bringen und Fabrikwaaren mitnehmen, waren unzählig. Montreal hat den Haupthandel für beide Canada's und eine höchſt betriebſame Bevölkerung, aber auch einen Pöbel, ſo roh, ruchlos und leidenſchaftlich, wie man ihn nicht ſchlimmer in Marſeille oder Rouen findet. Vorzüglich der Holzhandel beſchäftigt eine große Anzahl dieſer Leute auf den weiten Holzhöfen mit Fahren und Zurichten des Holzes. Nachmittags ſah ich ſie haufenweiſe vor den Schenken lärmen und zechen. Es giebt viele Tauſende von Holzfällern, welche Monate lang tief in den Wäldern ein rauhes, aber luſtiges Leben führen. Flinte, Meſſer und Brandyflaſche ſind ihnen ebenſo ſtändig zur Hand, als die Axt. Bei Streitigkeiten liefern ſie ſich Schlachten, von denen die Wälder wiederhallen, und bei Gelagen ſind ſie ſo wild und verſchwenderiſch, daß ſie an einem Sonntage den Verdienſt eines Vierteljahres verjubeln. Es ſind die Matroſen der Ur-

wälder. Sie durchziehen ganz Britisch-Nordamerika und beleben die Wälder bereits bis zu den Gewässern des obern Missisippi. — Mich interessirte besonders auch der Pelzhandel, der in Montreal einen Hauptsitz hat, und ich besuchte zwei Pelzläden, in welchen die kostbarsten Waaren in Fülle aufgehäuft lagen. Es war auch manches Pelzwerk dazwischen, welches von der Leipziger Messe herübergekommen. Eine der hier ansässigen Pelzhändlergesellschaften hat an 3000 Waldläufer (Coureurs de bois) im Solde, französische Canadier, welche, um Pelzthiere zu erlegen und Häute von den Indianern einzuhandeln, unglaubliche Reisen und Gefahren bestehen.

Montreal liegt am Abhange eines Berges, der mit seinen stattlichen Massen in die Straßen hinabschaut. Ich dachte ihn geraden Weges zu ersteigen, kam aber übel an. Es traten mir so viele Felsbänke, Sümpfe, Schlingkraut und dichtverworrenes Gebüsch in den Weg, daß ich erst nach mehrstündiger Arbeit, zerrissen und blutend an Händen und Gesicht, auf seinem Gipfel anlangte. Hier oben war es eisig kalt, aber eine unendliche Aussicht. Man sieht in die Straßen von Montreal hinein, auf seine bleichen Zinkdächer, Plätze, Spaziergänge, Kutschen, auf die Schiffe am Ufer, die Boote auf dem Strome und das Arsenal auf der Insel mitten im Wasser. Jenseits des Stromes erstreckt sich eine schimmernde Ebene, „der Garten von Canada", bis an die blauen Bergmassen, welche den Horizont umsäumen. Wendet man sich nach der entgegengesetzten Seite, so verschwinden die kleinen Häuser am Flusse in den endlosen Waldungen und Sandsteppen. Was aber diese unermeßliche Aussicht vor Allem herrlich macht, das sind die Seen und Ströme des St. Lorenz, welche von allen Seiten hell aufglänzen. Ich hätte mein Reisefglück gesegnet, wenn es mir hier oben einen halben Tag milden Sonnenschein gegönnt hätte; so aber mußte ich mich freuen, daß ich dort ein Haus fand, in welchem ich mich wieder erwärmen und erquicken konnte. Nach F. Löher.

129. Neu-York.

Neu-York, die Metropole von Nordamerika, nächst London der größte Handelsplatz der Erde, mit über 1 Million Bewohnern, liegt auf der Südspitze der 3 deutsche Meilen langen, gegen eine halbe Meile breiten, vom Hudson und Eastriver eingeschlossenen Insel Manhattan, eine Seestadt und doch durch eine Gruppe vorliegender Inseln vor dem stürmischen Ocean gesichert. Die Stadt selbst muß schon nach dem oberflächlichsten Anblick in eine Alt- und Neustadt zerlegt werden. Jene, im Süden gelegen, besteht zum größeren Theile aus verhältnißmäßig schmalen, regellos nach verschiedenen Richtungen laufenden, häufig unebenen Straßen, diese hingegen erscheint allenthalben und bis hinauf in ihre fernsten Ausläufer nach Cirkel und Richtmaß angelegt und nimmt sich so in ihrer Gesammtheit fast wie ein Täfelwerk aus. Geradlinige, acht bis zehn Wagengeleise breite Straßen, Avenuen benannt und durch Buchstaben oder Zahlen bezeichnet, schießen strahlenförmig von Süden nach Norden, und werden von etwas schmäleren, aber ebenso geraden in gleichen Zwischenräumen winkelrecht durchkreuzt. Letztere sind nur durch Zahlen bestimmt und dermalen bis zur fünfzig mit Häusern besetzt, während der Stadtplan ihrer hundertsechundfünfzig aufweist. In der Altstadt, wo die Straßen besondere Namen tragen, concentrirt sich das Geschäftsleben mit betäubender Regsamkeit, in der Neustadt lassen sich nur auf einzelnen Gassen etliche Firmen und Läden, und im nordwestlichen Theil, wo die Vornehmen sich angesiedelt haben, nur Wohnhäuser bemerken.

In den besser gebauten Theilen, d. h. am Broadway und seinen Nebenstraßen, hat Neu-York bei allen seinen Mängeln eine großstädtische Physiog-

nomie, und dennoch ist der Eindruck, den es zurückläßt, ziemlich flach. Es wäre verkehrt, die majestätischen Bauwerke und Monumente unserer alten Städte hier zu suchen, es scheint der Geist zu fehlen, der jene ins Dasein gerufen. Die Bauart springt von den schmucklosen Formen des nackten Bedürfnisses gleich zu einem kleinlichen und geschmacklosen Luxus über, welcher nicht einmal das Verständniß der Formen hat, die er nachahmen will. Die meisten in dichter Reihe stehenden Häuser sind auf schmalen Baustellen erbaut, mit der schmalen Seite nach der Straße gekehrt, und haben fast ohne Ausnahme drei Fenster Front. Unten ist an der einen Seite die Hausthüre, an der anderen sind die zwei Fenster. Das gilt von den Wohnungen der Reichen, wie der Aermeren. Der Unterschied liegt blos darin, ob das Haus mehr oder weniger Stockwerke, größere oder geringere Verhältnisse in Breite, Tiefe und Höhe, und ob es Kellerwohnungen hat oder nicht. Zwei und drei Stockwerke sind das Gewöhnliche; erst die neueren Häuser für die wohlhabenderen Klassen werden höher, einzelne wohl zu sieben bis acht Stockwerken, gebaut. In allen bedeutenderen Häusern ist der Kellerraum zu Küche und Wohngemächern, daneben zu Gelaß für Keller und dergleichen eingerichtet. Diese Erdgeschosse haben gewöhnlich einen besonderen Eingang von der Straße. Es ist dann ein Stück vor dem Hause, so tief dieses Erdgeschoß geht, ausgegraben und ausgemauert und durch querliegende, eiserne Gitterstäbe gegen den darüber hinführenden Fußweg abgeschlossen Die Glasfenster bestehen aus zwei Theilen, einer oberen und einer unteren Hälfte. Die obere steht nach außen etwas über die untere vor, und beide lassen sich nun, die obere nach unten, die untere nach oben, beide auch zugleich in entgegengesetzter Richtung schieben, und werden durch Gewichte, welche im Inneren der Fensterpfosten laufen, in beliebiger Höhe gehalten. Außen sind gewöhnlich grüne Jalousien angebracht. Während die schmucklosen Backsteinhäuser die Mehrzahl bilden, steigt gegenwärtig die Anzahl der Luxushäuser, deren Façaden mit gehauenem Stein bekleidet und mit Verzierungen überladen sind.

Imposante öffentliche Gebäude besitzt Neu-York mehrere, geschmackvolle nur wenige. Kirchen zählt zwar Neu-York gegen 300, hat es aber noch zu keinem Gotteshaus gebracht, welches viel über tausend Personen faßte. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung erklärt sich theils aus der großen Zahl der Secten, theils aus der Speculation, welche hier der Errichtung der meisten Kirchen nnd Kapellen zu Grunde liegt und durch Vermiethung von Betstühlen Geld machen will. So baut man für die vornehme Welt marmorne, für die niedere Classe ziegelsteinerne Tempel, fordert für einen Platz in den ersteren fünfzig, in den letzteren fünf Dollars, und macht in beiden Fällen ein nettes Geschäft. Unter den Hôtels der Stadt war bisher am großartigsten das Astorhaus am Park, ganz von Granit aufgeführt, dieses ist jedoch in neuester Zeit durch das Metropolitan-Hôtel, zwischen dem Nord- und Südpol weitaus das größte Gasthaus, überflügelt worden. Es hat eine Fronte von 520 Fuß, ist sechs Stockwerke hoch, nimmt über die Hälfte eines ganzen Squares (Vierecks) ein und faßt gegen siebenhundert Gäste.

Machen wir nunmehr einen kurzen Gang über den Broadway, den Paradeplatz für Alles, was es innerhalb der Marken Neu-Yorks Staunenswerthes, Schönes, Wunderliches und Thörichtes giebt, die Schaubühne für jede wirkliche oder eingebildete Größe, die sich in Amerika geltend machen will. Wir haben uns zuerst die unzähligen Schiffe besehen, unter welchen an der Weststraße besonders eines uns auffällt, abgetakelt, mit chocoladenfarbigem Anstrich, mit einer Treppe vom Ufer ab versehen. Es ist ein Betschiff, wo Sonntags Gottesdienst für Seeleute gehalten, wo Ehepaare vereinigt und

Tausen vollzogen werden. Hierauf biegen wir von der Southstreet in die breite Wallstreet ein, die in gerader Linie nach dem Broadway hinausläuft. Alle Comptoire sind in Thätigkeit, alle Magazine offen, hier ungeheuere Anker und entsprechende Ankerketten, dort Taue und Segelwerk; hier Baumwollenballen, dort Fischtonnen, hier Mehl-, dort Oelfässer. Weiterhin rechts und links nichts als Banken, Assecuranz-Anstalten, Wechselcomptoirs, Mäkler- und Advocaten-Büreaus, dort die Börse schräg gegenüber, rechts das Zollhaus. Mit lüsternen Blicken weilt der Einwanderer, über das Trottoir schreitend, das oft nur aus starken eisernen Querstäben besteht, zwischen denen das Licht in die Souterrains, zugleich Geschäftslocale der großen Gebäude, fällt, bei den dicken Banknoten-Packeten, noch mehr aber bei den Haufen Gold- und Silbermünzen aller Länder und den Säcken mit californischem Goldstaub, die an den Fenstern zur Schau gestellt sind, und Mancher seufzt: „Ach Gott, wie wäre mir damit geholfen!“ und schreitet langsam weiter, bis er am Rande vom Broadway der Trinity-Church gegenüber steht, auf deren beiden Seiten hinter Eisengittern und Gebüsch ein Friedhof mit einzelnen Monumenten sich sehen läßt. Prächtig mag man hin und wieder den über eine Meile langen Broadway in architektonischer Beziehung nennen, obwohl er seiner Krümmungen wegen nirgends ganz zu überschauen ist, aber schön ist er trotz der Mannichfaltigkeit gewiß nicht, wenn hier ein breitschultriges, chocoladenfarbig angestrichenes Haus mit gothischen Fenstern von einem schwindsüchtig schmalen, im neuesten Pariser Styl errichteten Gebäude von weißem Marmor begrenzt ist, dieses wieder eines von nackten Ziegeln zum Nachbar hat und seinerseits an eine Wechselbank oder Kirche in Form eines dorischen Tempels sich anlehnt. Bereits fluthet vom Bowling-Green herauf ein bunter Menschenstrom auf dem Trottoir, eine unabsehbare Reihe von Karren und Carrossen auf dem Fahrweg in der Mitte an uns vorbei. Menschenbeladene, mit Blumen, Arabesken und selbst mit Portraits geschmückte Omnibusse klingeln in endlosem Zuge auf und ab; zweirädrige Karren drängen sich aus den einmündenden Gassen in den Hauptfluß des Güterverkehrs. Hüten wir uns wohl, nachdem wir einmal die westliche Seite der Straße gewonnen haben, in dem Getümmel, das uns allenthalben umströmt, auf die östliche zu gerathen. Nur das Trottoir der Westseite steht in Ansehen; die andere, zum Unterschiede von jener, der Dollarsseite, auch das Schillingpflaster genannt, zu beschreiten, zeugt von Mangel an Lebensart!

Noch haben wir einer Straße zu gedenken, welche für die meisten Einwanderer eine Welt im Kleinen oder wenigstens ganz Neu-York ausmacht, wir meinen die Greenwich-Street. Dieselbe zieht sich von der Nordseite der Batterie nordwestlich in unendlicher Länge bis zu den Avenues hinaus und enthält außer den zahllosen Gewerken, Läden für alle möglichen Bedürfnisse des menschlichen Lebens, in ihrer unteren, d. h. südlichen Hälfte alle die Wirthshäuser und Büreaus, auf welche die Auswanderer fast ausschließlich angewiesen sind. Manche der Herbergen, wofür die Inhaber je nach Aussehen, Lage und Räumlichkeit sechs bis zwölf Dollars jährliche Rente zahlen, sind besonders zunächst der Batterie schmucke und gefällige Gebäude; die aber, in welchen die Irländer einkehren, sind die ekelhaftesten Spelunken. Die deutschen Wirthshäuser führen alle möglichen Namen, so daß fast kein deutscher Fürstenhof ist, der nicht dort in irgend einer, wenn auch noch so obscuren Kneipe, sich repräsentirt findet. Nun übersteigen zwar die Preise, die man hier von den Einwanderern fordert, den geringen Werth dessen, was ihnen gereicht wird, nicht sonderlich, aber man plündert den Leuten die Tasche auf andere Art, z. B. mit falschen Eisenbahnbillets u. dergl., aus und giebt sie unbarmherzig dem Verderben preis. Ueber 20,000 Einwanderer mögen durchschnittlich

Monat für Monat allein im Hafen von Neu-York eintreffen, eine ungeheure Masse Menschen, die einen fast ebenso ungeheuren Zuwachs an Macht für die Vereinigten Staaten repräsentiren. Dennoch kümmerte man sich um dieselben von Seiten der Neu-Yorker bis vor wenigen Jahren fast gar nicht, und nur seitdem hat man einige wohlgemeinte Gesetze erlassen, welche jenen Betrügereien steuern sollen. Nach Wagner und v. Scherzer.

130. Der Indianer am oberen Mississippi.

Wir trafen eine große Anzahl der Dakota-Indianer in St. Paul, die sich wegen Abtretung eines bedeutenden Districts seit mehreren Wochen in der Umgebung der Hauptstadt Minnesota's herumgetrieben. Sie tragen zwar im Ganzen dieselben hervorstechenden Merkmale, welche alle Glieder der amerikanischen Urfamilie auszeichnen, erscheinen uns aber weit weniger gebildet, weit roher und grausamer, als die Chippewäs, mit denen wir im Westen Canada's und während unserer Fahrt über den Huron- und Oberen-See zu verkehren Gelegenheit fanden.

Wir erblicken hier den Indianer noch in seiner ganzen Urthümlichkeit. Cultur und Christenthum haben an ihm noch wenig zu verbessern vermocht. Die langen, schwarzen, glanzlosen Haare fallen an beiden Seiten in schmal geflochtenen Zöpfen über die Achseln herab oder sind bis auf ein Schöpfchen über der Stirn kurz abgeschnitten; das kupferbraune Gesicht ist mit bizarren, unerklärbaren Figuren von rother, gelber, schwarzer oder grüner Farbe bekleckt. Bei ihren rohen Begriffen von Schönheit scheinen sie gerade die gesichtsentstellendste Malerei für die gelungenste zu halten. Manche bemalen sich aus Geschmack- oder Farbenmangel oft nur eine Seite des Gesichts, anderen scheint's immer noch zu wenig Farbe, sie beschmieren sich sogar Ohren und Haare. Weder der Wahl der Farbe, noch der Art der Bemalung liegt irgend ein besonderes System zu Grunde; es ist eine Sitte, wie sie fast allen wilden Volksstämmen eigen ist, und von den Briten, Teutonen und Skandinaviern mit nicht weniger Vorliebe geübt wurde. Die Wilden glauben durch diese Anstriche dem Freunde anziehender, dem Feinde schrecklicher zu erscheinen.

Als Schminkstoff verwenden sie Ocker, Thon, Indigo oder irgend ein anderes Mineral des Landes. Doch scheinen die Sioux-Indianer für die rothe Farbe, sowie für wagerechte und senkrechte Streifen über das Gesicht eine besondere Vorliebe zu haben: wenigstens sahen wir unter vielen hundert Dakota-Indianern die meisten in ähnlicher Weise bemalt. Hingegen bemerkten wir nicht einen einzigen, der sich auf sein kahles Gesicht einen Schnurrbart oder Backenbart hingemalt hätte. Es scheint nicht, daß die europäische Bartmanie unter den wilden Bewohnern des amerikanischen Hinterwaldes Nachahmer findet, und daß man selbst das dünnhaarigste Spitzbärtchen in die Acht erklären könnte, ohne ihren Nationalstolz zu kränken oder ihre Eitelkeit zu verletzen. — Viele haben sogar die weißen Wolldecken, in die sie ihren halbnackten Körper hüllen, mit rother und grüner Farbe bemalt. Hier, wo ihrer Phantasie mehr Spielraum eingeräumt war, als auf den eckigen Knochenformen ihres fleischlosen Gesichtes, suchen sie die ganze Launenhaftigkeit ihres Geschmackes zu entwickeln, und malen eine rothe oder schwarze Hand, eine Sonne oder andere zackige Figuren auf den wolligen Grund. Die rothe Hand bedeutet, daß der Träger von seinem Feinde verwundet worden ist, eine schwarze Hand, daß derselbe seinen Feind erschlagen hat.

Der Indianer beschränkt indeß seine Malerkunst nicht blos auf die Ausschmückung seines Gesichtes oder seiner Toilettestücke; wo immer der Armuth seiner Sprache ein Ausdruck mangelt, sucht er seine Gedanken bildlich zu ver-

ſinnlichen. Dieſe Malerei ſpielt daher im wilden Leben der Indianer keine unbedeutende Rolle. Eltern malen die Geſichter ihrer Kinder zur Strafe ſchwarz; Feiglinge glauben ſich durch eine Geſichtsverpinſelung dem Teufel unkennbar zu machen und betrachten ſie als einen Schutz (Medicin) gegen böſe Geiſter.

Wenn eine Kriegstruppe gegen den Feind in Kampf zieht, malt ſie im Walde auf dem Grunde entrindeter Eichenſtämme mit rother Farbe mehrere Canoes nebſt der Anzahl der Kampfziehenden und dabei ein Thier, einen Hirſch, einen Fuchs u. ſ. w. als Erkennungszeichen der Bande, gegen welche die Expedition gerichtet iſt. Wenn dieſe Krieger vom Kampfe heimkehren, halten ſie am ſelben Orte wieder an, ſenden Nachricht für einen entſprechenden Empfang nach Hauſe, und erzählen am nämlichen oder an einem benachbarten Baume durch farbige Figuren ihre Abenteuer. Die Canoes ſind jetzt mit dem vorderen Theile gegen die Heimath gerichtet; die Anzahl der Getödteten wird durch ſchwarz gemalte Scalps, die Zahl der Gefangenen durch eben ſo viele Weidenruthen, die jedoch dem Henkel eines Topfes weit ähnlicher ſehen, dargeſtellt. Und dieſe bemalten Eichenſtämme bilden die einzigen Geſchichtsbücher dieſer wilden Völkerſchaften!

Die Tracht der Sioux-Indianer beſteht in der Regel aus eng anliegenden Hoſen von rothem Tuche, einer leichten Fußbekleidung aus zuſammengenähtem Hirſchleder (mocassins), und aus einer weißen oder rothen Wolldecke, die ſie nach Art eines ſpaniſchen Mantels über die Achſel geworfen tragen. In ihren Händen führen ſie abwechſelnd Bogen, Pfeile, Scalpmeſſer, Kriegskeulen, Schießwaffen oder Friedenspfeifen bei ſich, wie ſie gerade das Eine oder das Andere ſich zu verſchaffen wußten.

Der Stein zur Friedenspfeife wird nur in einem einzigen Steinbruche Minneſota's (100 Meilen weſtlich von St. Paul) im ſogenannten rothen Pfeifenſteinthale gefunden. Dieſes Thal erſtreckt ſich von Nordnordweſt nach Südſüdoſt in Form einer Ellipſe und mißt ungefähr 3 Meilen in der Länge und ½ Meile in der Breite. Die Schicht, in der ſich dieſer heilig gehaltene Stein von blutrother Farbe und ſchieferartigem Anſehen vorfindet, iſt einen halben Schuh breit. Die Indianer verſtehen aus dieſem Pfeifenſteine ſehr ſchöne Pfeifen zu bohren und zu ſchnitzen, und ſchätzen denſelben ſchon deshalb ſo hoch, weil er ihre Lieblingsfarbe trägt und ſehr geſchmeidig in der Bearbeitung iſt.

Wenn die Sioux-Indianer einen Feind getödtet und ſcalpirt, d. h. die Kopfhaut abgezogen haben, tragen ſie entweder einen Büſchel von deſſen Kopfhaaren am Hemde, oder eine Adlerfeder mit rothen Flecken, nach Frauenart durch's ſchwarze Haar geſteckt. Iſt die Feder am oberen Ende geſpaltet und ſind die Enden derſelben roth bemalt, ſo bezeichnet dies, daß dem Feinde die Gurgel durchgeſchnitten wurde; ſchmale Schnitte in der Feder bedeuten, daß der Träger die dritte Perſon geweſen, welche den Körper des Getödteten berührte.

Trotzdem, daß viele junge Dakota-Indianer in ihren bartloſen Geſichtern und durch ihre eigenthümliche Tracht und Haarfriſur ein mehr weibiſches Ausſehen haben, ſo gilt es bei ihnen doch als die größte Beſchämung, für eine Frauensperſon gehalten zu werden. So ſahen wir einen jungen Indianer tief darüber erröthen, daß wir ihn, durch ſeine ſanften Züge und das Geflechte ſeiner langen Haare betrogen, für ein Mädchen anſahen.

Wenn die Dakotas mit Weißen in Berührung kommen, ſind ſie ſtets mißtrauiſch und ängſtlich; ſie laſſen niemals die Summe ihres Geldvorrathes wiſſen, den ſie ſorgfältig in ihren Haaren eingeflochten tragen, und wahrlich, ihr Mißtrauen iſt durch die vielen betrügeriſchen Abſichten der Weißen nur zu ſehr begründet.

In einem Verkaufsladen von St. Paul ſahen wir mehrere Indianerkleider

als Curiositäten zum Verkauf aushängen, die vermuthlich ein indianisches Oberhaupt in einer Anwandlung von Geldnoth mit allen ihren Ruhmeszierden dem Meistbietenden preisgab. Es war eine mit blutrothen Glasperlen reich gestickte Hose aus Hirschhaut, an den Ferſen mit schmucken Perlenquasten verziert. Daneben hing ein Rock, ebenfalls von Hirschfell, in der Form eines Hemdes, mit Stickereien und Glasperlen von schwarzer, weißer und blauer Farbe, die theils die Form von Quadraten hatten, theils als schmale Streifen neben einander liefen. — Aber den Hauptschmuck des Hemdes bildeten die Scalps von sieben Chippewä-Indianern, deren fliegende Haarbüschel grauenerregend über dem Brusttheile des Kleides herabhingen. Der Kaufmann verlangte für dieses Häuptlingswams nur 20 Dollars, ein Spottpreis für die vielen Todesseufzer, aus denen dieses indianische Prunkgewand zusammengestickt ist! —

Unter der dürftigen Ausstattung einer Indianerhütte ist der Medicin-Sack von der größten Bedeutung. Der Indianer schreibt demselben übernatürliche Kräfte zu und betrachtet ihn als einen Schutz und Leiter durch's Leben. — Oft wird dieser Sack sogar angebetet, Feste werden seinetwillen gefeiert, Hunde und Pferde ihm zu Ehren geopfert, und wenn man denselben beleidigt glaubt, werden Tage und Wochen in Reue und Fasten zugebracht, um ihn wieder zu versöhnen.

Dieser Sack besteht aus der Haut irgend eines nach besonderer Vorschrift gewonnenen Thieres; gemeiniglich dienen Moschusratte, Biber, Otter, Wolf, Maus, Kröte, Sperling oder Schlange zu dessen Anfertigung. — Sobald der Knabe 14 Jahre alt ist, wandert er nach einem einsamen Orte im Walde, wo er sich auf den Boden wirft und, in dieser Lage den großen Geist anbetend, 2, 3 und oft sogar 4 Tage, ohne irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen, verbleibt. Gestattet sich derselbe endlich zu schlafen, so glaubt er, daß das erste Thier, von dem er träumt, dasjenige sei, welches ihm ein großer Geist für den erwähnten Zweck bezeichnet. Der Knabe geht jetzt zurück zu seines Vaters Hütte, nimmt Nahrung zu sich, und wandert hierauf wieder hinaus in die dunklen Wälder, um sich das erträumte Thier zu erjagen. So bald ihm dies gelungen, zieht er dem Thiere die Haut ab, bereitet und verziert diese nach seiner Phantasie, und führt diese Haut dann in der Form eines Sackes mit sich durch's Leben, als seine Stärke in der Schlacht, als seinen Trost und seinen Schutzgeist im Tode, der ihn hinführen soll nach den ewigen Jagdgründen. Der Indianer schätzt diesen vermeintlichen Talisman über Alles; er kann niemals verleitet werden, denselben zu verkaufen, und hat er das Unglück, ihn in einem Gefechte zu verlieren, so kann er denselben nur durch den Medicinsack seines Freundes ersetzen, den er mit eigener Hand todtschlägt. —

Was die religiösen Vorstellungen der Indianer betrifft, so kann man gerade nicht sagen, daß die amerikanischen Urbewohner keine Religion haben, denn sie glauben an einen guten und einen bösen Geist, sie können sich weder einen Wasserfall, noch einen Berg, noch einen Stein vorstellen, dem nicht irgend ein Geist innewohnt. Im Blitz und Donner machen sie sich eine Vorstellung von dessen Gewalt, im Wachsthum der Lebensmittel erblicken sie das Zeugniß seiner Güte. Dabei besitzen die Indianer viele Wundersagen und mystische Gebräuche und sind unendlich abergläubisch, und das allein beweist schon, daß sie eine Religion haben. Aber ihr Begriff von einem künftigen Leben beschränkt sich darauf, daß die Bösen zum ewigen Tragen von eisernen Ketten verurtheilt sein werden, während die Braven in ein Land gelangen, wo die Bäume beständig grün, die Jagdgründe immer thierreich, die Wasser immer fischgefüllt sind; wo die Sonne niemals untergeht und das ganze Dasein einem nie endenden Feste der Freude und des Tanzes gleicht.

Nach K. v. Scherzer.

131. Der deutſche Auswanderer im fernen Weſten.

Unſer Landsmann hat mit ſeiner Familie den Boden der „Vereinigten Staaten von Nordamerika“ betreten und iſt ohne längeren Aufenthalt in den größeren Städten ſeiner neuen Heimath zugewandert. Eiſenbahnen und Dampfſchiffe bringen ihn auf oft wunderlichen Umwegen derſelben näher, bis er ſich endlich anſchickt, den letzten und ſchwierigſten Theil ſeiner Reiſe mit einem einfachen, von ein bis zwei Pferden gezogenen Karren zurückzulegen. Gaſthäuſer giebt es in den neueren, im Weſten gelegenen Staaten noch ſehr wenige. Unſere Reiſenden kehren meiſt bei den an den Verbindungsſtraßen wohnenden Farmers ein und bezahlen hier für Nachtlager und Koſt gewöhnlich $^1/_2$ Dollar, für die Fütterung des Pferdes nach dem Preiſe des Mais. Die Straßen ſind nur höchſt einfach; die hindernden Bäume werden niedergehauen, die ſumpfigſten Stellen und tiefſten Löcher ausgefüllt. — Endlich iſt eine paſſende Stelle zur Niederlaſſung aufgefunden, das Land zur Urbarmachung von der Regierung für niedrigen Preis gekauft worden, da der neue Coloniſt es nicht vorzog, die erſte Cultur dem Amerikaner zu überlaſſen und dieſem die Farm abzukaufen, ein Verfahren, das von Vielen mit Vortheil angewandt wird, da der Yankee oder eingeborne Amerikaner europäiſcher Abkunft ſich zur erſten Cultur des Bodens am vorzüglichſten eignet.

Wir beobachten unſeren deutſchen Landsmann bei der Gründung ſeiner Niederlaſſung. Sein erſtes Geſchäft iſt die Errichtung eines Blockhauſes, wobei ihm ſeine nächſten Nachbarn bereitwillig beizuſtehen pflegen. Schwache Bäume von feſtem Holze werden gefällt und in gleich lange Stücke gehauen. Vier ſtarke Stämme mit über einander ſtehenden Enden werden im Viereck auf einander gelegt und dadurch zuſammengefügt, daß in die oberen eine Kerbe, in die unteren ein ſogenannter Sattel gehauen wird, ſo daß beide in einander greifen. Dies die erſte Grundlage des Hauſes, auf welcher ſich nun in gleicher Weiſe eine Lage nach der anderen erhebt. Doch das dadurch hergeſtellte Viereck iſt unzugänglich, darum muß erſt mit der Axt eine Oeffnung für die Thüre und eine zweite für das aus Lehm aufzuführende Kamin gehauen werden. Fenſter fehlen in dieſem erſten Blockhauſe ganz, deſſen Dach übrigens aus rohgeſpaltenen Bretern beſteht, welche nach Schweizer Art mit Steinen oder Stangen beſchwert werden, damit der Wind ſie nicht wegführt. Nun wird das Haus, wie ſpäter auch die Felder, eingefenzt. Man fällt hierzu das beſte Nutzholz, zerſchneidet es in 10 bis 11 Fuß lange Klötze und ſpaltet dieſe wieder in 4 bis 5 Zoll ſtarke Stangen. Dieſe werden im Zickzack um den einzufenzenden Ort ſo hoch über einander gelegt, daß weder Kühe noch Pferde ſie überſpringen können. Mit allen dieſen Geſchäften begann bereits die Urbarmachung des Waldes, denn alles erforderliche Holz ward dieſem entnommen. Dieſe Arbeit iſt höchſt beſchwerlich, ſchreitet nur langſam vorwärts und wird Jahre lang, meiſt im Herbſt, fortgeſetzt. Die jungen Bäume werden etwa einen Fuß über der Erde abgehauen, die ſtärkeren aber dadurch getödtet, daß man mit der Axt einen Ring durch die Rinde des Stammes ſchlägt, wodurch dieſer in kurzer Zeit abſtirbt. Nun werden mit einer ſchweren, recht eigenthümlich von der unſrigen abweichenden Hacke die Wurzeln der Büſche und Stauden ausgerodet und dieſe, ſowie alles andere nicht weiter nutzbare Holz auf Haufen gebracht und verbrannt. Das eingefenzte Land wird nun mit dem Pflugſchar bearbeitet, ein wegen der unzähligen Wurzeln und vielen Baumſtümpfe höchſt beſchwerliches Geſchäft, da letztere erſt nach ſechs bis zehn Jahren verfaulen, während die Frühlings- und Herbſtſtürme die durch Umringung abgeſtorbenen Bäume umſtürzen und dadurch den Ackerboden vor-

bereiten. Der Pflug des Amerikaners ist ohne Räder, um ihn über die Baumstämme und Wurzeln desto leichter heben zu können.

Doch wir treten in das Blockhaus. Hier findet sich nur der nothdürftigste Hausrath: ein paar Bettstellen, eine Bank und ein Tisch, einige „Gums" (d. h. Stücke eines hohlen Baumes, einige Fuß lang, die unten mit Bretterstücken vernagelt, zur Aufbewahrung von Mehl, Salz und dergl. dienen), sowie die nöthigsten Teller, etwas Wäsche, Büchse und Pulverhorn, am Herde einiges Kochgeschirr und im Rauchfang etliche Hirschschinken. Dies sind die ganzen Habseligkeiten einer Familie, und zwar nur erst dann, nachdem sie sich eingerichtet hat. Noch andere Gebäude werden errichtet, um die Mais- und Weizenernte aufzunehmen, ja später wird sogar ein zweites noch wohnlicheres Blockhaus neben dem ersteren erbaut. Ist keine Mühle in der Nähe, so richtet man auch eine Roß- oder wenigstens eine Stahlmühle ein, welch letztere mit der Hand in Bewegung gesetzt wird. Das Gewinnen der Körner aus den Aehren geschieht meist dadurch, daß man mit Pferden die aufgebundenen und auf einer harten Tenne ausgebreiteten Garben so lange überreitet, bis die Körner ausgefallen sind. Gleich einfach ist auch die Reinigung des Weizens, indem derselbe durch ein möglichst hoch gehaltenes Sieb langsam geschüttet wird, während zwei andere mit einer wollenen, an den vier Zipfeln gehaltenen Decke so viel Wind machen, daß Spreu und Staub davon fliegen, während die freilich nur unvollkommen gereinigten Körner gerade herunterfallen. Ueberhaupt ist der Hinterwäldler (backwoodsman), wie man den Ansiedler der westlichen Wälder zu nennen pflegt, fast in Allem auf sich selbst verwiesen; er ist Gerber, Schuhmacher, Schneider, Tischler, Zimmermann, Fleischer u. s. w. Hat er auf der Jagd Wild erlegt, so gerbt er die Felle auf indianische Weise, indem er sie nach Einweichung in Wasser in einer durch zerkochtes Hirschhirn zubereiteten Brühe so lange knetet, bis sie von dieser Masse ganz durchdrungen sind. Darauf reibt und zieht man sie auf einem scharfen Brete, bis sie trocken, schneeweiß und samtweich werden. Um sie in dieser Weichheit und Geschmeidigkeit zu erhalten, räuchert man sie sogar, wobei je zwei Felle zu einem unten offenen Sacke zusammengenäht und über ein schwaches Feuer gehängt werden, von dem ein durch faules Holz unterhaltener dicker Qualm aufsteigt. Dadurch bekommen die Felle eine braungelbe Farbe und einen eigenthümlichen Geruch, sowie die Eigenthümlichkeit, daß weder Wasser noch Sonne ihnen ferner etwas anhaben können. Aus diesem Leder verfertigt sich Jeder seine Mokassins (Schuhe) und Leggins (Strümpfe), sowie ein Jagdwams. Außerordentlich ist es, einen wie vielfachen Gebrauch sie von der Axt zu machen wissen, und mit welcher Geschicklichkeit sie dieselbe führen. Auch beim Schlachten der Schweine, mit deren Fett man sich sehr reichlich versieht, hat die Noth die, welchen die dazu erforderlichen Geräthschaften fehlen, erfinderisch gemacht. Die Schweine werden, oft zu 10 bis 16 Stück, in eine Fenz getrieben und in derselben geschossen. Hat man keinen großen Kessel zum Abbrühen derselben, so wird ein Faß ohne Deckel etwas schräg halb in die Erde gegraben und mit Wasser gefüllt, dieses dann durch im Feuer glühend gemachte Steine erhitzt und darauf ein Schwein nach dem andern hineingetaucht und durch viele Hände rasch von den Borsten befreit. Zuvor sind aus Baumstämmen ein halbes Dutzend und mehr Tröge ausgehöhlt worden. In diesen werden die zerlegten Schweine eingesalzen und in dem Rauchhause aufgestellt. Einer derselben dient zur Aufbewahrung des ausgelassenen Fettes. Dabei pflegen die Nachbarn einander hilfreich an die Hand zu gehen, und den Tag beschließt eine festliche Mahlzeit, bei der der Whiskeyflasche oft nur zu fleißig zugesprochen wird. — Ueberhaupt nimmt der oft zwei und mehr Meilen von

jeder menſchlichen Wohnung entfernt lebende Hinterwäldler gern die Gelegenheit zur Geſelligkeit und zu Feſten, frolicks, wahr.

Beſonders feſtlich wird in Arkanſas, wie in der ganzen Union, der 4. Juli, der Tag der amerikaniſchen Unabhängigkeits-Erklärung, begangen. — Hören wir hierüber unſern Gewährsmann Gerſtäcker: „Als ich den gegen 4 Meilen entfernten Verſammlungsort erreichte, war die ganze Umgegend verſammelt, und die rauhen „backwoodsmen“ wogten in bunten Gruppen durch einander; manche in Jagdhemden, andere in wollenen, von ihren Frauen gewebten Röcken, noch andere, um ſich's bequem zu machen, in Hemdärmeln. Im Freien dampften über Feuern mächtige Braten, und an einem ſchattigen Plätzchen waren mehrere Frauen beſchäftigt, einen gewaltigen, langen Kaffee zu kochen. Aus dem einen Flügel des Doppelhauſes erſchallten die ſchrillen Töne einer einzigen Violine, nach denen das junge Volk ſeine vaterländiſchen, ſeltſam beweglichen Tänze eifrigſt tanzte. Ich zog es vor, die Ankommenden zu beobachten, die aus allen Ecken und Enden der Grafſchaft hergeſchneit zu ſein ſchienen. Zahlreiche junge Mädchen kamen leicht und anmuthig, mit vom ſchnellen Ritt gerötheten Wangen, daher galoppirt. Eine Jede hatte zu meiner Verwunderung ein Bündel am Sattelknopf hängen. Der Mittag kam herbei. Eine lange Tafel wurde vor dem Hauſe gedeckt, Bänke und Stühle herbeigeſchafft, auf denen wegen mangelnden Platzes meiſt nur die Damen ein Unterkommen fanden. Rinder- und Schweinebraten, ſüße und andere Kartoffeln, Maisbrot, Kuchen, Milch und Kaffee bildeten die Mahlzeit. — Darauf wurde eine kurze Anrede zu Ehren des 4. Juli an die Verſammelten gehalten, und dann begann von Neuem der Tanz, während die Anderen in den verſchiedenſten Gruppen maleriſch ſich um das Haus herum vertheilten. Hier hatte ſich eine Anzahl kräftiger, ſonnenverbrannter Geſtalten im Graſe gelagert und erzählten ſich ihre Jagdabenteuer; dort ſaßen zwei reitend auf einem umgeſtürzten Baumſtamm und ſpielten Karte. An jener Seite führten einige, durch ſchwere Steine, die ſie in den Händen hielten, ihre Schwungkraft erhöhend, erſtaunenswerthe Sprünge aus, und an dieſer lag eine Reihe langer Burſchen, die gemüthlich ihre Nachmittagsruhe hielten und ſich nur bewegten, um dem weichenden Schatten nachzurücken. In dem engen, erſtickend heißen Tanzſaale ſah man manches anmuthige Mädchen, das mit ſeinen kleinen Füßchen den Takt zu den ſchrillen jigs, reels, hornpipes, und wie die Tänze alle heißen mochten, ſchlug. — Zu meiner Verwunderung trugen mehrere Tänzerinnen jetzt weiße Kleider, die ich vorher in dunkeln geſehen hatte. Ein Amerikaner erklärte mir, daß die meiſten jungen Mädchen ſchon zum dritten Male die Kleider gewechſelt hätten. Von Einigen geſchah es bis zum Morgen fünf Mal. Da ſie ſo ſelten Gelegenheit haben, ihre Kleider zu zeigen, ſo gehört das wiederholte Wechſeln derſelben zum guten Tone. Ländlich, ſittlich! — Bald nach 12 Uhr legte ich mich ermüdet vor dem Hauſe unter einen Baum und ſchlief, trotz der ſchrillen Töne der gepeinigten Violine, bis zum Morgen. Schon warf die Sonne ihre Strahlen in die kleine Lichtung; um mich lagen in mannichfaltigen Gruppen noch Viele in tiefer Ruhe, und drinnen wurde noch immer getanzt. Doch bald wurden nun ernſte Anſtalten zum Aufbruch gemacht, die Pferde, welche die Nacht an Büſchen oder der Fenz angebunden geſtanden hatten, geſattelt, und hier und da verſchwand ein Trupp von Männern und Frauen in dem dichten Walde. Auch ich machte mich auf, und noch weit hin ſchallten die Töne der unermüdlichen Geige mir nach.“

Das Schulweſen in den Anſiedelungen iſt dem unſrigen auch noch ziemlich unähnlich. Das Schulhaus iſt, wie alle Blockhäuſer, meiſt ohne Fenſter und ohne Breterboden. Nur an einer Stelle iſt die Oeffnung zwiſchen den

Stämmen nicht mit Moos verſtopft, und daran iſt ein langes Bret befeſtigt, welches der Schuljugend als Schreibtiſch dient. Sonſt fällt das Licht nur durch die Thüre ein, die ſtets geöffnet bleibt. Wenn im Winter die Kinder der Froſt ſchüttelt, ſo treten ſie auf eine Weile um das wärmende Kamin. Buchſtabiren, Leſen, Schreiben und Rechnen ſind meiſt die einzigen Unterrichtsgegenſtände, und darin beſteht auch häufig die ganze Weisheit der Lehrer. Die Schüler, die ſich mit dieſen Anfangsgründen des Wiſſens beſchäftigen, ſind meiſt ſchon erwachſene junge Leute, ſelbſt von 18 und 20 Jahren. — Manche haben drei oder vier Meilen zur Schule und kommen zu Pferde, und dieſe graſen draußen, während ihre Reiter drinnen buchſtabiren. Zwiſchen dem Unterricht iſt eine Erholungsſtunde, wo ſie ihr mitgebrachtes Mittagsbrot verzehren und dann ſich mit dem Lehrer durch Ballſchlagen oder ein anderes Spiel vergnügen.

In den entfernten weſtlichen Staaten kommt nicht ſelten ein Gerichtsverfahren in Anwendung, das zwar durch und durch ungeſetzlich und gar manchmal ungerecht, dennoch aber in ſo ungeregelten Gegenden zur Nothwendigkeit werden kann. Wir meinen das nach einem gewiſſen Lynch benannte Verfahren, bei welchem unter Beobachtung äußerlicher Rechtsformen die Volksrache ſich oft im Theeren und Federn des zu Beſtrafenden, bisweilen aber in der Zerſtörung ſeines Eigenthums, ja ſelbſt im Morde des Verhaßten äußert. Unſer Gewährsmann wohnte einem ſolchen Verfahren bei und mag uns daſſelbe mittheilen: „Ich war bei einem gewiſſen Hozart, um mit ihm einige Tage zu jagen, als am Morgen fünf Reiter am Thore hielten, die uns aufforderten, ſie zu einer Handlung der Gerechtigkeit, wie ſie es nannten, zu begleiten. Es hatten ſich in der Nähe an einem kleinen Fluſſe, etwa 20 Meilen im Umkreis, eine Anzahl Menſchen angeſiedelt, die ſehr häufig Pferdediebſtähle begingen. Namentlich gegen zwei derſelben lagen faſt unumſtößliche Beweiſe vor, die aber doch noch nicht genügten, ſie vor Gericht zu ſtellen. Man beſchloß daher, ſelbſt über ſie Gericht zu halten. Ich folgte der Aufforderung, ohne ſelbſt daran thätig Theil zu nehmen. Bald wurden die Beiden gebunden zwiſchen zwei Pferden nach einem Platze geführt, wo eine zahlreiche Verſammlung von 40 bis 50 Perſonen ihrer wartete. Geſchworene wurden erwählt, Zeugen vorgerufen, Alles nach Art des gewöhnlichen Gerichtsverfahrens. Curli, der eine der Angeſchuldigten, war ſehr niedergeſchlagen, der andere, Brogan, ſah wild und bösartig darein; beide leugneten beharrlich. Da wurde der erſtere an einen Baum gebunden und ſein entblößter Rücken mit Ruthen bearbeitet. Bald geſtand er, daß er den Hehler gemacht und Brogan den letzten Diebſtahl ausgeführt habe; auch führte er 26 Namen von ſolchen an, die ſich bei Pferdediebſtählen betheiligt hatten. Brogan, der noch beharrlich leugnete, wurde nun ebenfalls an einen Baum gebunden und von zwei Männern ſchrecklich zerhauen. Anfangs fluchte und ſchimpfte er, dann wurde er ganz ruhig und ertrug mit bewunderungswürdiger Gelaſſenheit die ſchweren Mißhandlungen; endlich rief er ſtöhnend aus: „Mein armes Weib und meine Kinder!“ Indeſſen kamen zwei Neger mit Schaufeln und Spaten und begannen ein Grab zu graben, während ein Weißer mit der kaltblütigſten Miene ein Seil mit Talg beſtrich, an dem der Unglückliche aufgehängt werden ſollte. Das ging zu weit, und mehrere von uns machten den milder Geſinnten begreiflich, daß, wenn ſie ihn tödten wollten, ſie ihn nicht erſt ſo greulich hätten mißhandeln dürfen. Unſere Anſicht ging durch, und das Leben wurde ihm geſchenkt unter der Bedingung, daß er binnen vier Wochen die Grafſchaft für immer verlaſſe. Er verſprach nichts, ſondern ſank, als man ihn losband, ohnmächtig zur Erde.“ — Solche Scenen laſſen einen tiefen Blick in die

Nachtſeite des amerikaniſchen Lebens thun, in dem der allmächtige Volkswille oft zur unverantwortlichen Willkürherrſchaft wird. Nach Gerſtäcker.

132. Beſuch einer Zuckerplantage der Louiſiana.

Wenige Tage nach unſerer Ankunft in New-Orleans erhielten wir von einem dortigen Bankier ein Empfehlungsſchreiben an mehrere der bedeutendſten Zuckerpflanzer der Louiſiana. Wir brachen dahin auf. Unter der Reiſegeſellſchaft befanden ſich viele Creolen, d. h. Abkömmlinge eingewanderter Franzoſen. Die wenigſten unter ihnen waren der engliſchen Sprache mächtig, aber alle hatten die zahlloſen kleinen Unarten der Amerikaner des Südens mit ſtaunenswerther Vollkommenheit erlernt. Sie kauten Tabak, fluchten, tranken Whiskey, ſpielten Ucker, biſſen ſich die Nägel und ſtreckten, mit dem Körper ſich in einem Armſtuhl balancirend, ihre langen Spindelbeine über das Schiffsgeländer hinaus in die Luft. Obſchon wir nur ungefähr 12 Meilen den Miſſiſſippi aufwärts fuhren, ſo nahm dieſe Fahrt doch einen ganzen langen Tag in Anſpruch, indem wir faſt an jeder einzelnen Plantage anhielten, um Waaren abzuladen oder Paſſagiere aufzunehmen. Endlich gegen 8 Uhr Abends landeten wir auf einer der großartigſten Plantagen im Pfarrbezirk St. Jaques. Da man von unſerer Ankunft bereits brieflich unterrichtet war, ſo befanden ſich ſchon ein paar rabenſchwarze Neger auf dem Landungsplatze, um unſer Gepäck in Empfang zu nehmen und uns nach der Wohnung zu begleiten. — Unſer Beſuch fiel gerade in die Erntezeit, deshalb hatten alle Hände vollauf zu thun, und wir trafen ſelbſt den Beſitzer in größter Thätigkeit im Fabrikgebäude, wo er perſönlich Tag und Nacht den Erzeugungsproceß leitete. — Schon am nächſten Morgen begaben wir uns auf die Plantage und ſahen hier männliche und weibliche Neger thätig, mit einem ſchneidigen, ſichelartigen Inſtrumente das Rohr ſeiner reichen Blätterwucht zu entblößen und dann mit einem ſcharfen Hiebe knapp am Boden abzuſchneiden, während andere ſich unaufhörlich bückten, um das geſchnittene Rohr in Packete zu ſammeln und mit ſeinen Naturblättern gebunden auf einen Karren zu werfen, der es nach dem Preßapparate beförderte.

Ein Feld reifen, hochſtämmigen Zuckerrohrs mit ſeinen ſchmalen, langen, goldgelben Blättern wäre ein gar prächtiger Anblick, wenn man dabei nicht immer an Negerſchweiß und ſchwere Seufzer erinnert würde. Die Pflanze wird hier 8—10, in Weſtindien ſogar bis 20 Fuß hoch, und erreicht $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer. Der Stamm iſt dicht und zähe, aber leicht brechbar, und von grüner Farbe, die ſich zur Zeit der Reife in ein lichtes Gelb verwandelt. Die Blätter ſind 3—4 Fuß lang und 1—2 Zoll breit, und gilben ſich ebenfalls bis zur Ernte. Obwohl das Zuckerrohr in der Louiſiana genugſam reift, um zur Fabrikation verwendet werden zu können, ſo kommt es doch daſelbſt niemals in den Zuſtand der Blüthe; kein einziger Pflanzer der Louiſiana, den wir beſuchten, hatte jemals die Blüthe der Pflanze geſehen, die ihm doch ſo goldene Früchte bringt! Das Zuckerrohr beginnt gewöhnlich erſt im elften oder zwölften Monat nach ſeiner Pflanzung zu blühen; ſeine Blüthen ſind zahlreich, ohne Blumenblätter, von weißlicher Farbe mit drei Staubfäden. Das Zuckerrohr wird zeitig im Jahre, wenn eine ernſte Froſtgefahr nicht leicht mehr zu befürchten ſteht, meiſt ſchon im Februar, gebaut, wo das zur Pflanzung beſtimmte Rohr ungefähr 2 Fuß tief horizontal in den Grund gelegt und ſodann wieder mit Erde bedeckt wird. Die Pflanzen eines Ackers, welche einen Werth von 100 Dollars vorſtellen, ſind hinreichend, um fünf Acker damit zu bebauen, da aus jedem in die Bodenfurche gelegten Rohre wieder zahlreiche Pflanzen erſprießen. — Man baut drei verſchiedene Gattungen

Zuckerrohr: das Creolenrohr aus Cuba, das in Westindien bis zu einer Landhöhe von 3000 Fuß noch gedeiht; das Otaheitirohr, welches in der Heimath sogar bis zu einer Höhe von 5000 Fuß fortkommen soll, und das gestreifte Rohr, welches erst im Jahre 1826 aus Java eingeführt wurde. Am ergiebigsten und beliebtesten ist das letztere, weil es am besten dem Einflusse des Witterungswechsels, der Kälte und den Winden, der Nässe und der Trockenheit widersteht.

Jeder Negerarbeiter hat jährlich die Cultur von 7 Arpent*) Zuckerpflanzung und 3 Arpent Mais zu besorgen. Während der Erntezeit, wo die junge schwarze Bevölkerung vom ersten Sonnengruß bis zum letzten Lichtstrahl auf dem Felde ist, kann ein guter Arbeiter täglich einen halben Arpent ernten, Weiber und ältere Neger hingegen nicht mehr als $^1/_4$ Arpent. Jeder Arpent giebt 18 bis 20 Karren (charrots) voll Rohr, und liefert durchschnittlich 1000 Pfund Zucker und 500 Pfund Zuckersatz (molasses). In günstigen Jahren hat sich das Erträgniß eines Arpent schon bis auf 1500 Pfund gesteigert. Die Arbeitskosten eines Arpent betragen jährlich circa 21 Dollars oder ungefähr ein Drittel des Ertrags.

Wenn man sich mit der Ernte verspätet hat und selbst der angestrengteste Menschen- und Maschinenfleiß nicht im Stande ist, das rohe Zuckerrohr vor dem muthmaßlichen Eintritt des so sehr gefürchteten ersten Frostes aufzuarbeiten, so wird das geschnittene Rohr auf dem Felde in Packete gelegt und mit dichten Blättern wohl bedeckt. Dieses Verfahren reicht vollkommen hin, um das Rohr vor dem Frostverderben zu schützen. — Nach fünf oder sechs Jahren des Ertrages läßt man eine Pflanzung gewöhnlich ein oder zwei Jahre ruhen, und darum besteht eine jede Plantage meistentheils aus zwei bis drei Mal so viel Grundstücken, als sich in Zuckercultur befinden. Auf den ertragsunfähig gewordenen Feldern baut man zumeist Bohnen, weil die Pflanzung dieser Gemüseart bisher als die dem Boden zuträglichste erkannt wurde. Ja manche Plantagenbesitzer sind in dieser Beziehung derart ängstlich und fürchten so sehr, dem Boden die benöthigte Nahrung zu entziehen, daß sie sogar von der gereiften Bohnenfrucht keinen Gebrauch machen, sondern dieselbe überackern und dem Boden als Düngervermehrung belassen. Ein anderes Düngungsmittel sind die Rohrabfälle, die, wenn sie aus der Presse kommen, einige Pflanzer nach dem Felde zurückführen und dort verfaulen lassen, während andere sie vorher in Asche verwandeln und dadurch eine erhöhte Düngungskraft zu erzielen glauben.

Wenn die geschnittenen Zuckerrohre gleich Garben vom Felde heimgeführt sind, so werden sie mit einer Maschine in Verbindung gebracht, die zwischen drei Stahlcylindern den Nahrungssaft auspreßt, und sodann das zermalmte Rohr durch eine geschickte Vorrichtung entweder in den Feuerofen oder auf den Düngerhaufen weiter befördert. Der gewonnene Saft aber läuft durch verschiedene Bottiche nach den eisernen Cylindern, in welchen der Kochproceß geschieht. In der Siederei des Herrn A.... sahen wir vier große Cylinder, wovon jeder einzelne 6000 Pfund aufzunehmen im Stande ist. In denselben kocht der Zuckersaft bei einer Hitze von 56 bis 60° R. 5 bis 6 Stunden lang. Hierauf wird die Flüssigkeit in Holzbehälter zur Krystallisation abgezapft und später in Fässer gefüllt. Der ganze Erzeugungsproceß, vom Moment, wo das frischgeschnittene Zuckerrohr in die Quetschpresse geschleift wird, bis zur vollendeten Krystallisation, dauert nicht länger als 10 Stunden, so daß in einem Etablissement mit vier Kochapparaten während der Ernte alle Tage ungefähr 20,000 Pfund Zucker erzeugt werden.

*) Ungefähr 230 rhein. Ruthen.

Bei allen dieſen Verrichtungen ſahen wir Neger als Mechaniker, Ingenieurs, Maſchiniſten und ſogar als Leiter des ganzen Erzeugungsproceſſes thätig, und jeder der Pflanzer lobte uns die Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, mit der ſich dieſelben ihrer Obliegenheiten entledigen. Wiederholt hörten wir von Negern erzählen, die ſo klug, beſonnen und geſchäftskundig „wie ein Weißer" ſind, und dabei ſo ehrlich, daß man ihnen die größten Summen anvertrauen könne, ohne eine Veruntreuung befürchten zu müſſen.

Wie in Deutſchland die Winzer Traubengeſchenke machen, ſo ſchicken die Pflanzer der Louiſiana während der Ernte friſch geſchnittenes Zuckerrohr an ihre Freunde nach der Stadt, und es ſieht gar komiſch aus, Weiße und Schwarze ein ſaftiges, ſtämmiges Rohr gleich einer Düte an den Mund führen und ſeiner ganzen Länge nach abſaugen zu ſehen. — Die Ernte und die Zuckerfabrikation nehmen durchſchnittlich zwei Monate des Jahres in Anſpruch. Während dieſer Zeit arbeiten die Neger gegen 18 Stunden und haben nur 6 Stunden für ihre Raſt. Selbſt des Sonntags wird zu dieſer Zeit auf den meiſten Plantagen gearbeitet, um auch nicht einen Augenblick zu verlieren. Die Plantagenbeſitzer erzählten uns alle, die Zeit der Ernte ſei für die Neger die heiterſte und angenehmſte des Jahres, die Epoche, in welcher ſie am wenigſten von Krankheiten geplagt ſein ſollen. Wer aber gleich uns beobachtet hat, wie gerade zu jener Zeit die Arbeiter in triefendem Schweiße ſich abmühen müſſen, um ſo raſch als nur möglich das heilliche Product in Sicherheit zu bringen, und die Taſche des Herrn auf Koſten ihrer Geſundheit ſelbſt vor dem kleinſten Schaden zu ſchützen, der wird wohl, trotz dieſer Betheuerungen, eine andere Meinung behalten.

Dagegen iſt allerdings nicht zu verkennen, daß der Saft des Rohres ſo angenehm, ſo heilſam und nahrhaft iſt, daß ein jeder, der ihn reichlich trinkt, ſich einer zunehmenden Kraft und erhöhten Geſundheit erfreut. Magere und kränkelnde Neger verändern ſich bald auf merkwürdige Weiſe. Die Pferde, Ochſen und Maulthiere ſehen trotz ihrer angeſtrengten Arbeit beſſer aus, als zu irgend einer anderen Zeit, da man ſie mit den grünen Spitzen des ſüßen Graſes und dem Abſchaum der Siedekeſſel reichlich füttert. So ſieht man überall glückliche Geſichter und munteres Treiben. Nach K. v. Scherzer.

133. Von der mexikaniſchen Gebirgsküſte.

Zu den Eigenthümlichkeiten Mexiko's gehören die tiefen, faſt ſenkrechten Schluchten, die man überall antrifft, beſonders aber in den Gebirgen nach dem Meere hin. Ein Theil der Oſtküſte iſt von Schluchten, die ſich meiſt von Weſt nach Oſt ziehen, zerriſſen, daß man ſieht, ſie entſtanden durch Hebung des Landes in Folge unterirdiſcher Feuerherde, wie dies auch die horizontalen Schichtungen der Conglomerate zeigen; doch ſind einige auch Einbrüche vulcaniſcher Höhlungen oder Wirkungen reißender Bergſtröme. Oft ſind jene Schluchten nur enge Spalten von 100 Fuß Weite, mit nackten, ſenkrechten Wänden von 1000 Fuß Höhe; oft ſind ſie aber auch weiter geöffnet und verengen ſich nach der Thalſohle zu terraſſenförmig. Dieſe Stockwerke haben jedoch gleichfalls ſtets ſenkrechte Seitenwände. Häufig vereinigen ſich mehrere Schluchten unter ſpitzen Winkeln und bilden maleriſche Felspartien. Faſt immer brauſen reißende Bergwaſſer im Thalgrunde; ſtürzen ſich von Fels zu Fels und bilden ſchäumende Waſſerfälle oder tobende Waſſerſtürze. Die Feuchtigkeit ruft die glänzendſte Vegetation hervor; hoher und dichter Waldwuchs deckt den Boden der Schluchten, nur in den größeren durch Anbau verdrängt; aus jeder Spalte treiben Sträucher und Schlingpflanzen hervor, auf den höheren Abſätzen und Vorſprüngen ſtarren Cactus, Agaven und Cycas, oder

im Kalkgebirge verſchiedene Arten Fächerpalmen, Cereus und andere Fleiſchgewächſe. In der Regenzeit wird das nackte Geſtein ganz mit Flechten und Mooſen bekleidet, und bietet das ſchönſte Farbenſpiel von Schwarz und Silberfarbe, Dunkelgrün, Gelb und Hochroth mit dazwiſchen liegenden Farbenſtufen. In dieſer Zeit brauſt der Donner der tropiſchen Gewitter durch die Schluchten, löſen ſich mit furchtbarem Krachen Felsſtücke los und ſtürzen in die Tiefe, wird der Urwald wie Grashalme zerknickt, bilden ſich auf den Staubbächen, die auf allen Seiten, wie Silberfäden oder Nebelſtreifen erſcheinen, ſchillernde Regenbogen. Der Waſſerfall von Regla ſtürzt in ein prachtvolles Becken von Dioritſäulen.

Viele Schluchten ſind ſtundenlang ganz unzugänglich, von Nord nach Süd kann man in gerader Richtung gar nicht fortkommen, und die halsbrechenden, gewundenen Felſenpfade, auf denen man herabreiten muß, ziehen ſich kaum 2—3 Fuß breit an ſchauderhaften Abgründen hin. Kein Kapital wäre groß genug, durch Brücken dieſe Schluchten gangbar zu machen; nur die Natur hat es vermocht, einige zu überbrücken, indem ſie z. B. bei Puebla Kalkfelſenblöcke ſchief gegen einander ſenkte, ſo daß ſie zweimal übereinander Spitzbogen von 30 Fuß über den Fluß bildete. Andere Schluchten ſind dadurch überſchreitbar gemacht, daß man einen Baum am Rande fällte, der bis auf den jenſeitigen Rand hinüber fiel. Dieſe Brücke paſſirt man zu Fuß, oder rittlings. Die Hängebrücken (maromas) der Indianer ſind 30—50 Fuß breit und ſo gemacht, daß ein an je einem Rand ſtehender Baum als Pfeiler dient, um welchen man zwei lange ſtarke Lianen (Schlingpflanzen) ſchlingt, ſo daß ſie zwei parallel gezogene Taue vorſtellen. Dieſe umſchlingt man mit ähnlichen Schlingpflanzen, bindet darauf kurze Holzſtücke oder Bambusſtäbe quer dicht nebeneinander, und zieht etliche Fuß höher als dieſer ſchwankende Steg ein anderes Tau zum Anhalten beim Darübergehen. Ueber breitere Hängebrücken ſchafft der Reiter Sattel und Gepäck, während ſein Pferd durch den Fluß ſchwimmen muß. Ueber enge ſteile Schluchten iſt an anderen Orten ein Seil an einen höherſtehenden Baum gebunden. Man ſetzt ſich auf einen Knebel am Ende des Seiles und zieht ſich an einer quergeſpannten Schlingpflanze auf das andere Ufer.

Iſt der Fluß der Schlucht zu breit, ſo bedient man ſich zum Ueberſetzen eigenthümlicher Fähren. Entweder zieht man kleine Flöße von leichtem Holz an einem über den Fluß geſpannten Seile nach dem anderen Ufer, oder an das Floß wird ein Seil gebunden, einige nackte Indianer ſpringen in's Waſſer, wobei der Eine das Ende des Seiles in den Mund nimmt, an's andere Ufer ſchwimmt und zieht, während der Andere dem Floß nachſchwimmend ſchiebt und lenkt. Ein ſolches Floß kann nur zwei Perſonen faſſen; Pferde müſſen den Fluß durchſchwimmen, indem das erſte, den Kopf dicht am Floß, an der Leine nachgezogen wird, damit die übrigen nachfolgen. Andere Flöße von Bambusſtäben haben 10 Quadratfuß, unter ſie ſind einige Dutzend Flaſchenkürbiſſe gebunden, und vier ſchwimmende Indianer ſchieben das Floß über den Fluß. In einigen Gegenden hängt man ſich einen Klotz korkleichten Holzes um den Hals, legt die linke Seite über den Klotz, rudert mit dem rechten Arm und hält mit dem linken das Gepäck über dem Waſſer.

In den furchtbarſten Schluchten finden ſich mitten im dichten Urwald die Bananen- und Gemüſegärten der Indianer. Wie die Gemſen klettern dieſe Menſchen, beladen mit Früchten, oder die Frauen mit einem Säugling an der Bruſt und einem größeren Kinde auf dem Rücken, den ſteilſten, kaum einen Fuß breiten Pfad hinan, wobei ihnen häufig die Wurzeln der Seiba (ficus mexicana), welche ſich wie Rieſenſchlangen in die Felſenſpalten drängen, zur Leiter, oder hervorſtehende Baſaltknorren zu Stufen an den thurmhohen Felſenwänden hin dienen.

Nicht minder merkwürdig wie die Schluchten ſind die Höhlen und Grotten. Bei der Höhle von Cacahuamilpa im Staat Mexiko iſt ein ziemlich ſtarker Gebirgsſtrom, der in einer tiefen Schlucht fließt, plötzlich durch einen Gebirgszug ſekundären Kalks abgedämmt und fließt drei Stunden unter dieſem Gebirge hin, um aus einem großen Höhlenthore auf der anderen Seite wieder hervorzutreten. Da, wo der Fluß in den Berg tritt, einige 100 Fuß über dem Waſſerſpiegel, iſt der Eingang zu einer zweiten mächtigen Höhle, welcher in der Urzeit dem Fluß als Bett gedient haben mag. Darin ſind alle Schönheiten der Stalaktitenformen, hohe Dome, Säulen, Orgeln, unzählige Seitengänge und Verſchlingungen. Die vulkaniſchen Höhlen, im Diſtrikt Tasco, dienen zur Regenzeit als Gehöfte für das Vieh und als Melkſtätten der Hirten. Auf den Hochebenen ſind Schluchten und Höhlen ſelten, denn das große Tafelland hat nur flache Höhenzüge oder kleinere Erdſpalten. Sartorius.

134. Unter den Macuſis am Rapununi in Guyana.

Ohne Zweifel gehören die Macuſis, welche die Savannen des Rapununi, Parima, ſo wie die Bergketten des Paracaima und Canuku bewohnen, zu den ſchönſten Stämmen Guyana's. Ihre Hautfarbe iſt ziemlich licht; ihre Züge haben etwas ungemein Mildes und Angenehmes; dabei ſind ſie ſchlank und wohl proportionirt. Die Männer tragen das Haar faſt durchgängig kurz, die Frauen dagegen entweder in langen Flechten auf dem Scheitel zuſammengewunden, oder ſauber geordnet über Nacken und Schulter herabhängend. Ihre ungemein wohlklingende Sprache hat viel Aehnlichkeit mit der franzöſiſchen, da ſich die größte Zahl ihrer Wörter auf ong, eng, ang endet. Daß ſie eben ſo harmlos und friedliebend als gefällig, gaſtfreundlich und betriebſam ſind, zeigte ſich während unſeres längeren Aufenthaltes in ihren Niederlaſſungen. Auch zeichnen ſie ſich durch Ordnungsliebe und Reinlichkeit aus. Geſicht und Körper bemalen ſie ſtark mit dem Safte der Färber-Trompetenblume ziegelroth und dem der gemeinen Obſtgadel ſchwarz; namentlich thun dies die Weiber, welche auch ihr ſchönes, glänzend-ſchwarzes und ſauber gekämmtes Haar mit Crapöl ſalben. Ohrläppchen, und bei den Männern auch die Naſenflügel, waren durchbohrt und mit fingerlangen runden Hölzchen oder Rohrſtückchen ausſtaffirt. Bei beiden Geſchlechtern war durch eine Oeffnung der Unterlippe eine Nadel mit der Spitze nach außen geſteckt, wie bei den Karaiben. Der koſtbarſte Schmuck der Frauen beſtand in breiten Perlenſchnüren, welche ſie um Arme und Beine gewickelt tragen, und aus denen ſie ihren Schurz mit zierlichen eckigen Figuren geſtickt verfertigen. Eigenthümlich iſt es, daß ſich hier nur die Frauen mit Malereien auf Werkzeuge, Waffen ꝛc. beſchäftigen. Die Niederlaſſung beſtand aus zwölf Hütten und etwa 60 Bewohnern. Erſtere glichen unſeren kleinen, mit Stroh bedeckten Bauernhäuſern; das runde Dach läuft in eine lange Spitze aus. Im Inneren bemerkt man netzartig geflochtene Hängematten, kleine, aus einem Stück Holz in allerlei Thiergeſtalten roh gehauene Schemel, ausgehöhlte Kürbiſſe, die als Waſſerbehälter dienen, einige thönerne Kochgeſchirre und eine Menge geflochtener, viereckiger Körbe, als Behälter für Schmuckſachen, etwaige Kleidungsſtücke u. dergl. An der Hängematte eines Jeden hängt ein mit Schminke gefülltes Bambusrohr, ein Kamm und ein kleiner Spiegel; letzteres koſtbares Stück hat ſtatt der europäiſchen Einrahmung eine viel dauerhaftere erhalten. Den Hauptbalken der Hütte zieren Rehgeweihe, Jaguarſchädel, Adlerfänge und andere Jagdtrophäen, ſo wie auch die Kriegskeule, das Blaſerohr zum Schießen vergifteter Pfeile und die Federmützen; auf den Querbalken liegen zahlloſe Pfeile und eine Menge Bogen. Alles dies war mit Sauberkeit und Akurateſſe gearbeitet. Die geſammten

hölzernen Geräthſchaften waren zierlich polirt und bemalt, die Waffen mit bunten Federn geſchmückt und ihre mit ſchwarzen oder rothen Zeichnungen ausgeſtatteten Flechtarbeiten zeigten die höchſte Vollendung. In den Hütten brennen hie und da fortwährend, ſei es zum Räuchern einer Jagdbeute, oder zum Kochen von Getränk und Fleiſch, kleine Feuer; als treue Wächter umlagern dieſe Stellen knurrende Hunde.

Das Haus, welches man uns zur Wohnung eingeräumt, lag unmittelbar auf dem Scheitel des hohen Ufers und gewährte die unbeſchränkteſte Ausſicht. Schon der nächſte Morgen brachte neue Abwechſelung in das bunt bewegte Leben unſeres Aufenthaltes. Bald nach Sonnenaufgang kam nämlich eine kleine Flotte von Kähnen, bemannt mit Indianern in glänzendem Federſchmuck, und dieſe ſtatteten auf der Vorbeireiſe nach Georgetown, wohin ſie allerhand Tauſchartikel bringen wollten, den Bewohnern von Haiowa einen Beſuch ab. Nachdem ſie aus den Kähnen geſtiegen waren, ordneten ſie ſich in den gewöhnlichen Zug, die Kriegskeule, den Bogen und Pfeile in der Hand, während viele noch ein langes Meſſer entweder im Gürtel oder an einer baumwollenen Halsſchnur hängen hatten. So klimmten ſie das Ufer empor, gingen, ohne uns eines Blickes zu würdigen, an uns vorüber und auf das Fremdenhaus zu, wo der Häuptling ſie bereits mit ſeinen Leuten erwartete. Man bewillkommnete ſich, wie dies auch bei anderen Indianern geſchieht, durch das Reichen der Hand und den Ausruf: „Matti!“ nur führte man das Geſpräch mit abgewandtem Geſicht. Als ich nach der Urſache fragte, erhielt ich zur Antwort, daß ſich wohl die Hunde einander anſähen, wenn ſie zuſammenträfen, aber nicht die Macuſis.

Wie der Tag voller Intereſſe begonnen hatte, ſo ſollte er auch ſchließen. Gegen Abend ſah ich vor unſerer Hütte im fernen Nordweſten einzelne dunkele Rauchwolken aufſteigen, die ich anfangs wenig beachtete, bis man mich belehrte, daß dort die Jäger einer fernen Niederlaſſung die Savanne angezündet hätten, um die Rehe aus dem hohen Graſe hervorzutreiben. Die Sonne begann eben zu verſchwinden; ſchon färbten ſich die ſchwarzen und an Ausdehnung wachſenden Wolken gelb und röthlich, und bald darauf entfaltete ſich ein furchtbar-ſchönes Nachtbild. Mehrere Feuer-Kolonnen vereinigten ſich bald zu einer einzigen, welche ſich grell an dem dunkelen Himmelsſaum abgrenzte und vor ſich die trüben Wolkenmaſſen, ſo wie die düſteren Makarapan- und Pacaraima-Gebirge mit graugelben Tinten übergoß, ſo daß dieſe wie bleiche Rieſengeſpenſter aus der dunkelen Atmoſphäre auftauchten. Gleich den Wogen eines ebenmäßig bewegten rothflammigen Oceans, wälzte ſich die ungeheure Feuermaſſe blitzſchnell vor dem Winde her, bald an einem unbewaldeten Abhang emporwirbelnd und ebenſo ſchnell an der abgewandten Seite wieder verſchwindend, bald ſich plötzlich in eine Menge kleinerer Ströme zertheilend, die dann gleich gigantiſchen Irrlichtern umher zu tanzen ſchienen, während die ſchwarzen Stellen zwiſchen ihren Armen Sümpfe, Moräſte, Bäche oder eine größere Baumgruppe vermuthen ließen. Doch die Trennung währte nicht lange. Bald hatten ſich die zerſtreuten Arme wieder vereinigt und ſetzten von Neuem in einem breiten Gluthſtrom ihren vernichtenden Lauf unaufhaltſam über Berg und Thal fort, bis ſie endlich hinter einer größeren Gebirgsmaſſe verſchwanden. Bisher hatte ſich das ſchauerlich ſchöne Bild noch immer ziemlich entfernt von uns gehalten; doch auf einmal wälzte ſich im Nu der rechte Flügel der mächtigen Lohe näher zu uns heran: die Schlaglichter und Schatten wurden greller, die ſchwarzen Rauchwolken ſchärfer abgegrenzt, damit aber auch ein dumpfes Brauſen der in der Hitze zerplatzenden Gräſer und Rohrarten hörbar, das ſich mit jeder Sekunde deutlicher in das betäubende Knallen eines Schlachtgetümmels verwandelte, bis das Ufer des Rapununi dem feindlichen

Elemente eine unüberſteigliche Schranke entgegenſetzte. — Oede und traurig ſtarrte uns mit der Helle des erwachenden Tages die weite Savanne entgegen. Ein ſchwarzes Leichentuch war über die geſtern noch ſo freundliche gelbgrüne Fläche ausgebreitet, und die entlaubten ſchwarzen Aeſte der Ufer- und Savannenbäume ragten düſter in die heiße Luft hinein, während nach allen Seiten hin heftige Wirbelwinde ſchwarze Aſchen- und Staubſäulen mit verkohlten oder halbverbrannten Pflanzenreſten zum Himmel emportrieben und Hunderte von Raubvögeln laut krächzend umher kreiſten, um die umgekommenen Säugethiere und Amphibien zu verzehren. — Kehrt der Wanderer nach vierzehntägiger Abweſenheit zu der Stätte der Verwüſtung zurück, ſo iſt wie durch Zauber das düſtere Trauerkleid der Savanne verſchwunden und hat ſich in die lebensfriſchen Farben des europäiſchen Frühlings verwandelt. Bäume, Sträucher und Grasfluren erſcheinen mit einem neuen lieblichen Gewande geſchmückt. Die unglaublich ſchnell Alles überfliegende Flamme hat nur das Laub, nur den Gras- und Rohrhalm vernichtet, nicht aber den Baum, noch auch die Graswurzel, und entſprechend der Schnelligkeit der Vernichtung keimt, knospet und treibt das junge Grün ſchon nach wenigen Tagen unter der düſteren Decke hervor und verwiſcht bald die letzte Spur des verheerenden Elementes.

Nach Rich. Schomburgh.

135. Der Urwald in Braſilien.

1) Die Pflanzenwelt.

Tritt der Europäer zum erſten Male in die unermeßlichen Urwälder Braſiliens, ſo findet er ihren Anblick ebenſo unerwartet großartig, als entzückend. Wohl mag er früher auf ſeinen Reiſen, als die heimathlichen Bilder noch vor ſeiner Seele ſtanden, da oder dort gefragt haben, ob dies Urwald ſei, jetzt, wo er denſelben betreten hat, fragt er nicht mehr, er fühlt, er weiß es, wo er ſich befindet. Der feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl, welches Jeden befällt, der zum erſten Male den Urwald betritt, ſagt es ihm. Da ſtarrt er hinein in jenes Labyrinth von hohen, ſchlanken Stämmen, die gleich Rieſen neben ihm aufſteigen, wie in das ihn umgebende Gewirr von Schlingpflanzen. Blickt er nach oben, ſo erhebt ſich hoch über ihm jenes leichte Laubdach, das den Himmel nur wie durch einen Flor erkennen läßt, aber von Allem vermag er ſich keine Rechenſchaft zu geben. Man male ſich einen Urwald mit der glühendſten Phantaſie zu Hauſe aus — man wird dennoch ſeine kühnſten Erwartungen übertroffen finden, ſobald man den Fuß in einen ſolchen Wald ſetzt. Alles iſt hier koloſſal; Alles ſcheint der Urwelt anzugehören, und beim Blick auf uns ſelbſt bemerken wir nur zu ſehr den Abſtand zwiſchen uns und der uns umgebenden großartigen Natur. Zuerſt iſt es der ungeheure Maßſtab der Rieſenſtämme, welcher uns in Erſtaunen ſetzt, ſodann die gänzliche Verſchiedenheit der Pflanzenwelt dieſer Wälder von der unſeres Erdtheils. Wo wir in der Heimath einen blühenden Strauch oder einen Obſtbaum in anmuthiger Farbenpracht erblicken, da finden wir hier blühende Baumkoloſſe, deren Höhe die der heimathlichen um das Doppelte, ja Dreifache übertrifft, während ihre Blüthen den größten Blumen unſerer Prachtgärten an die Seite geſtellt werden können. Dazu ſproſſen ſie in einer ſolchen Fülle hervor, daß das ganze Laubdach des Baumes ſich oft in ihre Farben zu kleiden ſcheint. Da ſind es beſonders jene Bäume mit prachtvollen, großen Lila-, ſowie die mit weißen Blüthen, welche ungemein viel zur Zierde der Wälder beitragen, indem ſie ſich von dem mannichfachſten Grün des Laubes unterſcheiden. Jeder Baum hat ſeinen eigenthümlichen Wuchs, ſein eigenes Laub-

werk und ſein von den benachbarten Bäumen verſchiedenes Grün. Rieſige Gewächſe, den verſchiedenſten Arten angehörend, verſchlingen ihre Zweige und erzeugen ein Gemiſch des mannichfachſten Laubes. Gleich gewaltigen Säulen erheben ſich die meiſten Bäume völlig gerade zu einer außerordentlichen Höhe, oft, und gar meiſt die rieſenförmigſten, geſchmückt mit den glänzendſten Blumenkronen.

Aber nicht alle Gewächſe des Urwaldes entſprießen dem Boden. Dort, wo die kleineren Aeſte ſich von den größeren abzweigen, oder da, wo die größeren einen Auswuchs haben, niſten gern andere Kinder der Pflanzenwelt, und ſchauen von ſchwindelnder Höhe auf den ſtaunenden Wanderer neugierig herab. Zu ihnen geſellen ſich die Mooſe, die gleich Locken-Perrücken und Roßſchweifen herabhängen oder in Form von langhaarigen Bärten den Rieſen der Urwälder das Anſehen ehrwürdiger Greiſe geben, welche ſelbſt ein tauſendjähriges Alter nicht zu beugen vermochte. Doch um die wunderbare Natur noch mannichfaltiger zu machen, ſchlingen ſich Tauſende von Lianen oder Schlingpflanzen in den ſonderbarſten Figuren und Windungen bald von den Aeſten der Rieſenbäume herab, bald zu denen anderer Bäume hinüber, dabei Aeſte und Stämme oder auch ſich unter einander umfangend, meiſt mehrere Zoll ſtark, ja häufig von Mannesſtärke. Es iſt unmöglich, die unzähligen, ans Fabelhafte ſtreifenden Verſchlingungen zu beſchreiben oder nur zu verfolgen. Bald kommen die Lianen gleich geraden Stangen herab und wurzeln in der Erde, ſo daß man ſie für Bäume zu halten verſucht wird; bald bilden ſie große Schleifen und Ringe von 10 bis 20 Fuß im Durchmeſſer; bald ſchlingen ſie ſich ſo um einander, daß man ſie mit Ankertauen vergleichen möchte. Zuweilen ſchnüren ſie den Baum von Strecke zu Strecke völlig ein, oft erſticken ſie ihn ganz, ſo daß er alles Laubwerk verliert und ſeine abgeſtorbenen Rieſenarme gleich ungeheuren weißen Korallenzweigen ſtarr in das friſche Grün des Waldes hineinſtreckt, gleichwie der Tod oft ſchauerlich mitten ins blühende Leben hineinragt.

Aber den höchſten Reiz verleihen dem Urwalde die leichten, zierlichen Palmen, die der leiſeſte Wind hin und her beugt. Ihre dünnen, geſchmeidigen Stämme ſind nicht ſelten beinahe mit der Hand zu umſpannen, und doch reichen ſie bis zur halben Höhe der hohen Laubholzſtämme, und haben daher oft eine Höhe von 60—70 Fuß. Einem Buſche herabhängender Federn nicht unähnlich, wölbt ſich hoch oben die aus den äußerſt zart gefiederten Wedeln gebildete, ganz kleine Krone, überragt von einer ſcharfen, hellgrünen Spitze, die dieſer reizenden Palme oft das Anſehen einer Lanze oder eines ſchwankenden Rohres giebt. Die Palmen ſcheinen die Geſelligkeit zu lieben, denn kommen ſie einmal vor, ſo reitet man oft ſtundenlang unter ihnen, während man an anderen Orten nichts Palmenartiges ſieht. Ihr Anblick iſt überaus maleriſch, jedes Lüftchen ſchaukelt ſie, und ſanft ſchütteln ſie das liebliche Haupt, voll Huld und Anmuth herabzugrüßen.

Doch wir vergeſſen über den ſchlanken Palmen beinahe die baumartigen Farrenkräuter, die an Schönheit und Mannichfaltigkeit mit jenen lieblichen Kindern allein wetteifern können. Sie ähneln gar ſehr den Palmen, nur iſt ihr leichtes, biegſames Blätterdach flacher und weniger buſchig, als das der Palmenkrone. Gar lieblich war es, wenn dieſe bedeutenden, 10 bis 15 Fuß langen und mehr als 5 Fuß breiten Farrenkräuter, von dem leiſeſten Lüftchen angehaucht, bei ihrer Leichtigkeit ſich anmuthig wiegten und dieſe ſanften Schwingungen in's Unendliche fortſetzten.

Nach dem Tagebuche des Prinzen Adalbert von Preußen.

2) Die Thierwelt.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, iſt die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforſcher, zum erſten Male hierher verſetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern ſoll. Den Mittag ausgenommen, — da während dieſer Zeit alle lebenden Geſchöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe ſuchen, und wo eine feierliche Stille über die im Sonnenlichte glänzende Natur verbreitet iſt, — ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geſchöpfen hervor. Der Morgen naht! Das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfröſche und Kröten, das Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuſchrecken verkündigt ihn. Hat jedoch die aufſteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, ſo freuen ſich alle Geſchöpfe des neuen Tages. Die Weſpen verlaſſen ihre ſchuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Neſter, die Ameiſen kommen aus ihren künſtlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit ſie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reiſe auf den ſelbſtgebahnten Straßen; ebenſo die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigſten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge eilen von Blume zu Blume, oder ſuchen ihre Nahrung auf den Straßen oder an den beſonnten Sandufern kühler Bäche. So am Tage, nicht anders am Abend und während der Nacht, wo andere Arten ſummend die Luft durchziehen. Und wie die Schmetterlinge, ſo auch die Käfer. Myriaden der glanzvollſten durchſchwirren den Luftkreis und blinken gleich Edelſteinen aus dem friſchen Grün der Blätter und duftenden Blumen hervor, während Eidechſen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, ſowie düſtergefärbte Schlangen, giftige wie unſchädliche, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume hervorſchlüpfen, ſich ſonnen und, an Bäumen ſich hinaufwindend, auf Inſecten und Vögel lauern. Von nun an iſt Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geſelligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und ſchwingen ſich pfeifend und ſchnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacùs, Hoccos und die Tauben verlaſſen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Wieder andere Vögel von den ſonderbarſten Geſtalten und dem glänzendſten Gefieder flattern bald einzeln, bald geſellig durch die duftenden Gebüſche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume verſammelt oder den umherſchwärmenden Inſecten nachfliegend, die Luft mit ihrem kreiſchenden Geſchwätz. Der Tucan klappert mit ſeinem großen, hohlen Schnabel auf den äußerſten Zweigen und ruft in lauten, wehklagenden Tönen nach Regen. Geſchäftig ſchlüpfen die Pirolen aus ihren lang herabhängenden, beutelförmigen Neſtern, um die vollen Orangenbäume zu beſuchen, während ihre ausgeſtellten Wachen mit lautem, zänkiſchem Geſchrei die Annäherung der Menſchen anzeigen. Die auf Inſecten lauernden Fliegenſchnäpper ſchwingen ſich von Baum zu Baum und erhaſchen raſchen Fluges die dahinwogenden prachtvollen Schmetterlinge oder die vorüberſummenden Fliegen. Verborgen in dichtem Geſträuche flötet die Droſſel ihre ſchönen Melodien; die geſchwätzigen Piper beluſtigen ſich, aus dichtem Gebüſche bald hier, bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Auch der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme anpickt, ſein weit ſchallendes Klopfen ertönen.

Und unter dieſen befiederten Waldbewohnern endlich die Colibri's, wie ſie an Pracht und Farbenglanz mit Diamanten, Smaragden und Sapphiren wetteifernd, die prunkvollſten Blumen umſchwirren. — Endlich bricht die nächt-

liche Ruhe an. Nur das ſchlanke Reh, das ſchlaue Pecari, die furchtſame Agouti und der Tapir weiden noch umher; die hinterliſtigen Katzenarten gehen auf Raub aus und durchſpähen trotz der Dunkelheit den Wald, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das durch ſein klagendes Al, Al! gleichſam um Hilfe rufende Faulthier, die trommelnden Fröſche und die ſchnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen, eintönigen Liede den Tag beſchließen, und die Baßtöne des Ochſenfroſches den Beginn der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer ſchwärmen nun gleich Irrlichtern umher und geſpenſterartig flattern die blutſaugenden Fledermäuſe durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Nach v. Martius.

136. Buenos-Ayres und ſeine Bewohner.

Je mehr man ſich Buenos-Ayres nähert, deſto mehr nimmt der Plataſtrom ein ſchmutziges, thonartiges Ausſehen an, gleich wie viele der großen Flüſſe in Europa, vornehmlich die Themſe, während das Waſſer deſſen ungeachtet ſüß und trinkbar bleibt. Da die Tiefe ſelten $3\frac{1}{2}$—$4\frac{1}{2}$ Faden überſteigt, konnte die Fregatte der Stadt nicht näher kommen als auf eine Entfernung von ungefähr fünf Meilen. Wir ſtiegen deswegen an Bord der Korvette Lagerbjelke, welche minder tiefgehend war und ſich folglich der Stadt mehr nähern konnte, und der übrige Theil des Weges ward in einem Boote zurückgelegt. Die Rhede von Buenos-Ayres gewährt den Schiffen wenig Schutz, da ſie voll von Sandbänken und den meiſten Winden offen iſt, weshalb ſich auch oft Unglück ereignet. Deſſen ungeachtet iſt ſie von einer Menge Handelsfahrzeuge erfüllt, was ſich leicht erklärt, wenn man bedenkt, daß Buenos-Ayres ein Stapelplatz für das ganze Innere von Südamerika iſt, Braſilien ausgenommen, und daß alle Städte und Länder, welche höher hinauf und niedriger liegen, von dort ihre meiſten Bedürfniſſe holen, die von europäiſchen Fahrzeugen zugeführt werden.

In der Entfernung hat Buenos-Ayres das Ausſehen einer großen Stadt und man hat ſie nicht ganz ohne Grund das ſüdamerikaniſche Paris genannt. Die Ankunft in der Stadt hat etwas höchſt Eigenthümliches. Da der Landungsplatz ſo ſeicht iſt, daß nicht einmal gewöhnliche kleine Boote bis zum Hafen rudern können, kommen große Wagen, die vorn und hinten offen ſind, mit zwei, drei, ja vier Ellen hohen Rädern zu den Paſſagierbooten hinaus. Sie legen dicht an das Boot an, laden Perſonen und Sachen auf die Karren, und bringen meiſtens Alles wohlbehalten an's Land. Wenn man eine Treppe hinaufgeſtiegen iſt und den Fuß an's Land geſetzt hat, befindet man ſich auf Alamedan, einer herrlichen Promenade, die längs dem Hafen hinläuft, gegen die See von einer ſteinernen Bruſtwehr begrenzt, und mit jungen Trauerweiden und kleinen laubreichen Bambusbäumen bepflanzt. Hier findet ſich die vornehme Welt gegen Abend ſehr zahlreich ein, hier werden Toiletten und Liebenswürdigkeiten zur Schau geſtellt, hier Bekanntſchaften angeknüpft, und hier genießt man die Schönheit der Abende.

Parallel mit dieſem Platz erſtrecken ſich nun wieder rechtwinkelige Straßen, durchſchnitten von 30 anderen, welche oft nach Ereigniſſen in der Geſchichte von Buenos-Ayres benannt ſind, gerade wie heutigen Tages die Straßen in Paris. In den mittleren und beſſeren Theilen der Stadt ſind die Straßen gepflaſtert, wenn auch nicht auf vorzügliche Weiſe mit Rinnſteinen in der Mitte; in den entfernteren Theilen findet ſich gar keine Pflaſterung, und die Straßen gleichen Hohlwegen oder vielmehr Kloaken, denn ſie liegen oft drei Ellen tiefer als die Trottoirs, und ſind voll von allerlei Schmutz, ja oft ſogar von förmlichen Waſſerpfützen. Dies iſt die Urſache, weshalb man auf der einen Seite

die ungeheueren Karren ſieht, welche, wie ſehr ſie auch erſchüttert werden, doch in ihren Fugen halten, und doch auf der andern Seite alle Welt zu Pferde erblickt. Denn Niemand, weder Groß noch Klein, Reich noch Arm, ja ſelbſt nicht der Bettler iſt ohne Pferd, ſie ſind wie feſtgewachſen auf demſelben. Die Pferde ſind auch nicht theuer, gewöhnlich gelten ſie 10 Thaler oder darunter; ſie ſind ſchön und wohl abgerichtet, und längs den Straßen ſieht man ſie, und zwar unangebunden außerhalb der Häuſer ſtehen, wo die Herren abgeſtiegen ſind und ſie ſich ſelbſt überlaſſen haben. Es gibt in der Stadt eine Menge Verleiher, bei denen man gute Pferde zu billigem Preiſe bekommen kann, und mit ſolchen Verkehrsmitteln wird es dem Fremden leicht, Ausflüge nach allen Richtungen zu machen. Es iſt unglaublich, in welchem Grade ſich dieſe Thiere vermehrt haben. Sie wurden zuerſt 1535 von den Spaniern eingeführt und laufen jetzt in unberechenbarer Zahl halbwild umher auf den unermeßlichen Ebenen im Innern bis zur Magellaensſtraße, und es gibt viele Menſchen, die Pferde oft in unglaublicher Anzahl beſitzen.

Die Häuſer in Buenos-Ayres ſind ſchön. Sie haben gewöhnlich drei Hofplätze, den einen in dem andern, mit Ciſternen, Blumen und Sonnenzelt. Die Zimmer ſind reich, auf europäiſche Weiſe ausgeſtattet. In den äußerſten Theilen der Stadt ſieht man natürlich, wie überall, elende Kneipen, wo Armuth und Häßlichkeit ſich in vielerlei Geſtalten offenbaren. Oeffentliche Plätze und Gebäude zeigen nicht von großem Reichthum.

Die ſogenannte Plaza, welche der Feſtung gegenüber liegt, iſt der anſehnlichſte Platz, und beſteht aus zwei Abtheilungen inner- und außerhalb der Recabe, einer Art in mauriſchem Styl aufgeführten Bazars, oder wie man das lange mit Buden zu beiden Seiten angefüllte Gebäude nennen ſoll, in deſſen Mitte ſich eine Doppelthür wie ein Triumphbogen, aber in nicht ſonderlich geſchmackvoller Bauart erhebt. Ein anderer öffentlicher Platz iſt der Fiſch- und Fruchtmarkt, wo man einen großen Volksverkehr und allerlei, auf eine eben nicht anlockende Weiſe aufgeſtellte Eßwaaren antrifft. Die Früchte ſind im Allgemeinen theuer, die Pfirſichen doch am wenigſten, da der Pfirſichbaum ſo gewöhnlich in der Umgegend iſt, daß man das Holz ſogar zum Heizen gebraucht.

Die Bevölkerung in Buenos-Ayres iſt höchſt gemiſcht. Großentheils beſteht ſie aus eingewanderten Ausländern, welche natürlich viel von den Sitten ihrer Heimath beibehalten, vermiſcht mit den urſprünglich ſpaniſchen, die der eigentlichen Bevölkerung angehören. Die Eingeborenen von männlichem Geſchlecht ſind herrliche Geſtalten mit ſchönen, kräftigen Formen, Lebhaftigkeit in allen Bewegungen und einem leichten Umgangston. Die Damen ſind hier wie in Montevideo im Allgemeinen ſehr hübſch und anmuthig. Es iſt deshalb auch ein wirklicher Genuß einen Abend in einem angenehmen Geſellſchaftskreiſe dieſer Stadt zuzubringen. Viele dieſer Frauen verſtehen freilich nicht ein Wort von europäiſcher Sprache, und Bücherkunde iſt in der Regel gar nicht vorhanden; aber Franzöſiſch wird doch von Einzelnen unter ihnen geſprochen, und was ihnen an Sprachfertigkeit abgeht, das erſetzen ſie durch Liebenswürdigkeit und ſprudelndes Leben.

Von der übrigen Bevölkerung ſind die meiſten entweder Handwerker oder handelnde Ausländer, oder auch mit dieſen mehr oder weniger zuſammenhängende Gauchos, ſprich: Ga-utſchos, welche die eigentlichen Bewohner des Landes ausmachen und in Kleidertracht wie in Sitten höchſt eigenthümlich ſind. Ihre Tracht iſt im Allgemeinen ein Poncho, das heißt ein viereckiges, geſtreiftes Stück Zeug, oder ein rothes oder blaues Tuch, in der Mitte mit einem Loch verſehen, wodurch der Kopf ſo geſteckt wird, daß dieſe Art Kappe in ſchönen Falten von der Schulter herabfällt; um den Leib iſt ein bunter Ledergürtel, eine Viertelelle breit, geſchnallt, in welchem das große Meſſer und die Piſtolen

ſtecken, und die Beine ſind in ein Stück Zeug gehüllt, das wie Filz ausſieht und gewöhnlich von rother Farbe iſt. Die Beinkleider, welche, wiewohl nicht immer, darunter getragen werden, ſind von feiner Leinwand, ſehr weit, mit Spitzen am Saum und mit mehreren Reihen hohler Nähte verziert. Man muß dieſe Gauchos zu Pferde ſehen; das Pferd iſt untrennbar vom Gaucho wie vom Centaur, und es gewährt einen höchſt eigenthümlichen Anblick, oft ihrer zwei auf einem Pferde im Galopp davon ſprengen zu ſehen, denn ſie reiten immer im Galopp, in den Straßen der Stadt wie auf dem Lande mit dem um die Schultern flatternden Poncho und dem Beinkleid um die unteren Gliedmaßen.

Die Umgegend von Buenos-Ayres iſt hübſcher als die von Montevideo. Ein Ausflug in dieſelbe bietet ganz eigenthümliche Bilder. Man miethet ein Pferd und galoppirt die Landſtraße hinaus längs der Küſte. Hier trifft man reitende Soldaten, Gauchos, oft zwei auf einem Pferd, Frauen, oder auch ein Paar auf dem Rücken des Pferdes ſchwankende Seeleute oder Schiffsjungen, die draußen ſind, um ſich herrſchaftlich zu beluſtigen, aber vielleicht nie zuvor zu Pferde geweſen ſind, und deshalb nach allen Himmelsgegenden ſteuern, ſich mit den Händen am Sattelknopf feſthaltend, um nicht über Bord zu fallen. An der Küſte, bis unterhalb der Feſtung, ſieht man Weiber zu Tauſenden mit Waſchen beſchäftigt, und ſo weit der Blick reicht, iſt der Strand mit weißem Linnen bedeckt. Bald begegnet man einer Karawane der ſogenannten Indianerkarren, das heißt großen geflochtenen Wagen, welche auf ihren vier Ellen hohen Rädern gleichſam in kleinen Häuſern bald eine ganze Familie, bald Tonnen, bald Häute fortführen. Sie ſind meiſtens mit drei oder vier Paar gewaltigen Ochſen beſpannt, und mitten auf dem Joch des erſten Paares ſitzt ein Kerl, mit einem langen, eiſenbeſchlagenen Bambusrohr verſehen, womit er die Thiere durch's Stacheln leitet. Daſſelbe Verfahren wird von den allgemeinen Waſſerfahrern der Stadt befolgt, welche ſich bloß ein Paar Ochſen anzuſchaffen haben, und die ihre Tonnen oft mit einem Marienbilde ſchmücken.

Auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt iſt die Gegend moraſtig und voll von offenen Sümpfen, in denen zahlreiche Heerden weiden. Hier ſind die Wege äußerſt elend, und ich ſah einmal einen Wagen von der eben beſchriebenen Art ſo feſt im Schlamme ſtecken, daß man den Schmutz unter den Rädern weggraben mußte, ehe er loskommen konnte, eine Arbeit, die mehrere Stunden wegnahm. Die Gegend iſt jedoch nicht nackt, ſondern dicht mit Weiden bepflanzt. Hier finden ſich auch die ſogenannten Saladeros, wo das Schlachten des Hornviehs in unglaublich großem Maßſtabe vor ſich geht. Die Art, wie der Inländer ſeinen Lazzo wirft, wie er das zum Opfer auserſehene Thier fängt, wie er ihm die Sehnen der Beine durchſchneidet und die Gurgel durchſticht, iſt oft genug beſchrieben. Wenn die Haut abgezogen iſt, wird das Fleiſch in lange Stücke zerſchnitten, welche zum Verkauf umhergetragen oder in den großen Wagen, deren Inneres dann ein blutiges und widerliches Ausſehen hat, aufgehängt, oder auch auf die Pferderücken unter die Reiter gelegt, um ſo mürbe geritten zu werden. Getrocknet macht dieſes Fleiſch (Negerfleiſch) nebſt den Häuten einen der wichtigſten Ausfuhrgegenſtände der Stadt aus.

Das Klima wird ſchon durch den Namen der Stadt, Buenos Ayres, das heißt: „geſunde Luft" angedeutet. Der Himmel iſt gewöhnlich klar, und die Luft ſo durchſichtig, daß man im Jahre 1823 den Planeten Venus am hellen Mittag mit bloßen Augen ſehen konnte. Die Vegetation hat nichts von jenem tropiſchen Charakter, der Rio Janeiro auszeichnet. Der Winter iſt mild, das Waſſer friert bisweilen ein wenig, aber Schnee iſt faſt unbekannt.

Nach Andersſon.

137. Die deutsche Colonie in Valparaiso.

Nach einer glücklichen Fahrt hatten wir auf einem Segelschiffe die Küste Chile's erreicht und die besuchteste Hafenstadt der jungen Republik, Valparaiso, vor uns. Kaum konnte unsere deutsche Flagge vom Hafen aus bemerkt worden sein und sich das Gerücht von der Ankunft eines deutschen Auswandererschiffes in der Stadt verbreitet haben, als hier Scharen von Landsleuten uns schon am Ufer erwarteten oder auf zahlreichen Booten entgegenfuhren, um uns ein freundliches Willkommen zuzurufen und nach Landsleuten zu fragen, die man mit dem Schiff erwartete oder denen man zufällig zu begegnen hoffte. Eben war der große Anker mit der schweren Kette rasselnd über Bord gefallen, als eine Menge kleiner Boote mit Männern, Frauen und Kindern unser Schiff umschwärmte, um uns mit dem heimathlichen Gruße zugleich frisches Brot mit frischer Butter, saftige Früchte und andere, auf der langen Seereise schwer entbehrte Dinge zu bringen. Wie im Triumphe wurden wir, sobald wir nur das Schiff verlassen durften, von unsern Landsleuten nach der Stadt geleitet, und noch heute kann ich die glücklichen Stunden nicht vergessen, die ich an dem ersten Tage meiner Ankunft in Valparaiso verlebte.

Zwar macht Valparaiso, d. h. paradiesisches Thal, auf den Ankömmling keineswegs den Eindruck, den man sich von einer Landschaft verspricht, die dem Klima nach etwa mit Neapel zu vergleichen ist. Die früheren Bewohner jener Gegend haben sich jedenfalls an ihren Nachkommen schwer versündigt, daß sie auf den Abhängen des nahen Gebirges den Urwald durch Feuer vernichteten, ohne für den Wiederanbau der kahlen Höhen zu sorgen. Die tropischen Regengüsse haben nach und nach das fruchtbare Erdreich von den steilen Bergen hinabgeschwemmt, und fast überall in der Umgebung Valparaisos starren jetzt kahle Felsenmassen zum Himmel, wo sonst der dichteste Urwald wucherte.

Für diesen Mangel an schattigem Grün, ohne welches sich der Deutsche, durch seine herrlichen Eichen- und Buchenwälder verwöhnt, einen landschaftlichen Reiz nicht zu denken vermag, entschädigt jedoch die Großartigkeit des landschaftlichen Panoramas: auf der einen Seite das unendliche Meer, auf der anderen die hohen Gebirge, welche sich dicht hinter der Stadt bis zu 10,000 Fuß und auf kaum 10—15 Meilen Entfernung bis zur doppelten Höhe erheben und ihre schneebedeckten Häupter in die Wolken strecken. Auf dem schmalen Uferrande, zwischen den Ausläufern der hohen Gebirge und dem Ufer des Meeres gelegen, hat die Stadt nicht Raum genug, um ihre bedeutende Bevölkerung, die sich im Laufe der letzten 20 Jahre von 6000 auf 80—90,000 Seelen vermehrt hat, wohnlich unterzubringen, und man hat deshalb ihre Straßen terrassenförmig an den ziemlich steilen Bergabhängen hinaufgeschoben. Dennoch hat Valparaiso wegen seines vortrefflichen Hafens den ganzen Handel des Landes an sich gezogen, dennoch ist es einer der bedeutendsten Stapelplätze des überseeischen Handels und eine Welthafenstadt geworden. Und gerade in Valparaiso hat sich vorzugsweise das deutsche Leben und Wesen entwickelt und bereits eine große Bedeutung für den jungen Staat gewonnen.

Wie angenehm wurde ich überrascht, als mein freundlicher Wirth mich am nächsten Tage in den Straßen umherführte, um mir die Stadt und das Volkstreiben in derselben zu zeigen, und ich auf Hunderten von Firmaschildern der Kaufleute und Handwerker bekannte deutsche Namen las, überall uns Landsleute begegneten, die uns mit dem heimathgewohnten Gruße entgegenkamen und in biederer deutscher Weise treuherzig die Hand schüttelten.

In Valparaiso — das fühlt man auf den ersten Blick heraus — ist es

eine Ehre, ein Vorzug, eine Empfehlung, ein Deutſcher zu ſein; dort wird der Handwerker nie vergeſſen, der Bezeichnung ſeiner Werkſtatt den ehrenden Zuſatz alemana (deutſch) hinzuzufügen, und überall ſieht man deshalb an den Häuſern Firmenſchilder mit der Bezeichnung: deutſche Tiſchlerei, deutſche Schneider- und Schuſterwerkſtatt, deutſche Bierbrauerei und Aehnliches. Für mich war es jedenfalls erfreulich zu erfahren, daß der Deutſche dort etwas gilt, daß ſein Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit, ſeine Betriebſamkeit, ſein ſittlicher Ernſt und ſeine ganze höhere Bildung dort die verdiente Anerkennung finden.

Wenn die Sonne ſich dem weſtlichen Horizonte zuneigte und die friſchen Seewinde eine kühlere erquickendere Luft über die heiße Stadt herüberführten, ſchlenderten wir nach dem Alemdral, dem ſchönſten Spazierplatz der Stadt. Um dieſe Zeit bis zur einbrechenden Dunkelheit iſt der Alemdral der Sammelplatz der feinen Welt von Valparaiſo und der vielen Fremden, der Brennpunkt des eleganten öffentlichen Lebens — und neben dem feinen franzöſiſchen Anzuge kann man zu dieſer Stunde dort alle Trachten der Welt zuſammen finden und die Sprachen aller gebildeten Völker hören, unter denen die deutſche gerade nicht die ſeltnere iſt. Unter den Spaziergängern fand ich zahlreiche Deutſche mit ihren Familien, die ſich in der friſchen Luft erquickten und denen ich mich anſchloß, um mich an dem bunten Treiben zu ergötzen. Erſt mit dem Eintritt der Dunkelheit, die in Chile ſchneller und unmittelbarer hereinbricht, als bei uns, wird es leerer auf dem ſchönen Platze; die vornehme Welt zieht ſich auf ihre Landhäuſer zurück oder beſucht ihre abendlichen Geſellſchaften. Die Deutſchen pflegten die Abende in dem „deutſchen Vereine“ zuzubringen, der ſchon ſeit länger denn 20 Jahren beſteht und den Zweck hat, den dort lebenden Deutſchen einen Vereinigungspunkt und Gelegenheit zu geſelliger und erheiternder Unterhaltung mit Landsleuten zu gewähren und zugleich deutſche Sitte und Sprache zu erhalten und zu pflegen.

Die Bibliothek des Vereins bot nicht nur eine recht gediegene Sammlung deutſcher Werke, es lagen auch im Leſezimmer die bedeutendſten und geleſenſten deutſchen Zeitungen in reicher Auswahl aus. In dem geräumigen Saale neben dem Leſezimmer ſtand ein Fortepiano. Gar manchmal hat mich dort der Vortrag eines deutſchen Liedes erfreut, da viele Muſikfreunde und tüchtige Muſiker unter den Mitgliedern des Vereins waren. Auch wurden hier zuweilen deutſche Theaterſtücke und Concerte mit rein deutſcher Muſik aufgeführt.

In Valparaiſo iſt auch ein deutſcher Wohlthätigkeitsverein vorhanden, zu dem alle Deutſchen ohne Rückſicht auf Stand und Stellung gehören, und der den rühmlichen Zweck verfolgt, die hülfsbedürftigen Landsleute auf jede dienliche Weiſe zu unterſtützen.

Die jüngeren Leute, die Handwerker und Arbeiter, haben dort ebenfalls Vereine, deren Mitglieder nur Deutſche ſind, einen Handwerkerverein und einen Arbeiterbildungsverein. Während der erſtere nur den Zweck hat, den jungen Handwerkern ein geſellſchaftliches Zuſammenleben zu ermöglichen, deutſchen Geſang und deutſche Sitte zu pflegen, gewährt der andere denſelben zugleich die Möglichkeit, ſich mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, wiſſenſchaftlich ſich fortzubilden und die ſpaniſche und engliſche Sprache ſo weit zu lernen, als es für den Geſchäftsmann unumgänglich nothwendig iſt, um ſich mit den Eingeborenen und den vielen engliſchen Schiffsleuten verſtändigen zu können.

Durch dieſes feſte und freundſchaftliche Zuſammenhalten der Deutſchen hat ſich denn auch in kurzer Zeit dort eine beſondere ſelbſtſtändige deutſche Gemeinde herausgebildet, deren vorzüglichſtes Streben es iſt, deutſche Sprache

und Sitte zu erhalten, deutſche Bildung und Gemüthlichkeit zu fördern und einen feſten Kern deutſchen Lebens für die vielen im Lande bereits gegründeten und noch zu gründenden Kolonien zu bilden, an dem ſie Halt und Schutz finden können. Seit 1857 beſitzt dieſe Gemeinde eine öffentliche Schule, an der nur Deutſche als Lehrer angeſtellt ſind. Sie iſt nach dem Muſter unſerer Realſchulen angelegt, und die junge Anſtalt erfreut ſich eines ſo wohlbegründeten Rufes, daß ſie ſelbſt von der dortigen Regierung als Muſter für ihre eigenen Schulanſtalten anerkannt wird.

138. Ein Tag auf der Hochebene von Peru.

Der Morgen war im Erwachen. Die Sonne begann die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter des Gebirges leicht zu röthen, und durch die ruhige Oeffnung im Dache, welche als Rauchfang in der ſchlechten Schäferhütte diente, drangen die ſpärlichen Lichter des anbrechenden Tages in's Innere. Ich verließ mein trauriges Lager, hob das Kuhfell vor der Thüröffnung auf und kroch hinaus, um nach meinem Maulthier zu ſehen und es zur Weiterreiſe zu ſatteln. Mit einem dankbaren Gefühle für den Schutz der vergangenen Nacht verließ ich die ärmliche Hütte und ſuchte trocknen Fußes durch den Moraſt zu kommen, der ſie umgab. Zitternd vor Froſt, ſtand mit geſenktem Kopf und eingefallenen Weichen mein treffliches Thier in der Nähe an einen Stein gebunden. Ich ſattelte es mit froſtſteifen Händen und legte die Queerſäcke über, in denen ſich auf der einen Seite mein Mundvorrath, auf der andern Seite eine kleine Sammlung ausgeſtopfter Vögel befand, die ich an den vorhergehenden Tagen geſchoſſen hatte. Mein indianiſcher Hauswirth reichte mir die Flinte, ich bot ihm mit etwas kleiner Münze und einigen Papiercigarren mein Gaſtgeſchenk, fragte nach dem Wege und ritt mit einem dankbaren und freundlichen „Gott ſchütz Euch!“ weg, während er mir halb gleichgültig, halb neugierig nachſchaute und dann wieder mit ſeinen Hunden in die Hütte kroch.

Ein dichter, ſchwerer Nebel bedeckte die ganze Gegend und verſchmolz mit dem über Nacht reichlich gefallenen Schnee in ein einförmiges Weiß. Mehrere Stunden waren verfloſſen, als endlich die Sonne den Nebel zertheilte, und vor ihrem brennenden Strahl war in wenigen Augenblicken der Schnee verſchwunden. Mit neuer Kraft durchdrungen, ſuchte ich mich auf der menſchenleeren Hochebene zurecht zu finden. Ich hatte eine Hochebene von faſt 14,000 Fuß über dem Meere erreicht. Von beiden Seiten ſtarrten mich die beeiſeten Zacken des Gebirges an, aus denen einzelne Pyramiden rieſenhaft zum Himmel emporſtrebten. Hinter mir lagen tiefer und tiefer die ſchwarzdunkeln Thäler der niedrigeren Bergregion mit kaum erkennbaren Indianerdörfern und verſchmolzen in unabſehbarer Ferne mit dem Saume des Himmelsgewölbes, und vor mir ſtreckten ſich die dürren, unermeßlichen Hochebenen wellenförmig aus, hie und da von langen, niedrigen Bergrücken mit ſteilen Felſenwänden unterbrochen. Wie weniges Leben hatte noch die Sonne geweckt rings um mich, wo das mattgelbe, kaum fingerhohe Gras mit den grünlichen Gletſchern des Gebirges verſchmolz. Froh begrüßte ich wie alte Bekannte einzelne Blumen, die ich auch in den Urwäldern getroffen hatte, aber hier ſtanden ſie unter kümmerlichen Flechten und Mooſen, während ſie dort unter mächtigen Palmen blühten. In dieſen Höhen lebt kein Schmetterling, keine Fliege, kein Inſect, und der emſige Naturforſcher findet nur ſelten unter einem umgewälzten Steine einen dunkeln Käfer; hie und da kriecht die träge Kröte aus ihrem Loche, und eine halb verhungerte Eidechſe ſucht auf einem Steine die Sonnenwärme für ihre erſtarrten Glieder. Aber je weiter ich ritt, deſto mehr Leben fand ich. Paarweiſe weidete hier die ſchöne Gans der Hochebene in den Sümpfen das

Gras ab, der Specht klopfte lautſchreiend an die Felſen, um aus einer Ritze ein verlorenes Inſect zu locken, und hundertfach wiederholte das Echo die widerlichen Töne. Sorglos ſchritt ein ſchwarzgrüner Ibis an mir vorüber, und auf einer kleinen Pfütze tummelten ſich zahlreiche Enten und hochbeinige Waſſervögel.

Ich hatte viele Stunden lang ſchon meinen rauhen Weg ohne Aufenthalt fortgeſetzt, als ich auf ein todtes Maulthier ſtieß, das vermuthlich, als es ſeiner Laſt unterlag, vom Treiber hier zurückgelaſſen worden war und vor Hunger und Kälte einen elenden Tod gefunden hatte. Als ich näher kam, ſtörte ich drei gierige, mächtige Geier auf, die mit ihrem auf Meilen geſchärften Blicke die köſtliche Beute gefunden und ſich eben ihrer bemächtigt hatten. Stolz ſchüttelten ſie das Haupt, und indem ſie Feuerblicke aus den blutrothen Augen ſchoſſen, erhoben ſie die Rieſenſchwingen und ſchwebten, Verderben drohend, in immer kleineren Kreiſen über meinem Haupte, während einer, mit wüthendem Gekrächze die Beute vertheidigend, in der Nähe blieb, bis ich, auf jeden Angriff gefaßt, mit in die Höhe gerichteten Flintenläufen behutſam an der unheimlichen Stelle vorbeigeritten war, ohne den Wegelagerern ihre Mahlzeit im geringſten ſtreitig zu machen. Das war das einzige feindliche Thierleben, welches ich auf dieſen Höhen gefunden; ſonſt ruht faſt Alles in friedlicher Theilung des kargen Lebensgenuſſes, ein jedes ſtill für ſich hin, bei einander. Hier trifft man nicht jene heißen Kämpfe des Tigers mit dem mähnenloſen Löwen, keine Rieſenſchlange lauert am kühlen Sumpfe auf den dürſtenden Hirſch, kein Zitteraal ſchlägt das badende Roß, wie in den weiten Flächen des Oſtens. Es iſt, als ob die hohe Ruhe der tauſend ſtillen Gebirgsgipfel ſich in den Thieren wiederſpiegle, die an ihrem nackten Fuße wohnen. So dachte ich und glaubte allein als menſchliches Weſen auf dieſen ſchauerlich öden Höhen zu athmen, als ich zu meiner Freude zwei ärmlich gekleidete Indianer, in ihre dichten Mäntel gehüllt, traf, die emſig den Miſt des Wildes ſammelten, um ihn in den nächſten Silberſchmelzöfen als ausgezeichnetes Brennmaterial zu verkaufen, indeß ein kleiner Junge ihre graſenden Lama's hütete.

Die Sonne hatte ſchon vor zwei Stunden ihre Mittagshöhe erreicht. Seit dem frühen Morgen war ich fortwährend, wenn auch allmählich, bergan geſtiegen. Mein keuchendes Maulthier hatte ſeinen Schritt verkürzt und von Zeit zu Zeit angehalten, und es ſchien mit Widerwillen eine Höhe zu beſteigen, die auf meinem Wege lag. Ich ſtieg ab, um mein armes, fleißiges Thier zu erleichtern und meine Glieder, die ſeit der Frühe nicht aus dem Sattel gekommen waren, etwas in Bewegung zu ſetzen. Rüſtig ſtieg ich bergan, doch begann ich auch alſobald den verderblichen Einfluß des verminderten Luftdruckes in dieſen Höhen zu fühlen, und bei jedem Schritte ergriff mich ein früher nie empfundenes Unbehagen. Ich mußte ſtille ſtehen, um Luft zu ſchöpfen, aber ich fand ſie kaum; ich verſuchte zu gehen, aber eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich meiner; hörbar klopfte das Herz gegen die Rippen, der Athem war kurz und abgebrochen, eine Welt lag mir auf der Bruſt; die Lippen wurden blau, aufgedunſen und barſten; die feinen aufgeſchwollenen Adern der Augenlider riſſen und tropfenweiſe drang das Blut heraus. In gleichem Maße verminderten ſich die Sinnesthätigkeiten, ich ſah und hörte und fühlte nichts mehr, ein dunkelgrauer Nebel ſchwamm vor meinen Augen, oft tief geröthet, bis ihnen eine blutige Thräne entquoll. Mein Kopf ſchwindelte, die Sinne ſchwanden, und zitternd mußte ich mich auf die Erde niederlegen. In halb beſinnungsloſem Zuſtande hatte ich eine Zeit lang auf der Erde gelegen, als ich mich ſoweit erholt hatte, um mit Mühe mein Thier beſteigen zu können; denn ich mußte fort. Schwarze, gewitterſchwere Wolken hatten ſich am Horizonte

gehäuft, zahllose Blitze leuchteten auf ihrem dunklen Grunde, und der näher kommende Donner drohte dem Obdachlosen mit einem fürchterlichen Naturschauspiele. Aber das Hochgewitter lagerte sich schwer um die metallreichen Berggipfel, und nur das leichte Gewölk jagte mir entgegen; bald löste es sich in ein orkanartiges Schneegestöber auf, das der eisige Wind mir in's Gesicht peitschte, und mir jeden Augenblick den Athem abzuschneiden drohte. In weniger als einer halben Stunde war die ganze Gegend fußhoch mit Schnee bedeckt; Sumpf und Hügel, Thal und Felsenabhang erschienen nur als eine Fläche, jede Spur des Weges war verschwunden, und meine Lage verschlimmerte sich jeden Augenblick. Lange ritt ich hin und her und suchte meinen Weg in der unendlichen Oede. Endlich fand ich ihn, er war durch eine Menge Schädel und Gerippe bezeichnet, die mit ihren scharfen Kanten unter der weißen Decke hervorragten und den elenden Tod der Lastthiere anzeigten, welche auf diesem Wege ihrer Bürde erlegen waren. Ein willkommenes und doch so verhängnißvolles Wahrzeichen für den einsamen Wanderer. Da theilten sich plötzlich die Wolken, und die Strahlen der brennendsten Sonne wurden grell von der blendenden Schneefläche zurückgeworfen. Augenblicklich wurden meine Augen von der furchtbaren Krankheit befallen, welche die Eingebornen Surumpe nennen. Nur mit einem vorgehängten Tuche konnte ich meinen Weg fortsetzen, gequält durch die peinigende Furcht, ob mich nicht für meine ganze Lebenszeit Augenleiden oder völlige Blindheit treffen werde; denn oft genug hatte ich diese traurigen Folgen beobachtet. Nach einer halben Stunde wiederholte sich das vorige Schauspiel von Neuem. Der plötzlich verfinsterte Himmel entlud, unter Blitz und Donner und einem erschütternden Sturme, ungeheure Schneemassen, dann kam die Sonne wieder, aber nur, um sich hinter neuen Gewittern zu verbergen. Mit unendlicher Mühe setzte ich den Weg fort; das Maulthier vermochte mit seiner gesunkenen Kraft kaum noch durch den sich immer höher thürmenden Schnee hindurchzuarbeiten. Da brach die Nacht herein; starr vor Kälte und entkräftet vor Hunger und den Leiden des Weges, konnte ich kaum mehr die Zügel halten und fühlte die Füße nicht mehr, die durch die breiten, hölzernen Steigbügel etwas geschützt waren. Zudem hatte ich noch die Gewißheit, daß das nächste gastliche Dach über acht deutsche Wegstunden entfernt lag. In der Dunkelheit der Nacht und bei dem hohen Schnee war es unmöglich, den Weg zu finden. Mein erschöpftes Thier, das schon vierzehn Stunden ohne alle Ruhe oder Nahrung, mit einer bedeutenden Last auf dem Rücken, meistens, wenn auch mäßig, bergan gestiegen war, konnte nicht mehr weiter; und schon glaubte ich mich verloren und entweder der steigenden Kälte oder dem immer dichter fallenden Schnee zum Opfer zu werden, als ich rechts in der Dunkelheit einen überhängenden Felsen mit einer Höhle gewahrte. Ich untersuchte sie flüchtig, es war doch ein Obdach vor Wind und Schnee. Mühsam sattelte ich ab und bereitete aus den Satteldecken nnd meinem Mantel ein elendes Bett auf der nassen Erde. Das Maulthier band ich in der Nähe an einen Stein fest, und gierig scharrte es die wenigen Kräuter des stiefmütterlichen Hochgebirges unter dem Schnee hervor. Nicht weniger hungrig, nahm auch ich mein Abendbrod zu mir, das aus etwas geröstetem, türkischem Weizen und einem Stück Käse bestand, und warf mich, von dem rauhen Tagewerke im höchsten Grade erschöpft, auf das harte Lager, von dem noch lange das heulende und schneidende Gekrächze der Nachtvögel den Schlaf verscheuchte Als ich endlich, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlummert war, traten die Folgen meines plötzlich entstandenen Augenübels mit neuer Heftigkeit ein. Mit einem unausstehlichen Brennen in den wunden Augen wachte ich auf; die Augenlider waren mit halbgeronnenem Blute zusammengeleimt. Ich sprang auf und

mußte laut aufſchreien von dem durchbohrenden Schmerze. Es war vorbei mit Ruhe und Schlaf; zitternd vor Froſt und raſend vor heftiger Qual, erwartete ich, bald ſtehend, bald auf einem Steine ſitzend, ſehnlich den Tag. Aber langſam entweicht dem Unglücklichen die Nacht. Der ſternhelle Himmel wölbte ſich über den ewigen Gebirgen, und jeder Athemzug der eiskalten Atmoſphäre wehte feindlich alles Leben auf dieſen Höhen an. Die Stille des Todes lag auf der ganzen Gegend, und langſam ſchlichen die Stunden an mir vorüber. Die Nacht ſchien mir eine Ewigkeit zu ſein. Als ich berechnete, daß die Morgendämmerung angebrochen ſein müſſe, öffnete ich mit Mühe die ſchmerzenden Augen — aber es war nur, um meine ſchauerliche Lage ganz zu erkennen. Indem ich die Höhle, meine nächtliche Herberge, unterſuchte, gewahrte ich mit Entſetzen, daß mir ein hartgefrorner, menſchlicher Leichnam zum Kopfkiſſen gedient hatte. Schaudernd wandte ich mich ab und ſuchte mein Maulthier, um dieſen verhängnißvollen Ort zu verlaſſen; aber mein Unglück hatte noch nicht ſein Ende erreicht. Mein gutes Thier lag todt auf der Erde ausgeſtreckt; in ſeinem Heißhunger hatte es während der Nacht ſeine Kräuter nicht ſorgſam gewählt, den giftigen Garbancillo gefreſſen und alsdann ſeinen traurigen Tod gefunden. Der arme Reiſegefährte; er hatte ſo manche harte Stunde mit mir getheilt!

Dieſe verzweiflungsvolle Lage hätte wohl auch den Standhafteſten erſchüttert; ich kehrte gegen die Höhle zurück — was konnte ich thun? Ueber der nebelfreien Welt ſtand die junge ſiegreiche Morgenſonne, die in der Nacht mit tiefem Schnee bedeckten Ebenen und Hügel lagen hell und grün da, munter ſpielten die Vögel neben mir, am Felſen hüpften die Haſen umher, und langhalſige Rehe näherten ſich neugierig, als ob ſie von dem Schrecken der vergangenen Nacht nichts wüßten. Ein unausſprechlicher Troſt kam in meine düſtere Seele, und beruhigt trat ich in die Höhle, um meinen entſeelten Gefährten zu unterſuchen. War es vielleicht auch einer meines Geſchlechtes, ein Reiſender, der dem Hunger und dem Froſt unterlegen war? Nein, es war ein Halbindianer; mehrere tiefe Wunden am Kopfe zeigten mir, daß er mit der Steinſchleuder von der tückiſchen Hand der Indianer umgebracht und hierher geſchleppt worden war.

Ich ergriff meine Flinte und erſchoß einen Felſenhaſen, ſuchte mir ſpärliches Brennmaterial und briet mir an einem Knochen, der die Stelle des Bratſpießes vertreten mußte, ein nicht ſonderlich wohlſchmeckendes Frühſtück; dann erwartete ich ruhig, wie ſich mein Schickſal geſtalten würde. Es war etwas nach zwölf Uhr Mittags, als ich in Zwiſchenräumen ein einförmiges, abgebrochenes Geſchrei hörte; erſchrocken, erfreut erkannte ich die Töne. Ich beſtieg den nächſten Felſen und erblickte in der Tiefe die beiden Indianer von geſtern, die ihre mit Miſt beladenen Thiere nach dem nächſten Bergwerke trieben. Schnell eilte ich hinunter und beredete ſie, mir für ein kleines Geſchenk von Tabak ein Lama zu überlaſſen. Sie kamen auch willig mit mir nach der Höhle, das Lama nahm meine Habſeligkeiten auf, ich warf mit einem Gefühle ſchmerzlicher Wehmuth eine Hand voll Erde auf den Leichnam und verließ dieſen Ort des Unglücks.

J. J. v. Tſchudi.

V. Bilder aus Auſtralien.

139. In Sidney und unter den Eingebornen bei Wollongong.

„Land!“ rief der Mann im Maſtkorbe, ein erfreuliches Zeichen für den ſeemüden Reiſenden, der Freiheit und Umgang, Spaziergänge im Grünen und friſche Koſt ſo lange entbehrte. Allmählich traten die ſich plötzlich abflachenden, zerriſſenen, mit Sandſteinfelſen beſetzten, öden und kahlen Ufer, an welchen ſich mit ſchwerem, dumpfem Schlage die langrollende Welle des ſtillen Meeres brach, deutlicher hervor. Bald kam auch in einem ſtarken, von zwölf Neuſeeländern geruderten Wallfiſchboote ein Lootſe an Bord. Wir erreichten die Felſen, welche, durch einen Canal getheilt, die Küſte hoch überragen, und bald lag Port Jackſon vor uns, gleich einem breiten, ruhigen Fluſſe, meilenweit mit buſchigen Eilanden beſäet. An beiden Ufern erſtreckten ſich höchſt maleriſch die Gärten und Anlagen der Häuſer und Dörfer bis zum Saume des Waſſers herab. Luſtboote von aller Art und Größe, Jollen, Kähne, Kutter und Schooner, alle mit Flaggen und Wimpeln geſchmückt und von fröhlichen Menſchen beſetzt, ſegelten in allen Richtungen umher. Jeden Augenblick fuhren wir an einem gewaltigen Kauffahrteiſchiffe vorüber, und der Hafen war ſo groß und weit, wie der von St. Francisco: alle Flotten der Welt fänden hier eine ſichere Zufluchtsſtätte.

Es war Sonntag. Lieblich hallten die Kirchenglocken über das Waſſer und miſchten ſich mit dem Geräuſche des Tages. Wir ſegelten vorwärts, bis wir die ſchmale Halbinſel erreichten, wo vor etwas mehr als 60 Jahren noch Bäume wuchſen und Wild hauſte, und wo jetzt eine der blühendſten Städte der Welt ſteht. Hier legten wir in tiefem Waſſer an. Nirgends ſah man an den Gebäuden der Stadt, daß man ſich in einem ſo fernen Erdtheile befand. Ein Gang durch ihre Straßen zeigt uns in Häuſern und reich gefüllten Läden Bilder des europäiſchen Völkerverkehrs, und nur die vielen fremden Phyſiognomien ließen auf eine Welthafenſtadt ſchließen. Ueberall fanden ſich in prachtvollen Läden reiche Waarenmaſſen in ſchönſter Anordnung, und zwar nicht, wie in den Läden amerikaniſcher Städte, Waaren von allen möglichen Arten, ſondern jeder Laden war mit ſeinem beſonderen Handelsartikel verſehen. Gleich zahlreich wie die Läden waren auch die Kaffeehäuſer und Trinkſtuben, denn faſt jedes zweite Haus enthielt eine derartige Wirthſchaft, und Gäſte gab es leider überall genug, denn nicht leicht möchte es einen zweiten Ort geben, an welchem die Trunkenheit mehr überhand genommen hat, als in Sidney. Unter den arbeitenden Claſſen bemerkte man keine halb verhungerten Elenden, und nach Bettlern ſah man ſich vergeblich um. Wanderte man am frühen Morgen durch die von Arbeitern bewohnten Straßen, ſo machte ſich überall der Duft des Fleiſches bemerkbar, das zum Frühſtücke geſchmort wurde. —

Sidney hat bereits eine Bevölkerung von faſt 100,000 Einwohnern, und noch immer iſt die nach einem regelmäßigen Plane angelegte Stadt im Wachſen begriffen. Auf allen Straßen giebt es Bauplätze; viele große, prachtvolle Häuſer waren eben in Arbeit. Ein lichtgelber oder braunrother Sandſtein verleiht dieſen Gebäuden ein recht ſtattliches Gepräge. Nur wenig Jahrzehnte ſind erforderlich, und Sidney wird mit Europa's erſten Hauptſtädten wetteifern. An ſeinen Straßenecken findeſt du den zur Sicherheit aufgeſtellten Conſtabler oder Polizeibeamten, genau nach der Weiſe der Londoner gekleidet; zahlreiche Wagen halten an beſtimmten Plätzen, und bricht die Nacht herein, dann wird durch Tauſende von Gasflammen ihr Dunkel von der Straße verſcheucht. — Doch neben dieſen heimiſchen Bildern giebt es auch ſo Manches, was uns an die Fremde erinnnert. Als ich eines Tages in den äußeren Theilen der Stadt umherſtreifte, erblickte ich über einer Wolke von Staub eine rieſige Maſſe, welche, einem ſchwankenden Heuſchober nicht unähnlich, ſich bald links, bald rechts bewegte und langſam und ſchwerfällig ſich mir näherte. Zugleich vernahm ich aus der Entfernung das Knarren von Rädern und ſcharfen, von einem Strom von Flüchen begleiteten Peitſchenknall. Bald kamen die Hörner von einem Paar ungeheuren Ochſen zum Vorſchein, welche gravitätiſch in ihrem Joche einherſchritten; ihnen folgte noch eins und wieder eins, bis ich endlich fünf Paar elephantenähnliche Thiere zählte. Sie zogen einen rohen, aus zwei hohen Rädern beſtehenden Karren, auf welchem ein Bretterboden ohne Einfaſſung ruhte. Auf demſelben waren Ballen mit Wolle, alle vierzehn Fuß hoch aufgepackt. Neben dem Karren ſchritt der Fuhrmann, ein großer, breitſchulteriger Geſell mit ſonnenverbranntem, durchfurchtem Geſichte. Auf ſeinem langen, zottigen Haare ſaß ein kegelförmiger Strohhut, und der Bart war mindeſtens ſeit einem Monat nicht geſchoren. Halbſtiefeln, grobe, kurze Barchenthoſen, ein dunkelblaues Baumwollenhemd und ein rothſeidenes, um den Leib gewundenes Tuch machten ſeine Kleidung aus. In der Hand trug er eine mindeſtens zehn Ellen lange Peitſche, mit welcher er von Zeit zu Zeit unter derben Flüchen das vorderſte Ochſenpaar antrieb. Ein kleiner, übelausſehender Mann in zerlumpter Kleidung von derſelben Art trabte an der anderen Seite des Karrens, während drei große, grimmige Hunde unten angekettet waren. Das Ganze war eine auſtraliſche Wollenladung, bewacht vom Ochſentreiber und Ochſenwärter.

Nur wenige Minuten nachher bot ſich mir ein anderes, fremdartiges Bild. Auf prächtigen Pferden ſprengte eine Schaar ſonnenverbrannter Reiter heran, mit langen Bärten und flatternden Haaren, einige in alte Jagdwämſer, andere in bunte, wollene Hemden gehüllt. Faſt alle hatten geflickte Barchenthoſen an, und nur der jüngſte trug die weißen Hoſen ſorgfältig in die langen Stiefeln geſtopft. Einige ſchmauchten kurze Pfeifen, Alle aber waren äußerſt laut und aufgeräumt. Ihre Kleidung wäre mit einigen Thalern zu theuer bezahlt geweſen, während man ihre Pferde in England kaum für 100 Pfd. Sterling erhalten haben würde. Es war eine Schaar von Anſiedlern, welche, nachdem ſie ein oder zwei Jahre im Buſche verbracht hatten, nach der Hauptſtadt von Auſtralien kamen, um hier Geſchäfte zu machen und ſich für die bisherige Abgeſchiedenheit zu entſchädigen.

Noch auf manche abenteuerliche Perſönlichkeiten machte man mich aufmerkſam, auf Leute, welche als Deportirte hierher gebracht worden waren und nach ihrer Freilaſſung ein Vermögen von vielen Hunderttauſenden erworben hatten; ja man zeigte mir die Witwe Sam Terry's, eines Sträflings, welcher eine Million Pfund Sterling hinterlaſſen hatte.

Doch Sidney konnte mit ſeinem Leben und Treiben meine Wißbegierde

nicht vollkommen befriedigen. Nachdem ich Stadt und Umgegend durchſtrichen hatte, reiſte ich nach dem Süden, um in der Gegend von Wollongong mit den ſchwarzen Eingeborenen Auſtraliens zuſammenzutreffen. Hier trieben ſich dieſe ſchwarzen Ureinwohner müßig in großen Schaaren ohne Haus und Heimath, beinahe unbekleidet, umher. Bei einem Bache, einige 20 engliſche Meilen von der Stadt, war ein kleiner Trupp von ihnen mit Fiſchen, d. h. Harpuniren mit einer zweiſchneidigen Lanze, beſchäftigt. Elendere und widerlichere Weſen habe ich nie geſehen. Alle haben Geſichtszüge, die halb denen der Neger, halb denen der Malayen gleichen; krauſes, wirres Haar, niedrige Stirnen, kleine, trübe Augen, bläuliche Säuferlippen, hervorſtehende Backenknochen, eingeſunkene Backen, heraustretenden Mund, zurückgebogenes Kinn mit Bart überwachſen, mißgeſtaltete dünne Arme und Beine, ekelhaften Schmeerbauch und lange ſchmale Hände und Füße. Die Männer waren ziemlich groß, die Weiber winzig klein, die Kinder noch am erträglichſten. Die erſteren hatten bisweilen etwas an, das Anſpruch darauf machte, Kleider genannt zu werden, doch die meiſten waren beinahe nackt, blos in einen ſchmutzigen, grauen, wollenen Stoff, den die Regierung jährlich an ſie an der Königin Geburtstage austheilt, eingehüllt. Eine kleine Figur näherte ſich mir und präſentirte ſich als die Königin, „the queen“ (ſie ſprechen faſt alle verſtändlich engliſch), und ein garſtiger, alberner Kerl neben ihr ſtellte den König vor. Ihrer Majeſtät Länge betrug nicht über zwei Ellen, und die ganze Perſon in dem loſen, zerlumpten Stoffe läßt ſich am beſten mit einer von jenen Vogelſcheuchen vergleichen, welche man in Erbſenbeeten aufſtellt, und welche aus einer mit einigen flatternden Lumpen behängten Stange beſteht. Sich zur Erde niederneigend und mir ihr Kind zeigend, wiewohl ſie mir ſelbſt nicht eben älter als zwölf Jahre zu ſein ſchien, antwortete ſie auf meine Frage nach ihrem Alter: „Schwarze Menſchen zählen die Jahre nicht“, und bettelte mich mit rührendem Ausdruck um einen Schilling an. Als ſie ihn empfing und ihn nicht augenblicklich ihrem vielgeliebten Herrn und Gemahl, dem König, überreichte, verſetzte er ihr ſofort einen Schlag auf den Kopf mit einem Dinge, das einem Hute glich, ſo daß ſie ſich jammernd an einer Mauer niederwarf, wo ich ſie ſpäterhin noch antraf, indem ſie ein wenig harmoniſches Gaſſenlied herausſchrie.

Da ich mit dem Austheilen von kleinen Münzen noch freigebiger wurde, ließ ſich die ganze ſchwarze Geſellſchaft, in Allem aus 16 Perſonen beſtehend, herbei, mir im Mondſchein eine Scene aus dem bekannten „Corroboring“ vorzutanzen. In ſeiner Ganzheit ausgeführt, enthält dieſer Tanz ein Gemälde ihres ganzen Lebens mit deſſen abwechſelnden Ereigniſſen. Sie zünden ein Feuer in einer Entfernung von zehn Schritten an, bemalen Bruſt, Arme und Unterleib mit weißen Querſtrichen, ſo daß ſie wie abſcheuliche Skelette ausſehen, und verſinnlichen ſo ausgerüſtet bald ihre Kriege mit Angriff und Spießwerfen, bald den Zweikampf, bald die Känguruhjagd u. ſ. w. Ich ward blos mit der letzten bedient, die von zwei Schwarzen eröffnet wurde, welche das Männchen und Weibchen darſtellten, die bald einander lockten, bald einander biſſen und mit Haß und Wuth verfolgten, bis ein Dritter ſich zeigte, der ſtill ſteht und auf ſie lauert. Sie entdecken den Feind, ſuchen und nehmen die Flucht, werden aber von ſeinem Spieß durchbohrt und ſterben unter Zuckungen und einem heiſeren Grunzen. Das Ganze war eher abſcheulich als intereſſant.

Die ſchwarzen Eingeborenen ſind größtentheils verdrängt, wenigſtens vom Küſtenlande, wo man indeß überall in Waldbränden, die große Strecken verzehrt haben, Spuren von ihnen ſieht. Die, welche noch übrig ſind, halten ſich in der Nähe von Städten und Kolonien auf, wo ſie von allerlei Ueberbleibſeln leben oder obdachlos im Gebüſch umherſtreifen; höchſtens machen ſie

ſich aus Buſchwerk einen Schutz gegen den Wind und nähren ſich von Ameiſen, Beutelthieren, Gewürm, Blättern und Wurzeln. Es ſind gutmüthige Weſen, von denen man rührende Beiſpiele wahrer Ergebenheit und Treue gegen ihre weißen Freunde erzählt. Dagegen ſind die Eingebornen, welche in den inneren, von Europäern bisher wenig beſuchten Gegenden leben, wild und unverſöhnlich, und mehr als ein kühner Reiſender hat einen qualvollen Tod durch ihre Spieße gefunden. Ohne einen Begriff von einem höheren Weſen, nur in Furcht vor dem böſen Geiſt, Debldelb, ohne Obrigkeit, ohne Stammeintheilung, nimmt man mit Recht an, daß ſie vielleicht auf der niedrigſten Stufe der menſchlichen Bildung ſtehen. Man wird ſchwerlich Geſchöpfe antreffen, die, mit der Fähigkeit der Sprache begabt, dem Affen mehr als ſie gleichen. Bogen und Pfeile ſind ihnen unbekannt; ſie bedienen ſich blos der Spieße, welche ſie mit erſtaunlicher Fertigkeit werfen, der Schlägel, womit ſie Feinde und Weiber züchtigen, und einer eigenen Art von Waffe, des ſogenannten Bumerangs. Dies iſt ein ellenlanges rechtwinkeliges Stück Holz, welches ſie auf die merkwürdigſte Art werfen, bald gerade in die Höhe, worauf es eine ſchräge Richtung nimmt, bald horizontal, beinahe die Erde ſtreifend, worauf es in einem hohen Bogen zu dem Punkte zurückkommt, von wo aus es geworfen wurde.

Mit dieſer in ihren Händen gefährlichen Waffe vertheidigen ſie ſich, wie einfach ſie auch ſcheint, gegen jeden Feind und fällen ihre Beute, vornehmlich das Känguruh. Wenn man ihre gewaltigen Schlägel und die Kraft ſieht, womit ſie dieſelben gegen ihre widerſpenſtigen Frauen anwenden, erſtaunt man, daß dieſe ſolche Donnerſchläge überleben können. Man kann ſich dies indeß durch ihren ungewöhnlich dicken Hirnſchädel erklären, vermöge deſſen ſie ſich ohne ſonderliche Beſchwerde der ehelichen Züchtigung unterwerfen können.

Zum Theil nach Anderſon.

140. Das Gold in Auſtralien.

Die Zuſtände Auſtraliens geſtalteten ſich immer günſtiger, da ward Gold entdeckt und Alles wie durch einen Zauberſchlag verändert.

Schon mehrere Jahre früher war ein alter Mann, Mac Gregor, zu öfteren Malen von Bathurſt, einer Stadt in Weſt jenſeit der blauen Berge, dem Mittelpunkte einer weitausgedehnten Schafzucht, nach Sidney gekommen, und hatte kleine Stücke Gold mitgebracht, den Ort der Auffindung aber geheim gehalten. 1841 hatte Auſtraliens ausgezeichneter Geolog, Clarke, aus wiſſenſchaftlichen Gründen behauptet und konſtatirt, daß Gold beinahe ſich in allen Quarzen finde. Fortgeſetzte Unterſuchungen ſetzten dieſe Behauptung außer allen Zweifel. Nachdem die Goldentdeckung in Kalifornien 1848 die Welt mit betäubender Verwunderung betroffen und Tauſenden die Köpfe verdreht hatte, kam endlich 1851 die Botſchaft, daß man auch in Auſtralien Gold gefunden habe. Mr. Hargrave, welcher in Kalifornien geſehen hatte, daß die goldführende Erde der in Auſtralien glich, kehrte in der Abſicht, zu unterſuchen, ob ſeine Vermuthung ſich beſtätigen werde, dahin zurück, und am 12. Februar 1851 machte er die in mehr als Einer Hinſicht glänzende Entdeckung. Sein Anſuchen bei dem Gouvernement um eine Nationalbelohnung konnte nicht eher berückſichtigt werden, als bis der Chef der geologiſchen Unterſuchungen ſich von der Sache vergewiſſert hatte. Dies geſchah auf die vollſtändigſte und überraſchendſte Weiſe, worauf Hargrave mit 500 Pfund Sterling belohnt, zum Kommiſſar der Krone mit 350 Pfd. Sterling jährlichen Gehalts ernannt wurde, und die geſetzmäßige Obrigkeit des Territoriums ward.

Raſch, wie der Gedanke, griff die Goldwuth um ſich. Oeffentliche und

Privatarbeiten ſtockten, ſelbſt die Auswanderung nach Kalifornien war von Anfang an nichts gegen den nun erfolgenden Zulauf nach den hieſigen Minen; denn jenes Eldorado lag in der Ferne, und in dieſem hatte man weder mit wilden Thieren noch gegen ein rauhes Klima anzukämpfen; es befand ſich nur ein paar Tagereiſen von der Hauptſtadt, und in einer anmuthigen, ſchönen Gegend. Neue Goldlager wurden bald entdeckt. Die Beſinnung kehrte einigermaßen nach dem erſten Schwindel zurück; die Regierung begann ihrerſeits Vorkehrungen zu treffen, und fertigte eine Proklamation aus, wonach Jeder, der ohne erworbene Erlaubniß Gold grabe, geſtraft werden ſolle; das Recht dazu mußte von der Regierung gegen eine monatliche Abgabe erkauft werden. Im Mai und Juni nahm das Goldfieber zu. Die meiſten Goldgräber konnten Rechnung machen auf 1 Unze (= $^1/_{16}$ Pfund) und mehr täglich, vier Gräber gewannen 30 Unzen täglich, und im Laufe von drei Wochen hatte ein Mann 11,000 Thaler aufgegraben. Bei Turon brach ein ſchwarzer Schafhirt mit ſeinem Tomahawk ein Quarzſtück, das er ſeinem Herrn gab, der ſchnell nach demſelben Orte eilte und drei Stücke fand, wovon das größte einen Fuß im Durchmeſſer enthielt und 75 Pfund wog. Dies ergab einen Gewinn von 106 Mark reinem Golde, einen Werth von über 28,000 Thaler; die größte Goldmenge, die, ſo viel man weiß, damals auf einmal gefunden worden iſt. Zu derſelben Zeit ward Gold in Victoria entdeckt, und zwar in Mount Alexander, 50 engliſche Meilen von Melbourne. Nachrichten von erſtaunlichen Goldfunden folgten wie ein Donnerſchlag dem anderen, und die Hauptſtadt ward buchſtäblich von ihrer Bevölkerung verlaſſen; 30,000 Perſonen waren in kurzer Zeit über die Golddiſtrikte zerſtreut, und Hunderte folgten ihnen faſt täglich.

Es würde ermüdend ſein, der ſtufenweiſen Entwickelung der Goldgräberei bis zu der ſchwindelnden Höhe zu folgen, worauf ſie ſich jetzt befindet, alle die Stellen aufzuzählen, wo das glänzende Metall aufgegraben wird, endlich anzugeben, wie viele der armen Golddurſtigen dort ſchwitzen, arbeiten und dulden.

Wie ſchon zuvor bemerkt, gab die Aehnlichkeit der geologiſchen Beſchaffenheit mit den Golddiſtrikten Kaliforniens Veranlaſſung zu der Golderdeckung in Auſtralien. Als allgemeinen Satz ſcheint man annehmen zu können, daß das Gold in der Regel in Quarzen gefunden wird, die die Felſenmaſſen auf gewiſſe Art durchkreuzen. Ueberall, wo in den Felſen Hornblende und Bimsſtein eingeſprengt iſt, findet ſich das reichſte Lager, da das Gold wahrſcheinlich unter dem Einfluß vulkaniſcher Kräfte hervorgebracht wird. Wo ſich außer dem Felſen Alluvium und Quarzkies findet, kann man ſich Hoffnung auf Gold machen. Kaliforniens Goldſtaub giebt 89 bis $90_{/10}$ Procent reines Gold, Rußlands Goldſtaub bei Miask $89_{,35}$. Dagegen giebt der auſtraliſche z. B. von Wichlon $93_{,32}$ Procent. Wie in Kalifornien gräbt man Gold nicht allein in den Flußbetten, Sandhügeln und an Ufern, ſondern ſelbſt auf flachem Felde.

Die Art, das Gold zu gewinnen, iſt hier ganz dieſelbe wie in Kalifornien. Man gräbt in der Regel runde Löcher in die Erde, bis man auf den Felſengrund kommt, der auch hier aus Granit beſteht. Dieſe Löcher brauchen bisweilen nur wenige Zoll tief zu ſein, manchmal aber auch bis 40 Fuß. Von dem Grunde gräbt man weitumher Gänge oder ſogenannte Tunnels, um den Niederſchlag zu gewinnen.

In jedem Golddiſtrikte hat die Regierung entweder einen wirklichen, oder einen Vicekommiſſär, der die Erlaubnißſcheine ausfertigt, die Ordnung mit Hülfe einer nach der Volksmenge ſich richtenden Anzahl von Soldaten aufrecht erhält, auch die Verbrecher vor Gericht oder zur Strafe bei dem nächſten Rich-

terstuhl zieht. In späterer Zeit hat die Regierung in den wichtigsten Golddistrikten Goldeskorten von bewaffneter reitender Militärmacht eingerichtet, die, nachdem der Kommissär gegen Erlegung von 1 Procent des Werthes das Gold empfangen, gewogen und in mit Adressen versehene und versiegelte Beutel eingelegt hat, den Transport nach Sidney geleiten.

Hinsichtlich der Reichhaltigkeit der Goldgruben mögen einige wenige Beispiele genügen. Bei „Major Creek" wurden durch eintägiges „digging" 3—4 Unzen pro Mann gewonnen, und daher schreibt sich die Redensart, daß, „wenn die Reichthümer auch nicht unerschöpflich, doch unberechenbar sind". Bei Bingara wurden Klumpen von 5—6½, ja bis 14 Unzen Gewicht gefunden, und man hatte früher nirgends solchen Reichthum, wie dort gesehen. Bei Turon und Ophir wurden unglaubliche Goldmassen entdeckt. Bei Hanging Rock wurden in einem einzigen Monat 210 Erlaubnißscheine ausgefertigt. Aber noch reicher sind die südlichen Golddistrikte, und für den Augenblick zieht der Volksstrom unaufhaltsam nach Victoria.

Wie unglaublich ausgedehnt die Strecken auch sind, die schon bearbeitet werden und Gold in großen Quantitäten geben, so sind gleichwohl die, welche noch unbenutzt liegen, und wahrscheinlich große Reichthümer enthalten, noch umfangreicher. Ueberall, wo man in die Erde gräbt, hat man, auf Hunderte von Meilen Entfernung von den schon bearbeiteten Strecken, Gold gefunden, und es läßt sich nicht berechnen, wie viele Millionen Menschen sich hier fabelhafte Schätze ergraben können. Australien sendete in einem Jahre mehr als die Hälfte des Goldes nach Europa, das Kalifornien in vier Jahren ausgeführt hat.

Dies ist die lächelnde, herrliche, berauschende Seite der Sache. Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite. Betrachten wir auch sie! Wir wollen hier nicht das Bild aller der Opfer und Entbehrungen, denen sich die Goldgräber unterwerfen müssen, aller der Mißgeschicke und Unglücksfälle, denen sie ausgesetzt sind, heraufbeschwören. Bald stürzt der Regen in gewaltigen Güssen hernieder, die alle Gruben füllen und die Arbeit unmöglich machen; bald wird man von einer so langwierigen Dürre heimgesucht, daß Alles vertrocknet, die Thiere umkommen und alle Bearbeitung der Goldminen aufhören muß. Die Arbeiter sind dann genöthigt umherzuwandern und neue „claims" aufzusuchen, während des Wanderns Alles zuzusetzen, was sie sammelten, und nur Kummer und Elend zurückzubehalten. Befassen wir uns hier nur mit dem Unglück, was in Folge der „glücklichen" Entdeckung des Goldes im Allgemeinen entstanden ist. Der jährliche Gewinn eines Goldgräbers wird auf 450—650 Thaler angegeben; im Jahre 1854 belief er sich sogar auf 1500 Thaler. Die Gesammtausbeute von Victoria ward auf der Industrieausstellung zu London im Jahre 1862 durch einen vergoldeten Obelisken repräsentirt, der 45 Fuß hoch und an der Basis 10 Fuß ins Geviert ein Gewicht von mehr als 1½ Mill. Pfund veranschaulichen sollte, die Gesammtproduktion der Colonie von 1851 bis 1861, die mithin einem Werthe von 700 Mill. Thalern entsprach. Keine Goldlagerstätte der Erde hat so große Goldklumpen geliefert, als die australischen. 1858 fand man einen, welcher 20 Zoll lang, 12 breit und 7 hoch war und 184 Pfund wog, mithin den oben bemerkten noch beträchtlich übertraf. Man verkaufte ihn für 70,000 Thlr. Australien und Neuseeland lieferten zu der Goldausbeute der ganzen Erde im Jahre 1866, im Betrage von 200 Mill Thalern, für 80 Mill. Thaler, mithin zwei Fünftel dieser Gesammtausbeute.

Nach N. J. Andersson.

141. Neuſeeland und ſeine Bewohner.

Vor uns liegt Neuſeeland, zwei Inſeln von einem Flächenraume von 2850 Quadratmeilen. Die nördliche, Ahi-na-Maui, iſt am bekannteſten und macht den ſchönſten Theil Neuſeelands aus; die ſüdliche, eigentlich mittlere, da eine kleine Inſel die ganze Gruppe ſchließt, bildet gegen die erſtere einen auffallenden Gegenſatz. Sobald man den Fuß über die Cooksſtraße geſetzt hat, welche beide von einander ſcheidet, verändert ſich das Panorama. Ungeheure Gebirgsmaſſen, deren nackte Gipfel hoch in die Wolken reichen und ſich meiſt unter ewigem Schnee vergraben, decken die Oberfläche. Die Abhänge ſchmückt ein herrlicher Pflanzenwuchs, aber jäh und drohend iſt ihr Fall zur Meeresküſte. Kein Fluß vermag auf dieſen ſchroffen Abhängen ein Bett zu ziehen, das zuſammengelaufene Quell- und Schneewaſſer ſtürzt als Wildbach von Cascade zu Cascade in das Meer hinab. Man muß Augenzeuge eines ſo furchtbaren Anblicks ſein, um die Scenen von Unordnung und Wildheit, die wahrſcheinlich durch unterirdiſche Feuer und Erdbeben hervorgebracht worden ſind, zu begreifen. Am furchtbarſten iſt die Weſtküſte der ſüdlichen großen Inſel. Sie zeigt ſich nur als öde Hochfläche; über ihr ein trauriger Himmel, ſtete Stürme umtoſen ſie und fürchterliche Strömungen peitſchen ihre Geſtade. Dichte Wälder bedecken die Abhänge der Berge beider Inſeln, und die rieſige Kauri-Fichte findet ſich häufig. Nirgends trifft man ein giftiges Gewürm oder ein den Menſchen gefährliches Raubthier. Die Luft iſt geſund, feucht und mild. Der fruchtbare Boden trägt nicht allein eine Menge inländiſcher Gewächſe, unter denen der von uns in Menge verbrauchte neuſeeländiſche Flachs am bekannteſten iſt, ſondern auch faſt alle europäiſchen Getreidearten und Früchte. Die Wälder ſind wahrhaft prachtvoll und von den neuholländiſchen gänzlich verſchieden. — Merkwürdig ſind die Farrenkräuter, welche den Boden beider Inſeln überwuchern und die oft neun bis zehn Fuß hoch werden; ja es giebt ſogar einen Farrenkrautbaum, welcher die Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht.

Doch nicht nur das Land, auch die Bewohner deſſelben ſind merkwürdig. Wie könnten ſie wohl anders als die Natur ihres Landes ſein, rauh und wild? Ihr Sinn iſt feſt und ſtarr, wie das Geſtein ihrer Felſen; ihre Leidenſchaften ſchäumen jach und unbändig, wie ihre Waſſerfälle. Es iſt ein großer, wohlgebildeter, kraftvoller Menſchenſchlag, das Auge ſchwarz und lebhaft, die Zähne ſchön und weiß wie Elfenbein, die Geſichtszüge regelmäßig und angenehm. Das ſchwarze Haar fällt in reicher Lockenfülle herab, die Hautfarbe iſt hellbraun und ähnelt der der Bewohner des ſüdlichen Europa. Der Neuſeeländer iſt tätowirt, beſonders ſchön und reich, ſobald er ein vornehmer Mann iſt. Gleichwohl iſt dieſe Tätowirung eine ziemlich ſchmerzhafte Operation, da ſie nicht in Stichen, ſondern in Schnitten ausgeführt wird. Geſicht und Bruſt ſind die vorzüglichſten Stellen, und große Krieger laſſen ſich nach jedem Feldzuge neue Tätowirungen am Körper anbringen, um noch in ſpäteren Zeiten eine Erinnerung an ihre Thaten zu haben. Man hat eigene Künſtler, welche ſich nur mit Tätowirungen abgeben und eine vorzügliche Gewandtheit in der Herſtellung regelmäßiger Formen beſitzen. Sie bedienen ſich hierzu eines ſcharfen Knochens, der bisweilen noch mit einigen Zähnen verſehen iſt. Man ſetzt ihn auf die Haut und ſchlägt mit einem Stäbchen darauf, damit er tief genug eindringe. Da hierbei öfters Blutungen entſtehen, ſo wartet man, bis dieſelben geſtillt ſind, worauf man die Furchen mit einem in Farben getauchten Pinſel beſtreicht. Dieſe Operation wird nicht auf einmal, ſondern

nach und nach gemacht. Bei Verträgen mit Häuptlingen vertritt die Abzeichnung der Tätowirung, Moko genannt, die Stelle der Unterschrift. Frauen dürfen sich nur wenig tätowiren, Sklaven gar nicht.

Der Charakter des Neuseeländers ist ein Verein von guten und schlechten Eigenschaften, eine Mischung von Sanftmuth und Grausamkeit, die ihn zum furchtbarsten Kannibalen macht. Ist er ruhig, so zeigt sein Gesicht Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, geräth er in Zorn und Wuth, so ist jeder Zug, jede Geberde völlig entstellt. Rachsucht ist seine erste Leidenschaft und bildet den Hauptzug des Charakters. Die kleinste Beleidigung — er kann sie nicht vergessen; vergilt er sie nicht, so geschieht's durch Kinder und Kindeskinder. Von Geschlecht zu Geschlecht erbt das Andenken daran fort und wird noch in späteren Zeiten als Vorwand zu einem feindlichen Angriffe benutzt. Dem Tode trotzt er mit Kaltblütigkeit und Muth, doch ist er in seinen Kämpfen weniger tapfer, namentlich den europäischen Waffen gegenüber, als verschlagen und gewandt. Menschenfleisch ist seine Lieblingsspeise. Ein Missionär sah einst nach einem hitzigen Treffen 60 Oefen errichtet, und in allen lagen Menschenleichname zum Schmausen. Es giebt Beispiele, daß Krieger in der Wuth des Kampfes sich über den gefallenen Feind stürzten und das aus der klaffenden Wunde herausströmende Blut mit der Gier eines Raubthieres aufschlürften. Gefangene band man nicht selten an einen Baum, um das von den Gliedern abgeschnittene, noch zuckende warme Fleisch zu essen und das in Bechern aufgefangene Blut zu trinken. Die Köpfe erschlagener Feinde steckte man auf Stangen und trug sie als Siegeszeichen herum; der Hände bediente man sich als Haken in den Hütten. Schon die Kinder werden gegen den Anblick menschlicher Glieder abgestumpft, und man sah dieselben mit abgeschnittenen Gliedern spielen oder den Kopf eines Sklaven sich als Ball zuwerfen. So werden sie gefühllos selbst gegen die eigenen Freunde. Stirbt ein Mann, so beraubt man die Weiber alles ihres Eigenthums, daher nehmen sich viele das Leben oder sitzen an seinem Grabe und stoßen und schneiden sich tiefe Wunden in den Leib. Neugeborne Kinder, besonders die Mädchen, werden häufig getödtet, und vielleicht ist unter drei Weibern Neuseelands stets eine, welche ein oder mehrere Kinder getödtet hat. Der Mann hat das Recht über das Leben seiner Frau. Dasselbe Recht oder vielmehr Unrecht besitzt eine jede Herrschaft über das Leben der Sklaven, deren Loos im Uebrigen leidlich ist. Aber wehe ihnen, wenn sie den Versuch machen wollten, sich durch die Flucht zu befreien! Ein englischer Kaufmann war Zeuge einer solchen Scene. Ein 15jähriges Sklavenmädchen war drei Tage ohne Erlaubniß weggeblieben. Da tritt sie wieder in die Hütte, die Frau aber ruft einen Knecht und befiehlt ihm, sie zu tödten. Ein Keulenschlag auf die Stirn streckt sie nieder, ihr Leichnam ward an demselben Abend — zur Mahlzeit gebraten. Alles menschliche Gefühl empört sich in uns, wenn wir derartige Vorfälle, welche zu den gewöhnlichen gehören, von den zuverlässigsten Personen erfahren. Leidenschaft, Haß, Verachtung von Menschenleben und Aberglaube fordern unzählige Opfer. Da ist der Sohn eines Häuptlings krank, kein Mittel fruchtet, die Krankheit will nicht weichen. Man räth zartes Menschenfleisch und der Vater tödtet einen 14jährigen Knaben und setzt das Fleisch dem kranken Sohne vor. Da es nicht half, so gedachte man es schon mit Mädchenfleisch zu versuchen, als ein christlicher Missionär noch dazwischen trat und das arme Opfer vorm sichern Tode errettete. Allgemein ist der Glaube, daß die Gesundheit des Getödteten auf den Kranken übergehe, und zwar besonders, wenn man Gehirn und Augen desselben verzehrt, in welchem Falle

man auch vom Geiſte deſſelben in der andern Welt nicht gemartert werden könne. — Der Handel mit tätowirten Menſchenköpfen war vor etwa 40 Jahren gar nicht unbedeutend. Die Geſichtszüge ſind ſehr wohl erhalten, Haare und Bart ganz unverſehrt, nur die geſchloſſenen Augen geben dem Ganzen das Anſehen einer Leiche. Ehemals beſchränkte man ſich darauf, die Köpfe verſtorbener Freunde aufzuheben; als man aber merkte, daß Europäer darnach als Merkwürdigkeiten begierig waren und man dieſe Familienheiligthümer nicht gern weggeben wollte, ſo bereitete man die Köpfe der Feinde oder der andern Erſchlagenen auf ähnliche Weiſe und brachte ſie öffentlich auf die von Europäern beſuchten Märkte, ſelbſt nach Sidney.

142. Ein Beſuch auf Tahiti.

Die Geſellſchaftsinſeln waren vor faſt hundert Jahren in dem Munde aller Gebildeten. Vieles iſt ſeitdem anders geworden, namentlich jetzt, wo das Chriſtenthum auf der ganzen Gruppe eingeführt worden und die Inſulaner unter der Oberherrſchaft Frankreichs ſtehen. Dennoch giebt es noch ſo Vieles, was an das Sonſt erinnert, deshalb konnte ich mich nicht enthalten, Tahiti, die größte Inſel der vielgerühmten Gruppe, zu beſuchen. — Die Einfahrt in den Hafen von Tahiti, Papeiti, iſt eine der gefährlichſten. Ein Wall von Corallenriffen umgiebt ihn gleich einer Feſtung, wild ziſchend und brauſend ſchlägt die Brandung von allen Seiten auf ihn ein, ſo daß nur ein ſchmaler Raum für die Einfahrt offen bleibt. Ein Looſe kam uns entgegen, und ſo ungünſtig auch der Wind war, dennoch brachte er uns glücklich in den Hafen. Zahlreiche Zuſchauer am Ufer hatten unſere Einfahrt nicht ohne Beängſtigung betrachtet; als wir ſpäter ohne Unfall ans Land geſtiegen waren, wünſchte man uns herzlich Glück. Noch waren die Anker nicht gefallen, und ſchon umgab uns ein halbes Dutzend Piroguen, alle mit Indianern gefüllt, welche von allen Seiten gelenk auf das Verdeck kletterten und uns Früchte und Muſcheln anboten, freilich nicht wie vormals den Gefährten Cooks, für rothe Tuchlappen und Glasperlen, ſondern für Geld und zwar ziemlich bedeutende Summen. Ich bot einem Indianer ein bronzenes Ringelchen für ſeine Früchte; er beſah und berach es, ſchüttelte den Kopf und gab mir deutlich zu verſtehen, daß es nicht von Gold ſei, war aber ſofort erbötig, den Handel für einen anderen, jedoch goldenen Ring, welchen er an meiner Hand bemerkte, abzuſchließen, wenn ich ihm dieſen geben wolle.

Papeiti, ein raſch emporblühender Ort von 4000 Einwohnern, war von franzöſiſchen Militärs gefüllt, und mehrere franzöſiſche Kriegsſchiffe lagen im Hafen. Nur mit Mühe gelang es mir, nachdem ich vorher von Hütte zu Hütte gegangen war, ein Plätzchen in der Wohnung eines Zimmermannes zu erhalten. Die Hütte der Inſulaner iſt höchſt einfach und beſteht aus einem auf Pfählen ruhenden Palmblätterdache. Nur die beſſeren haben eine Wand von Stacketen, welche ein einziges Gemach von 20—50 Fuß Länge und 10—30 Fuß Breite bilden. In ihr wohnen oft drei bis vier Familien friedlich beiſammen. Der Tahitier iſt ein ausgezeichnet kräftiger und ſtarker Menſch, die Geſichtszüge der Männer ſind hübſcher als die der Frauen, alle aber haben ſchöne Zähne und dunkle glänzende Augen, doch einen großen Mund, dicke Lippen und häßliche Naſen, indem ſchon dem neugebornen Kinde, beſonders den Mädchen, die Naſenknorpel flach und breit gedrückt werden. — Ein kohlſchwarzes, dichtes, aber grobes Haar, bei Mädchen und Frauen in ein oder zwei Zöpfe geflochten, wallt vom Scheitel herab. Die Hautfarbe iſt kupferbraun, alle ſind

tätowirt und die Zeichnungen arabeskenartig, meist regelmäßig und kunstvoll zusammengesetzt und geschmackvoll ausgeführt. Der Anzug der Insulaner ist seit ihrer Bekehrung zum Christenthume ziemlich anständig, besonders in der Gegend von Papeiti. Männer und Frauen tragen den Pareo, eine aus farbigem Zeuge um die Lenden geschlagene, bei den letzteren bis an die Knöchel, bei den ersteren dagegen bis über die Schenkel reichende Schürze. Ueber ihr tragen die Männer ein kurzes farbiges Hemd und weite Beinkleider, die Frauen aber eine lange faltenreiche Blouse. Beide Geschlechter schmücken die stark durchstochenen Ohrläppchen mit natürlichen Blumen, sowie das Haar mit höchst kunstvoll und zierlich verfertigten Blätter- und Blumenkränzen.

Eines Sonntags betrat ich das hölzerne Bethaus, um diese Christen bei ihrer Andacht zu beobachten. Alle, Männer und Frauen, legten vor dem Eintritt in das Gotteshaus ihren Blumenschmuck ab, um sich erst beim Ausgange wieder mit ihm zu zieren. Die meisten nahmen am Gesange Antheil und zeigten große Andacht; als aber die Predigt begann, äußerte sich ein allgemeines Geräusch; die Kinder spielten, schäkerten und aßen, die Erwachsenen schwatzten und schliefen. Einige Tage nachher hatte ich Gelegenheit, sie auf einem Balle zu beobachten. Nirgends sind mir schroffere Gegensätze von Kunst und Natur vorgekommen: die elegant gekleidete Französin tanzte hier neben der plumpen, braunen Indianerin; der Offizier in voller reicher Uniform neben dem halbnackten Insulaner. Viele der Eingebornen hatten zwar an diesem Abende weite weiße Hosen an und ein Hemd darüber, doch gab es auch Andere, die außer dem Pareo und dem kurzen Hemd kein Kleidungsstück weiter trugen. Selbst die Königin Pomare war zugegen, eine große, ziemlich plump aussehende Frau von gegen 40 Jahren. Sie trug eine Art Blouse von himmelblauem Atlas, Jasminblüthen in den Ohren und einen Blumenkranz im Haar. Für diesen Abend hatte sie ihre Füße in Strümpfe und Schuhe gezwängt, während sie außerdem barfuß geht. Ihr Gemahl, in französische Generalsuniform gekleidet, war gleichfalls zugegen, sowie auch der König einer benachbarten Insel, eine ziemlich komische Figur in weiten, aber kurzen weißen Beinkleidern und einem Rocke von schwefelgelbem Kattun; außerdem gingen Seine Majestät barfuß. Bei diesem Feste lernte ich auch Tati, einen der vornehmsten Häuptlinge der Insel, kennen, welcher mich ersuchte, ihn nach seiner Rückkehr zu besuchen. Er war ein beinahe neunzigjähriger Greis und erinnerte sich noch sehr gut der zweiten Landung Cook's, mit welchem sein Vater, damals erster Häuptling, Freundschaft geschlossen und nach tahitischer Sitte den Namen getauscht hatte. Wie die Königin Pomare einen Gehalt von 25,000, so erhält Tati einen von 6000 Franken von der französischen Regierung. Auf dieser Reise lernte ich auch die Schönheiten der Insel kennen. Sie ist auf allen Seiten von schönen Gebirgen durchzogen, deren höchster Gipfel über 6000 Fuß Höhe hat. Rund um die Gebirge schlingt sich ein 4—600 Schritt breiter bewohnter Gürtel, in welchem ganze Waldungen der schönsten Fruchtbäume sich vorfinden. Nirgends auf meinen weiten Reisen fand ich Brotfrucht, Mango, Orange und Guave so trefflich als hier, und mit der Kokosnuß ging man so verschwenderisch um, daß man nur das süße Wasser des Innern trank, Kern und Schale aber wegwarf. — Und wie die Oberfläche der Insel, so auch der Meeresgrund. Unser Boot glitt über zahllose Untiefen hinweg, über welchen das Wasser durchsichtig und klar wie Krystall war, so daß man jedes Steinchen am Grunde sehen konnte. Da gab es in schönster Zusammensetzung ganze Gruppen von farbigen Korallen und Madreporen von unvergleichlicher Farbenpracht. Ich sah riesige Blumen, Blüthen und Blätter, sowie Schwämme jeder Art, und niedliche,

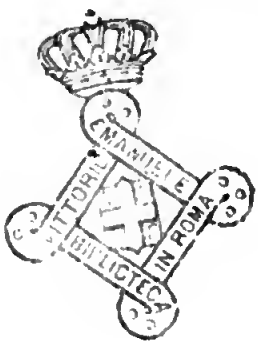
farbige Felsgruppen. Wunderbare Muscheln hingen an ihnen oder lagen daneben auf dem Grunde, und kleine bunte, kaum 4 Zoll lange Fischchen schimmerten in einem Farbenspiele, wie ich Aehnliches noch nie gesehen hatte.

Auf dieser Reise wohnte ich auch einem tahitischen Gastmahle bei, welches der Sohn des alten Tati zu Ehren seines Vaters gab. Es bestand in einem jungen Schweinchen, das in einer nicht tiefen, mit Steinen ausgefüllten Grube zubereitet ward. Die Steine wurden durch ein tüchtiges Feuer glühend gemacht, dann das Schwein darauf gelegt, aufgeschnittene Brotfrüchte daneben und zuletzt Alles mit einer Lage von glühenden Steinen, grünen Blättern und Zweigen verdeckt.

Während nun die Speisen zwischen den Steinen schmorten, machte man die Tafel zurecht. Eine Strohmatte ward auf dem Boden ausgebreitet und mit großen Blättern belegt, jeder Gast bekam eine halb mit Miti, einem säuerlichen, aus der Kokospalme gewonnenen Getränke gefüllte Kokosschale. Anderthalb Stunden waren vergangen, als man die Speisen ausgrub. Mit Blitzesschnelle, wenn auch nicht kunstgerecht und appetitlich, ward das Schwein in so viel Stücke zerlegt, als Gäste anwesend waren. Jeder derselben erhielt diesen seinen Antheil nebst einer halben Brotfrucht auf einem großen Blatte gereicht. Nur der Gastgeber, Tati's Sohn, befand sich nicht unter den Gästen, da die tahitische Sitte nicht erlaubt, daß Aeltern und Kinder zusammen speisen. Hier traf den alten Tati eine Trauernachricht: einer seiner Söhne war vor einigen Tagen gestorben, und man erwartete nur den Vater, um dem Todten die letzte Ehre zu erweisen.

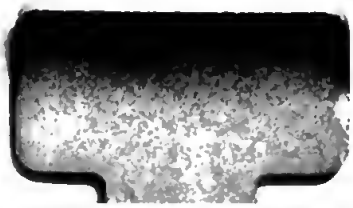
Wir brachen am folgenden Morgen nach der Hütte des Verstorbenen auf. Der Leichnam lag in einem schmalen Sarge auf einer niedrigen Bahre und war mit einem weißen Leinwandtuche überdeckt. An der Bahre lagen auf ausgebreiteten Strohmatten einerseits die Kleidungsstücke, das Trinkgefäß, das Messer u. s. w. des Verstorbenen, andererseits aber die zur Schau ausgestellten Geschenke, welche nach alter tahitischer Sitte die Freunde und Verwandten dem Verstorbenen noch darbringen. Da gab es ganze Haufen von Hemden, Pareos, Stücken Zeug u. s. w., so daß man leicht einen ganzen Kramladen damit hätte ausrüsten können. Auch ich fügte ein neues Taschentuch hinzu. — Das Begräbniß fand einige Tage nachher statt. Der Priester hielt am Grabe eine kurze Rede, dann ward der Sarg eingesenkt, und nun warf man die Strohmatten, die Kleider des Verstorbenen, sowie einige der Geschenke ihm in die Grube nach. Die Verwandten waren eben so gleichgiltige Zuschauer als ich. Der Friedhof selbst lag ganz in der Nähe eines Moraï. Dies sind die vormaligen Begräbnißstätten der Indianer, kleine viereckige Plätze, welche von 3—4 Fuß hohen Steinwänden eingefaßt sind. Hier lag in den Zeiten des Heidenthums der Verstorbene auf einem hölzernen Gerüste so lange, bis sich das Fleisch von den Knochen getrennt hatte, worauf man die letzteren sammelte und an einsamer Stelle begrub.

Nur wenige Tage darauf verließ das Schiff den Hafen von Papeiti, ein günstiger Wind schwellte die Segel, und bald war der Hochgipfel des zauberischen Eilandes meinen Blicken entschwunden. Nach Ida Pfeiffer.



Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

HAG 2015093



Digitized by Google